





ALDERMAN LIBRARY  
UNIVERSITY OF VIRGINIA  
CHARLOTTESVILLE, VIRGINIA

UNIVERSITY OF VIRGINIA



# Prinz Eugen

## von Savoyen.

---

Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive

von

Alfred Ritter von Arneth.

Zweiter Band.

1708—1718.

Mit Porträts und Schlachtplänen.

Neue Ausgabe.

---

Wien.

G. B. Grisebach.

1888.

D  
274  
.E8A73  
1888

Bd. 2



# I n h a l t.

## Erstes Capitel.

	Seite
Nachblick auf das Jahr 1707 . . . . .	1
Begehren der Entsendung Eugens nach Spanien . . . . .	2
Gründe ihrer Ablehnung . . . . .	6
Wirkung derselben . . . . .	8
Eugens Absendung nach dem Haag . . . . .	10
Seine Rückkehr nach Wien. Verschiedene Parteien am Kaiserhofe . . . . .	12
Fürst Leopold Matthias Lamberg . . . . .	13
Graf Leopold Trautson . . . . .	14
Guido Starhemberg. Leopold Schül . . . . .	15
Eugen begibt sich nach dem Kriegsschauplatze. Feldzug 1708 . . . . .	16
Er eilt seinem Heere nach den Niederlanden voraus . . . . .	18
Sein Zusammenreffen mit Marlborough . . . . .	19

## Zweites Capitel.

Treffen von Oudenarde . . . . .	22
Fernere Kriegsunternehmungen . . . . .	26
Belagerung von Lille . . . . .	28
Marshall Boufflers . . . . .	29
Gegenoperationen der Franzosen . . . . .	30
Marshall Berwick . . . . .	31
Vergiftungsversuch gegen Eugen . . . . .	33
Seine Verwundung beim Sturme auf Lille . . . . .	36
Lob der Mutter Eugens . . . . .	37
Eroberung der Stadt Lille . . . . .	39
Belagerung der Citadelle von Lille . . . . .	41
Unternehmung des Kurfürsten von Baiern auf Brüssel . . . . .	42
Einnahme der Citadelle von Lille . . . . .	43
Eroberung von Gent und Brügge . . . . .	44

## Drittes Capitel.

Verhandlungen im Haag über die Fortsetzung des Krieges . . . . .	47
Frankreichs Friedensvorschlge . . . . .	49
Berathungen über dieselben in Wien . . . . .	51

# IV

	Seite
Vorschlag dem Prinzen die Statthaltertschaft von Holland zu entziehen . . . . .	55
Abicht ihm zum Statthalter der Niederlande zu ernennen . . . . .	57
Eugens Verhandlungen im Haag . . . . .	60
Begehren der Verbündeten . . . . .	65
Ablehnung derselben von Seite Frankreichs . . . . .	67

## Viertes Capitel.

Feldzug 1709. Erstörung der Feindseligkeiten . . . . .	70
Der Marschall Villars . . . . .	71
Belagerung von Tournay . . . . .	73
Eroberung dieser Festung. Belagerung der Citadelle von Tournay . . . . .	75
Einnahme derselben . . . . .	77
Belagerung von Mons . . . . .	78
Schlacht von Malplaquet . . . . .	79
Eugens Verwundung . . . . .	85
Einnahme von Mons . . . . .	90
Ende des Feldzuges. Ereignisse in Spanien . . . . .	91
Begebenheiten in Italien und Deutschland . . . . .	92

## Fünftes Capitel.

Demission des Fürsten von Salin. Ernennung Trautsons zum Obersthofmeister. . . . .	95
Neue Einrichtung der Conferenz. Cardinal von Sachsen-Weiz. Fürst Hans Adam von Fichtenstein . . . . .	96
Die Grafen Martini, Walstein, Starckenberg und Schönborn . . . . .	97
Donationen an Eugen und Andert . . . . .	100
Berathungen über die Friedensvorschläge . . . . .	102
Statthalterchaft der Niederlande . . . . .	106
Kleihe in England . . . . .	107
Stand der Dinge in Ungarn . . . . .	108
Politische Stellung des Kaiserhauses . . . . .	111
Verhältniß zu Rußland . . . . .	112
Stellung zu Preußen . . . . .	114
Eugens Reise nach Berlin . . . . .	115
Verhandlungen zu Gertrudenberg . . . . .	116

## Sechstes Capitel.

Feldzugsplan für das Jahr 1710 . . . . .	118
Belagerung von Douay . . . . .	123
Einnahme dieser Festung . . . . .	127
Abbruch der Gertrudenberg'schen Verhandlungen . . . . .	130
Eroberung von Bethune . . . . .	131
Einnahme von Aves und St. Venant . . . . .	133
Der Cardinal Bouillon . . . . .	134
Der Großprior Philipp von Neubourg . . . . .	136



## Stehendes Capitel.

	Seite
Ergebnisse in England . . . . .	141
Wirkung derselben auf die allgemeinen Angelegenheiten . . . . .	147
Stand der Dinge in Spanien . . . . .	148
Vorgänge in Ungarn . . . . .	155
Entsendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten an Eugen . . . . .	158
Anwesenheit des Carl Peterborougs in Wien . . . . .	159
Eugens Abreise nach den Niederlanden . . . . .	162

## Achstes Capitel.

Tod des Kaisers Joseph I. . . . .	168
Einsetzung der Kaiserin Mutter als Regentin . . . . .	168
Eugen begibt sich zur Reichsarmee . . . . .	167
Verhältniß Eugens zu König Carl . . . . .	168
Seine Reise nach den Niederlanden . . . . .	171
Pacificatio von Ungarn durch den Eszthamer Vertrag . . . . .	173
Einnahme von Runkels . . . . .	176
Vorgänge in den Niederlanden . . . . .	177
Eugens Rückkehr an den Oberrhein . . . . .	178
Er bringt auf Karls Einschiffung nach Deutschland . . . . .	180
Königin Elisabeth. Ihre Ernennung zur Regentin von Catalonien . . . . .	181
Carls Ankunft zu Mailand und Wahl zum Kaiser . . . . .	188
Zusammenkunft mit Eugen in Innsbruck . . . . .	186
Berathungen über die Ereignisse in England . . . . .	187
Ausweisung des Grafen Gallas von dort . . . . .	189
Beschluß Eugens nach England abzusenden . . . . .	191

## Neuntes Capitel.

Eugens Reise nach dem Haag . . . . .	194
Seine Einschiffung nach England . . . . .	196
Zusammenkunft mit Marlborough . . . . .	196
Der Staatssecretär St. John . . . . .	199
Eugens Audienz bei der Königin . . . . .	200
Robert Harley Graf von Oxford . . . . .	201
Eugens Verhandlungen mit den Ministern . . . . .	202
Erste Denkschrift des Prinzen . . . . .	208
Dessen zweite Denkschrift . . . . .	207
Eugens dritte und vierte Denkschrift . . . . .	209
Seine geheime Verhandlung mit dem Grafen Oxford . . . . .	211
Eugens fünfte Denkschrift . . . . .	213
Beschlußgängen wider den Prinzen . . . . .	215
Seine Rückkehr nach Holland . . . . .	217

## Zehntes Capitel.

Vorbereitungen zum Feldzuge 1712 . . . . .	218
Eugen und der Herzog von Ormond . . . . .	219

	Seite
Fortbauer der geheimen Verhandlungen mit England . . . . .	221
Aufkündigung solcher mit Frankreich . . . . .	222
Beginn der Kriegsoperationen . . . . .	223
Weigerung D'Amboise sich in eine Schlacht einzulassen . . . . .	226
Schritte Eugens sich der in englischem Solde bestehenden Hülfstruppen zu versichern . . . . .	230
Erklärungen der Commandanten derselben . . . . .	233
Eroberung von Quenoy . . . . .	237
Landesbesetzung des Kaisers Hiefür . . . . .	239
Eugens Vorschläge zu ferneren Unternehmungen . . . . .	240
Widerstreben der Engländer . . . . .	241
Sendung des Grafen Strafford nach dem Lager . . . . .	242
Trennung der englischen Streitkräfte von Eugens Heere . . . . .	247

**Elftes Capitel.**

Fernere Unternehmungen Eugens . . . . .	249
Sein Verhältniß zu den Holländern und den Hülfstruppen . . . . .	250
Angriff des Marschalls Villars auf Lord Albemarle . . . . .	253
Niederlage und Gefangenennahme desselben . . . . .	255
Albemarle's Vertheidigung durch Eugen . . . . .	256
Verlust von St. Amand und Marchiennes . . . . .	257
Vorschläge Eugens und Widerstand der Holländer . . . . .	258
Verlust von Douay und Quenoy . . . . .	263
Beendigung des Feldzuges . . . . .	266
Eugens Verhandlungen im Haag . . . . .	269
Veränderungen in der Politik des Kaisers . . . . .	272
Bratislawa's Tod . . . . .	274
Fürst Anton Florian von Piefenstein . . . . .	275
Entschluß des Kaisers zur Fortsetzung des Krieges . . . . .	277
Unruhiger Frieden . . . . .	281

**Zwölftes Capitel.**

Eröffnung des Feldzuges 1713 am Rheine . . . . .	283
Zustand der Streitkräfte daselbst . . . . .	284
Belagerung Landau's durch die Franzosen . . . . .	288
Fall dieser Festung . . . . .	293
Villars durchbricht die Linien im Schwarzwalde . . . . .	295
Er belagert Freiburg . . . . .	299
Unglückliche Vertheidigung der Festung . . . . .	302
Capitulation von Freiburg . . . . .	305

**Dreizehntes Capitel.**

Friedensvorschläge von Seite Frankreichs . . . . .	307
Beseitigung Eugens zur Föhrung der Verhandlungen . . . . .	311
Sein Zusammentreffen mit Villars in Rastadt . . . . .	314



## VII

	Seite
Gang der Verhandlungen . . . . .	316
Punkte, welche Deutschland betreffen . . . . .	316
Verhandlung über die Angelegenheiten Cataloniens . . . . .	332
Abreise Eugens und des Marschalls Villars von Kaspadt . . . . .	337
Ihre Rückkehr dorthin und Abschluß des Friedens . . . . .	338

### Vierzehntes Capitel.

Zufriedenheit des Kaisers mit Eugen . . . . .	343
Stimmen über den Kaspadter Vertrag . . . . .	344
Die spanische Umgebung des Kaisers . . . . .	346
Einsetzung des spanischen Rathes . . . . .	349
Der Erzbischof von Valencia . . . . .	350
Romes und Perias . . . . .	351
Graf Rochus Stella . . . . .	352
Graf Michael Althaus . . . . .	353
Graf Ernst Friedrich von Windischgrätz . . . . .	356
Graf Leopold Schlit . . . . .	357
Graf Friedrich Karl Schönbarn . . . . .	358
Plan eines Angriffes auf die spanischen Colonien . . . . .	360
Tod der Königin Anna und Thronbesteigung Georg I. . . . .	362
Abschluß des Babener Friedens . . . . .	364
Eugens Verhältniß zu Villars . . . . .	365
Fall von Barcelona . . . . .	366
Statthalterchaft von Mailand . . . . .	369
Marschese Pietro Visconti . . . . .	370
Marschese Giorgio Eliazi und Marschese Giulio Visconti . . . . .	371
Eugen legt Mailands Statthalterchaft nieder . . . . .	374
Er wird zum Generalgouverneur der Niederlande ernannt . . . . .	375

### Fünfzehntes Capitel.

Verhältniß des Kaisers zu Carl XII. von Schweden . . . . .	376
Eugens Urtheil über denselben . . . . .	377
Stellung zur Pforte . . . . .	381
Abschluß des Bündnisses mit Venedig . . . . .	382
Vorbereitungen zum Feldzuge 1716 wider die Türken . . . . .	384
Feldmarschall Graf Guido Starckenberg . . . . .	386
Kabutin, Darn, Feister, Pálffy . . . . .	386
Alexander von Sittenberg, Prinz von Braunschweig-Bevern, Graf Mercy . . . . .	388
Bergémi, Eßelholz, Banée, Martinikaa Starckenberg . . . . .	389
Eröffnung des Feldzuges . . . . .	390
Schlacht bei Peterwardein . . . . .	395
Belagerung von Temeswar . . . . .	403
Einnahme der Festung . . . . .	403
Befehdung Eugens mit dem vom Papste geweihten Hute und Degen . . . . .	409

# VIII

Kriegerische Unternehmungen gegen die Balaschei und Kolbau . . . . .	Seite 411
Die Kaiserin Katharina und Graf Petrasch . . . . .	412
Schluß des Feldzuges . . . . .	414

## Sechstes Capitel.

Friedensanträge der Pforte . . . . .	415
Eugen erklärt sich gegen dieselben . . . . .	418
Wiederbeginn der Feindseligkeiten . . . . .	419
Gefangennehmung des Oberlieutenants Ernst Petrasch . . . . .	420
Beginn des Feldzuges 1717 . . . . .	422
Eugen führt sein Heer über die Donau . . . . .	423
Belagerung von Belgrad . . . . .	425
Anmarsch des türkischen Entsatzheeres . . . . .	431
Schlacht bei Belgrad . . . . .	433
Fall der Festung . . . . .	439
Fortere Kriegereignisse . . . . .	440
Erneuerte Friedensanträge . . . . .	443
Eugens Vorkehrungen an der Grenze . . . . .	445
Longretz zu Passarowitz . . . . .	448
Abbruch des Friedens mit der Pforte . . . . .	453
Anmerkungen . . . . .	459



## Erstes Capitel.

---

Es schien unmöglich, sich darüber einer Täuschung hinzugeben, daß der Feldzug des Jahres 1707 auf allen Kriegsschauplätzen, nur etwa die leichte Eroberung Neapels ausgenommen, durchaus nicht die Ergebnisse geliefert hatte, auf die von den verbündeten Mächten zuversichtlich gehofft worden war. Marlborough hatte in den Niederlanden nichts wider Vendôme auszurichten vermocht, der Markgraf von Bareuth aber am Rheine die Stollhofener Linien an Villars verloren. Ungarn und Siebenbürgen waren noch größtentheils in den Händen der Insurgenten, und nur mit Mühe gelang es Starhemberg, wenigstens deren verheerende Raubzüge nach den benachbarten österreichischen Provinzen zu hintertreiben. Von Italien aus war der Angriff auf Toulon mißglückt, und Susa's Fall bot dafür keineswegs einen ausreichenden Ersatz. Der Hauptschlag aber war in Spanien geschehen und durch den Unglückstag von Almanza sah König Karl, dessen Truppen kurz zuvor den größten Theil der Halbinsel siegreich durchzogen und selbst Madrid besetzt hatten, sich auf einen kleinen Winkel von Catalonien beschränkt.

Alles fürchtete, daß er sich auch dort nicht werde halten können. Zwar legte er eine nicht genug zu lobende Standhaftigkeit an den Tag und zeigte sich fest entschlossen, auszuharren bei den Cataloniern, die auch im Mißgeschick die beschworene Treue unverbrüchlich hielten<sup>1)</sup>. „Nie werde ich „fähig sein,“ hatte der König erklärt, „mit meinem Lande zugleich meine „Ehre zu verlieren. Eher werde ich mich, wenn ein unglückliches Schicksal „es also will, mit meinen getreuen Unterthanen zugleich als Opfer dar- „bringen. Was aber auch kommen möge, das ist gewiß, daß ich mich zur „Gegenwehr setzen werde, so lang als es meine Kräfte nur immer „erlauben“).“

Der Muth, welchen der junge König im Unglücke an den Tag legte, konnte nur dazu dienen, seiner Sache festeren Halt zu verleihen. Dennoch hatte man ernstern Grund zur Besorgniß, daß die Macht der Verhältnisse sich stärker zeigen werde als der gute Vorsatz des Königs, und er gegen seinen Willen durch den Andrang des überlegenen feindlichen Heeres zur Wiedereinküpfung gezwungen werden könnte.

Dies wäre jedoch ein Todesstoß für die Sache der Verbündeten und der empfindlichste Schlag für den Hauptzweck des Krieges, die Eroberung Spaniens zu Gunsten des Hauses Oesterreich, gewesen. Müßte Karl demjenigen Lande den Rücken kehren, um dessen Besitz er kämpfte, so würde er dasselbe wohl niemals wiedersehen. So lautete die allgemeine Befürchtung. Um dieß zu verhindern, sei das Heertheil anzunehmen und jede Maßregel zu ergreifen, um solches Unglück zu verhüten. Nichts passenderes wäre jedoch hierzu geschehen, als die Entsendung frischer Truppen nach Spanien und deren Unterordnung unter einen Führer, welcher dem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten und die Sache des Königs Karl nicht nur wieder aufzurichten, sondern für den dauernden Sieg zu sichern vermöge.

Wie in der Natur, so ist es auch unter den Menschen, daß das Hervorragende, das Erhabene alle Mitle auf sich zieht. Handelt es sich um die Erfüllung einer schwierigen Aufgabe, um Rettung aus dringender Gefahr, so werden nach demjenigen die Hände ausgestreckt, welchen man schon oftmals Großes vollbringen sah. Dieß war Eugens Schicksal. Einmal sollte er Ungarn, dann Deutschland, dann wieder Italien von dem übermächtigen Feinde befreien. Jedemal war ihm unter den mißlichsten Umständen eine so ungeheure Aufgabe gestellt worden, jedesmal hatte er sie wie mit einem Schlage durch die siegreichen Schlachten von Zenta, von Dicsstädt, von Turin erfüllt. Gleiches hoffte, gleiches verlangte man jetzt auch für Spanien.

Von drei verschiedenen Seiten hatte man dem Kaiser auf das dringendste um Entsendung des Prinzen nach Catalonien angegangen. Es war dieß von Karl selbst und von den beiden mächtigsten der Verbündeten, von England und Holland, geschehen.

Was den König Karl betraf, so schien er in der That sein ganzes Heil auf Eugens Person gesetzt zu haben. Er war durchaus unzufrieden



mit den Generalen, welche bisher seine Truppen befehligt hatten, mit Peterborough, mit Sakhov und dem Portugiesen Das Minas. Er hatte das größte Uebel davon erfahren, daß von den verschiedenen Commandanten der einzelnen Hülfscorps sich keiner dem andern unterordnen wollte, daß jeder auf eigene Faust handelte und daher den Kriegsunternehmungen Zusammenhang und einträchtiges Wirken völlig fehlte. Er war von der dringenden Nothwendigkeit überzeugt, seinem Heere ein Haupt zu geben, welchem Alle willig gehorchten, weil seine Ueberlegenheit von Allen freudig anerkannt würde, ein Haupt, dessen Name schon dem Feinde Schrecken, den eigenen Truppen aber Zuversicht und jenes Siegesvertrauen einflößen würde, dessen sie nach den unglücklichen Ereignissen des vergangenen Feldzuges so sehr bedurften.

Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß Niemand diese Eigenschaften in höherem Maße in sich vereinigte, als Eugen von Savoyen. König Karl erkannte dieß wohl, und bestreben verlangte er von seinem kaiserlichen Bruder in angelegentlichster, fast flehentlichster Weise die Entsendung Eugens mit einem beträchtlichen Truppencorps nach Spanien.

Der König fand in den Seemächten die eifrigsten Unterstützer seines Begehrens. Man sieht, das Mißlingen des Zuges nach Toulon hatte auch nicht einen Augenblick die außerordentlich hohe Meinung geschwächt, welche man im Haag und zu London von Eugens hervorragender Befähigung hegte. Derselbe schien vielmehr durch das pünktliche Eintreffen seiner Vorherhersagungen noch gesteigert worden zu sein. Ja in England war Eugens Name so volksthümlich geworden, daß das dortige Cabinet leichter auf Bewilligungen von Seite des Parlamentes rechnete, wenn die Verwendung der zugesandenen Beträge Eugen anvertraut wurde).

Beide Regierungen brangen daher bei dem Kaiserhofe auf Eugens Abwendung nach Spanien. Insbesondere geschah dieß von Seite des englischen Cabinetes mit seinem gewöhnlichen Ungestüm. Denn dort hatte eine feurige Adresse des Parlamentes zu nachdrücklicher Fortsetzung des Kampfes um die spanische Krone aufgefordert. Kein Friede, so hieß es in der Adresse sowohl als in der Antwort der Königin, sei jemals als sicher oder ehrenvoll anzusehen, wenn nicht durch ihn die ganze spanische Monarchie dem Hause Oesterreich zurückgegeben werde. Um dieß zu erreichen, so verlangte das

Parlament, sei der Kaiser dringend anzugehen, eine ansehnliche Streitmacht unter Eugens Befehlen nach Spanien zu entsenden.

Sich selbst am Staatsruder zu erhalten, war von jeher die Haupttriebfeder aller Handlungen des jeweiligen britischen Cabinetes. Die vorstehende Erklärung des Parlamentes mußte daher der schärfste Sporn für die englischen Minister sein, das entsprechende Verlangen an den Kaiser zu richten. Ihrem Beghren Nachdruck zu verleihen und jedes Widerstreben von vorne herein zu beseitigen, erklärten sie, eine abschlägige Antwort würde das Ansehen der Königin in ihrem Lande schwächen. Denn sie habe dem Parlamente versprochen, des Prinzen Abschiedung nach Spanien auszuwirken. Würde dieselbe nicht erfolgen, so wäre die Königin gezwungen, ihre Hand von dem spanischen Kriege gänzlich abzugiehen \*).

Raum weniger nachdrücklich waren die Vorstellungen, welche die Generallstaaten zu Wien machen ließen. Der Pensionär Prasius ging so weit zu behaupten, Spanien sei verloren, wenn Eugen sich nicht hingebe, um der so tief gesunkenen Sache des Hauses Oesterreich daselbst wieder emporzuhelfen \*).

Die Gemächte hofften um so gewisser auf die Gewährung ihres Verlangens, als Marlborough vielfach die Ansicht ausgesprochen hatte, Eugen Wurm in dem bevorstehenden Besitzzuge gar nirgends als in Spanien oder höchstens noch in Ungarn commandiren. In Italien nicht, weil der Prinz seinen festen Entschluß kundgethan habe, von nun an nicht mehr unter einem Andern, am wenigsten aber unter dem Herzoge von Savoyen zu dienen, dessen Falschheit und Lüge auch Eugen nachgerade unerträglich geworden war \*). Die Armeen in Deutschland befande sich, nachdem der Markgraf von Baden das Commando niedergelegt hatte, unter dem Oberbefehle des Kurfürsten von Hannover. In den Niederlanden commandirte Marlborough selbst, es blieben somit nur mehr Ungarn und Spanien übrig. Der Krieg in dem erstern Lande schiet jedoch als ein Kampf gegen zwar zahlreiche, aber wenig kriegsgewandte Rebellen nicht würdig, daß eine Kraft wie diejenige Eugens, des ersten Feldherrn seiner Zeit, in demselben verwendet werde. In Spanien sei für den Prinzen der rechte Platz, und er möge wenigstens einen einzigen Feldzug daselbst leiten, um die Dinge wieder in besseren Stand zu bringen. Dann es gebe keinen Heerführer, welcher eher im Stande sei dieß zu thun als

der Prinz J. Eugens Anwesenheit in Spanien sei das letzte Rettungsmittel für König Karl, nur sein Name vermöge dort das Ansehen des Hauses Oesterreich wieder herzustellen \*).

In der That kann man sagen, daß in diesem Punkte ganz England die Meinung seines Feldherrn und seiner Regierung theilte. Deshalb wurde der Gegenstand auch für wichtig genug gehalten, daß ihn die Königin Anna in einem eigenhändigen Schreiben dem Kaiser zur Berücksichtigung bringend empfahl. Es hätte dessen nicht bedurft, um seine ernsteste Ueberlegung am Wiener Hofe, welcher bei der Sache selbst so sehr betheiligt war, zu veranlassen. Daß es nothwendig, ja unerläßlich sei, einen ausgezeichneten Heerführer nach Spanien zu senden, daran zweifelte man auch in Wien nicht einen Augenblick. Daß dieß aber gerade Eugen sein solle, hielt man für eine Zumuthung, welcher nachzugeben man sich nur schwer entschließen konnte.

Die Motive, welche für das Verlangen des Königs Karl und der Allirten sprachen, waren in den zahlreichen Schreiben derselben umständlich auseinandergesetzt worden. In Wien wurden aber auch die Gegengründe geltend gemacht. Vor Allen war es Bratislaw, welcher, so innig auch seine Verbindung mit dem Könige Karl und mit Marlborough war, sich doch lebhaft gegen einen Vorschlag aussprach, den er für unvereinbar hielt mit dem wahren Interesse des Kaiserhauses. Er wies auf die Gefahr hin, welche dem Kaiser selbst noch immer von den verschiedensten Seiten drohte. Noch sei alle Vorsicht vor einem Einbruche des Schwedenkönigs in die Erbländer keineswegs geschwunden. Der Gyar sei durch das geringe Entgegenkommen verlegt, welches der angebotene Beitritt zur großen Allianz am Wiener Hofe gefunden habe, und von seinem eccentricischen Charakter müsse Arges befürchtet werden. Gleiches sei von Seite der Pforte der Fall, deren Hinneigung zu den ungarischen Insurgenten immer unverbältnißmäßig an den Tag trete.

Aber nicht bloß aus den drohenden Verhältnissen zu den auswärtigen Mächten, mehr noch aus den inneren Zuständen des Reiches waren die Gründe entnommen, welche gegen Eugens Entfernung nach Spanien in die Waagschale fielen. Man hatte eine zu traurige Erfahrung gemacht, als die Verwaltung des Kriegswesens in Mannsfelds Hände gelegt war, um dieselbe jetzt noch einmal wiederholen zu wollen. Bratislaw zweifelte



nicht daran, daß die ganze Leitung der öffentlichen Geschäfte, die Kriegsgeschäfte mit eingeschlossen, entweder dem Fürsten von Salin völlig anheimzufallen, oder daß der Cardinal Lambert zu diesem Ende in das Ministerium berufen werden würde<sup>9)</sup>. Den ersteren hielt Bratsislaw, freilich ein gar scharfer Beurtheiler<sup>10)</sup>, für nicht fähig, den letzteren für nicht verlässlich genug, um ihnen eine so schwere Bürde mit einiger Vermuthung anvertrauen zu können. Es hatte ohnehin nicht mehr viel gelehrt, daß der Kaiser statt des Fürsten von Salin, dessen aufbrausender und herrischer Weise er überdrüssig war, den Cardinal Lambert zum ersten Minister ernannt hätte. Josephs lebhafteste Neigung für dessen Neffen, den Oberstlieutenant Leopold Mathias Lambert, wäre wohl das hauptsächlichste Motiv zu diesem Schritte gewesen. Aber die zwei Kaiserinnen Eleonore und Amalie, beide, wenn gleich aus den verschiedensten Gründen, dem Hause Lambert durchaus nicht geneigt, sollen den Kaiser von diesem Entschlusse abgebracht haben. Sie stimmten dafür, daß der Oberstkämmerer Graf Trautson den Fürsten von Salin in seinem Rute und seiner bevorzugten Stellung ersehe. So lebhaft war der Streit der beiden Parteien, daß der Kaiser sich entschloß, lieber gar keine Veränderung vorzunehmen, sondern sich noch länger in die Unwissenheit desjenigen zu fügen, den er selbst seit geraumer Zeit schon hinwegwünschte<sup>11)</sup>.

Bermochten solche Verweggründe auch nicht in voller Rathversammlung vorgetragen zu werden, so ist doch kein Zweifel, daß Bratsislaw, welcher das Ohr des Kaisers völlig besaß, sie demselben in passender Art beizubringen wußte. Vor nichts hatte Joseph begreiflicher Weise eine größere Scheu als vor allem, was die gegenseitige Befehdung der verschiedenen Parteien an seinem Hofe zu schüren geeignet war. Daß sich aber durch Eugens Entfernung in hohem Grade der Fall sein werde, verstand ihm Bratsislaw völlig klar zu machen. Auch des Kaisers persönliche Neigung zu Eugen kam hierbei ins Spiel. Er machte denselben nicht so lange entbehren, wie es bei Eugens Entfernung nach Spanien ohne Zweifel der Fall gewesen wäre. Denn von einer Rückkehr zur Winterzeit, wie es von Deutschland oder Italien aus geschehen konnte, war, wenn gleich Karlsberougl sie, um den Entschluß zu erleichtern, in Aussicht stellt, bei der großen Entfernung Spaniens und den schlechten Verkehrsmitteln mit diesem Lande kaum die Rede.

Sang hatte Joseph geschwankt, ob er auf das Verlangen seines Bruders und der Allirten eingehen solle oder nicht. In der Person des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg war ihm ein Mann vorgeschlagen worden, welcher in den meisten Beziehungen Eugen in Spanien zu ersetzen vermochte. Der Umstand, daß Starhemberg schon früher einmal von der englischen Regierung als vollkommen geeignet bezeichnet worden war, um britische Truppen bei einer Unternehmung gegen Toulon anzuführen <sup>17)</sup>, daß England selbst nach dem Tode des Markgrafen von Baden Starhembergs Absendung an den Rhein wiederholt und dringend verlangt hatte <sup>18)</sup>, erweckte die Hoffnung, seine Bestimmung nach Spanien werde den Verwandten keine unangenehme sein. Wie nun sie langsam darauf vorzubereiten, schrieb der Kaiser am 14. December 1707 seinem Residenten in London, Johann Philipp Hofmann, daß er sich „vieler erheblicher Ursachen und namentlich „des drohenden Türkenkrieges wegen“ noch nicht habe entscheiden können, ob er den Prinzen Eugen oder den Feldmarschall Starhemberg nach Spanien absenden werde. Vierzehn Tage später wurde dem Residenten der Beschluß eröffnet, daß die Wahl auf Starhemberg gefallen sei <sup>19)</sup>.

Es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß Eugen auf diesen Schritt des Kaisers keinen Einfluß geübt habe. Unmöglich konnte dies nicht der Fall sein, weil Eugen erst in Wien ankam, nachdem die bestimmte Erklärung in London schon abgegeben war. Von einem schriftlichen Begehren aber, nicht in Spanien verwendet zu werden, ist nirgends eine Spur zu finden. Nur das ist gewiß, daß der Prinz sich mit seiner gewöhnlichen Selbstverläugnung wie allzeit so auch jetzt dem Willkür des Kaisers völlig zur Verfügung stellte. Wegen der Hülfsleistung für Spanien dürfe, so erklärte er, keine Minute mehr verloren werden. Er selbst aber sei zu Allem bereit, was der Kaiser über ihn zu beschließen sich gefallen lassen werde. Nur hoffe er, nicht anders nach Spanien gehen zu sollen, als wenn er dort eine Armee vorfände, um gegen den Betrug wirksam auftreten zu können <sup>20)</sup>.

Dennoch kann mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet werden, daß Eugen selbst die Absendung nach Spanien nicht wünschte. Er mußte fürchten, durch eine so lange Entfernung seinen Einfluß zu Wien, welcher bei dem in rascher Abnahme begriffenen Ansehen des Fürsten von Salzu immer größerer geworden war, wieder zu verlieren. Er kannte den schlechten

Zustand der im Catalonien befindlichen Truppen, die Uneinigkeit, ja die gegenseitige Feindschaft ihrer Führer. Er mußte voraussehen, daß ihm bei der großen Entfernung der kaiserlichen Erbstaaten nur geringe Verstärkungen zukommen, nur spärliche Hülfquellen eröffnet werden würden. Schon vor Toulon war ihm das Abhängigkeitsverhältniß von den Engländern und deren ungestümes, despotisches Wesen vielfach brüßend geworden. In Spanien aber, wo man ganz auf ihre Geldhülfe angewiesen war, drohten sie völlig unerträglich zu werden.

Wie dem aber auch sein mochte, gewiß ist es, daß die Nachricht von der Weigerung des Kaiserhofes, Eugen nach Spanien zu entsenden, auf die keine Hoffnung zu Barcelona wie auf das englische Cabinet und die Generalstaaten den übelsten Eindruck hervorbrachte. König Karl machte in bitterer Beschwerde seinem Unmuth Luft. Seine Klage war um so lebhafter, als der König von der Anwesenheit Eugens die Verantwortung eines Planes geheftet hatte, welcher von dem englischen Bevollmächtigten Stanhope erlassen worden war und von dem man die baldige Eroberung von ganz Spanien erwartete. Während der König selbst und Eugen von Catalonien aus in den Mittelpunkt Spaniens vorrückten, sollte Marlborough mit genügender Truppenmacht im Norden der Halbinsel landen und durch das Zusammenwirken der beiden berühmten Feldherren dem Kriege mit einem Schlage ein Ende gemacht werden <sup>15)</sup>.

Damals nun Eugen nicht nach Spanien, so durfte auch nicht auf Marlborough, ja überhaupt, so fürchtete Karl, nicht mehr auf den guten Willen der Seemächte gerechnet werden. Denn diese zeigten sich durch die abschlägige Antwort, die ihnen gegeben wurde, ungemein verletzt. Sie erklärten diesen Entschluß als ein untrügliches Zeichen ansehen zu müssen, daß der Wiener Hof sich um den Krieg in Spanien nicht kümmern wolle. Ja man behauptete sogar, es sei in der ersten Entzückung den Truppen der verbündeten Mächte in Spanien Befehl ertheilt worden, dem Feldmarschall Starhemberg nicht zu gehorchen <sup>16)</sup>.

Wie man jedoch in Wien vorausgesehen hatte, so machte der Unmuth des ersten Augenblickes bald einer ruhigeren Ueberlegung Platz <sup>17)</sup>. Marlborough war der erste, der erklärte, wenn man fest entschlossen sei, Eugen nicht nach Spanien zu schicken, so liege das beste Mittel, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, darin, wenigstens Starhemberg ohne allen Zeitverlust



vorzuziehen zu entsenden<sup>17)</sup>. In England wie in Holland rief man sich das Andenken an die glänzenden Verdienste, an die reiche Erfahrung zuvord, welche Starhemberg in einer langen Kriegeslaufbahn sich erworben hatte. Man fühlte, daß der Kaiser durch Ueberlassung des ausgezeichnetsten Generals, den er nach dem Prinzen Eugen besaß, und welchen in Ungarn zu entbehren ihm äußerst schwer ward, alles gethan halte, was man billiger Weise von ihm verlangen konnte. Man gab sich jede mögliche Mühe, den ablehnen Eindruck zu verwischen, welchen die anfänglichen heftigen Protestationen auf Starhemberg gemacht haben mußten<sup>18)</sup>. Auch König Karl erklärte bald, daß er sich völlig der Entscheidung des Kaisers unterwerfe. So sehr er Eugen in Spanien zu besitzen gewünscht habe, so sei ihm doch auch Starhemberg „seiner großen Kriegserfahrung und des Vertrauens wegen, das er in seine bewährte Treue, seinen Eifer und seine Tapferkeit setze, nur lieb und angenehm<sup>19)</sup>.“

Nachdem man einen festen Entschluß darüber gefaßt hatte, wo Eugen im bevorstehenden Feldzuge nicht dienen werde, handelte es sich darum, dem Prinzen einen würdigen Schauplatz der Thätigkeit anzuweisen. Diese Frage hing mit derjenigen der bevorstehenden Kriegsunternehmungen überhaupt aufs innigste zusammen. Man fühlte zu Wien die Nothwendigkeit, eine große Anstrengung zu machen, um einerseits die Verbündeten bei gutem Muth zu erhalten, andererseits aber den aufreibenden Kampf baldigst zu Ende zu führen. Aber so gut der Wille des Kaiserhofes, so wenig ausreichend war die Kraft, die ihm zu Gebote stand. Die Finanznoth war aufs höchste gestiegen. Ganz Ungarn und Siebenbürgen brachten keinen Pfennig ein, sondern sie verschlangen wie mit bedenlosem Schlunde die mannigfaltigsten Summen. Schlesien hatte durch die Durchzüge der Schweden furchtbar gelitten. Oesterreich ob der Enns aber sich gleich Tirol von den kaiserlichen Einfällen noch nicht erholt. Was man aus Baiern, aus Mailand und Neapel zog, blieb weit hinter der Vorstellung zurück, welche die Verbündeten sich davon machten. Deshalb war es eine reine Unmöglichkeit all den Anforderungen nachzukommen, die von den Seemächten, dem Herzoge von Savoyen, ja dem Könige Karl selbst fortwährend an den Kaiserhof gestellt wurden. Es war unerlässlich, die Verbündeten recht dringend zu Gemüthe zu führen, und keine Stimme konnte geeigneter hierzu als diejenige Eugens erscheinen.

Nothwendiger noch als diese Aufgabe, ja die wichtigste, deren Erfüllung oblag, war die Festlegung des Feldzugsplanes selbst. Schon im vorigen Jahre hatte Marlborough, freilich in der geheimen Hoffnung, Eugen zur Reise nach Spanien zu bewegen, dem Prinzen dringend anzuzeigen, zu Mainz oder wo immer es ihm möglich sei, mit ihm zusammenzutreffen und alles für den bevorstehenden Feldzug zu verabreden<sup>21</sup>). Da er erbot sich zu diesem Gabe, wenn er bereits nach England heimgekehrt wäre, wieder über den Canal zurückzugehen, so wünschenswerth erschien ihm die persönliche Besprechung mit dem Prinzen<sup>22</sup>). Auch in Wien sah man dies ein, und als man sich dort über dasjenige, was man in der nächsten Campagne in's Werk setzen wollte, klar geworden war, erhielt Eugen den Auftrag, nach dem Haag zu gehen und mit Marlborough und dem holländischen Großpensionär Prinssius die erforderliche Verabredung zu treffen.

Es ist kein Zweifel, daß auf den Feldzugsplan, welchen man zu Wien entwarf, die Erinnerung an die glänzenden Ereignisse des Jahres 1704 maßgebend einwirkte. Wie damals, so beabsichtigte man auch jetzt außer den beiden Armeen am Rheine und in den Niederlanden eine dritte zu bilden, welche, vierzigtausend Mann stark, unter Eugens Befehle gestellt werden und am der Mosel operiren sollte.

Man hielt es für schwer, die Verbündeten zur Annahme dieses Planes, insbesondere aber den Kurfürsten von Hannover zur Abgabe einer nicht unbeträchtlichen Truppenzahl von der Reichsarmee zu bewegen, die unter seinen Befehlen stand. Doch war man nicht gesonnen, im Falle eines Widerstehens hartnäckig auf diesem Vorschlage zu beharren, und man wollte sich ebenso zu einem Unternehmen am Oberrheine, wie etwa gegen Straßburg, oder zur Föhrung des Hauptschlages in den Niederlanden herbeilassen, in welcher letzterem Falle zwischen Eugen und Marlborough ein ähnlicher Wechsel im Obercommando wie vor vier Jahren zwischen dem letzteren und dem Markgrafen Ludwig von Baden einzutreten hätte. Außerdem bildeten noch die Entsendung von Streitkräften nach Spanien, wohin der Kaiser nebst den aus Mailand und Neapel schon abgegangenen Truppen noch drei seiner eigenen Regimenter bestimmte, die Bevormundung des vom Stanhope ausgearbeiteten Projectes, die Erforschung der Gedanken der Verbündeten über eine Unternehmung auf Sicilien und das Beharren auf einer solchen wider Cardinale die Punkte der Instruction, welche der Kaiser

dem Prinzen erteilte. Endlich sollte er auf seiner Reise die mächtigeren der Reichsstände zu schnellerer Truppenstellung und zur Einzahlung der auf sie entfallenden Kriegsgelder aneifern, den Schwächern aber über die gefährlichen Pläne des Herzogs von Savoyen die Augen öffnen und ihnen gegen die Unterstützung Vorstellungen machen, welche Herzog Victor mit allen, auch den ungereimtesten Anforderungen, die er an den Kaiserhof stellte, bei ihnen fand <sup>24</sup>).

Am frühen Morgen des 8. April 1706 war Eugen im Haag eingetroffen und hatte sich alsbald ohne alles Ceremoniell zu dem Großpenfionär Heinsius verfügt, ihm den Gegenstand seiner Sendung darzulegen. Aber erst nach Marlboroughs Ankunft gewannen die Verhandlungen eigentliches Leben, weil die Generalstaaten nach Englands Entschlüssen ihre eigenen regelten. Denn nun an sah der König von Frankreich sich jenes berühmte Trümbüsch gegenüber gestellt, welches ihn demüthigen sollte, wie er es sich niemals hatte ahnen lassen. Denn in seltener Eintracht wirkten die drei Männer, welche die mächtigsten Staaten unter den Verbündeten repräsentirten, zusammen zur Verwirklichung des gleichen Zieles, der Erniedrigung Frankreichs.

Das gute Einvernehmen, das unter den Bevollmächtigten herrschte, erleichterte die Verständigung über die Punkte, welche den Gegenstand der Verhandlungen bildeten. Der wichtigste darunter, die Verabredung der Kriegsunternehmungen für den künftigen Feldzug, fand gleichfalls keinen Anstand. Zwei Pläne wurden ausgearbeitet. Der eine, welcher nur zum Deckmantel des andern dienen sollte, bestand in der Bildung der Moselarmee, um mit derselben durch Vorbringen einen Einbruch in Frankreich zu versuchen. Die eigentliche, aber sorgfältig geheim gehaltene Absicht bestand jedoch darin, durch einen raschen Marsch Eugens Heer mit denjenigen Marlboroughs zu vereinigen und den Franzosen eine Schlacht zu liefern, bevor sie ihre gesammten Streitkräfte aus den entlegenen Quartieren herbeizuziehen vermochten.

Die Befreiung der spanischen Niederlande von den Franzosen war das Endziel des Planes. Es lag gleichmäßig im Interesse der drei verbündeten Mächte und sie wirkten daher auch zu dessen Realisirung einträchtig zusammen. Um den Kurfürsten von Hannover leichter zur Abgabe einer Anzahl Truppen von dem Reichsheere zur Moselarmee zu bewegen,



folgte Marlborough dem Prinzen Eugen nach Hannover <sup>10)</sup>. Bei ihrer Ankunft daselbst fanden jedoch die beiden Feldherren zu ihrem Bedauern, daß der Kurfürst nicht geringes Mißbehagen über die beabsichtigte Bildung einer neuen Armee an der Mosel zeigte. Insbesondere war es Eugen, gegen welchen er eine lebhafte Eifersucht an den Tag legte, als ob der Prinz gesonnen wäre, ihn der Herrschaft zu berauben, welche der Kurfürst im Geiste schon um seine Schläfe gewunden sah. Er erklärte unter solchen Umständen den Oberbefehl über die Reichsarmee nicht annehmen zu können.

Dennoch gelang es endlich, ohne ihn in das eigentliche Geheimniß einzumweißen, der vereinten Bemühung Eugens und Marlboroughs, den Widerwillen des Kurfürsten zu überwinden und seine Zustimmung zur Bildung der Moselarmee zu erlangen. Durch das Versprechen einer Verstärkung des Reichsheeres, hauptsächlich aber durch die Zusage des Kaisers, all die Hindernisse zu beseitigen, welche sich der beschlossenen Einsetzung Hannovers in die genannte Kurwürde noch entgegenstellten, war Kurfürst Georg beschäftigt worden.

Nun trennten sich die beiden Feldherren, um sich in kürzester Zeit auf dem Schauplatz kriegerischer Thaten wiederzufinden. Nachdem Eugen schon früher den Kurfürsten von der Pfalz und den Landgrafen von Hessen durch die im Namen des Kaisers ausgesprochene Genehmigung ihrer Bedingungen zur baldigen Truppenstellung angeeifert hatte, eilte er nach Dresden. Auch bei Abzug August, hinsichtlich dessen dem Prinzen wohl hauptsächlich des Schwedenkönigs wegen, die größte Zurückhaltung anbefohlen war <sup>11)</sup>, erreichte Eugen den Zweck seiner Sendung. Nun begab er sich nach Wien, um dem Kaiser von dem Vollbrachten Bericht zu erstatten und den Ausmarsch der Truppen zu beschleunigen.

Es war zu bedauern, daß die Parteinungen, welche den kaiserlichen Hof in verschiedene, sich gegenseitig bekämpfende Lager theilten, der Verwirklichung aller Vorschläge und Pläne, die das allgemeine Wohl betrafen, hemmend in den Weg traten. Da war vor allen der Fürst von Salzu, dessen an und für sich heftiges Temperament durch schwere gichtische Leiden noch mehr aufgeregt wurde und dem jungen Kaiser, seinem ehemaligen Zögling, den Umgang mit dem früheren Lehrer immer weniger erträulich machte. Salzu schien das Abhängigkeitsverhältniß nicht vergessen zu können, in welchem der Kaiser zu ihm gestanden war, und diesem mußte

wieder der stets zu Tadel bereitte Mentor nachgerade unerbittlich werden. Salm fühlte dieß lebhaft, mit steigendem Unmuth sah er das Sinken seines Einflusses und trug doch mehr als irgend Jemand dazu bei, denselben von Grund aus zu untergraben. Daher sprach er auch beständig von der Entlassung, die er verlangen, und von seiner Entfernung vom Hofe, von welcher nichts ihn abhalten werde. Dennoch blieb er, freilich immer wieder vom Kaiser hiezu aufgefordert, dessen wohlwollendes Gemüth sich nicht mit dem Gebanken befreundeten konnte, den Führer seiner Jugend in Mißmuth scheiden zu sehen.

Dennoch wäre wohl Salm's Entlassung längst schon angenommen worden, wenn man über seinen Nachfolger einig gewesen wäre. Es ist bereits gezeigt worden, daß zwei Parteien, die des Cardinals Ramberg und des Oberstkämmerers Grafen Trautson, um Salm's Posten sich stritten, lang bevor dasselbe wirklich verfügbar wurde. Die erstere Partei war nicht gering an Zahl und bestand aus Männern, welche ihren Eigenschaften und ihrer Stellung nach denselben bedeutenden Einfluß zu sichern wußten. Ihre eigentliche Stärke aber fand sie in der unbegrenzten Gunst, welche der Fürst von Ramberg beim Kaiser genoss. Seine frühere Stellung als Oberstjägermeister, die ihn bei Joseph's leidenschaftlicher Liebe zur Jagd zu dessen beständigem Gesellschafter machte, hatte ihm ansehnliche Gelegenheit geboten, die volle Reigung desselben zu erwerben. Mit verschwenderischer Hand häufte der Kaiser Ehren, Würden und Reichthümer auf das Haupt seines Lieblings. In dem Reichsfürstenstand hatte er ihn erhoben und ihm vor kurzem auch das Amt eines Oberstallmeisters verliehen, das bisher der Fürst von Dietrichstein bekleidet hatte, welcher schweren körperlichen Leiden wegen die letzte Zeit seines Lebens dem Hofe fern geblieben war \*).

Obgleich aber der Kaiser den Fürsten Ramberg mehr als alle Uebrigen liebte, obgleich er ihm volles Vertrauen schenkte und es litt, daß derselbe sich mit großer Freiheit über die öffentlichen Angelegenheiten aussprach, so sah er doch wohl ein, daß Ramberg von den letzteren eigentlich gar keine oder nur sehr geringe Kenntniß hatte. Daher gestattete ihm auch der Kaiser keinen bestimmenden Einfluß auf dieselben. Es gelang dem Fürsten Ramberg nicht, zu Gunsten seines Oheims, des Cardinals, den Fürsten von Salm aus dem Sattel zu heben, und so heftig war die Feind-

schaft zwischen beiden, daß der Cardinal hartnäckig dabei blieb, so lang nicht am kaiserlichen Hofe verweilen zu wollen, als Fürst Salin daselbst seinen hohen Posten bekleide<sup>29)</sup>.

Der Partei des Cardinals Lamberg und der des Fürsten von Salin gegenüber, die schätlich abnahmen an Ansehen und Macht, stand die des Grafen Trautson, deren Stärke und Anzahl in gleichem Verhältnisse von Tag zu Tage sich steigerte.

Es wird auf den ersten Blick klar, daß Trautson dieser Partei zwar den Namen gab, daß die Bestrebung, ihn zum Posten eines Obersthofmeisters zu erheben, ihren Vereinigungspunkt bildete, daß er aber keineswegs ihr Haupt genannt werden konnte. Dazu war der milde, versöhnliche, friedliebende Trautson, ein Feind jeglicher Zwietracht und alles gewaltthätigen Auftretens<sup>30)</sup>, durchaus nicht geschaffen. Viele waren unter denen, welche zu Trautson hielten, die ihn in jeder Beziehung weit übersehen. Und insofern Alle dazu gehörten, die sich nicht zu einer der beiden anderen Parteien bekannten, war ihre Anzahl ungemein groß. Zu ihnen rechnete man die Kaiserin Eleonore, welche Trautsons Erhebung wünschte, und auch die Kaiserin Amalie war ihm nicht entgegen, wenn sich denn schon die Stellung ihres Sohns, des Fürsten von Salin, nicht länger behaupten ließe. Da waren Seilern und Einzenborsl, die treu zu den beiden Fürstlichen hielten und durch ihren Einfluß den eigenen zu stützen und zu mehren suchten. Eine andere Gruppe wieder bildeten Eugen und Bratislaw, der erstere vielfach verletzt durch die Eingriffe in die Leitung der militärischen Angelegenheiten, welche Salin während der langen Abwesenheit des Prinzen auf den Kriegsschauplätzen sich angemacht hatte, Bratislaw aber ein energischer, unerlöschender Gegner des Fürsten auf dem Felde der Politik.

An die Führer der Parteien schlossen sich wieder, je nach Uebersetzung oder Interesse die Uebrigen an, die in den öffentlichen Angelegenheiten ein Wort mitzusprechen hatten. Die bemerkenswerthesten unter denjenigen, welche zu den beiden Lamberg hielten, waren Ernst Friedrich Graf Windischgrätz, ein netterischer Gegner Eugens, der Hofkammerpräsident Graf Wundacher Starhemberg, und Johann David von Poln, Director des kaiserlichen General-Kriegscommissariat-Intros und Hofkammerrath, wegen des aufblühenden Reichthums seines Hauses in jener geldarmen Zeit in besonderem Ansehen<sup>31)</sup>.

Als der bedeutendste unter den Anhängern des Fürsten von Salza mußte der Feldmarschall Graf Guido Starhemberg angesehen werden. Man behauptete, daß der Fürst ihn gern zum Präsidenten des Hofkriegsrathes gemacht hätte, welche Stelle nach seinem Sinne Eugen bei Erlangung des Postens eines General-Lieutenants hätte verlieren sollen. Nachdem dieß mißlungen war, wollte man Starhemberg zur Würde des Hoch- und Deutschmeisters erheben, und sein kriegerischer Ruhm würde dem Orden, dessen höchste Würde eben damals mehrfach an vermögenslose Prinzen vergeben worden war, um ihnen eine Versorgung zuzuwenden, gewiß neuen Glanz verliehen haben.

Ein zweiter Anhänger des Fürsten Salza war der Generalkriegscommissär Graf Leopold Schlik gewesen, nach von dem Carlroither Friedenscongresse, leider aber auch von seinem unglücklichen Auftreten in den Kämpfen in Baiern und Ungarn her bekannt. Er war ein lebhafter, eifriger Mann von bedeutender geistiger Begabung und voll Begierde, dieselbe zur Geltung zu bringen. Früher ein eifriger Verehrer des Fürsten von Salza, wandte sich Schlik jedoch nach und nach von demselben ab, als dessen Glückstern zu erbleichen begann. Aber es war vielleicht weniger Eigennutz, was ihn dazu vermochte, als der heftige Zwiespalt mit dem Marschese Priß, welchen Salza in den kaiserlichen Dienst gezogen hatte und den er gegen die mannigfachen Anfeindungen schützte, welche Priß daselbst erfahren mußte. In Italien, wo sie neben und mit einander dem Kaiser hätten dienen sollen, war die Zwietracht zwischen ihnen, wohl hauptsächlich durch die ungünstigen Urtheile des Grafen Schlik<sup>21)</sup> über die Wirksamkeit des Marschese Priß, zu unversöhnlicher Feindschaft angefaßt worden. Sie führte Schlik zu der entgegengesetzten Partei, wohn er auch wohl durch das nahe Verwandtschaftsverhältniß zu Bratislaw, dessen Schwager er war, gezogen wurde.

Wie es von Eugen, und mit ihm von Bratislaw erwartet werden konnte, so zeichneten beide sich dadurch aus, daß sie auch den Verdiensten derjenigen, welche nicht ihrer Fahne sich zugesellt hatten, dort wo es die Gerechtigkeit erforderte, das wärmste Lob zollten. Das beste Beispiel dafür ist wieder Starhemberg, welchen nicht nur Eugen anpreist<sup>22)</sup>, wo sich eine Gelegenheit dazu bietet, sondern der auch an Bratislaw eine feste Stütze, einen sicheren Schilde gegen die so oft sich wider ihn lehrenden Anfeindungen besaß.



Bei so großer Zerküftung der Parteien am Hofe, bei deren gegenseitiger Befehdung mußte es schwer halten, denselben zu energischen Maßregeln zu veranlassen<sup>20)</sup>. Die finanzielle Noth und die Bedrängniß, in welche die von allen Seiten mit Ungestirn vorgebrachten Anforderungen den Hof versetzten, vermehrten die Schwierigkeiten ungemein. Durchaus kein Geld war in den Kassen vorhanden, die ausgezogenen Erbländer verwehnten solches nur in ungenügendstem Maße herbeizuschaffen, und manche Provinzen gaben gar keines, sondern verbrauchten noch die beträchtlichsten Summen. Darlehen waren kaum zu erlangen, und nur für zwölf, ja für zwanzig vom hundert zu erhalten, obgleich sichere Fonds als Pfand dafür geboten wurden<sup>21)</sup>.

Bei solcher Spärlichkeit der Geldmittel sollte der Kaiser nach den verschiedensten Kriegsschauplätzen Truppen entsenden und sie dort erhalten. Nach Spanien waren jetzt schon fünf Regimenter bestimmt und im Zuge dorthin begriffen. In Sicapel bedurfte man eines beträchtlichen Armeecorps, in Savoyen sollten die vertragsmäßig zugesagten zwanzigtausend Mann gehalten werden. In Ungarn und Siebenbürgen war es höchste Zeit, dem verheerenden Aufstande mit einem gewaltigen Schlage ein Ende zu machen. Der Kern des Reichsheeres am Rheine bildeten kaiserliche Regimenter, und nun hatte man es übernommen, auch noch eine Armee an der Mosel zu versammeln. Zwar sollte dieselbe zum größten Theile aus Reichstruppen zusammengesetzt werden, aber deren Abgang mußte bei der Rheinarmee doch wenigstens einigermaßen ergänzt werden. So wurden nach allen Richtungen hin die größten Anstrengungen verlangt, und es mangelte doch an der Kraft, welche nöthig war, um die gewünschten Opfer bringen zu können.

Aber nicht allein zu Wien stieß die Ordnung der militärischen Angelegenheiten auf die beträchtlichsten Schwierigkeiten; die Reichsfürsten, aus deren Truppen die Moselarmee gebildet werden sollte, erhoben deren noch weit größere. Insbesondere war es der Kurfürst von der Pfalz, welcher, wie es von seinem Standpunkte aus freilich begreiflich war, für die Stellung seiner Truppen sich nicht mit der Zusage der Beilehnung mit der Oberpfalz begnügte, sondern dieselbe noch vor dem Ausmarsch der Regimenter auch schon in's Werk gesetzt sehen wollte. So fand Eugen, der am 2. Juni 1708 Wien zum zweiten Male verlassen hatte, kaum noch Anstände

zur Bildung seines Heeres vor. Unglaublich war die Thätigkeit, welche der Prinz zur Hebung aller Bedenken, zur Beseitigung aller Schwierigkeiten entwickelte. Zu Frankfurt besprach er sich mit den Kurfürsten von Mainz und von Hannover, mit dem Ersteren über die Beiträge der deutschen Fürsten zur Kriegsführung, mit dem Letzteren über die Operationen des Reichsheeres am Oberrhein<sup>22</sup>). Den Kurfürsten von der Pfalz befohl er, seine Truppen ungesäumt nach dem bezeichnerten Sammelplatze aufzubrechen zu lassen. In Wien aber mit beim Regensburgs Reichstage brang er mit Nachdruck auf Erfüllung der dem Kurfürsten gegebenen Versprechungen. Es gelang ihm, denselben endlich zur Bewilligung des Ausmarsches seiner Streitkräfte zu veranlassen. Durch unablässiges Drängen hatte Eugen vermocht, sein Heer gegen Ende Juni ziemlich vollständig zu vereinigen. Gleiches war schon einige Wochen früher von Marlborough in den Niederlanden, dem Kurfürsten von Hannover aber am Oberrhein geschehen.

Eugen war noch nicht im Stande gewesen, seine Armeen zusammen zu bringen, als er schon von Marlborough Schreiben um Schreiben erhielt, mit der dringenden Aufforderung, auch mit Zurücklassung der sämmtlichen Pfälzer den verabredeten Marsch nach den Niederlanden anzutreten. Marlborough war damals ohne Zweifel in einer fonderbaren Gemüthsverfassung. Uebels Nachrichten kamen aus der Heimath, in welcher das Ansehen der großen Whigpartei sich zu verunkeln, die Gunst, in der die Herzogin von Marlborough durch so lange Zeit bei der Königin Anna gestanden hatte, völlig zu schwinden begann. Die spanischen Niederlande, der Schauplatz des Krieges, waren durch die able Wirthschaft, welche die Holländer sich unter König Karls Namen daseibst erlaubt hatten, gegen die Verbündeten gestimmt worden, und hatten Spaspatien für Frankreich abgegeben. Das französische Heer endlich, welches Marlborough gegenüber stand, war demselben an Zahl überlegen und von Vendôme befehligt, der damals noch für den ersten der französischen Feldherren galt. Wie sicher König Ludwig auf Siege in den Niederlanden zählte, bewies er dadurch, daß er seinen Enkel, den Herzog von Bourgogne, den zukünftigen Erben der Krone Frankreichs, zu Vendôme's Heere schickte, um sich dort die ersten Vortheile zu holen.

Auch Marlborough theilte diese Ansicht des Königs von Frankreich zu theilen. Seine Briefe aus jener Zeit zeugen von dem Kleinmuth, dem er

sich hingab. „Da es einen Gott gibt in den Hohen,“ schrieb er an Lord Hobelsham, „so vertraue ich ihm, denn sonst sind unsere Aussichten wahrhaftig schrecklich“<sup>26</sup>).

Auch Eugen verkannte keinen Augenblick die kritische Lage, in der sowohl er als sein berühmter Kampfgenosse sich befanden. Aber durch Beobachtung seines Gleichmuthes, seiner ruhigen Besonnenheit, zeigte er seine geistige Ueberlegenheit selbst über Marlborough. Der Rosthauser britischen Befehlshaber trieb zwar zur Eile an, zu einer Ueberrumpfung ließ sich jedoch Eugen nicht bewegen. Nur wenn sein Heer vollständig war, vermochte es in den Niederlanden den Ausschlag zu geben. Nach dem Eintreffen der sächsischen Truppen verlor jedoch der Prinz keinen Augenblick mehr, seine Streitkräfte in Marsch zu setzen. Die größte Beschränkung desselben erschien nun so nothwendiger, als zu befürchten war, daß der Kurfürst von Baiern und der Marschall Bernold, welche das französische Heer am Rheine befehligten, gleichfalls ein Armeecorps nach den Niederlanden absenden würden. Dieses wollte, so mußte besorgt werden, vor Eugen dort anlangen und Verdome in den Stand setzen, Marlborough mit weit überlegenen Kräften anzugreifen und zu schlagen.

In solcher Absicht trennte sich wirklich der Marschall Bernold mit einem starken Corps von dem Kurfürsten von Baiern, um zu dem französischen Heere in Flandern zu stoßen. Da sich somit alles nach den Niederlanden wandte, war vorauszusetzen, daß der Feldzug am Rhein ohne große Ereignisse vorübergehen werde. Der Kurfürst wäre daher auch seinerseits gar zu gern nach Flandern gegangen. Da er aber eine Gleichstellung im Commando mit dem Herzoge von Bourgogne verlangte, König Ludwig jedoch nicht gesonnen war, diesen Wunsch zu erfüllen, so zerfiel sich der Plan des Kurfürsten. Er selbst blieb an der deutschen Grenze, und Bernold führte die Verstärkungen nach den Niederlanden.

Dorthin war Eugen mit rastloser Eile gezogen<sup>27</sup>). Am 28. Juni 1708 gingen seine ersten Truppen über die Meuse und am 3. Juli langte er mit der Reiterei zu Duren an, wo am folgenden Tage die Infanterie gleichfalls eintreffen sollte. Der Prinz aber, wohl unterrichtet von dem ählichen Stande der Dinge in den Niederlanden, eilte mit einer von Husaren gebildeten Eskorte seinen Truppen voraus. Am 6. traf er in Brüssel ein und erfuhr hier, daß der Feind sich nach Gent gewendet, die Stadt besetzt und das

Schloß angegriffen habe. „Und weil ich glaubte,“ so berichtet der Prinz in seiner eiden, schlichten Weise dem Kaiser, „daß es da auch für mich vielleicht etwas zu thun geben dürfte, so habe ich mich zu Drüssel nicht aufgehalten, sondern mich sogleich durch die Stadt zur Armee begeben, um mit dem Herzoge von Marlborough mich zu unterreden, was etwa vorzunehmen sei. Ich habe ihn auch in vollem Markte und ziemlich confidant gefunden“ <sup>26</sup>).

Der Verlust der Stadt Gent und die harte Bedrohung des dortigen Schlosses, die Wegnahme von Drüssel und die Besetzung, in welche diese Ereignisse die Hauptstadt Drüssel versetzten, waren Ursache der tiefen Antheillosigkeit, die sich Marlboroughs bemächtigt hatte. Um so größer war die Freude, mit der er Eugens Ankunft begrüßte. Zu Wolsche stieß der Prinz zu dem Herzoge. Wohl brachte er vorerst nicht mehr als einige hundert ungarische Reiter mit, aber seine persönliche Anwesenheit zeigte sich unschätzbar. Er sah zwar die unlängbaren Fortschritte, welche die französischen Truppen gemacht hatten, aber er begriff darum Marlboroughs Niederlagenheit noch nicht, und er bemühte sich den Herzog mit seinem eigenen Selbstvertrauen zu erfüllen. Das erste Wiedersehen der beiden Feldherren war wirklich ergreifend. Zärtlich umarmte der Herzog von Marlborough den Prinzen und bezeugte ihm, daß in der besonnenen Lage, in der er sich befinde, ihm nichts größerem Trost gewähren könne als Eugens Gegenwart.

Der Prinz war erstaunt, bei einem Feldherren wie Marlborough aber ein verhältnismäßig nicht sehr bedeutendes Mißgeschick solche Antheillosigkeit zu sehen. Durch mehrere Stunden hatten sie sich zusammen eingekerkert, und Eugen gelang es dem Herzog zu überzeugen, daß seine Sache keineswegs so schlecht stehe wie er sie ansehe. Als Eugen starfer Rede richtete sich Marlborough wieder empor. Die Versicherung des Prinzen, man werde noch alle möglichen Vortheile über Ludwig XIV. erringen, wenn man nur seinen Angeblid verdamme, seinem flandrischen Heere auf den Leib zu rücken, erweckte Marlboroughs Kampflust von neuem. „Mit der Hülfe Gottes,“ sagte Eugen, „werde man, und müßte er auch darüber sein Leben verlieren, noch alle Genußthung erlangen“ <sup>27</sup>).

Wunderbar war es wie die Anwesenheit eines einzigen Mannes, wie des Prinzen ruhiges Selbstvertrauen, sein überzeugendes Wort, die imponi-

ranke Macht seiner ersten selbstgewonnenen Persönlichkeit in wenig Stunden die Stimmung eines ganzen Heeres hob und Soldaten, welche noch vor kurzem von der Niederlage ihres Führers erfüllt waren, mit Siegesvertrauen durchdrang. Wie sich Marlborough willig von Eugen leiten ließ, so war dies auch von Seite des Heeres der Fall, und diese kühnbedingte Armee, aus den Truppen der verschiedensten Kriegsherren zusammengestellt, bot den Muth und leistete den Dienst eines compacten einheitlichen Ganzen, während das ihr gegenüberstehende Heer, sonst so abhängig von dem einzigen Wink und Worte seines Monarchen und desjenigen der eben in seinem Namen befehligte, hienon das entgegengesetzte Schauspiel zeigte.

Die Eugen und Marlborough bewiesen, was zwei hochbegabte Naturen durch einmüthiges Zusammenwirken Großartiges zu leisten vermöchten, so wurde an dem Herzoge von Bourgogne und an Vendôme ersichtlich, wie die Thätigkeit ganz ausgezeichneter Persönlichkeiten nutzlos, ja schädlich wird, wenn sie, obgleich dasselbe Ziel verfolgend, doch von einander abweichende Wege einschlagen.

Der Entschluß des Königs von Frankreich, zwei so verschiedene Individualitäten, wie sein Neffe und Vendôme es waren, an die Spitze desselben Heeres zu stellen, spricht nicht für die Menschenkenntniß, welche man sonst an Ludwig pries und die er selbst sich zutraute. Es wäre nicht schwer vorauszusetzen gewesen, daß sie für einander nicht paßten. Vendôme's chaisfches, oft raues Wesen konnte den geistvollen und sittenstrengen Herzog von Bourgogne nur abstoßen. Diese Entfremdung zeigte sich nun auf einem Felde, auf dem sie in Frankreichs Interesse nicht hätte zu Tage treten sollen, auf dem der militärischen Thätigkeit. Die Umgebung des Herzogs von Bourgogne hatte mit dem Scharfblick, welcher Venten in solcher Stellung in vieler Dingen eigen ist, gar bald das Mißbehagen herausgefunden, welches der Prinz über Vendôme empfand. Sie benutzten dasselbe und den obersten Rang, den der Herzog von Bourgogne im Heere bekleidete, um den Anordnungen Vendôme's, wenn nicht gerade zu widerstreben, so doch manchmal ihre lässige Durchführung, manchmal sogar ihre Abänderung herbeizuführen.

Es war es trotz der Ungunst der Umstände leicht möglich, daß Eugens Vorherrschung sich in kurzem befestigte. In dem Kriegsrathe, welchen die Feldherren der Verbündeten am 8. Juli hielten, suchten sie die Mittel dazu



zu finden. Die Ueberung einer Schlacht war ihre Besung und nach allen Seiten hin wurden Pioniere entsendet, um die Wege auszubessern und dadurch die Bewegungen der Truppen zu erleichtern. Da man die Absicht der Franzosen erkannte, sich der Festung Dabemarbe zu bemächtigen, warf man eine beträchtliche Verstärkung in dieselbe. Durch sie wurde die Besatzung in den Stand gesetzt, den Angriff zurückzuweisen, welchen der französische Generallieutenant Chemeraut mit dreitausend Mann gegen den Platz versuchte.

Während alles zur Schlacht sich rüstete und nicht daran zu zweifeln war, daß dieselbe eine blutige und entscheidende sein werde, eilte Eugen nochmals nach Brüssel, seine Sohnespflicht zu erfüllen und seine Mutter zu besuchen, welche beständig daselbst lebte. Mit welchen Gefühlen mag die hochbetagte Frau den Prinzen in ihre Arme geschlossen haben, den einzigen der ihr von fünf Söhnen geblieben. Freilich war er, wenn ein Mutterherz solchen Maßstab anzulegen vermöchte, von der Art daß er sie über den Verlust der Anderen hätte trösten können. Das aber mag die Gräfin von Souffons, welche trotz ihres Alters die heißblütige Italienerin noch immer nicht verläugnete, mit freudigem Stolze erfüllt haben, daß eben ihr Sohn das Werkzeug war, welchen das Schicksal sich auserwählt zu haben schien, um den Uebermuth ihres Todfeindes, des Königs von Frankreich, empfindlich zu züchtigen.

Und in der That war der Arm schon erhoben zu dem Schlage, welcher wie bei Höchstädt und Turin, nun auch auf dem dritten Kriegsschauplatze Ludwig XIV. demüthigen sollte.

## Zweites Capitel.

Mit Eugens Ankunft bei dem Heere, welches der Prinz „überaus schön“ gefunden hatte, war auch die frühere Muthlosigkeit völlig verschwunden, und der Soldat bezeugte die größte Lust zum Kampfe. Es sollte ihm die gewünschte Befriedigung nicht lange vorenthalten werden.

Bendome war der Ansicht, daß um die günstige Lage zu benützen, in welche die Einnahme von Gent und Brügge die Franzosen versetzt hatte, auch Dudenarde weggenommen werden müsse. Dadurch würde dem Feinde der Uebergang über die Schelde verwehrt, seine Verbindung mit Mente und Courtray abgeschnitten und vielleicht auch seine Vertreibung aus Brabant wahrscheinlich.

Der Herzog von Bourgogne aber war nicht ganz derselben Meinung. Er legte geringeren Werth auf die Wegnahme von Dudenarde, und die Verwehrung des Ueberganges über die Schelde schien ihm der Hauptpunkt. Daher wollte er gleichfalls über den Fluß gehen, sich an dessen linkem Ufer vor Dudenarde aufstellen, die Uebergangspunkte durch Verschanzungen decken und mit einem abgesonderten Armeecorps Mente belagern.

Trotz der Gegenvorstellungen Bendome's wurde französischer Seite an die Ausführung dieses Planes geschritten. Als ob sie gewiß wären, daß ihre Absicht nicht mißlingen könne, näherten die Franzosen sich in aller Gemächlichkeit der Schelde, sie bei Gavre zu überschreiten. Sie sagten mit Bestimmtheit vorher, daß durch die Verschanzungen, welche sie anzuzeigen vorhätten, dem Feinde der Uebergang fast unmöglich gemacht werden würde<sup>1)</sup>.

Eugen und Marlborough ließen es aber durchaus nicht so weit kommen. Sie hatten allsogleich die Absicht der Franzosen erkannt. Es war kein Augenblick zu verlieren, denselben in Dudenarde zuvorkommen. Wieder entwickelten die beiden Feldherren die ganze energische Entschlossenheit, welche sie vor vier Jahren an den Ufern der Donau in so glänzender Weise gezeigt hatten. Von dem holländischen Feldmarschall

Oberster, einem würdigen Veteranen voll gereifter Erfahrung, der sich jedoch willig den jüngeren und berühmteren Feldherren unterordnete, wurden sie aufs eifrigste unterstützt. Die ganze Nacht vom 9. auf den 10. Juli 1708 war das Heer marschirt, und am folgenden Tage über die Denber gegangen. Am 11. Juli vor Anbruch des Tages wurde der englische Generalmajor Cadogan mit einem starken Corps gegen die Schelde vorausgeschickt, um bei Dudenarde Brücken zu schlagen und die Bewegungen des Feindes zu erforschen. Die Hauptarmee selbst konnte erst, da die Wege fahrbar gemacht werden mußten, um sieben Uhr Morgens nachfolgen. Inzwischen war Cadogan zu Dudenarde angelangt, hatte in der Stadt selbst die Schelde passiert und an fünf andern Stellen den Bau der Brücken begonnen.

In der Fläche vor Dudenarde, am linken Ufer der Schelde, nahm Cadogan eine gesicherte Stellung. In dieser fanden ihn die zwanzig feindlichen Schwabronen, welche die Franzosen, die fortwährend im Flußübergange bei Gavre begriffen waren, gegen Dudenarde abgeschickt hatten.

Man war so nahe an einander gerathen, daß die Schlacht unvermeidlich schien. Eugen wenigstens und Marlborough zeigten sich fest entschlossen, die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Sie bestreuten sich mit aller Energie, deren sie fähig waren, den Anmarsch des Hauptheeres zu beschleunigen. Gegen zwölf Uhr langte die Reiterei an der Schelde an und ging in starkem Trabe über die Schiffbrücken. Cadogan erhielt Befehl, die feindlichen Schwabronen und das Fußvöll anzugreifen, welches zu deren Unterstützung herbei gekommen war. Er vollführte diesen Auftrag mit solchem Nachdrucke, daß die feindliche Cavallerie völlig geworfen wurde. Von den sieben Bataillonen aber, die sich in dem Dorfe Eune festgesetzt hatten, zogen sich drei noch vor dem Treffen zurück, während von den vier andern ein Theil gefangen genommen, die Mehrzahl der übrigen aber niedergemacht wurde 7).

Es wäre bloß nicht so leicht möglich gewesen, wenn die Uebelstände, an denen die oberste Leitung des französischen Heeres litt, nicht in dem Augenblicke der Entscheidung noch greller hervor getreten wäre als je zuvor. Die Truppmasse der Franzosen war schon an Ort und Stelle, während das verbündete Heer noch immer, und sein Fußvöll noch nicht einmal im Uebergange begriffen war. Ein rascher Entschluß hätte die Dinge vielleicht

noch noch zu ihren Vorposten geduldet. Vendome verlangte von dem Herzoge von Bourgogne, mit dem linken Flügel, den er befehligte, einen nachdrücklichen Angriff gegen die Reiterei des rechten Flügels der Verbündeten auszuführen. Aber der Prinz folgte dem Rathe Maderes, die ihm vorstellten, er befände sich in einer günstigen Position, und das Terrain, welches er beim Angriffe zu passieren habe, sei nur schwer zu überschreiten. Statt zum Angriffe vorzugehen, begann der Herzog von Bourgogne sich zu verschanzen und gab dadurch den Verbündeten Zeit und Gelegenheit sich ungehindert auszubreiten und ihre Bewegungen mit ungetrübter Kraft zu vollführen.

Eugen und Marlborough überrten nicht, von der Unentschlossenheit ihrer Gegner Vortheil zu ziehen. Immer neue und neue Regimenter führten sie über die Brücke und in die Ebene, wo sich das Treffen entsponnen hatte. Dann stand ihnen eine nur einiger Maßen genügende Anzahl Fußvöll zur Verfügung, als sie mit demselben gegen die feindliche Stellung vorbrangen. Obgleich durch Gebüsche und Gräben geschützt, vermochten die Franzosen dem energischen Anmarsch doch nicht zu widerstehen. Insbesondere war dies auf dem rechten Flügel der Fall, dessen unmittelbare Führung Eugen übernommen hatte. Wie selbst die englischen Schriftsteller einräumen, welche sonst immer das Hauptverdienst für Marlborough in Anspruch nehmen, so war Eugen der Erste, der die feindliche Linie durchbrach<sup>2)</sup>. Zahlreiche Einzelgefechte entspannen sich, in denen die Verbündeten überall im Vortheile blieben, durch die größtenteils Selbstständigkeit, wie man glaubte, welche ihre Art der Kriegsführung auch dem Commandanten zweiten und dritten Ranges gestattete.

Inzwischen war auch Marlborough mit dem linken Flügel, obgleich ihm jede Handbreit Erde hartnäckig bestritten wurde, zwar langsam, doch gleichmäßig vorgerückt. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, waren die Franzosen auf allen Punkten zurückgeworfen und aus ihren Stellungen vertrieben. So furchtbar war das Feuer, welches die Verbündeten unterhielten, daß die französischen Soldaten, völlig müd geworden, längeren Widerstand verweigerten. Die einbrechende Nacht und ein heftiger Plageregen machten dem Kampfe ein Ende. Der Rückzug wurde in großer Unordnung angetreten und von den nachfolgenden Verbündeten so heftig beunruhigt, daß die Herzoge von Bourgogne und Vendome selbst in die größte Gefahr geriethen<sup>3)</sup>.

„Es ist nicht genug auszusprechen und zu rühmen,“ schrieb Eugen dem Kaiser, „mit welcher Bravour diese Armee gekämpft hat und mit welcher Freude und Hingebigkeit alles in die Schlacht gegangen ist. Ja es ist merkwürdig, daß von den Truppen, die später anlangten, die Reiterei mit verhängtem Zügel, die Infanterie aber so schnell sie nur zu laufen vermochte, über die Brücke zur Wahlstatt geeilt ist, um noch zur Schlacht zurecht zu kommen. Nur das Eine war zu wünschen, daß es noch einige Stunden Tag gewesen wäre, indem man versichern kann, daß sodann von der feindlichen Armee wenig oder gar nichts würde entkommen sein.“

So wie Eugen war auch Marlborough von Freude erfüllt über den erfochtenen Sieg. Charakteristisch aber ist die Art und Weise, wie ihn der Herzog seiner Gemahlin ankündigte. Ueber nichts freute er sich mehr, als daß die englischen Truppen weit weniger als die anderen gelitten hatten. Denn die englische Reiterei war die einzige, so gesteht er selbst, die gar nicht in's Feuer kam<sup>7)</sup>. Größtentheils mit deutschen und holländischen Truppen war der Sieg erfochten, und dennoch suchte man ihn als einen vorzugsweise englischen darzustellen.

Wie dem aber auch sein mochte, Eugen legte darüber nicht die mindeste Insuperstition an den Tag. Alle Augenzeugen, ja selbst die Feinde wußten doch recht gut, wozu man war, und die gefangenen französischen Offiziere bemerkten mit flammender Verwunderung die diese, unbegrenzte Berührung, welche Alles im Feuer, ohne einzige Ausnahme, dem Prinzen Eugen noch in weit höherem Maße als Marlborough bewies<sup>8)</sup>. Die fast königliche Freigebigkeit, die Eugen gegen Jedermann übte, der Glanz seines Haushaltes und der Gegensatz, welchen dies zu Marlboroughs sparsamer Lebensweise bildete, mögen auch dazu beigetragen haben, dem Prinzen die allgemeinen Sympathien zu erwerben. Doch muß Marlborough die Gerechtigkeit erzeigt werden, zu gestehen, daß er selbst Eugens hervorragendes Verdienst überall anpries, und jeden Versuch, zwischen ihm und dem Prinzen Uneinigkeit zu säen, entschieden zurückwies. Eugens Anwesenheit, so schrieb er dem Grafen Sinjenborff, war der größte Vortheil während der Schlacht<sup>9)</sup>. Und in einem andern Schreiben heißt es: „Ich kann sagen, Prinz Eugen und ich werden niemals in Zwiespalt gerathen über die Theilung unserer Lorbeern.“



Der Sieg von Oudenarde änderte die Lage der Dinge gänzlich. Die Franzosen, welche erst noch das Uebergewicht behauptet und die bevorstehende Vertreibung der Allirten aus den Niederlanden laut verkündigt hatten, sahen sich nun trotz ihrer noch immer überlegenen Streitkräfte auf eine schwache Defensiv beschränkt. Die Verbündeten aber waren im Stande und fest entschlossen, von ihrem Siege, nach Eugens Ausbruch, „recht schaffen zu profitieren.“

Daß Eugen dieß aus mehrfachen Gründen wünschte, nicht allein um seinem Kaiser zu dienen, sondern daß er in seinem Gemüthe noch durchaus nicht versöhnt war mit dem Könige von Frankreich und sich lebhaft freute, denselben empfindlich demüthigen zu können, zeigt eine kleine Begebenheit, die sich damals zutrug. Vielleicht mag auch das Wiedersehen seiner Mutter und die trotz der Länge der Zeit noch ungeschwächte Erbitterung derselben gegen Ludwig XIV. in Eugens Brust die Rachegeanken wieder heller angefacht haben.

Unter dem französischen Gefangenen befand sich auch der General-Lieutenant Marquis de Biron. Eugen, voll Zuversicht für diejenigen, welche ihm das Schicksal in die Hände geliefert hatte, lud ihn zu sich zu Tische. Der Prinz sprach mit großer Anerkennung von der Tapferkeit der französischen, insbesondere aber der schweizerischen Truppen, welche sich in der That ungemein hervorgethan hatten. Er nannte die Stelle eines Colonel-General der Schweizer einen der schönsten militärischen Posten in Frankreich. „Mein Vater bekleidete ihn,“ fügte der Prinz mit bewegter Stimme hinzu, „und bei seinem Tode hofften wir, daß mein Bruder ihn erlangen werde. Aber der König hielt es für besser, ihn einem seiner natürlichen Söhne zu verleihen, als uns diese Ehre zu erweisen. Er ist der Herr und man vermag nichts dagegen zu sagen. Aber doch ist man manchmal erfreut, in der Lage zu sein, gezeigte Veringschätzung bereuen zu müssen“ (19).

Unter die Maern von Gent war die französische Armee zurückgewichen. Dort suchte sie sich wieder zu versammeln und neuerdings in kampffähigen Zustand zu versetzen. Die Feldherren der Verbündeten aber beschäftigten sich vor allem mit der völligen Herbeilehung von Eugens Herr, welches sie ausnehmlich verstärkten, und mit der Frage der Benützung des Sieges. Schon in seinem ersten Schreiben bemerkte Eugen dem Kaiser, sie befänden

sich jetzt zwischen den feindlichen Festungen Ypern, Lille und Tournay, und es stünde bei ihnen, welche derselben sie angreifen wollten. Ihr Erstes war jedoch, die Linien wegzunehmen, welche der Feind von Ypern nach Barneton angelegt hatte, um das Land zwischen der Schelde und der Eys zu decken. Sie kamen ohne Schwierigkeit damit zu Stande und beesteten sich sodann, die Linien niederzureißen und zu zerstören<sup>11)</sup>. Barneton, Commines und Werwick wurden von den Verbündeten besetzt.

Es ist von Interesse zu sehen, wie Marlborough, obgleich durch und durch ein Engländer, doch von gewisser Seite mehr von der französischen Natur in seinem Wesen hatte, als der in Frankreich geborne und erzogene Eugen. So niedergeschlagen er gewesen war vor der Schlacht, so sehr er schon alles verloren glaubte, weil die Feinde nur einige Vortheile erlangt hatten, so kühn waren seine Erwartungen, so hochfliegend seine Pläne nach gewonnenem Siege. Der Einmarsch in Frankreich schien ihm offen und er sah kein Hinderniß, in das Herz des feindlichen Landes seine siegreichen Waffen zu tragen.

Es war eine der schönsten Eigenschaften Eugens, daß er im Glücke wie im Unglücke die gleiche ruhige Besonnenheit bewahrte. Dieß war auch hier der Fall. Niemanden wäre es erwünschter gewesen als ihm, neuerdings mit den Waffen in der Hand den französischen Boden zu betreten, Paris und Versailles in Schrecken zu versetzen. Aber er erkannte es wohl, daß dieser Plan jetzt noch nicht ausführbar sei<sup>12)</sup>. Und er war dabei völlig im Rechte. Denn ohne allen Zweifel würden, sobald das Heer der Verbündeten die französische Grenze überschritten hätte, Vendome und Berwick sich in dessen Rücken vereinigt haben. Sie wären ihm unter die Wägen von Paris gefolgt, wo die Entscheidung nothwendig zum Nachtheile der Verbündeten ausfallen mußte und der siegreich begonnene Feldzug mit ihrem Verderben gendigt hätte.

Zur Verwirklichung weit aussehender Pläne schien es Eugen am dringendsten nöthig, einen Waffenplatz wegzunehmen, auf den man sich stützen konnte und dessen Besitz zugleich dem gewonnenen Uebergewichte Halt und Dauer verleihe. Als solcher erschien ihm Lille, und es wurde daher die Belagerung dieser Festung von ihm in Vorschlag gebracht. Der versammelte Kriegsrath, außer den beiden Oberfeldherren auch noch aus den Deputirten der Generalstaaten und den vornehmsten Führern des Heeres

zusammengesetzt. Rittmeister Eugen bei. Der Prinz selbst ging mit einem starken Armeecorps gegen Brüssel, um das aus den holländischen Festungen dorthin gebrachte schwere Geschütz an den Ort seiner Bestimmung zu geleiten. Er wollte diese Aufgabe keinem Andern überlassen, denn es war große Vorsicht nöthig, und ein Unfall, der dem Geschütze begegnet wäre, hätte alle ferneren Pläne der Verbündeten lähmen müssen <sup>13)</sup>.

Noch immer schmeichelten die Franzosen sich mit der Hoffnung, daß es ihren beiden berühmten Gegnern nicht möglich sein werde, eine so schwierige Unternehmung, wie ihnen die Belagerung von Lille erschien, in's Werk zu setzen. Tienhove ging sogar so weit, öffentlich zu erklären, ein so ausgezeichnetes Feldherr wie Eugen wüßte sich niemals auf ein solches Wagniß einzulassen <sup>14)</sup>. Aber er sollte bald eines Besseren belehrt werden. Nichts glich der vollendeten Meisterchaft, mit welcher Eugen und Marlborough ihre Bewegungen ausführten, um den ungeheuren Convoi, welcher aus fünfzig Geschützen und hundert Palvercorren bestand und fast eine Länge von drei deutschen Meilen einnahm, ungefährdet vor Lille zu bringen. Selbst die französischen Schriftsteller finden keine Worte, um ihre enthusiastische Bewunderung genügend auszudrücken. Niemals, so sagen sie selbst, sei eine kühnere Unternehmung mit größerer Umsicht und Gewandtheit durchgeführt worden. Und wirklich verstanden es Eugen und Marlborough, den Hamarsch gegen Lille, die Umschlingung der Festung und die Herbeiführung des Belagerungsgeschützes dertart zu bewerkstelligen, daß der Feind, obwohl er nur auf eine Gelegenheit lauerte, die Pläne der Verbündeten zu durchkreuzen, ihnen nicht das Mindeste in den Weg zu legen vermochte. Am 11. August 1708 war Eugen mit dem schweren Geschütze zu Helshin angelangt. Zwei Tage später erschien er vor Lille, und am 14. August wurde mit der Ausstreckung der Circumvallationslinien begonnen.

Lille, damals die Hauptstadt des französischen Flandern, war auf König Ludwigs Befehl von Vauban, dem großen Meister in der Festungsbaukunst, zu einem der stärksten Bassenplätze Frankreichs gemacht worden. Denn seine günstige Lage zwischen den Flußgebieten der Esch und der Schelde verlieh ihm große Wichtigkeit, und die durchströmende schiffbare Deule sammt den in dieselbe einmündenden sumptigen Bächen erleichterte und vervielfältigte die Vertheidigungsmittel.

Die Besatzung von Lille zählte mit Einschluß der Verstärkungen, die sie erhalten hatte, ungefähr zehntausend Mann. Sie stand unter dem Befehle des Marschalls Boufflers, der als Gouverneur von Flandern dem König gebeten hatte, die Festung vertheidigen zu dürfen, welche zu seiner Statthalterchaft gehörte. König Ludwig scheint Anfangs wenig dazu geneigt gewesen zu sein. Denn der Umstand, daß er Boufflers in einer Zeit nicht verwendete, in der auch Frankreich nicht Ursache hatte, hervorragende Führer unbeschäftigt zu lassen, spricht für die Vermuthung, daß er von dessen militärischen Talenten keine sehr hohe Meinung hegte. Aber er kannte Boufflers als einen Mann von Inner, wenn gleich sein Aussehen erregenden, aber doch so höchst schätzenswerthen Tapferkeit, die sich weniger in Unternehmung kühner Wagnisse ausdrückt, als in völliger Selbstverlängerung, in gänzlicher Nichtachtung der Gefahr, welche das eigene Leben bedrohen konnte. Er hatte Beweise von Boufflers' Hethlichkeit und Ehrlicheit, von seiner Anhänglichkeit an ihn selbst und an das französische Königthum, von seiner wahren Ergebenheit für das Vaterland. Ludwig XIV. glaubte ihm trauen zu dürfen, wenn Boufflers sich für eine standhafte Vertheidigung der Festung verbürgte, und er übertrug ihm den Oberbefehl in derselben.

Dies war der Mann, welchen sich Eugen nun gegenüber gestellt sah. Denn dem Prinzen war die Aufgabe zugefallen, Lille zu belagern und zu derselben Zeit das Heer des Herzogs von Berwick zu beobachten, während Marlborough das gleiche gegen den Herzog von Bourgogne zu thun hatte. Mit seiner gewöhnlichen Energie schritt der Prinz an die Belagerung. Wenn sie nicht so schnell vorwärts ging, als Eugen es wünschen mochte, so war daran der große Umfang des Platzes nicht wenig Schuld, welcher erforderte, daß den Circumvallationslinien eine Ausdehnung von sechsthals Stunden gegeben werden mußte <sup>29</sup>).

Die Belagerung von Lille zu unternehmen, während unweit davon der Feind eine Armee auf den Beinen hatte, welche sämmtliche Streitkräfte der Verbündeten um ein beträchtliches an Stärke übertraf, galt als ein so außerordentliches Wagniß, daß es die Augen von ganz Europa auf sich zog. Aber Eugend Namen und derjenige Marlboroughs galten als sichere Bürgschaft für das Gelingen ihrer Absicht. Um Zeuge zu sein, wie so Wunderbares vollbracht werde, eilten von allen Seiten Freiwillige herbei. Es

waren Mitglieder deutscher Fürstengeschlechter, wie Friedrich August von Sachsen und Polen, der regierende Landgraf von Hessen-Cassel mit seinen Söhnen Friedrich und Wilhelm, der Kurfürst von Hannover, später König Georg II. von England. Es waren Männer, die sich schon zu jener Zeit durch kriegerische Thaten einen Namen erworben hatten, wie der sächsische General von der Schulenburg, der später so berühmt gewordener Verteidiger von Gorka. Andere aber waren damals noch unbekannt und sollten sich erst lange nachher Auszeichnung und Ruhm gewinnen, wie Wünnich, Schwerin und der Graf Moriz von Sachsen, von denen der erstere in einem hessischen und der zweite in einem mecklenburgischen Regimente diente, Graf Moriz aber als zwölfjähriger Knabe seinen Vater in das Lager vor Lille begleitete.

Bei der großen Stärke der französischen Streikräfte war nicht daran zu zweifeln, daß der Feind versuchen werde, die Belagerung zu stören und scheitern zu machen. Es war dieß die ernste Absicht des Königs von Frankreich, welcher seinem Enkel vorrechnete, wie er den Verbündeten nicht nur an Zahl überlegen, sondern was noch weit höher anzuschlagen sei, dem Vortheil der ihnen voraus habe, alle seine Streikkräfte zu einem einzigen Zwecke vereinigen zu können, während die Gegner immer getrennt bleiben müßten. Denn nur einen Theil ihrer Truppen konnten sie in die Schlacht führen, der andere mußte die Belagerung fortsetzen. Wollten sie dieß nicht thun, so würde die so zahlreiche Besatzung von Lille den Augenblick benützen, die feindlichen Werke zerstören, ja vielleicht sogar die Rettung ihrer Artillerie, ihrer Munition und Lebensmittel verhindern können <sup>16</sup>).

Dieß waren die Absichten und Pläne des Königs von Frankreich. Um sie zu verwirklichen, befahl er seinem Enkel, sich mit Zurücklassung von Besatzungen in Brügge und Gent der französischen Grenze zu nähern. Unverweilt sollte er mit nicht weniger als hundert Bataillonen und hundert dreißig Schwadronen gegen Lille vorrücken. „Sie kennen,“ so schloß der König sein Schreiben an seinen Enkel, „die Wichtigkeit der Angelegenheit, die in Ihre Hände gelegt ist. Ihr Ruhm und das Heil Ihres Vaterlandes erfordern, daß sie zu einem glücklichen Ende geführt werde“ <sup>17</sup>).

Der Herzog von Bourgogne schickte sich an, dem Befehle des Königs zu gehorchen. Er erklärte, den Entsatz von Lille versuchen zu wollen, wenn es nur irgend möglich erscheine <sup>18</sup>). Er beabsichtigte, zu diesem Ende den



Marschall Berwick an sich zu ziehen und mit ihm vereinigt an die Vollführung der ihm vorgezeichneten Aufgabe zu schreiten.

Der Marschall Berwick sah sich hier zum ersten Male seinem berühmten Oheim, dem Herzoge von Marlborough im Felde gegenüber gestellt. Berwick war bekannter Maßen ein natürlicher Sohn des Königs Jacob II. und der Arabella Churchill, Marlborough's Schwester. Es war ein eigenthümliches Geschick der Familie Churchill, sagt Montesquieu, daß zwei Männer aus ihr hervorgingen, von denen der Eine, Marlborough, bestimmt war, zwei der größten Monarchien Europa's zu erschüttern, während der Andere, Berwick, ihnen als Stütze diente. Schon von frühester Jugend an hatte Berwick die Waffen getragen und als Freiwilliger der Wiedereroberung von Osnabrück und der Schlacht am Berge Parson beigewohnt. Mit seinem Vater aus England vertrieben, folgte ihm Berwick nach Frankreich und stieg im dortigen Kriegsheere rasch von Stufe zu Stufe, in gleicher Weise durch persönliches Verdienst wie durch seine Verbindungen gehoben. Für die Verleihung der Marschallswürde dankte er dem Könige durch den entscheidenden Sieg von Almanza. Nun wurde er nach den Niederlanden gerufen, wo man ihn um so mehr an seinem Plaze glaubte, weil man eben den Vertheidigungskrieg, die Wiederherstellung einer mißlich gewordenen Sache, für seine eigentliche Stärke hielt.

Vorsichtig, wie es die Lage der Dinge so dringend erheischte, setzte sich das französische Heer in Bewegung und näherte sich der Armee Marlborough's, welcher bei Heilbrunn stehend, die Belagerung von Villeroy gegen den Grund bedeckte. Es war zwischen Eugen und Marlborough verabrehet worden, daß wenn der Herzog von Bourgogne allein seine bisherige Stellung verlassen würde, auch nur Marlborough dessen Bewegungen zu beobachten habe. Würde jedoch der Herzog von Berwick gleichfalls marschiren, so sollten noch fünfzig Schwadronen von Eugens Armee zu Marlborough stehen. Die Infanterie des Prinzen aber und der Rest seiner Cavallerie hätten unter allen Umständen die Belagerung fortzusetzen<sup>19)</sup>.

Nachdem der letzte Fall nun eingetreten war, eilte Marlborough nach Eugens Lager, um den Beistand seiner Truppen, und was ihm noch weit mehr galt, denjenigen des Prinzen selbst zu erlangen.

Am Morgen des 2. September setzte sich Eugen zu Pferde, um sich zu Marlborough zu begeben und mit ihm eine Stellung anzufuchen,

in welcher man den Feind erwarten konnte. Denn dieser hatte im ganzen Lande das Gerücht verbreitet, daß er binnen wenig Tagen den Entsatz von Lille bewerkstelligen werde<sup>26)</sup>. Eugen glaubte nicht daran; dennoch war auch er für die höchste Vorsicht und sein erfahrener Blick wie sein einsichtsvoller Rath unterstützten Marlborough bei Erfüllung der Aufgabe, die Absichten der Feinde zu vereiteln.

Die Franzosen waren inzwischen in südlicher Richtung auf Tournay gegangen und hatten sich von da westlich über Orchies gegen Lille gewandt. Am 4. September standen sie bei Mons-en-Pevèle, welches sie als den günstigsten Ort zur Ausführung des Angriffes auf die Verbündeten betrachteten.

Aber Eugen und Marlborough hatten ihre Maßregeln gut getroffen. Sie befanden sich auf dem Boden, welchen sie vor wenig Tagen als den geeignetsten zu einer Schlacht ausgewählt hatten. Den rechten Flügel an Berlin, den linken aber an Frein gelehnt, ihr Centrum durch Ennetières gedeckt, so erwarteten sie den Feind. Ihre Stellung war so günstig, daß die Verbündeten sich für den Fall des Angriffes mit Gewißheit den Sieg versprachen, und nur das Eine fürchteten, daß es gar nicht zum Kampfe kommen werde<sup>27)</sup>.

Und so war es auch in der That. Viele hatten zwar vermuthet, daß die Franzosen den fünften September, den Geburtstag ihres Königs, durch Lieferung einer großen Schlacht und durch die Befreiung von Lille zu feiern gedächten. Aber es lag ihnen die Besorgniß nahe, daß die gehoffte Freier sich in das gefürchtete Ereigniß einer Niederlage verwandeln könnte. Die Meinung über diesen Punkt war getheilt und der Zwiespalt unter den Führern trat noch stärker hervor als bei Oudenarde. Demals hatte der Herzog von Bourgogne die Weisung gehabt, sich zuletzt immer der Ansicht Vendôme's anzuschließen. Sondern war er durch den König von dieser Verpflichtung befreit und ihm völlig freie Hand gewährt worden, selbst zu entscheiden. Uebrigens war noch Bernold mit seinen Truppen bei dem französischen Heere eingetroffen und nur höchst ungern fügte er sich in die nothwendige Unterordnung unter Vendôme. Von dem Herzoge von Bourgogne allein wollte er Befehle empfangen. Denn auf diesen übte er, wie es von vorne herein zu vermuthen gewesen war, einen weit größeren Einfluß als Vendôme, und des Herzogs Anordnungen bestanden eigentlich in nichts als dem Ausdrucke der Aufschauungsweise des Marschalls Berwick.

Diese machte sich denn auch im entscheidenden Augenblicke in bestimmtem Maße geltend. Als die französischen Feldherren von den Höhen von Mons-en-Perelle das Heer der Verbündeten vor sich sahen, brang Bemboise darauf, daß mit dem Angriffe begonnen und derselbe vorerst gegen den rechten Flügel des Feindes gerichtet werde<sup>22</sup>). Bertold aber fand, daß die Verbündeten trefflich aufgestellt und nirgends mit Vortheil anzugreifen seien. Es möge traurig sein, so schrieb er dem französischen Kriegsminister, Lille zu verlieren, aber noch schmerzlicher wäre es für Frankreich, die einzige Armee einzubüßen, welche nach der Wegnahme Lille's den Feind aufzuhalten vermöchte<sup>23</sup>).

Der Herzog von Bourgogne stimmte in seinem Innern völlig der Meinung Bertold's bei. Aber er wagte es nicht, in einer Sache von solcher Wichtigkeit die Entscheidung auf sich zu nehmen, und stellte sie dem Könige anheim. Der Kurier, welcher dieselbe einholen sollte, überbrachte zugleich das Entlassungsgeheiß des Herzogs von Bemboise, für den Fall als seiner Anschauungsweise nicht beipflichtet werden würde.

Während dieß geschah, war die Stellung der Verbündeten nur noch günstiger geworden. Alle Truppen, welche vor Lille entbehrlich waren, hatte Eugen mit sich nach Marlborough's Lager geführt, dem Herzog zu verstärken und sie an dem etwaigen Kampfe Theil nehmen zu lassen. Hastlos war an der Anlage von Verschanzungen gearbeitet worden, um die Vortheile der gewählten Stellung noch zu erhöhen. Zu gleicher Zeit wurden aber auch die Fortschritte der Belagerung nicht gehemmt, sondern am 7. September verschiedene Außenwerke mit Sturm genommen. Nach Vertreibung der Feinde setzten sich die Truppen der Verbündeten dorthin fest.

Während Eugen in solcher Weise nach verschiedenen Richtungen hin, zur Fortführung der Belagerung und zur Abwehr der Angriffe von Außen rastlos thätig war, wurde ein Anschlag gefaßt und von freieslerischer Hand vollbracht, welcher diesem ruhmvollen Wirken ein plötzliches Ziel zu setzen berechnet war.

Unter verschiedenen Briefen, die dem Prinzen durch Vermittlung der holländischen Post zulamen, befand sich auch einer, welcher bei seiner Eröffnung durch Eugen nichts als ein Stück Papier enthielt, das mit einem fetten, übrigen Stoffe getränkt war. Ohne einen Augenblick seine Absicht zu verändern oder seinen Gleichmuth zu verlieren, warf Eugen das Papier von sich. Als

er jedoch die Bestärkung seiner Umgebung gewahrte, soll er gesagt haben, daß dies nicht die erste Sendung der Art sei, welche er erhalten habe.

Eugen zweifelte nicht daran, daß das Papier vergiftet und das Ganze nichts anderes als ein ziemlich klump erdachter Anschlag auf sein Leben sei. Um jedoch darüber Gewißheit zu erlangen, wurde das Papier an das Halsband eines Hundes geheftet. Das Thier starb binnen vierundzwanzig Stunden, obgleich man ihm zuletzt ein starkes Gegengift beigebracht hatte.

Es scheint, daß dieses Ereigniß durchaus keinen besonderen Eindruck auf den Prinzen hervorgebracht habe. Er beschränkte sich darauf zu sagen, „daß er nicht glaube, irgend Jemand in der Welt zu einer so ägerlichen „That Anlaß gegeben zu haben“<sup>41)</sup>.“ In desto größerer Aufregung versetzte es jedoch den meisten Kreis seiner Freunde und Verehrer. Sie lagen dem Prinzen dringend an, die Sache nicht ungeahndet vorüber gehen und wenigstens zur Erforschung des Thäters Erhebungen pflegen zu lassen. Lang hielten sie umsonst, endlich, fast einen Monat nachdem die Begebenheit sich zugetragen hatte, kam dem Prinzen durch den Grafen Martiniß aus Prag ein Brief zu, der vielleicht auf die gewünschte Spur leiten konnte. Ihm sandte Eugen das Couvert, unter welchem er das vergiftete Papier erhalten hatte, an den kaiserlichen Residenten den Herrn von dem Haag, um Nachforschungen nach dem Thäter anstellen zu lassen<sup>42)</sup>. Es ist nichts darüber bekannt geworden, ob dieselben irgend ein Resultat gehabt haben.

Leicht begreift es sich, daß ein solches Ereigniß mitten in einem erbitterten Kriege zu der Vermuthung Anlaß gegeben hat, der Vergiftungsversuch gegen den Prinzen sei von Frankreich ausgegangen, um denjenigen aus dem Wege zu räumen, welchen es für seinen fürchterlichsten Gegner hielt. Es liegt jedoch nicht das geringste Anzeichen vor, durch welches diese Annahme eine Bestätigung erhielt. Die Entdeckung, mit der vor vier Jahren, bei der Belagerung von Landau, Ludwig XIV. einen Anschlag auf das Leben des damaligen römischen Königs Joseph zurückgewiesen hatte, spricht dafür, daß er eines solchen auch nicht gegen Eugen fähig gewesen wäre. Hätte er sich seines Gegners in menschlicher Weise entledigen wollen, so würde er sicher ein weniger trügerisches Mittel dazu gefunden haben. Es ist vielmehr alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der ganze Anschlag, welcher glücklicher Weise ohne verderbliche Folgen für den Prinzen blieb, nichts als ein Akt niedriger Privatrache war, vielleicht

von dem einen oder anderen wenig bekannten Manne ausgehend, der sich in irgend einer Weise durch Eugen verlegt glaubte.

Während der Prinz in solcher Weise der Gefahr entging, die ihm persönlich bereitet worden war, wußten er und Marlborough auch die Pläne zu nichts zu machen, mit welchen der König von Frankreich ihren siegreichen Unternehmungen Einhalt zu thun gedachte.

König Ludwig war noch immer der Ansicht gewesen, daß Lille gerettet und dadurch dem Feinde der Einmarsch in Frankreich verwehrt werden müsse. Als ihm jedoch die widersprechenden Gutachten seiner Feldherrn zukamen, von welchen der Eine von einem Angriffe auf das Heer des Gegners glänzende Resultate erwartete, der Andern aber das Ueßerste befürchtete, da wagte es auch der König nicht, aus der Ferne das entscheidende Wort auszusprechen, welches alles aufs Spiel setzen sollte. Er sandte den Kriegsminister Chamillart an Ort und Stelle, um die Lage der Dinge zu untersuchen, und je nach seiner Anschauung der Verhältnisse die fernere Anweisung zu geben.

Am 9. September traf Chamillart im französischen Lager ein. Er erkannte sogleich, daß sich die Verhältnisse daselbst nicht minder gefährlich gestaltet hatten, als es in Paris angekündigt worden war. Dürfte der Angriff auf den Feind jemals mit Vortheil ausgeführt werden können, so schien doch dem Minister der geeignete Augenblick dazu vorüber zu sein. Dennoch wußte er, daß der König nichts sehnlicher als den Angriff wünschte, es mußte also wenigstens der Versuch dazu gemacht werden. Man beschloß sich dem Feinde zu nähern und hoffte darauf, denselben vielleicht doch zu zwingen, die Belagerung aufzuheben oder wenigstens zu verzögern. In dem letzteren Falle wäre zu hoffen, so meinte man, daß die vorrückende Jahreszeit die Schwierigkeiten der Belagerung vermehren und vielleicht deren Durchführung hintertreiben werde.

Aber die französischen Feldherrn sahen gar bald, daß sie wie schon so oft, sich auch diesmal in ihren Berechnungen getäuscht hatten. Die Verbündeten waren wohl auf ihrer Hut. Als Marlborough am Morgen des 11. September das französische Heer heranziehen sah, rief er neuerlings durch Eilboten Eugen herbei. Der Prinz verfügte sich nicht nur sogleich wieder in Person zu Marlborough, sondern er beorderte nochmals alle Truppen zu ihm, welche bei der Belagerung entbehrt werden konnten. Zwei

Tage standen die Verbündeten unter den Waffen, des Angriffs gewärtig, der aber immer nicht erfolgen wollte. Nur gegen die beiden Flügel eröffnete der Feind eine starke Kanonade, ohne jedoch den Allirten irgend einen Schaden zuzufügen. Dann ging er den Weg, welchen er gekommen war, auf Orchiès zurück<sup>29)</sup>. Denn selbst Vendôme hatte die Stellung der Verbündeten als unangreifbar erkennen müssen. Obgleich ein neuer Befehl aus Versailles die französischen Feldherren nochmals zum Angriffe ermunterte, so überzeugte sie doch eine wiederholte Reconnoissance von der Unthunlichkeit seiner Ausführung. Nachdem die Feinde zurückgegangen waren, eilte auch Eugen wieder in sein Lager vor Eisle, um die Belagerung, welche theils wegen der vielfachen Störungen, wegen der unerschöpflichen Verteidigung von Seite des Marschalls Boufflers, insbesondere aber aus Mangel an geschickten Genieoffizieren nur langsam vorwärts ging, nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Am 20. September 1708 war man endlich so weit gekommen, daß Eugen alles zum Sturme anordnen konnte. Nach sechs Uhr Abends rückten die hierzu bestimmten Truppen in die Laufgräben. Eugen begab sich selbst dorthin, um persönlich die Gefahr seiner braven Soldaten zu theilen und durch seine Gegenwart ihren Kampfesmuth zu befeuern.

Um sieben Uhr gab der Prinz das Zeichen zum Angriffe. Das Feuer sämtlicher Batterien eröffnete denselben und unter dem furchtbaren Geschützdonner drangen die Stürmenden gegen die Dreschen vor. Hier aber wurden sie besonnenen Muthes von den Verteidigern erwartet. So gewaltig der Ansturm der zum Sturm geführten Soldaten auch war, die Franzosen hielten ihn dennoch aus und zweimal trieb das unablässige Feuer, das sie aus Kanonen und Musketen auf die Angreifer unterhielten, diese zurück. Einen solchen Anblick vermochte Eugen nicht ruhig zu ertragen. Er sah was auf dem Spiele stand, und wie er es schon so oft gethan, so setzte er auch jetzt wieder sein Leben ein, um den Kampfespreis zu erringen. Mit jugendlichem Ungeßüm zog er seinen Degen, mischte sich unter die Stürmenden und führte sie zu erneuertem Angriffe. Seine Truppen, begeistert durch den Anblick eines Feldherrn, der wie ein gemeiner Soldat in die vordersten Reihen der Streiter sich stellte, brangen unüberstehlich vor. Furchtbar war der Kampf, der sich entspann, schrecklich das Gemüth, welches er verursachte. Eugen gab Allen das glänzendste Beispiel persön-



licher Tapferkeit. Da traf plötzlich eine Kugel das Haupt des Prinzen und er stürzte zu Boden. Aber schon nach wenigen Sekunden erhob er sich wieder und als er dem durchdringenden Schreidrusch der Seinigen hörte, fragte er mit größter Ruhe: „Was soll dieser Lärm bedeuten, seht Ihr denn nicht, daß es nichts ist?“ Es kostete große Ueberredung, um den Prinzen, nachdem er sich völlig von seiner Betäubung erholt hatte, zu veranlassen, nach seinem Quartiere zurückzukehren, aber die Sorge für seine Wunde erheischte dieß. Glücklicher Weise wurde sie nicht gefährlich befunden, indem die Kugel, welche ober dem linken Auge die Hirnschale getroffen hatte, in schräger Richtung gekommen und an dem Rucken abgeglitten war. Der Hut des Prinzen, welchen ihm die Kugel vom Kopfe gerissen, hatte die Kraft derselben noch mehr gemindert<sup>27)</sup>.

Inzwischen dauerte der Sturm mit unner wachsender Erbitterung unablässig fort. Nach langem und blutigem Kampfe gelang es den Angreifern, sich auf beiden Flügeln in einigen der genommenen Vertheidigungswerke festzusetzen. Aber dieser Gewinn war mit einem Verluste von fast zweitausend Mann erkauft worden.

Am nächsten Morgen besuchte Marlborough den verwundeten Prinzen und fand ihn im Begriffe, zu Pferde zu steigen und wie bisher die Fortschritte der Belagerung zu leiten. Nur durch die dringendsten Bitten und durch das Versprechen, einstweilen selbst seine Stelle zu versehen, gelang es Marlborough den Prinzen zu bewegen, sich wenigstens noch einige Tage zu schonen<sup>28)</sup>.

Ein empfindlicherer Schlag als seine Wunde war, traf Eugen durch den Tod seiner Mutter, der Gräfin von Soissons, welche am Morgen des 10. October zu Brüssel starb. Der Erzbischof von Mecheln verkündete dem Prinzen die Trauerbotschaft<sup>29)</sup>. Eugen hatte wenigstens den Trost, durch seinen Ruhm, mit dem er die Welt erfüllte, insbesondere aber durch seine Siege über die französischen Heere die letzten Lebensjahre seiner Mutter verschönert zu haben. Nach ihrem Tode blieb dem Prinzen von seinen nächsten Verwandten Niemand mehr als seine Schwester Louise am Leben, denn auch die ältere Schwester Johanna war schon im Jahre 1705, während Eugens Feldzug in Italien, gestorben. Der Prinz übertrug seine Zuneigung auf seine Nissen und Nichten, die Kinder seines Ältesten Bruders, des Grafen von Soissons, und an Eugen fanden die sonst völlig verlassenen Waisen einen zweiten Vater.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz verfolgten im wesentlichen denselben Gang, den sie seit dem Beginn der Belagerung genommen hatten. Nur langsam waren die Fortschritte derselben, denn Eugen hatte die fleißigsten Bemühnisse zu bekämpfen. Zuerst muß die stets sich gleich Halberde, unerschrockene und unflüchtige Vertheidigung des Marschalls Boufflers genannt werden, welche es nothwendig machte, daß jedes der einzelnen Vertheidigungswerke wieder mit stürmender Hand genommen werden mußte. Dann aber fielen die Mängel der eigenen Angriffsmittel schwer in's Gewicht. Niemals noch hatte sich die unzulängliche Ausbildung der kaiserlichen Genieoffiziere empfindlicher fühlbar gemacht als jetzt vor Lille, und es ist leicht möglich, daß schon in diesem Augenblicke in Eugen der Gedanke gewacht wurde, welchen er später ausführte, jenem Mangel durch Gründung einer eigenen Schule des Geniewesens abzuhelfen.

Eines der größten Hindernisse eines schnelleren Fortschrittes der Belagerung bestand endlich noch darin, daß nach und nach Munition und Proviant zu fehlen begannen. Denn der Herzog von Bourgogne und seine Rathgeber, nachdem sie eingesehen hatten, daß Eugen und Marlborough keine Hilfe boten, um sie mit Vortheil angreifen zu können, waren auf einen andern Gedanken verfallen. Sie hofften, daß der Nachtheil, welchen ihr Plan den Verbündeten verursachen würde, vielleicht so beträchtlich sein könnte, um sie dennoch zum Aufgeben der Belagerung zu zwingen. Ihre Absicht, die sie allmählich in's Werk setzten, bestand darin, Stellungen einzunehmen und sonstige Vorkehrungen zu treffen, um die Verbündeten von Oriskany, woher sie ihre Zusätze bezogen, gänzlich abzuschneiden.

Die Widerkämpfe, welche hieraus für die Verbündeten hervorgingen, waren durchaus nicht gering anzuschlagen. In so mancher jaghaften Scene, insbesondere aber den Deputirten der Generalstaaten, die bei dem Herce antworfend waren, und sogar manchen Generalen erschienen sie so erheblich, daß sie für Aufhebung der Belagerung stimmen zu sollen glaubten. Denn nur so dachte man, so meinten sie, den bedauerlichen Zufällen entgegen, mit welchen der zunehmende Mangel und die Annäherung der unglückseligen Jahreszeit das Heer bedrohe. Eugen aber erwiderte auf solche Vorschläge, daß er die Hindernisse gar wohl erkenne, welche bis zur Eroberung der Stadt und der Einschließung von Lille und zu einer gütlichen Beendigung des Feldzuges noch zu überwinden seien, daß er sie jedoch

durchaus nicht als unbeflegbar ansehen könne. Er für seine Person sei bereit, sich selbst und seinen bisher erworbenen Rufem dem allgemeinen Wohle freudig zu opfern und er hoffe, daß dieß auch von Seite der Uebrigen geschehen werde <sup>10</sup>).

Die Kraft der Ueberzeugung, welche aus Eugen sprach, bewährte auch diesmal wieder eine überwältigende Wirkung auf diejenigen, welche früher anderer Meinung gewesen waren. Einmüthig erklärten auch sie sich nun für die Fortsetzung der Belagerung. Nichts wurde von Eugen verlangt, um den Fortgang derselben zu beschleunigen. Er sowohl als Marlborough wurden durch die Schwierigkeiten der Unternehmung nur noch erfinderischer gemacht in den Mitteln zu ihrer Durchführung. Statt der unterbrochenen Verbindung mit Brüssel wußten sie eine neue mit Ostende zu eröffnen, von woher sie nun ihre Transporte bezogen.

Die vielfachen Bewegungen und Märsche, zu denen das Bestreben der Franzosen, die Zufuhren zu sperren, und die Bemühung der Verbündeten, sich dieselben dennoch zu sichern, den Anlaß gab, führten zu fortwährender Befrödung und endlich sogar zu dem blutigen Treffen von Wenenbael, worin die Franzosen eine tödtliche Schlappe erlitten. Eugen war endlich, freilich nur durch ein Blutvergießen wie es bei Belagerungen gar selten vorkommt, dahin gelangt, den Hauptsturm auf Lille vorbereiten zu können. Um denselben gewisser Maßen angukladigen, eröffnete der Prinz am 21. October ein furchtbares Feuer gegen die Stadt. Es sollte als das Beispiel der entscheidenden Unternehmung gelten. Am folgenden Tage aber um vier Uhr Nachmittags verlangte Boufflers für die Stadt mit Ausnahme der Citadelle zu capituliren. Weißen wurden ausgewechselt und Verhandlungen hinsichtlich der Uebergabe eröffnet.

Eugen behandelte die tapfere Besatzung mit der Großmuth, welche ihre wackere Vertheidigung in so hohem Maße verdiente. Er beglückwünschte den Marschall in verbindlichster Weise und überließ ihm sogar die Festsetzung der Bedingungen der Uebergabe. Das Magdalenenthor wurde den Verbündeten eingeräumt; die Besatzung, noch ungefährt viertausend Mann stark, zog sich in die Citadelle zurück. Die Kranken und Verwundeten wurden noch Deuach gebracht, die Gefangenen aber gegenseitig ausgewechselt.

Selten hat eine kriegerische Unternehmung den beiden Theilen, welche sich dabei gegenüber stanten, größeren Ruhm gebracht als die Vertheidigung

und Einnahme von Lille. Marschall Soufflers hatte die Erwartungen weit übertroffen, die in Frankreich von ihm gesagt worden waren. König Ludwig beillte sich, den Marschall und dessen vornehmste Offiziere mit Belohnungen zu überhäufen, und Vendôme wandte sich an Eugen mit der Bitte, die Ausübung der betreffenden Verleihungsdekrete an die Belagerten zu vermitteln <sup>24</sup>). Was aber den Prinzen betraf, so theilten selbst die Feinde die Ueberzeugung, daß nur seiner Ausdauer und den Hülfsmitteln seines Genie's die Wegnahme des wichtigsten Plazes zuschreiben sei, welchen die Verbündeten hätten erobern können <sup>25</sup>).

Um seinem Werthe die Krone aufzusetzen, blieb Eugen noch übrig, sich der Citadelle von Lille gleichfalls zu bemächtigen. Dieselbe bildete ein regelmäßiges Fünfeck und befand sich am nordwestlichen Ende der Stadt. Die der letzteren zugekehrte Seite war offenbar die günstigste zum Angriff. Eugen schritt unverzüglich an denselben. Er verhehlte sich nicht, daß er gewissermaßen eine ganz neue Belagerung zu beginnen habe. Die Schwierigkeit und Mühseligkeit dieser Aufgabe hatten aber auf ihn nur die Wirkung, sich dieselbe umso mehr angelegen sein zu lassen. Schon am 11. November bemächtigten sich die Verbündeten eines Theiles der Befestigungswerke. Auch bei diesem Kampfe setzte sich Eugen, seiner Gemuthlichkeit nach, der äußersten Gefahr aus. Sein Stalknecht von Audan wurde an seiner Seite erschossen.

Um dieselbe Zeit legte Eugen einen neuen Beweis der menschlichen Besinnung, die ihn besaß, und der Verträglichkeit an den Tag, mit welcher er die Tapferkeit und das Unglück auch am Feinde ehrte. Er gestattete, den schwer verwundeten Generallieutenant Marquis von Surville aus der Citadelle nach Douai zu bringen, um wenn es noch möglich wäre, ihn dort heilen zu lassen. Diese Handlung, so wenig außerordentliches auch an ihr war, machte doch auf die Franzosen einen gewaltigen Eindruck. Denn sie Abzengte sie von der Irrigkeit ihrer bisherigen Meinung, daß Eugen mit blinder Feindseligkeit Alles verfolge, was Frankreich angehöre oder demselben diene. In einem Augenblicke, in dem man sich dort ernstlich mit Friedensgebanken beschäftigte, schien die Entdeckung, welche man von Eugens verächtlicher Stimmung gemacht zu haben glaubte, von doppeltem Werthe; durch einen eigens abgesandten Offizier soll König Ludwig dem Prinzen seinen Dank ausgedrückt haben

für das Benehmen, welches er gegen den Marquis von Sarville beobachtet hatte.

Während die Belagerung der Citadelle von Lille langsam, aber trotz der Tapferkeit der Besatzung unwiderstehlich vorwärts ging, bereiteten die Feinde von anderer Seite Unternehmungen vor, welche, wenn sie gelungen wären, den Verbündeten unberechenbaren Nachtheil zugefügt hätten. Der Herzog von Vendôme beabsichtigte den Prinzen Eugen in den Stien von Lille zu überfallen, der Kurfürst von Baiern aber wollte durch Wegnahme von Brüssel den Allirten den härtesten Schlag versetzen, welcher sie in den Niederlanden hätte treffen können.

Nur mit dem größten Widerworte hatte sich Maximilian Emanuel am Rheine zu einer Kriegsführung verantheilt gesehen, von der man im Voraus keine merkwürdigen Ergebnisse erwartete. Er sowohl als sein Gegner, der Kurfürst von Hannover, ließen es sich nur mit Unmuth gefallen, daß von ihren Hören immer mehr und mehr Truppen nach den Niederlanden gezogen und sie selbst dadurch außer Stand gesetzt wurden, bedeutendes zu unternehmen. Kurfürst Georg, der nicht nur lebhaften militärischen Ehrgeiz besaß, sondern auch sonst sich mit den Plänen auf eine glänzende Zukunft beschäftigte, hätte eine große Gabe von Selbstverleugnung besitzen müssen, wenn er ohne ein Gefühl von Reiz Zeuge einer Reihe von Siegen geblieben wäre, an denen persönlicher Antheil zu nehmen ihm nicht beschieden sein sollte. Er konnte es den beiden Felscherrn nicht verzeihen, daß sie ihm ihre beabsichtigte Vereinigung im Beginne des Feldzuges verschwiegen hatten. Dasjenige was an und für sich nichts als kluge Vorsicht war, empfand er als einen Mangel an schuldiger Ehrerbietung<sup>27</sup>). Andererseits aber doch wieder zu klug, um sich durch seine Empfindlichkeit zu Schritten hinreizen zu lassen, welche ihm in Deutschland und in England zu sehr hätten schaden können, beschränkte er sich darauf, trotz der Gegenverstellungen der Verbündeten, welche die Entsendung noch größerer französischer Truppenmassen nach den Niederlanden fürchteten<sup>28</sup>), frühzeitig sein Heer anzusehender gehen zu lassen. Er selbst kehrte unverzüglich nach seiner Residenz zurück.

Wie die Allirten vorausgesehen hatten, so geschah es auch. Nicht nur französische Regimenter traten den Marsch nach den Niederlanden an, auch der Kurfürst von Baiern begab sich dorthin und er hoffte durch einen klugen Schlag, die Einnahme von Brüssel, den Fleden zu tilgen,

welcher seit dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1704, seit den Niederlagen am Schellenberge und bei Höchstädt, dem früheren Glanz seines kriegerischen Namens trübte.

Am 22. November 1708 erschien der Kurfürst vor Brüssel und forderte die Stadt auf, sich zu ergeben. Eitel wie er war, scheint er geglaubt zu haben, daß es nur seiner Ankunft vor der Stadt bedürfe, in welcher er so lange residirt habe, um die Bürgerschaft zum Aufstande wider die Garnison und zur Oeffnung der Thore zu bewegen. Aber die Ereignisse des Feldzuges hatten die frühere Stimmung der Bürger von Brüssel völlig zu Gunsten der Verbündeten geändert. Mit Eifer theilnahmen sie sich an den Anstalten zur Vertheidigung der Stadt, und der Commandant derselben, Generalleutnant Pascal, konnte auf ihre Unterstützung zählen, als er die Aufforderung des Kurfürsten ablehnend beantwortete. Gleichzeitig aber sandte er Botsen an Eugen und Marlborough, denn schnelle Hülfe war nöthig, weil Brüssel nur schlecht besetzt und auf die Möglichkeit langen Widerstandes nicht zu rechnen war. Unmöglich begab sich Marlborough zu Eugen, um mit denselben die Mittel zu berathen, dem Falle Brüssels zuvorzukommen und gleichzeitig die seit längerer Zeit schon gesperrten Communicationen wieder zu eröffnen, hiedurch aber auch jedem Plane der Franzosen zu einer Unterbrechung der Belagerung von Lille vorzubeugen. Durch kunstreiche Märsche wußten die beiden Feldherren dieses Resultat, so verschiedenartig dasselbe auch war, mit einem Male zu erreichen.

Mit Zurücklassung eines ausreichenden Belagerungskorps brach Eugen am Abend des 25. November von Lille auf. Bei Dubenarhe vereinigte er sich mit Marlborough, und hier gingen sie, fast im Angesichte des Feindes, über die Schelde. Ihnen den Flußübergang zu wehren, war seit geraumer Zeit das einzige Ziel der Bestrebungen Vendome's gewesen. Nun aber that er gar nichts von dem, was er so lange vorher mit solcher Bestimmtheit versprochen hatte. Ohne einen Schuß zu thun, zog er sich zurück, nicht ohne daß seine Nachhut von den Verbündeten empfindlichen Schaden erlitt<sup>22)</sup>. Unangefochten hatten die beiden Feldherren ihre Absicht erreicht, und Eugen zöge nach Lille zurück, während Marlborough durch seine Annäherung den Kurfürsten zur Aufhebung der Belagerung von Brüssel zwang.



Es war die Hauptstadt der Niederlande gerettet und mit demselben Schlags die Prophezeiung Vendôme's zu Schanden gemacht, der erklärt hatte, er werde die Krone der Verbündeten ausschütten und sie solle ihm so leichten Kaufes nicht entweichen.

Ein anderer Vortheil der Unternehmung, welche Eugen und Marlborough so eben vollbracht hatten, bestand aber noch darin, daß die Vertheidiger von Lille alle Hoffnung auf Entloß aufgaben. Noch mehrere Wochen bevor Eugen es erwartete, verlangten sie zu capituliren. Der Prinz ging allmählich darauf ein, denn wenn Boufflers es aufs Äußerste hätte ankommen lassen, so wäre Eugen, wie er selbst sagt <sup>26)</sup>, gezwungen gewesen, noch manchen Tag vor Lille zu verlieren. Der Prinz aber und Marlborough hatten, obgleich es schon empfindlich kalt war, doch mit den Deputirten der Generalstaaten verabrebet, den Feldzug nicht zu beenden und noch irgend eine andere Unternehmung auszuführen.

Aus diesem Grunde ging Eugen auch auf das Begehren des Marschalls Boufflers ein, der Besatzung freien Abzug zu gestatten. Ueberhaupt erzählte er jetzt wieder, wie es schon bei der Uebergabe der Stadt Lille der Fall gewesen war, seinem tapfern Gegner jede Zuvorkommenheit. Am 9. Dezember, nachdem die Capitulation unterzeichnet worden war, besuchte Eugen in Begleitung des jungen Prinzen Johann Wilhelm von Oranien den französischen Marschall. Am folgenden Tage erwiderte derselbe den Besuch in Eugens Hauptquartier. Der Verkehr zwischen den beiden Männern, welche sich so lange und so hartnäckig bekämpft hatten, war von der verbindlichsten Art. Die Franzosen, die ein feines Gefühl für gesellschaftliche Verbindungen haben, bemerken auch überdies den Mangel von Ehrenbeziehung, mit welchem Eugen, von dessen erbitterter Feindschaft gegen den König von Frankreich man so viel zu erzählen mußte, von Ludwig XIV. sprach. Doch entging es ihnen nicht, daß Eugen mit Sorgfalt vermied, jemals mit dem Marschall Boufflers allein zu sein <sup>27)</sup>.

Mit Schmerz hatte der König von Frankreich den Mangel gesehen, welcher während des ganzen Feldzuges über seinen Kriegsunternehmungen in Flandern schwebte. Alles war mißgünstig, was unternommen worden war. Bis an den letzten Augenblick hatte die Freveltthat zwischen den Herzogen von Bourgogne und Vendôme fortgedauert. Vendôme schlug Maßregeln vor, um die Absicht zu vereiteln, welche er bei den Allirten

voranzog, sich der Städte Gent und Brügge wieder zu bemächtigen. Der Herzog von Bourgogne aber rief dem Könige, Beudome aus Flandern abzurufen. Denn es sei gefährlich, ihn zu Gent zurückzulassen und ihm die Leitung der ferneren Operationen allein anzuvertrauen. Es wäre leicht möglich, daß er sich in eine üble Lage bringe, den Krieg während des ganzen Winters fortsetze und dadurch die Truppen, die schon so viel gelitten hätten, völlig zu Grunde richte.

Diese letztere Befürchtung gab bei dem Könige den Ausschlag. Er hoffte, daß auch das Heer der Verbündeten durch den anstrengenden Feldzug zu sehr erschöpft sei und die Fehdherren es nicht wagen würden, bei so ungünstiger Jahreszeit neue Belagerungen zu unternehmen. Doch schloß er wohl die Nothwendigkeit, sich Gent und Brügge zu erhalten, deren Einnahme im Anfange des Feldzuges mit so großem Jubel begrüßt worden war. Er befohl starke Besatzungen nach den beiden Städten zu legen, das Heer aber erst dann anzukommen und in die Winterquartiere zu führen, wenn die Gefahr vorüber sein würde. Der Herzog von Bourgogne aber und Beudome wurden nach Versailles berufen<sup>24)</sup>. Die Truppen, die sich an der Grenze befanden, stellte der König unter die Befehle des Generalleutnants Saint-Jermont, diejenigen aber, welche Gent und Brügge zu decken bestimmt waren, wurden dem Generalleutnant Grafen la Roche untergeordnet.

König Ludwig hatte sich nicht getäuscht als er die Schwierigkeiten vorhergesehen, welche sich bei einer Unternehmung wider Gent und Brügge den Verbündeten entgegen stellten. Aber er irrte völlig wenn er meinte, daß sie sich hierdurch abhalten lassen würden, ihren Plan in's Werk zu setzen. Ramm war Rille von der französischen Besatzung geräumt, so zog Marlborough seine Streitkräfte zusammen um sie gegen Gent zu führen. Am 13. Dezember brach auch Eugen von Rille auf und sandte diejenigen seiner Truppen, die er nicht in Rille zurückließ, nach Dänemark. Er selbst eilte in Marlborough's Hauptquartier, um die ferneren Maßregeln zu besprechen. Die Fehdherren beschloßen nun ihre früheren Rollen zu vertauschen. Marlborough sollte die Leitung der Belagerung von Gent übernehmen, Eugen aber die Bedeckungsarmee befehligen.

Am 18. Dezember war die Einschließung von Gent vollendet. Schon nach 7 Tage darauf stellte la Roche „zu Jedermanns Verwunderung“, wie

Eugen sich anvertraut<sup>49)</sup>, dem Antrag, binnen vier Tagen die Stadt zu übergeben, wenn bis dahin kein Entsatz käme.

Am 2 Jänner 1708 fand der Auszug der Besatzung statt. Eugen und Marlborough, von ihren Offizieren umgeben, ließen sie an sich vorüberziehen. Schon am Morgen begann der Marsch, und so zahlreich war die Besatzung, daß er erst um sechs Uhr Abends endete<sup>50)</sup>. Die Feldherren begaben sich hierauf unerkannt in die Stadt. Die feierliche Uebergabe der Schlüssel fand erst am nächsten Morgen statt.

Die Freude über diesen schnellen Erfolg wurde noch erhöht durch die Hoffahrt, welche von Brügge kam, daß diese Stadt vom Heere gleichfalls geräumt und eine Besatzung aus dem Heere der Verbündeten aufzunehmen bereit sei. Auch die übrigen weniger bedeutenden Plätze, welche die Franzosen während des Feldzuges besetzt hatten, folgten diesem Beispiele. So war die Aufgabe, welche Eugen und Marlborough sich selbst gestellt hatten, vollständig und aufs glänzendste erfüllt. Die Truppen wurden in die Winterquartiere verlegt und dem Befehle des holländischen Feldmarschalls Grafen Lillj untergeordnet. Er war in dieser Würde dem waderen Overkerk gefolgt, welcher schon während der Belagerung von Lille plötzlich gestorben war. Eugen und Marlborough begaben sich durch Brüssel nach dem Haag, wo sie noch in der ersten Hälfte des Monats Jänner eintrafen.

Es endete dieser außerordentliche Feldzug, gewiß einer der ruhmreichsten, welche jemals durchgekämpft worden sind. Wer ihm nicht beigewohnt, soll Eugen gesagt haben, der habe nichts gesehen<sup>51)</sup>. Vom Anfange des Feldzuges bis zu seinem Ende hatten die Verbündeten es mit einer weit überlegenen Macht zu thun. Sie mußten eine Armee angreifen, die sich in einer außerordentlich günstigen Stellung befand, eine Festung belagern, welche zu den stärksten gehörte, die man damals kannte, und die mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit und Ausdauer vertheidigt wurde. Sie mußten sich, eine Menge von Hindernissen überwindend, ihre Verbindungen wieder eröffnen, welche durch die Terrainverhältnisse (sowohl als die Anstrengungen eines mächtigen Feindes) gesperrt worden waren. Sie gingen endlich, im tiefsten Winter, an den Angriff von zwei festen Plätzen, welche von Besatzungen vertheidigt wurden, die zusammen die Stärke eines Heeres ausmachten<sup>52)</sup>. Und alle diese überraschenden Erfolge waren gegen Vendôme und Bernold, zwei der ausgezeichnetsten französischen

Heerführer errungen werden. Freilich trug der Umstand, daß ihnen Belien und nicht Einem allein die Leitung der Operationen übertragen war, bei ihrer bekannten Feindseligkeit ebenso zum Scheitern derselben bei, wie Eugen und Marlborough das Gelingen ihrer Pläne größtentheils ihrer bewunderungswürdigen Einigkeit zuschreiben hatten.

Daß übrigens Eugen derjenige war, welcher seinen berühmten Waffengefährten während des vergangenen Feldzuges so ziemlich in Schatten stellte, daran wurde schon damals von Niemand gezweifelt, der in den Gang der Ereignisse und deren Ursachen rechte Einsicht besaß. „Wenn Eugen nicht nach den Niederlanden gekommen wäre,“ schrieb Graf Bratislaw dem Könige Karl, „so wäre dort Alles über und über gegangen, da „Marlborough und die Deputirten sich entzweit hatten, die Armee aber „eingeschüchtert war, die Schlacht bei Dudenarde nicht erfolgt wäre und „man bei solcher Verwirrung nichts gewisser als einen schlimmen Frieden „zu befürchten gehabt hätte“ <sup>43</sup>).

Wer aber dieses Zeugniß des kaiserlichen Ministers etwa als parteiisch ansehen wollte, der wird wohl dasjenige der Generalstaaten gelten lassen, welche nächst Gottes Hilfe dem Prinzen Eugen mehr als jedem Andern die errungenen Siege zuschrieben <sup>44</sup>).

### Drittes Capitel.

Der Hauptgrund, welcher Eugen und Marlboroughs gemeinschaftliche Rrife noch dem Haag veranlaßt hatte, lag in der Nothwendigkeit, sich über die Art der Fortsetzung des Krieges zu verständigen. Was den Kampf in den Niederlanden betraf, so zweifelte man nicht daran, daß die unglücklichen Ereignisse des vergangenen Feldzuges König Ludwig vermögen würden, alle nur irgend verfügbaren Streikkräfte dorthin zu ziehen, um den Fortschritten der Verbündeten und ihrem Einwirken in Frankreich zu wehren. Gleiches hatte nach dem übereinstimmenden Wunsche der Feldherren auch von Seite der Verbündeten zu geschehen, um durch eine außerordentliche, die letzte Anstrengung, wie man hoffte, des erlöschten Friedens zu erzwingen. Zur Erreichung dieses Zieles sollten Eugen und Marlborough, wie es sich schon zweimal so heilbringend erwiesen hatte, neuerdings zusammenwirken.

Was Savoyen betraf, so hoffte man den Herzog zu einer mächtigen Diverfion gegen Frankreich zu bewegen. Die höchste Aufmerksamkeit aber nahmen die Dinge in Spanien in Anspruch. Dort hatte Starhemberg zwar den Fall von Lortosa nicht zu hindern vermocht, seine Anwesenheit in Italicurien aber fruchtete wenigstens so viel, daß die von Frankreich beabsichtigte gänzliche Vertreibung König Karls vom spanischen Boden nicht verwirklicht werden konnte. Hiemit allein wollten jedoch weder König Karl und Starhemberg, noch die Verbündeten sich begnügen. Der Sinn des Ersteren stand nach Eroberung des Reiches, welches bereits zu beherrschen er damals schon mit Zuversicht hoffte. Starhemberg wäre stolz darauf gewesen, den jungen König mit gemaffneter Hand auf den Thron zu setzen, um dessen Erlösung ja der ganze Krieg eigentlich geführt wurde. Und auch die Verbündeten begannen einzusehen, daß es nicht genüge, Frankreich allein zu bekriegen, sondern daß zur Gewinnung des Besitzes von Spanien in dem Lande selbst Aufhebendes geschehen müsse.

Diese Ansicht hatte während des ganzen verfloffenen Feldzuges an Eugen einen eifrigen Vertreter gefunden. Um es sich von König Karl leichter vergeben zu machen, daß er selbst nicht nach Spanien gegangen sei <sup>7)</sup>, that der Prinz was möglich war, die Ausstattung genügender Streiträfte dorthin von den Verbündeten zu erwirken. Insbesondere suchte er Marlborough für den Gedanken einer nachdrücklichen Kriegsführung in Spanien zu gewinnen. Starheimberg hatte für das kommende Jahr einen Feldzugsplan vorgelegt, in welchem er nachwies, daß gegen den Feind angriffsweise vorgegangen werden müsse <sup>8)</sup>. Es habe dieß umso mehr zu geschehen, als man auf dem engen Raume, den man besitze, sich nicht erhalten könne, und in der Defensive verbleiben, sich selbst anzuheben ließe.

Um die Annahme seiner Vorschläge zu erlangen, hatte Starheimberg den Oberlieutenant seines Regimentes, Baron Pokarell, nach Wien, in das Feldlager der Verbündeten und nach England abgeschickt. Eugen unterstützte Pokarell's Sendung mit Nachdruck, doch machte er darauf aufmerksam, daß es keine gute Wirkung haben dürfte, wenn einzig und allein fremde Truppen zu Karl's Dienste nach Spanien gezogen würden. Der König solle aus den Bewohnern der Randstriche, welche ihm anhängen, Regimenter zu bilden suchen, und er zweifle nicht, daß er leicht fünfzehntausend Mann solcher spanischer Truppen auf die Beine bringen könne. Es wäre dieß ein Mittel, nicht nur die Kräfte der getreuen Unterthanen angemessen zu verwerthen, sondern auch die Reizung der übrigen spanischen Provinzen nach und nach zu gewinnen und sie immer mehr von König Philipp abzuziehen <sup>9)</sup>.

Was aber die fremden Truppen in Spanien betraf, so theilte Eugen Starheimbergs Meinung, daß nicht so sehr durch die Abschiedung neuer, als durch die Vervollständigung der schon dort beurlaubten Regimenter des Königs Interesse gefördert werde. Der weit geringere Kostenaufwand, welchen die letztere Maßregel verursachte, ließ sie als die viel zweckmäßigere erscheinen. Deshalb schloß Eugen am 20. Jänner 1709 mit Marlborough ein Uebereinkommen ab <sup>10)</sup>, demzufolge für die kaiserlichen Regimenter in Spanien zweitausend fünfhundert Rekruten dorthin abgesendet wurden, welche vom dem Tage ihrer Einschiffung angefangen in englischen Sold traten.



Nach in seinen übrigen Punkten erhielt Starhemberg's Hebzugsplan die Billigung Eugens, Marlborough's und der Generalstaaten. Er wünschte nichts mehr, schrieb der Prinz dem Könige Karl, als daß der treffliche Plan des Feldmarschalls, so wie er entworfen worden sei, auch zur Ausführung gebracht werden möge <sup>1)</sup>.

Unmittelbar nachdem er dieß Geschäft in's Reine gebracht hatte, trat der Prinz die Reise nach Wien an. Denn er war mit Marlborough übereingekommen, daß Einer von ihnen in den Niederlanden verbleiben müsse <sup>2)</sup>. Deshalb versprach der Prinz, im März wieder zurück zu sein, um dann Marlborough die Möglichkeit zu gewähren, sich wenigstens für kurze Zeit nach England zu begeben, wo politische Verwicklungen nicht weniger als Hofintriguen aller Art seine Gegenwart dringend erforderten.

Die Gründe, welche die gleichzeitige Entfernung beider Feldherren aus der Nähe des Kriegsschauplatzes ganz unthunlich erscheinen ließen, waren zweifacher Art. Man mußte befürchten, daß man französischer Seits mit der Absicht umgehe, mitten im Winter eine kriegerische Unternehmung, wie etwa die Wiedereroberung von Lille, oder einen Ueberfall auf die Quartiere der Verbündeten zu versuchen. Die Reise, welche Marschall Boufflers noch in den letzten Tagen des Jahres 1708 nach der französischen Grenze unternommen hatte, ließ mit ziemlicher Bestimmtheit auf einen solchen Plan des Königs schließen.

Von nicht geringer, ja vielleicht noch größerer Wichtigkeit als diese Geschäfte des Krieges waren aber diejenigen des Friedens, welche man mit weit größerer Offenheit als bisher in den Vordergrund traten.

Schon die großen Unfälle, welche König Ludwig im Jahre 1704 erlitt, scheinen in demselben den Gedanken gewedt zu haben, daß er die spanische Gesamtmonarchie, wie er Anfangs gehofft und beabsichtigt hatte, für seinen Thron nicht werde behaupten können. In diesem Sinne machte er den Generalstaaten Vorschläge, in welchen er die Ueberlassung Neapels und Siciliens an König Karl anbot und aus den Niederlanden einen unabhängigen Staat, wahrscheinlich für den Kurfürsten von Bayern, zu bilden meinte.

Diese Anträge fanden eben so wenig Gehör und Annahme, als die späteren, mit welchen König Ludwig nach seiner Niederlage bei Ramillies und dem Entfuge Barcelona's hervortrat. Man ging er schon auf den

Gebanken ein, Spanien und Indien dem Hause Oesterreich zu überlassen, wenn seinem Enkel die spanischen Besitzungen in Italien verblieben; die Verfügung mit den Niederlanden wurde den Generalstaaten anheimgestellt.

Schritt vor Schritt sah sich König Ludwig durch die Kriegsbegrenzungen zu neuen Zugeständnissen gedrängt. Die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1708 bewogen ihn, sich nochmals mit Anerbietungen, und zwar neuerdings an die Holländer zu wenden. Denn bei diesen hatte er noch die mußte Geneigtheit vorausgesetzt und gefunden, auf seine Vorschläge einzugehen. Er bot dem Hause Oesterreich außer Spanien und Indien noch Mailand, und wollte sich mit Neapel und Sicilien für seinen Enkel begnügen.

In glänzend waren die militärischen Erfolge der Allirten gewesen, ihre Hoffnungen und Erwartungen zu hoch gespannt worden, als daß solche Zugeständnisse anders aufgenommen wurden als wie ein sicheres Merkmal, daß es Frankreich nicht Ernst sei mit seinen Anerbietungen und daß es nichts als die Trennung der großen Allianz herbeizuführen beabsichtige. Hatten ja doch schon im vorigen Jahre, wo die Waagschale des Krieges noch bei weitem nicht so günstig für die Verbündeten stand, das englische Parlament und die Regierung erklärt, ohne die Erlangung der ganzen spanischen Erbschaft für das Haus Oesterreich könne mit Ehre kein Frieden geschlossen werden. Wie sollte man jetzt, nach den ruhmvollen Ereignissen des vergangenen Feldzuges hiervon abgehen? Ein kriegerisch lautendes Schreiben der Königin Anna an den Kaiser war die Wirkung der französischen Eröffnungen<sup>1)</sup>. Auch die Generalstaaten folgten diesem Beispiele und erklärten sich zu höchster Anstrengung entschlossen, um im nächsten Feldzuge den Krieg auf das französische Gebiet zu spielen<sup>2)</sup>.

Trotz dieser mannhaften Androhungen der Generalstaaten fürchtete man doch, nicht fest auf sie bauen zu können. Das Haus Oesterreich hatte bei früheren ähnlichen Anlässen zu bitteren Erfahrungen an den Holländern gemacht. Früher war es schon zu wiederholten Malen in den Kampf gegangen für die schwer bedrohte Freiheit der Niederlande, und dennoch hatten dieselben, mit England vereinigt, im Ryswicker Frieden den Kaiser und das Reich im Stiche gelassen, so daß Leopold von ihnen zu sagen pflegte, sie seien Verbündete, mit denen man nicht Hand im Hand gehen, und die man andererseits auch wieder nicht entbehren könne<sup>3)</sup>.

Ein ähnliches Benehmen glaubte man auch jetzt wieder von Holland befürchten zu müssen. Deinsins wurde zwar zu dem großen Ariumbvrate gerechnet, welches sich Frankreichs Belämpfung und Demüthigung zur Lebensaufgabe gemacht zu haben schien. Wer aber die Verhältnisse aus der Nähe zu betrachten Gelegenheit hatte, sah wohl, daß der Großpensionär trotz seiner vielen schätzenswerthen Eigenschaften durchaus nicht als ebenbürtiger Genosse der beiden größten Herrn ihrer Zeit angesehen werden konnte. Er war ein Mann von Einfachheit, Ruhe und uneigennütziger Gesinnung, von stiller, fast kalter, doch höflicher Weise, voll gereifter Erfahrung in den öffentlichen Geschäften; ein Mann, welchen frühere langjährige Verbindung mit König Wilhelm III. auch jetzt noch an England knüpfte. Gegen Frankreich, das er an und für sich als gefährlich ansah, trug er noch einen persönlichen Groll im Herzen. Er hatte es nicht vergessen können, daß ihn einst, als er nach dem Rheinweger Frieden in Angelegenheiten des oranischen Fürstenhauses in Frankreich war, Douvois mit Härte behandelt und sogar mit der Bastille beehrt hatte <sup>17)</sup>.

Diese Gesinnungen waren es, welche Deinsins an Eugen und Marlborough banden. Der Pensionär war zwar gleichen Strebens mit ihnen, aber wie Marlborough bezeugte, furchtsamer, leicht eingeschüchterter Gemüthes, von dem wohl zu beforgen schien, daß er vor der Friedenspartei, welche aus nahe liegenden Ursachen in Holland eine starke und mächtige war, die Segel streichen werde.

Man fürchtete zu Wien, daß die Generalsstaaten, wenn sie auch nicht, wie sie wohl ehemals gethan hatten, mit Frankreich einen abgesonderten Frieden schließen würden, sich doch mit demselben in einseitige Verhandlungen einlassen und Präliminarien aufstellen könnten, durch welche der wirkliche Friedensschluß auf ganz ungenügende Bedingungen hin überstürzt werden würde. Um einer solchen Möglichkeit vorzubeugen, fand es der Kaiser nothwendig, schon bei Zeiten eine Berathung darüber anstellen und Beschluß fassen zu lassen, was in seinem eignen Interesse, dem kaiserl. Hofe und des deutschen Reiches, bei etwaigen Friedensconferenzen zu verlangen sein werde.

Zu dieser Berathung wurde eine sogenannte „Deputation“ zusammengeführt, welche aus dem Fürsten von Salin als Vorsitzenden, aus Eugen aber, Trautson, Seilern, Sinzenborn und Bratislaw als Mitgliedern

bestand. Da jedoch Fürst Salin eben während dieser Zeit meistens krank war, so wurde der Vorsitz von Eugen geführt und die Versammlung in seinem Hause gehalten.

Gleich die ersten Beratungen zeigten, wie hoch gespannt die Erwartungen des Wiener Hofes von den zu erlangenden Friedensbedingungen **waren**.

Staf Sincendorff eröffnete die Verhandlung mit der Anzeige, daß schon vor zwei Jahren im Einvernehmen mit Marlborough die Vorschläge zu Vopler gebracht worden seien, auf deren Grundlage Friedensanträge angelehrt werden könnten. Diese Basis etwaiger Verträge sei, was den eigentlichen Kampfsreis, Spanien, betreffe, die Zurückstellung der ganzen ungetheilten Monarchie an das Haus Oesterreich auf Grundlage des Pyrenäischen Friedens, weil die seither geschlossenen Verträge, insbesondere diejenigen von Rymwegen und Rymwid für Frankreich alle noch weit vortheilhafter gewesen wären. Auf dem Grundsatz der Eroberung von ganz Spanien für das Haus Oesterreich sei unerschütterlich zu bestehen, und kein einziger Bestandtheil des Königreiches für Philipp von Anjou zuzulassen. Am allerwenigsten dürfe dies aber in Italien der Fall sein, und wenn durchaus auf irgend einer Abtretung an Philipp beharrt würde, so könnte höchstens auf die Niederlande hingedeutet werden, nicht als ob es im mindesten Ernst damit sei, sie dem Hause Bourbon zuzutheilen, sondern nur um den Holländern bang zu machen und sie zu bewegen, sich den Forderungen des Kaisers gleichfalls anzuschließen.

Was den zweiten Punkt, das römische Reich, betraf, so war es wieder Sincendorff, welcher mittheilte, daß Marlborough und Heunius den Westphälischen Frieden als Grundlage des neuen Tractates vorgeschlagen hätten. Da Sincendorff aber die Unzulänglichkeit dieses Vertrages in Deutschland und Italien nachgewiesen habe, so sei man übereingekommen, bei einer Friedensverhandlung auch noch auf die Ausschließung der beiden geachteten Kurfürsten von Baiern und Köln anzutragen, und deren Wiedereinsetzung durch günstigere Zugeständnisse hinsichtlich einer Erweiterung der Grenzen des Reiches erlangen zu machen.

Es handelte sich nun darum, sich über die Frage klar zu werden, was unter dieser Grenzerweiterung zu verstehen sei. Es sollte, so wurde beschlossen, gegen Frankreich die Herstellung der alten Grenzen des Reiches

begehrt werden. Wäre diese nicht zu erreichen, so müsse wenigstens Straßburg mit dem Stiftsgebiete und das Elfaß mit den drei Hochämtern Metz, Toul und Verdun, sammt allen dem Reiche durch den Westfälischen Frieden entzogenen Orten, zurückverlangt werden <sup>11)</sup>.

Dies waren die wesentlichsten Anforderungen, die bei einer Friedensverhandlung für das Haus Oesterreich und das deutsche Reich gestellt werden sollten. Es handelte sich aber auch um Punkte, welche die übrigen Verbündeten angingen, und der wichtigste war ohne Zweifel die Feststellung der englischen Thronfolge in der protestantischen Succession.

Nach reiflicher Beratung wurde beschlossen, daß derselben von dem Kaiser eine förmliche Zustimmung nicht ertheilt und am allerwenigsten deren Garantie übernommen werden könne. Denn es würde dadurch allen denjenigen, die ein näheres Anrecht hätten, schweres Unrecht geschehen. Solche nähere Erben seien aber die Nachkommen König Jacob's II., dann die Descendenten der Herzogin von Oranien, einer Tochter König Carol's I., von welcher die Kinder des Herzogs von Savoyen abstammten, endlich nach den Kindern des Fürsten von Salm und des Herzogs von Modena auch noch des Kaisers schon vorhandene und noch zu erwartende Erbbederben. Denn die Kaiserin Anne, welche von Elisabeth von der Pfalz, König Jacob's I. Tochter, abstammte, müsse der verwitweten Kurfürstin von Hannover gleichfalls vorgehen. Solches Unrecht könne jedoch dem Kaiser unmöglich zugemuthet werden, zu geschweigen, daß es ein Sache des übelsten Beispiels wäre, einen rechtmäßigen Erben von der Krone England eben seines katholischen Religionsbekenntnisses halber ausschließen zu helfen. Sollte also England die Garantie der Thronfolge des Hauses Hannover vom Kaiser verlangen, so müßte dies abzulehnen, und sich lediglich passiv zu verhalten. Denn sowohl des Religionsbekenntnisses wegen als um nicht das Anrecht Dritter zu verletzen, vermöge man hierauf durchaus nicht einzugehen <sup>12)</sup>.

Nachdem Marlborough von England mit der Vollmacht versehen worden war, etwaige Friedensanträge Frankreichs in dem Sinne zu beantworten, welchen ihm seine Regierung vorgezeichnet hatte, so beschloß der Kaiser, in Bezug auf Eugen ein Gleiches zu thun. Es wurden dem Prinzen umfassende Instructionen, dann Beglaubigungsschreiben an alle die Personen ertheilt, an welche er deren bedürfen konnte. Gleichzeitig

wurde aber auch verabredet, eine Person der größten Vertrauenswürdigkeit und von ansehnlicher Befähigung nach dem Haag abzusenden, um wenn Eugen sich wieder an der Spitze des Heeres befinden sollte, des Kaisers Interesse bei den Friedensverhandlungen zu wahren.

Eugen und Marlborough waren der übereinstimmenden Ansicht, daß von allen kaiserlichen Ministern keiner zu dieser schwierigen Aufgabe tauglicher wäre als Wratisslaw. Niemand kannte besser als er die Interessen des Kaiserhauses. Niemand war den beiden Brüdern, Joseph und Karl, treuer ergeben, Niemand genoß in höherem Maße ihr gleichmäßiges Vertrauen. Auch bei den Feinden stand Wratisslaw seiner hervorragenden Fähigkeiten wegen in hohem Ansehen. Schon vor Jahren, noch vor dem Ausbruche des Erbfolgekrieges, als Wratisslaw noch nicht dreißig Jahre zählte, hatte Villars von ihm gesagt, er sei von den Ministern des Kaisers derjenige, welcher zur Leitung großer Angelegenheiten das meiste Talent besitze <sup>15)</sup>. Alles konnte und ehrte seine Redlichkeit und Uneigennützigkeit, und Marlborough hoffte, daß die rücksichtslose Echtheit, mit welcher Wratisslaw seine Meinung zu sagen und zu vertheidigen gewohnt war, ihm an demselben einen vollkommenen Vertheidiger schaffen werde gegen geheimer Feinde und lästige Fremde.

Aber Wratisslaw hatte mit Bestimmtheit erklärt, so lange sein mächtiger Gegner, der Fürst von Salm, die erste Stelle im kaiserlichen Ministerium einnehme, sich nicht mehr zu Sendungen an auswärtige Höfe gebrauchen zu lassen. Er behauptete bei den Missionen, welche er übernommen hatte, so viele Hemmnisse, so viele Anstrengungen erfahren zu haben, daß er sich nicht wieder in eine ähnliche Lage begeben wolle <sup>16)</sup>.

Wehr aber noch als durch die Rücksicht auf sein eigenes Interesse war Wratisslaw zu dieser Erklärung durch die Ueberzeugung bewogen worden, daß er in Wien dem Kaiserthum von größerem Nutzen als bei den Friedensverhandlungen selbst sein werde. Bei den letzteren müsse er nach den Befehlen handeln, die ihm von Wien aus zukämen. Wenn er aber am Hofe bleibe, so könne er auf dessen Entschlüsse und auf die Ertheilung der Instructionen selbst den wirksamsten Einfluß üben. Dieser Rücksicht opferte er gern den Vortheil und die Ehre als Friedensbotschafter zu fungiren und vielleicht seinen Namen unter einem der wichtigsten Verträge zu setzen, welche jemals abgeschlossen worden waren <sup>17)</sup>.

Der Kaiser sah die Nichtigkeit der Anschauungsweise Bratslaw um so leichter und um so lieber ein, als es ihm selbst nur schwer geworden sein würde, den vertrauten Rathgeber so lange zu entbehren. Er entschloß sich daher, den Grafen Sinjendorff zur Sendung nach dem Haag zu bestimmen. Doch nicht ohne einiges Widerstreben that er dieß, weil er Sinjendorff nicht die erforderliche Charakterstärke zutraute, um gegen die Anfeindungen wie gegen die Verleumdungen standhaft zu bleiben, denen er ausgesetzt sein würde <sup>10)</sup>. Da aber Niemand vorhanden war, welcher zu solchem Geschäfte tauglicher gewesen wäre, so blieb nichts übrig, als dasselbe dem Grafen Sinjendorff anzuvertrauen.

Bei den verschiedenen Partien, in welche der Wiener Hof zerfallen war, und der Erbitterung, mit der sie sich gegenseitig beschwerten, läßt es sich denken, wie derselbe durch die Berathung und Entscheidung so wichtiger Gegenstände in Aufregung versetzt wurde. Sie steigerte sich noch in eben dem Maße, in welchem die Fragen, die zur Verhandlung kamen, auf das Gebiet persönlichen Gewinnes oder Nachtheiles hinüber spielten. Eine solche und noch dazu den Prinzen Eugen nahe angehende Frage war diejenige, welche sich hinsichtlich der von ihm bekleideten Stelle eines Statthalters von Reichland erhob. Es hatte

Niemand, dessen Urtheil nicht verblendet war von Reich und Ehrgeiz, oder von eigener Begehrlichkeit nach jenem ehrenvollen und gewinnreichen Posten, konnte daran zweifeln, daß er durch die Verleihung an Eugen in die würdigsten und besten Hände gelegt worden war. Welche wären würdiger, als die das Land erobert hatten, welche besser als die eines Mannes gewesen, der jede übernommene Verpflichtung nicht nur mit einer alles umfassenden Befähigung, sondern auch mit gewissenhaftester Pünktlichkeit besorgte. Nur das Eine durfte man einwenden, daß Eugen abwesend war, abwesend sein mußte, und die Leitung einer neu gewonnenen und so wichtigen Provinz wohl die unmittelbare Anschauung von Seite desjenigen erforderte, dem sie anvertraut war. Außerdem konnte man befürchten, daß die Pflichten, welche die Verwaltung des Kriegswesens und die persönliche Führung der Heere dem Prinzen auferlegten, ihn zu sehr in Anspruch nehmen müßten, um ihm Zeit genug zu den Geschäften übrig zu lassen, welche sich auf die Statthalterschaft von Reichland bezogen.



Es kann nicht geläugnet werden, daß diese letztere Betrachtung etwas wahres für sich hatte. Sie hätte schwer ins Gewicht fallen können, wenn Pringen die Statthaltertschaft nicht zu verfeihen, denn die Umstände, auf welche sie sich stützte, waren leicht und mit Bestimmtheit voranzusehen. Niemals aber hätte sie zu dem Gedanken Anlaß geben sollen, ihm den Posten, den er bereits durch zwei Jahre mit höchster Ehre bekleidete, und damit die Belohnung zu entziehen, die ihm für seine herrlichen Kriegsthaten in Italien verliehen worden war. Mit einem schwachen, Mangel lebendem Herrn hatte er einen weit überlegenen, mit Allem reichlich versehenen Feind aus dem Lande vertrieben, und völlig dem Bilde eines Mannes geglichen, der mit einem kurzen und stumpfen Messer einen Gegner besiegte, welcher mit einem langen und scharfen Schwerte bewaffnet ist. Der größten Auszeichnung hatte man ihn dafür würdig gehalten und es war alles Ernstes erwartet worden, daß der Kaiser ihm das Herzogthum Mantua und die Hand einer seiner Schwestern verleihe werde<sup>17)</sup>. Aber Eugen selbst hatte sich zu wiederholten Malen für Mantua's Vereinigung mit Mailand ausgesprochen. Den Verlust der Statthaltertschaft dieses letzteren Herzogthums würde er jedoch ohne Zweifel und mit vollem Rechte auf's Schmerzlichste empfunden haben.

Trotz dieser Umstände und trotz der persönlichen Reizung Josephs I. für Eugen war es dennoch gelungen, dem Kaiser das Versprechen abzunütigen, Eugen die Statthalterchaft von Mailand zu entziehen und sie dem Herzoge von Modena zu verleihe<sup>18)</sup>.

Es ist kein Zweifel, daß an der Spitze der Partei, welche den Kaiser zu diesem Entschlusse bewog, sich Niemand geringerer als die Kaiserin Maria selbst befand. Wie ihre Schwiegermutter dem päpstlichen Hause, so suchte sie Alles der Familie ihrer geliebten Schwester, der Herzogin von Modena, zuzuwenden. Unstreilig hatte sich auch Herzog Rinaldo durch treues Festhalten am Kaiserthume wesentliche Verdienste um dasselbe erworben. Aber wie leicht wogen sie, mit derjenigen Eugend auf die Wagschale gelegt. Dennoch bewährte sich auch jetzt wieder, was man allgemein zu sagen pflegte, daß der Kaiser seiner Gemahlin nichts abzusprechen im Stande sei. Es war doch um so weniger der Fall, als auch Fürst Salin die Bitte der Kaiserin angelegentlich unterstützte. Er that dies aus Verwandtschaftsbedürfnissen, um seiner Nichte, der Herzogin von Modena, von

Rufen zu sein, und vielleicht mehr noch aus Abneigung gegen Eugen. Aber Andere fanden sich wieder, welche die Sache des Prinzen muthig verfochten, vor Allen Bratislaw, der furchtlose Vertheidiger dessen, was er für Recht hielt. Auf's nachdrücklichste stellte er dem Kaiser vor, was Eugen für ihn selbst und für sein Haus gethan habe, und wie es wenigstens jetzt nicht an der Zeit sei, Jemanden mißgerügt zu machen, dessen man so dringend bedürfte. Außerdem wiederholte er noch alle die Gründe, welche er schon aus Anlaß der Bewerbung des Herzogs von Savoyen an diesen Posten gegen dessen Verleihung an einen auswärtigen Fürsten vorgebracht hatte.

Die Vorstellungen des Grafen Bratislaw fanden an dem Könige Karl eifrige Unterstützung. Schon jetzt zeigte es sich, daß die Verschuldung ungerächt war, Karl große dem Prinzen, weil er sich nicht zu ihm nach Catalonien begeben habe. Die zahlreichen eigenhändigen Briefe des Königs an Bratislaw beweisen das Gegentheil. Zwar sandte Karl auf des Kaisers dringendes Verlangen das Patent eines Statthalters von Mailand für den Herzog von Modena. Doch stellte er zugleich mit einem Eifer, welcher einer so gerechten Sache würdig war, die üblen Folgen vor, die aus einem solchen Vorgange entstehen müßten. Um denselben vorzubeugen, schlug König Karl einen Ausweg vor. Er beantragte die Verleihung der Statthaltertschaft der Niederlande an Eugen.

Nach der Eroberung des spanischen Theiles von Geldern war dessen Verwaltung dem Kaiser Leopold im Namen seines Sohnes Karl dem Grafen Sinzenborff, damaligem kaiserlichen Gesandten im Haag, übertragen worden. Von Sinzenborff ging sie auf dessen Nachfolger, den Grafen Goch, über. Der Kurfürst von der Pfalz, Bruder der Kaiserin Eleonore, erhielt durch deren Verwendung gleichfalls Antheil an der Regierung des Landes. So wurde dieselbe fortgeführt bis zum Siege von Ramillies, welcher ein weit ausgedehnteres und reicheres Gebiet der Vermögenheit der Verbündeten gewinnend, auch der Frage größere Wichtigkeit verlieh, wer derselbst einzunehmen die Herrschaft ausüben solle. Die Wirksamkeit des Staatsrathes, welcher aus den Angehörigen der vornehmsten einzelnes Familien zusammengesetzt war, hatte schon unter den spanischen Königen viel an Macht verloren. Unter der jüngsten französischen Herrschaft war er sogar nur durch einen Jambanten ersetzt worden, ein

Umstand, welcher nicht wenig zur Vermehrung der Unzufriedenheit und zu nachdrücklicher Erklärung zu Gunsten des Königs Karl beigetragen hatte.

Diese Stimmung der Niederländer war ihren Nachbarn, den Holländern, keineswegs entgangen. Deshalb bemühten sie sich, nach der Vertreibung der Franzosen, für die Wiedereinsetzung des Staatrathes zu wirken, nicht ohne die Hoffnung und Absicht, einen überwiegenden Einfluß auf eine Regierung zu erlangen, welche ihrer eigenen ähnlich und unter ihrer Hegelb eingesezt war.

Die geheime Absicht der Generalsstaaten blieb dem Scharfblick des Wiener Hofes nicht verborgen. Unmittelbar nach der Annahme von Löwen verlangte Graf Goß von den Generalsstaaten die Anerkennung seiner Würde eines Chefs der Verwaltung der Niederlande. Die Antwort der Generalsstaaten war jedoch eine ausweichende, und sie hofften durch den Beistand Englands ein anderes Auskunftsmitel durchzusetzen, als ein plötzlicher Entschluß des Kaisers der Sache eine unerwartete Wendung gab.

Am demselben Tage, an welchem der Wiener Hof die Nachricht von dem Entzuge Barcelona's erhalten hatte, kam auch die Kunde von dem Siege bei Ramillies. Unter dem ersten Einbruche der Freude und Dankbarkeit schickte der Kaiser ein ihm von seinem Bruder für alle Fälle zurückgelassenes, mit dessen Unterschrift versehenes Blatt mit dem Dekrete aus, welches Marlborough zum Statthalter der Niederlande ernannte. Ein Handschreiben des Kaisers, welches die Ernennung begleitete, sprach die Ueberzeugung aus, daß die Verwaltung der belgischen Provinzen keinen besseren Händen anvertraut werden könne, als denen die sie erobert hatten.

Marlborough war aufs äußerste überrascht und geschmeichelt durch die Auszeichnung, welche ihm widerfuhr. Der englischen Regierung konnte diese Anerkennung der Verdienste ihres Feldherrn, und die damit in Aussicht gestellte Hebung ihres eigenen Einflusses in den Niederlanden gleichfalls nur willkommen sein. Um so heftiger war jedoch der Widerspruch, welchen die Generalsstaaten gegen diesen Schritt erhoben. Sie sahen darin die Zerkümmerniß aller Hoffnungen, mit denen sie auf die Ausdehnung ihrer eigenen Macht in den Niederlanden hingearbeitet hatten. So scharf und entschieden waren ihre Erklärungen, daß Marlborough in der Befürchtung, durch den Streit über diese Frage das Bündniß gelodert zu sehen, welches

bisher das Kaiserhaus, England und Holland auseinander getrennt hatte, es verzog, den ihm angebotenen Posten „für den Augenblick wenigstens“ abzulehnen <sup>19)</sup>.

Diese letztere Klausel betrug die Höfe von Wien und Barcelona über den Posten eines Statthalters der Niederlande einstweilen keinen bindenden Beschluß zu fassen. Sie dachten früher oder später darauf zurückzukommen, und wirklich benützte König Karl den ersten Anlaß, welcher sich ihm darbot, den Sieg von Dubenarde, um Marlborough die Statthalterschaft neuerdings, und zwar auf Lebenszeit anzubieten <sup>20)</sup>.

Auch jetzt glaubte Marlborough noch nicht darauf eingehen zu dürfen. Der Eindruck, welchen die Mißstimmung der Holländer auf ihn gemacht hatte, war noch durch das entschiedene Widerstreben seiner Gemahlin verstärkt worden, die bekanntlich eine große Herrschaft über Marlborough ausübte. Es scheint, daß sie sich mit dem Gedanken an eine längere, bleibende Entfernung aus England nicht befreundet konnte. Welche übrigens auch die wahren Ursachen von Marlboroughs Benehmen gewesen sein mögen, gewiß ist es, daß er zu drei verschiedenen Malen die Ernennung zum Statthalter der Niederlande ablehnte und den König bat, statt seiner einen Anderen mit diesem hohen Posten zu besetzen.

Es ist leicht begreiflich, daß Karl allsogleich auf die Person des Prinzen Eugen verfiel. Die gesuchte Entschädigung für die beabsichtigte Entziehung des gleichen Postens zu Mailand war gefunden. Sie erschien um so passender, als Eugen bei den Holländern ungemein beliebt und es zu hoffen war, daß die Besetzung des Postens nach ihrem Sinne einen guten Eindruck auf sie hervorbringen und sie wieder mehr und mehr an die große Allianz ketten werde.

So wenigstens sah König Karl die Sache an <sup>21)</sup>. Zu Wien aber konnte man zu keinem rechten Entschlusse über all diese Fragen kommen. Engers Gegner, welche ihn durch Entziehung der Statthalterschaft von Mailand zu kränken und seine Stellung zu untergraben suchten, hätten ihn Bestrebungen als gescheitert ansehen müssen, wenn der Prinz nach den Niederlanden verlegt und so nur der Schauplatz seines Wirkens verändert worden wäre. Seine Freunde und Anhänger aber erschrocken wohl über die Bemerkung, welche sich ihnen aufdrang und die König Karl auch aussprach, daß sich Eugen schon der Stellen, die er zu Wien bekleidete, für

einige Zeit begeben müsse. Denn die Niederlande bedürften in jener bewegten Zeit eines Statthalters, der an Ort und Stelle gegenwärtig sei <sup>20)</sup>.

Sich selbst aber ihrer vornehmsten Stütze zu berauben, dazu konnte Eugens Partei am Wiener Hofe sich nicht entschließen. Daher mochten ihre Bestrebungen, ihm die Statthalterschaft der Niederlande zu verschaffen, nur läßig sein. Die Vorstellungen des Königs und Reichslands hatten jedoch so viel genügt, daß der Kaiser an dem Gedanken festhielt, welchen das eigene Gefühl ihm eingab, ohne volle Entschädigung Eugens Wane an eine Weiterverleihung seines Postens zu Mailand nicht gedacht werden. Deshalb blieb das Potent für den Herzog von Modena einstweilen unabhängig liegen und seine Ernennung un veröffentlicht. Auch in Bezug auf die Niederlande wurde noch kein Entschluß gefaßt, und alle diese Fragen waren unentschieden, als Eugen, durch seine Pflicht gerufen, Wien verließ und sich einstweilen nach Brüssel auf den Weg machte.

Am 13. März 1709 war der Prinz von Wien abgereist. Ueber Köln und Düsseldorf begab er sich nach Brüssel. Hier fand er den englischen Generalquartiermeister Cadogan vor, welcher ihm im Namen der Königin Anna die erneuerte Versicherung gab, daß England sich niemals auf einen Friedensvertrag einlassen werde, wenn nicht schon in den Präliminarien die ganze spanische Monarchie dem Hause Oesterreich zugesprochen würde <sup>21)</sup>. Für sich verlange England nichts als die Schließung von Dünkirchen und die Entfernung des Prinzen von Wales aus Frankreich <sup>22)</sup>.

Cadogan selbst eilte nach dem Haag, wo sich der Präsident Mouton und der Intendant Boissin bereits befanden, welche König Ludwig mit dem Friedensanträgen an die Generalstaaten abgeschickt hatte. Eugen begab sich gleichfalls dorthin, bat aber, nachdem die Zeit zur Eröffnung des Feldzuges herankam, um baldige Absendung des zu den Friedensverhandlungen bestimmten kaiserlichen Ministers. Denn der Prinz glaubte nicht daran, daß, wie man es in Holland und Frankreich überall ansah, der Friede nahe und die Erneuerung des Kampfes nicht mehr zu befürchten sei <sup>23)</sup>.

Spät am Abende des 7. April kam Eugen im Haag an. Gleich am Morgen des nächsten Tages verfügte sich Heinsius zu ihm, ohne dem Prinzen Zeit zu dem ersten Besuche zu lassen. Der Pensionär bekam von Eugen manch lauteinendes Wort zu hören über den einseitigen Verlauf,

welchen die Generalstaaten in dieser Angelegenheit beobachtet hatten. Was seine eigene Person betraf, so ließ Eugen es ohne Scheu durchblicken, daß er selbst den Frieden wünsche und ihn für zweckmäßig halte <sup>20</sup>). Aber als Repräsentant des Kaisers trat er als treuer Dolmetsch der Gesinnungen auf, welche dessen Regierung befehlten. Mit der größten Entschiedenheit erklärte der Prinz, daß es dem Kaiser nicht in den Sinn kommen werde, Frieden zu schließen, ohne Neapel und Sicilien für sein Haus zu erhalten. So wie Holland darauf beharrte, für sein eigenes Gebiet eine starke Barriere gegen Frankreich zu erlangen, so könnte der Kaiser sich des Besitzes der beiden Königreiche niemals begeben. Ohne sie würde er sich in seinen Erblanden nicht sicher fühlen. Denn wären sie in Frankreichs Händen, so würde dasselbe von dort aus die Verbindung mit der Pforte und den ungarischen Rebellen zu des Kaiserhauses höchstem Nachtheile mit Leichtigkeit unterhalten. Auch von Spanien wäre man fast abgeschnitten und die Behauptung dieses Reiches, wenn es dem Könige Karl eingeräumt sein würde, müßte ohne den gleichzeitigen Besitz Neapels und Siciliens ungewiß ersichert sein.

Doch nicht nur von demjenigen, was dem Hause Oesterreich zufallen sollte, auch von den berechtigten Anforderungen des deutschen Reiches sprach Eugen dem Pensionär mit Wärme und Nachdruck. Er führte ihm zu Gemüthe, daß dasselbe mit Eifer unterstützt werden müsse, wenn es die Zurückgabe der ihm noch und noch entfremdeten Landstriche wieder begehre, und er erklärte ohne alle Umschweife, daß auch Deutschland kein geringeres Recht als Holland zu einer Barriere wider Frankreich besitze.

Heinsius schien durch Eugens lebhafteste Sprache ziemlich eingeschüchtert zu sein. Er beschränkte sich darauf, das Benehmen der Generalstaaten mit der Erschöpfung ihrer Kräfte und mit der Nothwendigkeit zu entschuldigen, doch endlich einmal über Frankreichs wahre Absichten in's Klare zu kommen. Er bezeugte Hollands festen Voratz, sich nicht von den übrigen Verblübeten abzusondern. Endlich zeigte er eine nicht geringe Empfindlichkeit über die diktatorische Sprache Englands, und den verletzenden Ausdruck, welchen sie in Cabotans Mund angenommen hatte <sup>21</sup>).

Dieser letztere Umstand war Ursache, daß Marlboroughs Rückkehr aus England mit doppelter Freude begrüßt wurde. An ihm erhielt Eugen in jeder Beziehung einen mächtigen Bundesgenossen. Der Prinz mußte

wohl, daß Marlborough und der ihm so innig verbundene Godolphin es waren, welche von allen Mitgliedern der englischen Regierung am lebhaftesten für den Krieg gestimmt hatten. Es konnte nicht Egoismus Sache sein zu untersuchen, ob dieser Eifer durch die Sorgfalt für das öffentliche oder für ihr persönliches Wohl hervorgerufen wurde. Ohne sich um die Ursache zu kümmern, mußte er die Wirkung derselben, die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges, mit Freude begrüßen. Man aber hatten beide, Marlborough und Godolphin, so viel erreicht, daß man vermuthen durfte, es werde ihnen jetzt um die Erhaltung des Erworbenen zu thun sein. Darauf konnten sie aber am leichtesten hoffen, wenn sie den Krieg zu völliger Zufriedenheit der englischen Nation zu beschließen vermochten. Es war daher auf Marlboroughs eifrige Rathhülfe zur Gewinnung Hollands zu rechnen, um im Vereine mit demselben bei Frankreich auf völlige Zurückgabe der spanischen Monarchie an das Haus Oesterreich hinzuwirken<sup>27)</sup>.

Eugen hatte sich in der Beurtheilung Marlboroughs nicht getäuscht. Wie zuvor im Kriege, so gingen sie auch jetzt Hand in Hand, als es sich um die Geschäfte des Friedens handelte. Nicht verkennend die leicht äußerlichseits bedeckende Wirkung zu erzielen vermögen, trugen sie bei jedem Anlasse die größte Güngelt zur Schau und benutzten sogar, vielleicht in eben dieser Absicht dasselbe Haus. Ihrem einmüthigen Zusammenwirken gelang es, selbst auf die Holländer einen mächtigen Eindruck hervorzubringen. Immer mehr zeigten auch die letzteren sich geneigt, mit Festigkeit bei den Bestimmungen zu verharren, welche der Kaiser und England als Friedensbedingungen aufgestellt hatten. Da aber Frankreich hierauf nicht eingehen wollte, so geriethen die Verhandlungen in's Stocken und die kriegesrhen Unternehmungen traten wieder in den Vordergrund.

Um dieselben mit der ihm eigenen Energie zu fördern, hatte Eugen in der Nacht des 26. April den Haag verlassen und sich wieder nach Brüssel begeben. Auch Marlborough hielt es für notwendig, zu gleichem Zwecke für kurze Zeit nach London zurückzukehren. Noch war aber Eugen erst wenige Tage in Brüssel anwesend, als ihm die Kunde zukam, der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de Torcy, sei im strengsten Incognito und mit geringem Gefolge durch Brüssel nach dem Haag geeilt. Bald erfuhr der Prinz durch den leiserlichen Residenten von Oetend, daß Torcy mit Deiasius und den Deputirten der Generalstaaten



bereits in Verhandlung getreten sei. Diese Nachricht rief den Prinzen neuerdings nach dem Haag. Am 12. Mai traf er daselbst ein und begab sich allsogleich zu Heinsius. Er fand den Pensionär und die einflussreichsten Deputirten noch in derselben befriedigenden Gesinnung, in welcher er sie verlassen hatte. Eugen versicherte den Kaiser, daß er glaube, die Holländer würden an den gegebenen Versprechungen festhalten und sich von der großen Allianz nicht absondern. Doch sei höchste Vorsicht nöthig, indem es offenbar in Lott's Absicht stehe, die Verbündeten von einander zu trennen, wie er sich denn auch habe verlauten lassen, gleich nach der Rückkehr Marlborough's durch die Zusage der Schleifung Dünkirchens England zu gewinnen<sup>29</sup>).

Auch andere Mittel wurden versucht, und bis auf vier Millionen beliefen sich die Bestechungssummen, welche Marlborough geboten wurden, wenn er den Frieden in einer den Wünschen des Königs von Frankreich entsprechenden Weise zum Abschlusse zu bringen vermöge<sup>30</sup>). Sich an Eugen mit ähnlichen Anerbieten zu wenden, wagte Niemand.

Nichts gleich der Energie, mit welcher der Prinz den Bestrebungen des französischen Unterhändlers entgegen wirkte. Zwar war er persönlich nicht ganz für alle die hohen Anforderungen, welche die Verbündeten stellten. Er meinte es wäre besser, sich mit Bedingungen zu begnügen, welche ohne die bei Beginn des Feldzuges gehegten Wünsche weit übertrafen, als das ungewisse Schicksal des Krieges neuerdings zu versuchen. Aber nicht in seinem eignen Namen, sondern als Bevollmächtigter des Kaisers war er nach dem Haag gekommen, daher verließ er nicht seinen eignen Gedanken, sondern dem Willen seines Herrn Ausdruck und Sprache in den Verhandlungen.

Mit wem er immer zu thun hatte, mit dem Pensionär, mit den Deputirten der Generalstaaten, mit denjenigen die England, oder denen welche die deutschen Fürsten vertraten, gegen Alle sprach Eugen sich mit Nachdruck wider die französischen Vorschläge aus. Er fragte sie, wie es denn mit der so oft wiederholten Zusage der Verminnung von ganz Spanien für das Haus Oesterreich aussehe, wenn man Neapel oder Sicilien oder beide Länder zusammen dem Könige Philipp überlassen wolle? Der König von Portugal solle einen Theil von Spanien erhalten, dem Herzoge von Savoyen sei das beste Stück von Mailand eingeräumt worden, die

Generalstaaten verlangten die niederländischen Festungen als Barriere gegen Frankreich und würden wohl auch noch den Handel mit Indien für sich haben wollen. Es sei nicht zu begreifen, warum dem Könige von Frankreich ein Anspruch zustehen solle, für seinen Enkel ein Königreich zu verlangen, weil er ihn einst wider alles Recht durch die Gewalt der Massen auf den Thron von Spanien gesetzt habe. „Ich glaube“, so schloß der Prinz eine solche Rede an Heinsius, „daß dieser König sich glücklich „genug schätzen könnte, wenn man ihm außer dem, was jetzt von ihm „zurückverlangt wird, noch alles dasjenige läßt, was er ehemals von den „Niederlanden und anderen Staaten widerrechtlicher Weise an sich ge- „wissen hat“ <sup>21)</sup>.

So berebte Vorstellungen, durch das Ansehen von Eugens allverehrter Persönlichkeit unterstützt, konnten nicht verfehlen, überall den mächtigsten Eindruck hervorzubringen. Hierzu kam noch die Ueberzeugung, welche sich in den Verbündeten immer mehr festsetzte, daß durch die Opfer der vergangenen Kriege, durch die ungeheuren Ausgaben, welche dieselben erfordert hatten, durch Mißwachs und Thuerung, endlich durch den furchtbar strengen Winter des Jahres 1709 die Noth in Frankreich so hoch gestiegen sei, daß Ludwig XIV. sich zur Annahme der Friedensbedingungen, so hart sie auch sein mochten, bequemen müsse. Der Umstand, daß er seinen ersten Minister zur Führung der Friedensverhandlungen abgeschickt und dadurch gezeigt hatte, wie außerordentlich viel ihm an denselben gelegen sei, bestätigte diese Anschauungsweise.

Es ist kein Zweifel, daß Eugen gleichfalls in denselben befangen war. Auch in ihm hatten die vielfältigen Nachrichten, welche über den ungünstigen Stand der Dinge aus Frankreich kamen, nach und nach die Meinung erweckt, Frankreich könne den Krieg nicht mehr weiter führen, und wenn man nur in Eilentracht zusammen haste, so müsse es zugestehen was man immer verlange <sup>22)</sup>. Daher war der Prinz so lebhaft dafür, daß Torcy's Begehren um einstweiligen Abschluß eines Waffenstillstandes zurückgewiesen werde. Es sei dieß nur gestiftet, so behauptete er, um sich imzwischen Luft zu machen und Zeit zu gewinnen, oder doch um das französische Volk zu der Meinung zu verleiten, an seiner Regierung habe es nicht gefehlt, wenn der Friede nicht zu Stande gekommen sei. Nachdem es den Stillstand gehörig angedeutet hätte, würde Frankreich unter

allerlei Vorkäuden, an welchen es ihm niemals gefehlt, die Unterhandlungen abbrechen und den Krieg von neuem beginnen. Ein Waffenstillstand hieße und dürfe nur eingegangen werden, wenn die Präliminarien völlig in Richtigkeit seien <sup>20</sup>).

Am 18 Mai 1709 traf Marlborough im Haag ein, mit ihm Lord Townshend, einer seiner eifrigsten Anhänger, welcher die Bestimmung hatte, als Englands Repräsentant an den Friedensverhandlungen Theil zu nehmen, wenn Marlborough durch seine Feldherrnpflichten nach dem Kriegesausplage gerufen würde. Auch Graf Wallis, der kaiserliche Gesandte in London, einer der sähigsten Diplomaten, welche damals im Dienste des Kaisers standen, war mit Marlborough herübergekommen, und er versicherte dem Prinzen, daß England unerschütterlich an den Grundlagern der Allianz festhalten werde <sup>21</sup>).

Diese Vorherfagung erwies sich denn auch im Verlaufe der Verhandlungen als vollkommen richtig. Das einmüthige Zusammenwirken der Verbündeten machte auf Louis einen solchen Eindruck, daß er in den Besprechungen mit Eugen, mit Marlborough und Prinzins fast alles zugestand, was von ihm begehrt wurde. Die Ueberantwortung der ganzen spanischen Monarchie, wie König Karl II. sie befeßen hatte, an das Haus Habsburg, die Anerkennung der Königin Anna und der protestantischen Thronfolge in England, die Schließung von Dünkirchen, die Wegweisung des Briten den aus Frankreich und die Eindämmung der von Holland verlangten Barrieren waren die wichtigsten Bestimmungen, zu denen sich Frankreich herbeiliß. Hinsichtlich der Punkte aber, welche das deutsche Reich und Savoyen betrafen, war eine Verständigung nicht zu erzielen.

Für das Reich wollte Frankreich den Ryswider Vertrag als Friedensgrundlage angesehen wissen und über denselben hinaus nichts zugestehen als Straßburg, Reß und Altkirchach, wogegen ihm Londen zu überlassen wäre. Eugen aber beehrte im Namen des Kaisers noch überdieß das Elß und den Sundgau, also Hantzen, Fort Louis, Neubreitach, Schlettstadt und die übrigen Reichsstädte, welche in jenen Gebieten lagen.

Dem Herzoge Victor Amadeus wollte Frankreich nur zurückgeben, was es ihm genommen hatte, Savoyen und Nizza. Die Verbündeten aber verlangten noch Genestrelles und Gillys für ihn nebst allem Lande bis

an den Mont Cenerre, woraus auch für ihn eine Barriere wider Frankreich gebildet werden sollte.

Lang und heftig waren die Debatten, welche sich über diese Punkte zwischen den Repräsentanten der Verbündeten und dem französischen Minister entspannen. Das scharfe, treffende Wort Eugens, von dem selbst Lortch bewunderte, wie gut er sprach <sup>24</sup>), die weitsehende, gedankenreiche Nebenweise Marlboroughs, auf dessen Behauptungen jedoch weniger zu bauen war, die etwas stolze und trodene aber gründliche Art, in welcher die Holländer Heinsius, Buys und van der Dussen sich aussprachen, bildeten selbst in ihrem Zusammenwirken doch wieder den merkwürdigsten Contrast. Aber Lortch war durchaus kein unwürdiger Gegner für so auserwählte geistige Kräfte. Ueberhaupt wohl unterrichtet, war er auch jetzt seines Gegenstandes vollkommen Meister. Die ernste ruhige Weise, die bei einem Franzosen doppelt auffiel, erfüllte mit Achtung vor seiner Person. Seine Selbstbeherrschung war Ursache, daß er sich nie erhitzte und daß seine Antworten, so sehr ihr Inhalt auch oft bestritten wurde, doch niemals für die Gegner verlegend klangen.

Was die Verhandlungen an und für sich betraf, so versicherte Lortch hoch und theuer, auf die Begehren hinsichtlich des deutschen Reiches und Savoyens nicht eingehen zu können. Er erklärte eher abreisen zu müssen als sich in solchen Zugeständnissen herbeizulassen, und wirklich verlangte er seine Pässe. Eugen und Marlborough aber sahen hierin nur einen Kunstgriff, um die Verbündeten zum Nachgeben zu bewegen. Sie ermahnten die übrigen Bevollmächtigten zur Standhaftigkeit und sprachen ihre Ueberzeugung aus, daß Frankreich, nachdem es sich schon in so vielen Opfern bequemt habe, auch vor diesen nicht zurückschrecken werde, wenn man ihm nur Ernst und Einigkeit zeige <sup>25</sup>).

In man ließ es nicht einmal bei diesen Anforderungen bewenden. Seiner Instruktion gemäß drang Eugen, dem man auch Sinzendorf beigegeben war, darauf, daß was Spanien betreffe, nicht der Besitzstand Karls II., sondern der Pyrenäische Friede als Grundlage des abzuschließenden Vertrages angenommen werde. Für das Reich kam er auf das Begehren des Elsaßes und der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun zurück. Diese Gebiete würden passend erscheinen, um in denselben dem Herzoge von Lothringen den versprochenen Ersatz für Montferrat zu Theil

werden zu lassen. Durch sie würde dem deutschen Reiche größere Sicherheit, der niederländischen Barriere aber eine feste Stütze gewährt, indem man ja wisse, wie nothwendig es sei, Frankreich den oberen Theil des Fließgebietes der Saar und der Mosel zu entziehen <sup>27)</sup>.

So hat man auch die Anforderungen waren, welche Eugen, dem bestimmten Bescheide des Raths folgend, an Frankreich zu stellen hatte, und so unerschütterlich er auf den wesentlichen Punkten beharrte, so suchte er doch durch Nachgiebigkeit in den unwichtigeren Fragen die Hindernisse des Friedens möglichst zu beseitigen <sup>28)</sup>. Gleiches Bestreben legte er in den langdauernden und erregten Unterredungen zwischen den Repräsentanten der Verbündeten selbst an den Tag. Sie einigten sich endlich zu dem bekannten Ultimatum, in welchem sie nicht nur die Annahme der von ihnen aufgestellten Friedensbedingungen, sondern noch überdies verlangten, daß wenn Philipp von Anjou sich demselben nicht fügen wolle, König Ludwig ihn mit Waffengewalt dazu zwingen.

Nach am 28. Mai verließ der Marquis von Torcy den Haag und ritt mit dem Resultate seiner Verhandlungen nach Versailles. Er hatte versprochen, bis zum 4. Juni Nachricht zu geben, ob der König von Frankreich die Begehren der Verbündeten annehmen oder sie ablehnen wolle. Torcy hielt Wort, denn schon am 2. Juni richtete er aus Versailles ein Schreiben an Eugen, in welchem er den Prinzen benachrichtigte, daß der König nach reiflicher Prüfung die Annahme der gestellten Bedingungen unmöglich gefunden habe. Dem Präsidenten Montlobé seien die nöthigen Instruktionen zu Abänderungsvorschlägen zugekommen <sup>29)</sup>.

Eugen und Singsendorf waren zuletzt beide der überelafinnenden Meinung gewesen, König Ludwig werde sich zum Frieden unter den dargebotenen Bedingungen, so hart sie auch seien, bequemen müssen. Schon hatten sie rühmend hervorgehoben, wie große Vortheile durch den abzuschließenden Vertrag erreicht würden; schon hatten sie in Wien beantragt, daß Graf Gorch und der Reichshofrath von Emsbrunn, der zweite und der dritte Bevollmächtigte für den am 15. Juni im Haag anberaumten Friedenscongreß, sich auf die Reise dorthin begeben sollten. Da traf plötzlich das Ablehnungsschreiben bei Eugen ein. Der Prinz zeigte sich zwar weit entfernt von jeglicher Befürzung darüber. In seinen officiellen Schreiben

bezeichnet er sogar die Ablehnung der Friedensbedingungen eher als unmöglich denn als schädlich für den Kaiser“).

Doch war es durchaus nicht nach Eugens Sinne, daß die Verhandlungen bald darauf völlig abgebrochen wurden, und Rouillé, dessen Vorschläge wenig neues enthielten, unverrichteter Dinge nach Paris zurückkehrte. „Es ist wahr,“ schrieb er dem Grafen Singsendorff, „eine glückliche Schlacht kann unsere Bedingungen noch verbessern. Die Aenderung „wird aber stets nur eine geringe sein, denn es ist nicht zu bezweifeln, daß die Holländer Frankreichs gänzliche Erniedrigung nicht wollen. Wenn die kriegerischen Unternehmungen nicht gleich Anfangs die günstigen Resultate liefern, welche man von ihnen erwartet, so fürchte ich sehr, daß die bisherige große Standhaftigkeit sich in ihr Gegentheil verwanbelt und man weit mehr verlieren werde als gewinnen könne. Oft habe ich es schon gesagt, Frankreichs Glück besteht in dem, daß wenn es die Oberhand erhalten hat, es ohne alle Rücksicht seine Eroberungen so weit als nur immer möglich ausdehnt. Ist es aber mit einem unglaublichen Aufwande von Anstrengung und von Blut in einem Zustand wie der gegenwärtige versetzt, so fürchten alle oder doch die Mehrzahl seiner Gegner, es zu tief zu erniedrigen, ohne zu bedenken, daß es binnen wenig Jahren sich ohne allen Zweifel erholen und von neuem beginnen wird seine Nachbarn zu quälen. Ich kenne die Leute mit denen wir zu thun haben, und ich sehe nicht an zu sagen, daß wir weit mehr wagen als wir gewinnen können““).

Mit wenig Worten zeichnete Eugen die Lage der Sache, so wie sie wirklich war. Nicht nur Holland scheute Frankreichs völlige Demüthigung, auch in England huldigte die starke Partei, welche die Rückkehr der Stuart's wünschte, gleicher Anschauung. Selbst im Rathe des Kaisers erhoben sich Stimmen, welche, wenn gleich aus ganz andern Beweggründen, in diesem Sinne sich ausdrückten. „Wenn Frankreichs Krone zum Falle gebracht „würde,“ pflegte selbst der gewaltige Widersacher französischen Despotismus, der Fürst von Salin, zu sagen, „so gebe es kein Mittel mehr, sich der Oberherrschaft der Protestanten zu entziehen““).

Welt mifsemt die Freude zu theilen, welche sich an anderen Orten über den Abbruch der Friedensverhandlungen kundgab, sah Eugen vielmehr in der Verwerfung der Präliminarien ein sicheres Zeichen, daß Frankreich zur Fortführung des Kampfes seine letzte, seine äußerste Kraft

aufbieten werde. „Die Armee sei zwar,“ so schrieb Eugen an den Kaiser, „nicht weniger zahlreich als im vorigen Jahre, und in gutem und schönem „Stande. Man dürfe daher auf einen glücklichen Ausgang des Feldzuges „hoffen. Da aber nichts veränderlicher sei als das Glück der Waffen, so „möge der Kaiser bedenken, was bei einer unglücklichen Schlacht auf dem „Spiele stände. Denn daran dürfe nicht gezweifelt werden, wenn es zum „Schlagen komme, so sei den ganzen Krieg hindurch noch kein größeres „und blutigeres Treffen geliefert worden als dasjenige, welches jetzt bevor- „stehe“ <sup>43)</sup>. Es müsse daher, wiederholte der Prinz, wahrhaft bedauert werden, daß man nicht gesucht habe, die streitigen Punkte im Wege fernerer Verhandlung zur Ausgleichung zu bringen, und daß ein Werk, welches der Vollendung so nahe gewesen, sich nun plötzlich als gescheitert darstelle.

## Viertes Capitel.

Schon vor dem Eintreffen der Erklärung des Königs von Frankreich über die Verwerfung der Präliminarien war Eugen nach Brüssel zurückgekehrt, um für alle Fälle seinen Truppen näher zu sein. Der Empfang des Ablehnungsschreibens diente als Signal zu erneuerter kriegerischer Thätigkeit. Alsogleich fertigte der Prinz den Befehl aus, daß die Regimenter sich in Marsch zu setzen und jenseits der Schelde zu vereinigen hätten. Denn er war der Meinung, daß die Kampflust, welche sich bei den Truppen der Verbündeten überall kundgab, ohne Zaudern benützt werden müsse, weil sie sonst, wenn sie keine Nahrung erhielt, leicht einem Gefühl der Entnuthigung weichen könnte.).

Furchtbare Regengüsse, welche die Rieberungen unter Wasser setzten, und die dadurch grundlos gewordenen Wege verzögerten die Zusammenziehung des Heeres. Erst am 23. Juni 1709 war es zwischen Courtray und Menin in einer Gesamtschlacht von ungefähr hundert sechstaufend Mann völlig vereinigt. Wie früher, so theilten sich auch jetzt Eugen und Marlborough in das Commando. Der Prinz befehligte den rechten, Marlborough aber den linken Flügel. Und wieder sah Eugen es ruhig mit an, daß die Streikräfte, welche Marlborough zu Gebote gestellt wurden, die Zahl der seinigen nahezu um das doppelte übertrafen.

Eugen hatte wohl recht geurtheilt, wenn er voraus sagte, der König von Frankreich werde die letzte Mannschaft und die letzten Geldsummen, die er aufzubringen vermöge, in die Schanze schlagen, um das Kriegsglück, das ihm früher so sehr verordnet, seit einiger Zeit aber völlig verlassen hatte, wieder zu seinem Gunsten zu wenden. Ungeheure Anstrengungen waren gemacht worden, um ein Heer von achtzigtausend Mann auf die Belae zu bringen und dasselbe mit dem nöthigen Kriegsgenüthe, mit Munition und Lebensmitteln ausreichend zu versehen. Den Oberbefehl über diese Armee, welche er selbst als die letzte ansah, die er in's Feld zu stellen vermochte, legte der König in die Hände des Marschalls Villars.



Erzbischof XIV befand sich damals in so bedrängter Lage, daß er bei der Wahl zu einem Posten von so außerordentlicher Wichtigkeit auf nichts als auf die Befähigung desjenigen Rücksicht nahm, welchen er damit vertraute. Wenn er die Zahl seiner Feldherren überblickte, so fand er, nachdem Condorc die Feuerprobe des vergangenen Feldzuges nicht bestanden hatte, fast keinen von dem er hoffen konnte, daß er den beiden fürchterlichen Gegnern Eugen und Marlborough unter die Augen zu treten im Stande sei. Denn selbst in Frankreich, wo man sonst so schwer zugänglich ist für die Erkenntniß fremden Verdienstes, war man durchdrungen von Bewunderung für sie und der Marschall Villars bewegt, daß man sie dort „bis in die Wolken erhob.“ Nur auf zwei seiner Feldherren vertraute der König noch einiger Maßen. Es waren dieß die Herzoge von Ormold und von Villars. Aber auch mit Ormold war der König nicht völlig zufrieden gewesen. Er wollte den Krieg in Flandern in ganz anderer Weise geführt wissen als bisher und er entschied sich für Villars, der daselbst noch niemals an der Spitze eines Heeres gestanden war.

Der Herzog von Villars hatte sich ohne hervorragende Geburt, ohne besonders einflussreiche Verbindungen am Hofe, durch seine ausgezeichneten militärischen Dienste, durch die glänzende Thre, welche er von seiner Brachbarkeit erweckte, insbesondere aber durch das Glück, das ihm bei all seinen Unternehmungen günstig war, rasch zu den höchsten kriegerischen Würden emporgeschwungen. In Wien konnte man ihn genau, denn er hatte nicht nur mehrere Feldzüge gegen die Türken als Freiwilliger mitgemacht, sondern er war auch längere Zeit als König Karls Gesandter am Kaiserhofe beglaubigt gewesen. Das Andenken, welches er daselbst hinterlassen hatte, konnte jedoch kein besonders günstiges genannt werden. Denn ein heftiger Ekktrist mit dem Fürsten Anton Florian von Fleckenstein, dem Oberhofmeister des Erzherzogs Karl, wodurch bald eine Entzweiung der Höfe von Wien und Paris herbeigeführt worden wäre, und der Versuch den Fürsten Matich zum Aufstande gegen den Kaiser zu bewegen, dieß waren die bemerkenswerthesten Thaten, deren Villars in Wien sich rühmen konnte.

Villars war überhaupt ein seltsames Gemisch von geistreichen und rachensüchtigen, von abstoßenden und lobenswerthen Eigenschaften. Sein wohlgebildetes Aeußere, seine lebhafteste, offene Physiognomie mußten für ihn

einnehmen, seine selbst für französische Ohren unerträgliche Grobſprecherei machte dieses Interesse bald wieder erkalten. Seine glänzende Tapferkeit, die rastlose Thätigkeit, die er an der Spitze eines Heeres entfaltete, die Kühnheit, mit welcher er an die Ausführung einer beschlossenen Unternehmung schritt, erniederten die höchste Meinung vom seiner militärischen Befähigung. Die unbegrenzte Eitelkeit und Prahlucht aber, mit der er über sich selbst sprach, schwächten wieder diesen günstigen Eindruck. Dagegen kam noch ein wahrhaft räuberischer Eigennutz, dessen Villars auch durchaus kein Fehl hatte und welcher seinen moralischen Werth nur gering schätzen ließ.

Wie dem aber auch sein mochte, gewiß ist es, daß Ludwig XIV. unter seinen Marschällen keinen besaß, welchem bisher das Kriegsglück mit größerer Beständigkeit günstig gewesen wäre. Diese Betrachtung mag auch des Königs Wahl für Villars entschieden haben, denn der Gunst des Glückes bedurfte er ja vor Allem zwei Feldherren gegenüber, welche das- selbe unwandelbar an ihre Fahnen geknüpft zu haben schienen.

Villars sah es als seine erste Aufgabe an, die Feinde von dem weiteren Vordringen gegen Frankreich abzuhalten. Deshalb war er in eine starke Stellung zwischen Donay und der Eys gerückt und hatte dieselbe noch durch Ueilen geschügt, an denen er fortwährend angestrengt arbeiten ließ. Er erwartete mit Bestimmtheit einen Angriff der Verbündeten, und that daher das möglichste um sich in den Stand zu setzen, ihnen widerstehen zu können. Alle Ortschaften, welche an seinen Flanken oder innerhalb derselben lagen, wurden besetzt, Redouten angelegt, theilweise Ueberschwemmungen bewerkstelligt. In solcher Weise zur Vertheidigung gerüstet, erwartete Villars seine Gegner.

Am 24. Juni recognoscirten Eugen und Marlborough die Stellung der Franzosen. Schon im Voraus legten die beiden Feldherren die Absicht, entweder die feindlichen Verschanzungen anzugreifen, oder wenn dieselben zu stark befunden werden würden, irgend eine Belagerung zu unternehmen <sup>1)</sup>. Ihre ursprüngliche Vermuthung bestätigte sich bald. Es war ein tollkühnes Beginnen gewesen, auf einen fast gleich starken Feind in einer Stellung loszugehen, welche dieser zu solchem Zwecke eigens ausgetüchtelt und seit Wochen mit allem hatte versehen lassen, was seiner Vertheidigung günstig sein konnte. Ueberdies mußte man bei dem Marsche gegen die feindliche Position

so viele Defileen durchschritten, daß man erst im Angesichte des Feindes, kaum einen Menschenstoß von ihm entfernt, die Angriffscolonnen zu bilden vermocht hätte \*).

Die Feldherren beschloßen sogleich, den Verbänden einer Unternehmung auf die französischen Linien aufzugeben und ihrem Plane gemäß an die Belagerung einer feindlichen Festung zu schreiten. Lournay war es, welches sie sich hiezu aussuchten. Augen aber bewies auch bei diesem Anlasse, daß Villars ihn richtig beurtheilte, wenn er ihn dem Könige von Frankreich als einen Feldherren voll List und Feinheit bezeichnete. Er drang darauf, daß man den Feind in gänzlicher Unkenntniß der beschlossenen Unternehmung halten und vielmehr die Mienen annehmen solle, als ob man auf der Absicht beharre, die Linien anzugreifen.

In der Nacht des 26. Juni wurden die Colonnen gebildet und in Marsch gesetzt. Alles was anzusehen war, zweifelte nicht daß es gegen das feindliche Lager gehe. Plötzlich aber wurde die Richtung des Marsches geändert, die Colonnen wendeten sich gegen links, und die Verbündeten erschienen am Morgen des 27. Juni so unvermuthet vor Lournay, daß ein zum Eintreiben von Lebensmitteln aus der Festung entsendetes Commando von derselben abgeschnitten wurde. Die Besatzungen von Saint-Amand und von Mortagne räumten diese Plätze, wodurch den Verbündeten willkommene Stützpunkte zufließen.

Lournay, dessen Einschließung am 28. Juni vollendet war, befindet sich in einer höchst vortheilhaften Lage nahe der französischen Grenze. Der Platz ist von weitem Umfange; die inneren Mäße waren damals von altem Bau, Außen aber hatte verschiedene Außenwerke hinzugefügt. Die Citadelle, ein regelmäßiges Fünfeck, gleichfalls mit Außenwerken versehen, wurde schon von dem großen Condé als ein Meisterwerk gepriesen. Die Stadt ist von hohen Anhöhen beherrscht, und ein beträchtlicher Theil der Umfassungsmauer konnte durch Ueberschwemmungen der Schelde geschützt werden. Die Festungswerke waren im besten Zustande, die Magazine mit Lebensmitteln und Kriegswertzen gefüllt \*).

Der Angriff auf einen so starken Platz im Angesichte eines zahlreichen feindlichen Heeres erschien als ein kühnes Unternehmen und er wurde nur durch die vollständige Täuschung erleichtert, in welcher der Marschall Villars sich über die wirklichen Absichten der Mäxten befand. Er war so sicher

auf ihren Angriff und auf eine Schlacht gefaßt, daß er noch vor kurzem fast die Hälfte der Besatzung von Tournay aus der Festung gezogen hatte. Das war zunächst, stand unter dem Befehle des Generalleutnants Marquis de Surville, desselben Offiziers, welchem Eugen im verfloßenen Besitze durch die Erlaubniß, sich aus dem belagerten Risse wegbringen zu lassen, wahrscheinlich das Leben erhalten hatte.

Wie immer so theilten auch jetzt die beiden Feldherren sich brüderlich in die Kriegesarbeit. Marlborough übernahm die Leitung der Belagerung, Eugen aber das Commando der Bedeckungsarmee, deren Stellung sich von Pont-à-Tréfin an der Marne über Orthes bis Saint-Nicolas an der Scarpe ausdehnte. Er ließ verschiedene zu Sammelplätzen bestimmte Punkte besetzen und sowohl die inneren Verbindungen als diejenigen mit der Belagerungsarmee herstellen.

Die Belagerung von Tournay ging denselben regelmäßigen Gang fort, welchen alle Unternehmungen dieser Art nach der Methode verfolgten, in der sie damals betrieben wurden. Hat ja doch der berühmte Marschall von Sachsen, welcher obgleich noch ein unwillkürlicher Anachronismus, schon vor Tournay Kriegsdienste that, einmal gesagt, ein geschickter Offizier müsse die Widerstandsfähigkeit einer Festung auf die Stunde zu berechnen wissen. Ohne dies auch als buchstäblich wahr annehmen zu wollen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß diese Belagerungen sich einander ungewohnlich ähnlich sahen. Nach gewissen abgemessenen Zwischenräumen und in gleicher Reihenfolge traten die Fortschritte der Belagerer ein, bis endlich alles zum letzten Sturme bereit war. Da wurde denn um längeres Blutvergießen zu vermeiden, zur Capitulation geschritten und mit derselben die ganze Unternehmung beendet.

So ging es auch vor Tournay. In der Nacht vom 7. auf den 8. Juli begann die Eröffnung der Laufgräben, vier Tage später der Bau der Batterien. Eines der Außenwerke wurde nach dem andern erobert und in der letzten Woche des Monats Juli war alles zum Hauptsturm fertig. Am 28. Juli beehrte der Besatzungscommandant zu capituliren. Zwei Generale vom gleichem Rang sandte er, den einen zu Eugen, den anderen zu Marlboroughs Hauptquartier. Das Verfahren des englischen Feldherren zeigte die Berechnung, die er für Eugen empfand. Marlborough wollte die Capitulationspunkte gar nicht ansehen, bevor er sich nicht mit dem Prinzen

befprochen habe?). Im Gegenst Hauptquartier kam die Uebereinkunft zu Stande, und am 30. Juli besetzten die Verbündeten Tournay. Die Besatzung zog sich, noch viertausend Mann stark, in die Citadelle zurück, mit deren Belagerung man von neuem begonnen werden mußte.

Während dieß vor Tournay vorging, entschloß sich Villars den Entsatz der Festung zu versuchen. Von dem französischen Heere am Oberrhein hatte er eine bedeutende Verstärkung an sich gezogen und seine Linien dorthin ausgedehnt, daß sie von der Nordsee bis an die Maas reichten und den von den Verbündeten besetzten Landstrich scheinlich von Frankreich abschnitten. Nun setzte Villars sich gegen den Feind in Bewegung und bedrohte Saint-Amand. Eugen eilte sogleich vorthün, um für die Vertheidigung dieses festen Punktes Sorge zu tragen.

Villars war eben im Begriffe, in seinen Bewegungen zum Entsatze Tournay's fortzufahren, als er die Nachricht von der Uebergabe der Festung empfing. Er blieb in ziemlichster Nähe des Heeres der Verbündeten, auf eine Gelegenheit lauernd um ihre Unternehmungen zu durchkreuzen. Aber Eugen und Marlborough standen auf ihrer Pui und sie boten dem Feinde nicht die geringste Blöße dar.

Die Belagerungsarbeiten vor der Citadelle von Tournay waren indessen durch einen sonderbaren Zwischenfall um einige Tage verzögert worden. Noch während der Waffenstillstand dauerte, dessen die französische Besatzung zur Räumung der Festung bedurfte, hatten französische Offiziere den englischen Brigadier Palo auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, daß die Citadelle ohne förmliche Belagerung und durch Vertrag in die Gewalt der Verbündeten übergehe. Palo erstattete den beiden Fürstlichen Bericht über dieses Anerbieten und sie versahen ihn mit den erforderlichen Vollmachten zum Abschluß einer Capitulation für die Citadelle. Der Festungs-Commandant Marquis von Surville sandte den Marschal de Camp Marquis von Nivignon nach Versailles, dem Könige den Entwurf des Vertrages vorzulegen. Er bestand darin, daß wenn bis zum fünften September die Citadelle von Tournay nicht entsetzt werde, sie in die Gewalt der Verbündeten überzugehen habe?).

Nach wenig Tagen kehrte Nivignon von Versailles zurück. Die Antwort, die er mitbrachte, lautete zweideutig. Der König schlug einen Waffenstillstand vor und wollte die Capitulation der Citadelle in die

Friedensverhandlungen mangeln. Man merkte wohl, daß die Franzosen nur Zeit zu gewinnen trachteten, und richtete darnach die Erklärung ein, die man Ravignan ertheilte<sup>5)</sup>. Derselbe verfügte sich wieder in die Citadelle, deren Belagerung nun einen ungestörten Fortgang nahm.

Die Eigenthümlichkeit dieser zweiten Belagerung bestand weniger in der Stärke der Befestigungen, welche zu überwinden waren, als in der Menge unterirdischer Werke, die zur Vertheidigung benutzt wurden. Der Minenkrieg aber, welchen Eugen schon im Kampfe mit den Türken von seiner schrecklichsten Seite kennen gelernt hatte, wurde damals in besonders mörderischer Weise geführt. Oft trafen die Minen beider Parteien in ihren labyrinthischen Gängen aufeinander und suchten hier, tief unter der Erde, im engsten Raum, aber mit nicht geringerer Erbitterung als ihre Waffendrüber oben im freien Felde. Oft verwechselten sich hier Fremde mit Feinde und man tödtete dann die eigenen Soldaten. Oft begaben sich ganze Compagnien in die Minengänge, welche wenige Minuten nachher aufflogen und hunderte von Soldaten unrettbar begraben unter Schutt und Staub. Oft wurden die Leute in den Minen mit Wasser ertränkt, durch Rauch erstickt oder in den ausgehöhlten Vertiefungen lebendig begraben. Oft wurden ganze Bataillone in die Luft gesprengt und die blutigen, noch zuckenden Glieder der größtlich verstümmelten Leichname stürzten in weiter Entfernung zur Erde nieder.

Solche Ereignisse waren denn auch der Tournah an der Tagesordnung. Leber genügte die Anzahl der Minen, welche den Verbündeten zu Gebote standen, dem Bedürfnisse nicht, so daß auch die Linientruppen zum Dienste in den Minen gebraucht werden mußten. Aber viele von denen, welche im freien Felde sichtbaren Vorfahren beherzt entgegen gingen, schauden vor den unterirdischen Kämpfen mit jenem Gefühl von Bedrängung zurück, welches durch die Unsicherheit und Dunkelheit natürlicher Weise noch vermehrt wird. So groß war ihre Abneigung, daß Eugen und Marlborough sich persönlich in die Laufgräben verfügten, um die Truppen zu dieser Art des Dienstes zu ermuntern. Beträchtliche Belohnungen wurden ausgesetzt, ihren Eifer anzufeuern, und Eugen ließ zu gleichem Zweck hundert piemontesische Bergleute kommen, welche bei der Vertheidigung von Turin verwendet worden waren und deren die unerfahrenen Soldaten mit größerem Vertrauen in die Minen folgten.

Endlich aber, nach einem Kampfe, der nahezu einen Monat gedauert hatte, legte die Ausdauer der Belagerer über die Hindernisse, welche die schwache Besatzung, von Erschöpfung und Hunger ermattet, ihnen noch entgegen zu stellen vermochte. Zu Ende des Monats August war alles zum allgemeinen Sturme bereit.

Am Morgen des 31. August 1709 hatten die Verbündeten die Genehmigung, auf den zertrümmerten Wällen der Citadelle die weiße Fahne erscheinen zu sehen, welche den Wunsch der Besatzung anregte, zur Capitulation zu schreiten. Da sie jedoch die Bewilligung freien Abzuges verlangte, den man ihr nicht zugestehen Willens war, so begannen die Feindseligkeiten von neuem. Die Beschießung wurde mit steigender Wirkung fortgesetzt. In Verbindung mit dem Mangel an Lebensmitteln und der Besorgniß vor einem allgemeinen Sturme, in welchem kein Quartier gegeben werden sollte, zwang sie endlich den Commandanten, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Eugen aber und Marlborough, in freudiger Anerkennung der Tapferkeit, welche die brave Besatzung bewiesen hatte, gestatteten ihr, sich bei dem Auszuge der Kriegsgesellen zu bedienen. Sie durfte nach Frankreich zurückkehren, jedoch nur unter der Bedingung, so lange nicht gegen die Verbündeten zu setzen, als denselben nicht eine gleiche Anzahl der ihnen abgenommenen Gefangenen zurückgestellt sei. Am 3. September wurde ein Thor der Citadelle den Verbündeten eingeräumt und am 5. die Besatzung nach Londé geführt.

So endigte die Belagerung von Tournay. Der Besitz dieser reichen und bevölkerten Stadt wurde dadurch noch werthvoller gemacht, daß er die Herrschaft über eine Provinz sicherte, ausgezeichnet durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens und ihre zahlreichen Fabriken. Vom militärischen Standpunkte war sie aus dem Grunde besonders wichtig, weil sie dem spanischen Flandern zur Deckung diente <sup>7)</sup>.

Noch war die Citadelle von Tournay nicht gefallen und schon hatten Eugen und Marlborough über die neuen Unternehmungen berathschlagt, an deren Durchführung zu schreiten wäre. Die jetzige Armer in ihrer gegenwärtigen Stellung anzugreifen, schien unausführbar. Eine Belagerung von Valenciennes oder von Condé war rathsalich, weil diese Plätze von dem französischen Heere gedeckt und noch überdies die Ueberschwemmungen der Schelde daselbst außerordentlich groß waren. Man beschloß daher

gerade auf Mons zu gehen, die Hauptstadt des Hennegou, welche nur mit schwacher Besatzung versehen und auf deren Wegnahme daher mit ziemlicher Sicherheit zu rechnen war. Doch mußte es gelingen, dem Heinde zuvorkommen und ihn an der Wiederbesetzung seiner früheren Linien zu verhindern, welche sich zwischen der Tronille und der Sambre ausdehnten.

Obgleich der Marsch, welchen die Verbündeten zurückzulegen hatten, weit länger war als derjenige, den Villars zu machen gehabt hätte, um früher als sie zu dem bestimmten Orte anzulangen, verstanden sie es doch durch meisterhafte Bewegungen ihre Absicht vollständig zu erreichen. Schon am 4. September befand sich der Erbprinz von Hessen-Cassel südwestlich von Mons in einer Stellung, in welcher er die Verbindung des Marschalls Villars mit der Festung unterbrach. Unverweilt rückten Eugen und Marlborough ihrer Vorhut nach. Sie setzten sich auf dem walbigen, von kumpfigen Bächen durchschnittenen Terrain südwärts von Mons fest. Der Platz wurde dadurch von dem französischen Heere und von Frankreich selbst völlig abgeschnitten und seiner Belagerung stand nichts mehr im Wege.

Mit dem tiefsten Anathema sah man in Frankreich, daß auch Villars nicht wußte den Fortschritten der Verbündeten Einhalt zu thun. Tournay war verloren, ohne daß ein ernstlicher Versuch zu dessen Rettung gemacht wurde. Ein gleiches Schicksal drohte auch Mons. Villars mußte fühlen, daß sein militärischer Ruf auf dem Spiele stand, und er beschloß die bedrohte Festung zu retten, es koste was es wolle.

König Ludwig hatte seinem Feldherrn vor wenig Tagen in der Person des Marschalls Boufflers einen Rathgeber und Stellvertreter geschickt, welchen Villars, da der im Range ältere Boufflers sich ihm völlig unterordnete, mit Zuversicht ausnahm. Die beiden Marschälle gaben ihrem Herrn das seit langer Zeit schon entbehrte Schauspiel der Einigkeit seiner obersten Führer. Der Eindruck davon konnte nur ein günstiger sein.

Die französischen Soldaten wurden mit Zuversicht und Kampflust erfüllt und mit Freude begrüßten sie den Entschluß der Feldherren sie gegen den Feind zu führen. Villars zweifelte keinen Augenblick mehr, daß es ihm gelingen werde, die Verbündeten vollständig auf's Haupt zu schlagen<sup>19)</sup>.

Während Villars sich in Siegesversicherungen erging, handelten Eugen und Marlborough, und trafen die Vorkehrungen, welche nöthig waren um die Pläne des Marschalls scheitern zu machen. Als sie die Annäherung







der Franzosen erschienen, beschloffen sie ihnen das Vordringen gegen Mond zu wehren. Die ganze Armee wurde in Bewegung gesetzt, eine mächtige Petrosmaffe von ungefähr neunzigtausend Mann, deren Marsch über die wellenförmige Ebene dem Auge ein prachtvolles Schauspiel bot. Am Abende des 8. September nahm Eugen, welcher den rechten Flügel bildete, auf dem Höhen von Quaregna, Marlborough aber bei Duroy Stellung. Eugen deckte die Straße, welche von Valenciennes, Marlborough diejenige bis von Mauberge nach Mond führt.

Derjenige Theil der Provinz Hennegau, welcher den Schauplatz dieser Bewegungen bildete, ist von verschiedenen Flüssen durchströmt, deren bedeutendste die Eroneille, die Saine und der Douneau sind. Das Erdreich ist hügelig, von Thälern, Schluchten und Büschen durchzogen, mit zahlreichen Ortschaften, aber auch mit vielen Gehölzen, den Ueberresten eines einzigen großen Waldes bedeckt. Zwei dieser Gehölze sind besonders erwähnenswerth. Das eine, der Wald von Fanière genannt, befand sich vor Marlboroughs Stellung, derjenige Eugens aber das zweite, der Wald von Falsnières. Die gegen Norden vorspringende Ecke des letzteren, welche ihrer Erhöhung wegen die umliegende Gegend beherrschte, nannte man nach der nahe gelegenen Ortschaft den Wald von Bari. Zwischen den Wäldern lagen verschiedene Richtungen, von welchen diejenige vor Eugen die Wolfgrube, la Couvière, die vor Marlborough die Richtung von Kilmolt nach dem gleichnamigen Dorfe hieß. Alle diese Richtungen waren durch mehr oder minder tiefe Schluchten von einander geschieden <sup>11)</sup>.

Dies war die Gegend, in welcher Eugen und Marlborough ihr prachtvolles Heer zur Schlacht geordnet hatten. So verschiedenartig seine Zusammensetzung auch war an Herkunft, Sprache, Glaubensbekenntniß und Sitten der Krieger, die Clatracht, welche die erlauchtesten Führer befehlete, durchdrang ebenso die Armee und bildete einen einzigen Körper aus ihr, der auch nur von einem einzigen Willen gelenkt schien. Unterstützt wurden die Feldherren durch den Grafen Lich, welcher die holländischen Truppen befehligte, durch die tapferen Prinzen von Hessen-Cassel und Oranien, durch den General der Infanterie von Schulenburg, der damals noch in sächsischen Diensten stand, durch die Preußen Bülow und Lottum, die Holländer Albemarle und Jagel und durch den pfälzischen General Böhlen. Endlich war noch in Eugens Hauptquartier Friedrich Wilhelm anwesend, der

Erzprinze von Preußen, derselbe welcher später als König mit Eugen in so vielfache Berührung trat. Damals war er zwar noch dem Prinzen, der Preußens aufstrebende Macht und die Tapferkeit seiner Truppen gar wohl zu schätzen mußte<sup>17)</sup>, mit allen seinem Range gebührendem Ehrern aufgenommen worden, aber ein inniges Verhältnis konnte zwischen ihnen noch nicht zu Stande kommen. Denn die Politik, welche der König, des Erzprinzen Vater, seit einiger Zeit gegen den Kaiser befolgte, schien Eugen eine solche zu sein, die zu lebhaftem Mißtrauen Anlaß geben mußte<sup>18)</sup>.

Diesem Heere der Verbündeten gegenüber befand sich die Armee des Marschalls Villars in gleicher, vielleicht um ein geringes noch größerer Anzahl. Sie bestand aus den ausgefuchtesten Truppen, die Frankreich zu stellen vermochte. Unter dem Befehlen der Marschälle Villars und Boufflers commandirten die berühmtesten der französischen Generalleutenants, unter denen wohl Mörbeggott's Name der bekannteste war. Nicht weniger als zwölf spätere Marschälle suchten im französischen Heere. Es schien als ob die Elite der militärischen Berühmtheiten Europa's sich hier freiwillig eingefunden hätte, um sich im blutigen Kampfe den Siegeserbeer zu bestreiten.

Nach reiflicher Prüfung des Terrains hatte Villars die Ueberzeugung gefaßt, daß er den Angriff auf die Verbündeten nirgends besser als durch die oben bezeichneten Richtungen, der Combière und der von Malinot, ausführen vermöge. In vier Colonnen geordnet, rückte das französische Heer am Morgen des 9. September 1709 gegen den Feind. Es besetzte die Zugänge zu den beiden Richtungen und nahm insbesondere hinter der von Malinot Stellung, indem es seinen linken Flügel an den Wald von Lausière, den rechten aber an den von Sautère lehnte und sich beider Flügel benutzte. Nun aber gab Villars, wie es scheint, den Befehl, angreifend vorzugehen, plötzlich auf. Mit rastloser Thätigkeit ließ er Verschanzungen aufwerfen, Bataille errichten und in jeder nur irgend möglichen Weise seine Stellung schützen und verstärken.

Eugen und Marlborough hatten inzwischen die Bewegungen des Feindes mit wachsamem Auge verfolgt. Am frühen Morgen des 9. September waren sie bei der Mühle von Sart zusammengetroffen, ungefähr dem Orte gegenüber, welcher später den Mittelpunkt der feindlichen Stellung bildete. Gemeinsamlich recognoscirten sie den Marsch der Franzosen,

von Westling begleitet, einem der holländischen Deputirten, welcher, obgleich nicht dem Kriegerstande angehörend, doch gar manchen Soldaten an Festhaftigkeit und Entschlossenheit übertraf. Als man des Anmarsches der Franzosen gewiß war, zog auch Marlborough sein Heer weiter vorwärts und lehnte dessen Flanke am dem Walde von Landen, die rechte aber an Sari. Das Hauptquartier nahm er zu Maregnies, hinter dem Centrum seiner Armee. Eugen ließ einstuken achtzehn Bataillone seines linken Flügels zu Marlboroughs Heere rufen, um ihn zu verstärken, bis es möglich war, die sämmtlichen Truppen des Prinzen von Caaregnon herbeizuführen.

Um sich näher über die Bewegungen zu verständigen, welche nothwendig erschienen, wurde großer Kriegsrath gehalten. Es schloß nicht an Stimmen, die von dem Angriffe auf das mit jeder Stunde mehr und mehr sich verschauende feindliche Heer dringend abriethen. Aber Eugen und Marlboroughs übereinstimmendes Gutachten brachte jede Einnahme zum Schweigen. Sie wärrten ohne Zweifel den Angriff augenblicklich vollführt und dem Feinde zur Hallegung noch stärkerer Schutzwehren keine Zeit gelassen haben, wenn sie es gewagt hätten, auch ohne die Hauptkräfte von Eugens Heer zur Schlacht zu scheeren. Dieß glaubten sie jedoch nicht unternehmen zu dürfen. Sie beschloßen vielmehr, nicht nur Eugens ganze Armee, sondern auch die Truppen herbeizulassen, welche noch von Tournay unterwegs waren. Endlich wurde auf Eugens dringenden Rath General Dedem abgesendet, um sich St. Oviland zu bemächtigen, das zur Aufrechterhaltung einer direkten Verbindung mit Tournay und als Stützpunkt für einen etwaigen Rückzug von Wichtigkeit war.

Den 10. September brachten die Verbündeten mit Verbeizung ihrer Truppen, die Franzosen aber mit Vervollständigung ihrer Verschanzungen zu. Dieselben erreichten binnen kurzer Zeit eine beträchtliche Stärke und ließen einen Angriff als ein großes Wagniß erscheinen. Aber Eugen und Marlborough blieben nach wie vor fest auf ihrem ursprünglichen Vorsatze. Es entging ihnen nicht, daß die Schutzwehren im Centrum des Feindes die stärksten waren. Sie beschloßen daher, gegen dieses nur einen Scheinangriff zu richten, den wirklichem aber mit um so größerem Nachdruck gegen die beiden Flügel auszuführen.

Im Laufe des Tages war die Aufstellung der beiden kampfbereiten Heere beendet worden. Generalleutnant d'Artagnan befehligte den rechten,

Generallieutenant Regal über den linken Flügel der französischen Armee. Die Marschälle Villars und Boufflers nahmen ihr Hauptquartier zu Longuenille und beabsichtigten dorthin zu eilen wo die Gefahr es erfordern werde. Im entscheidenden Augenblicke aber theilten sie sich, indem Boufflers die Oberleitung des rechten, Villars aber diejenige des linken Flügels übernahm.

Den Franzosen gegenüber waren die Verbündeten im allgemeinen der Eintheilung getreu geblieben, welche sich bei Höchstädt so glänzend bewährt hatte. Marlborough führte den linken, Eugen aber den rechten Flügel. Unter Marlborough standen im ersten Treffen der holländische Feldmarschall Graf Tilly und die Feldzeugmeister Erbsprinz von Hessen-Cassel, Prinz von Nassau-Oranien und von Sildero. Das zweite Treffen befehligten die Feldzeugmeister Lord Albemarle, Baron Jagel und der Preusse Graf Sottum. Die Truppen selbst bestanden aus Holländern, Engländern, Hannoveranern und Preussen.

Neuzehn Bataillone kaiserlicher Soldaten bildeten die Verblüdung von Marlboroughs Armee mit derjenigen Eugens, welche den rechten Flügel des Gesamttheeres formirte. Hier commandirten unter dem Prinzen die Feldzeugmeister von Schulenburg und Graf Behlen das erste, der Prinz Karl Rudolph von Württemberg aber das zweite Treffen. Mit Ausnahme holländischer Reiterei bestanden Eugens Streikkräfte nur aus Truppen des Kaisers, des Reiches und des Königs von Dänemark. Dem Generallieutenant Whithers endlich war der Befehl zugesendet worden, mit den Truppen, die von Tournay kamen, nicht zu dem Hauptheere zu stoßen, sondern sich in die Gegend des Pachtstofs in Hölle zu begeben, um von dort aus den linken Flügel des Feindes in der Flanke und wo möglich im Rücken zu nehmen. Am Morgen des 11. September befand sich Whithers rechtzeitig an Ort und Stelle, bereit zur Ausführung der erhaltenen Befehle.

Eugen selbst scheint während der ganzen Nacht kaum eine Stunde der Ruhe geglaubt zu haben. Mit unermüdlicher Thätigkeit leitete er alle Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kampfe und es war ein Uhr Morgens, als er den General Schulenburg in die getroffenen Dispositionen einweilte und ihm die nöthigen Befehlungsbeefehle ertheilte <sup>19)</sup>.

Da Eugen fast alle seine großen Schlachten im September lieferte, so war es natürlich, daß beim Anbruch des Tages der Schauplatz des Kampfes

weltens mit dichten Herbstnebeln bedeckt war. In erhöhtem Maße fand dieß am 11. September 1709 Statt, als um drei Uhr Morgens der Gottesdienst die Heerscharen der Verbündeten vorbereitete zu der blutigen Schlacht, welche zu befehen sie sich anschickten. Nachdem dieser ernstem Pflicht Genüge geleistet war, rückten die Truppen in ruhiger, gemessener Haltung nach den ihnen bezeichneten Standpunkten.

Einen auffallenden Gegensatz hiezu bildete das rege Treiben um der Lärn, wozu das französische Lager erfüllt war. Die Verschiedenheit des beiderseitigen Nationalcharakters gab sich hier deutlich kund. Während die Kriegssoldaten germanischer Abstammung, die Deutschen, die Dänen, die Holländer und Engländer, mit bedächtiger Ruhe dem Kampfe entgegenfahen, zeigte das laute Getöse im französischen Lager die ganze Lebhaftigkeit des romanischen Blutes. Weit hin über die Ebene, welche vor dem Dorfe Malplaquet sich ausdehnt, schollen die tausendstimmigen Rufe, mit denen die Franzosen, als Villars ihre Reihen durchschritt, ihren König und den Marschall hoch leben ließen. Die Kampflust aber und die Zuversicht des Gelingens waren trotz der verschiedenartigen Umgebungen auf beiden Seiten gleich, nur daß die Franzosen den Sieg schon sicher zu haben wähnten und ihn im voraus verkündeten, während ihre Gegner zwar im vollen Gefühle ihrer Kraft, doch in ernstem Schweigen den kommenden Dingen entgegenfahen.

Die dichten Nebelmassen, welche den Boden bedeckten, hinderten eine Zeit lang den Anfang der Schlacht. Um sieben Uhr aber durchbrachen die Strahlen der Sonne den Schleier, der sie bisher verhüllt hatte. Sobald die Artillerie zu spielen vermochte, begann auf beiden Seiten das Feuer mit einer Heftigkeit, die als Anzeichen der Erbitterung dienen konnte, mit welcher der Kampf geführt werden würde. Noch vermochten die beiden Heere laun ihre Linien zu unterscheiden und schon zählten sie nicht wenig Tödt und Verwundete in ihren Reihen. Dieß war auch der Augenblick, in welchem ungefähr um die gleiche Zeit auf beiden Seiten die Oberfeldherren sich trennten und sich auf ihre Posten begaben.

Nachdem alle Heertheile der Verbündeten, nicht ohne auf verschiedenen Seiten von dem Feuer der Franzosen zu leiden, in ihre Stellungen gerückt waren, gab eine Centralbecharge der großen Batterie das Zeichen zum Angriffe. Er wurde auf dem Hügel begonnen, welchen Eugen commandirte. Mit

vierzig Bataillonen drang Schulenburg, den Saum des Waldes von Curt entlang, gegen das vorspringende äußerste Ende des linken Flügels der Franzosen vor. Muthig überwandten seine Truppen die Hindernisse, welche verschiedene Bäche und das sumpfige Terrain ihnen darboten. Mit Unerfrockenheit stürzte sich Schulenburg auf seinen Gegner. Es war kein geringerer, als der kampferfahrene Generalleutnant Mörgeth, welcher die dortigen französischen Regimenter befehligte. Er ließ die Truppen der Verbündeten bis auf Pistolenwurfweite an sich herankommen. Dann aber eröffnete er plötzlich ein so widerliches Feuer auf sie, daß die vordersten Bataillone in Unordnung geriethen und zurückwichen. Dennoch drangen sie, von ihren Offizieren ermuntert, bald zum zweitenmale vor.

Eugen hatte sich in Person bei diesem Decrethe eingefunden. Die unbezähmbare Kampflust, welche in all den großen Schlachten, die er geschlagen, ihn in die vordersten Reihen der Streitenden gerissen hatte, erfaßte ihn auch hier. Unabgesehen von der so oft erhaltenen Ermahnung, wegenbedenk des außerordentlichen Werthes, welchen seine Person für die Sache der Verbündeten haben mußte, setzte er sein Leben der größten Gefahr aus. Sein heldischer Beispiel verfehlte nicht, den wirksamsten Eindruck auf seine kühnen Soldaten hervorzubringen. Unaufhaltsam drangen sie in erneuertem Sturm vor. Die vorderste Verschanzung wurde genommen, nach Verlauf einer Stunde auch die zweite Linie erobert, und die dahinter liegenden Werke schienen nur ein schwaches Schutzmittel für die weichenden Franzosen zu sein.

Eugens Fußvolk räumte so schnell es die vielfachen Hindernisse und das unaufgebrochene Feuer des Feindes nur gestatteten, immer weiter im Wehölz vor. Bald aber traten die mit einem Waldgefrechte verbundenen Uebelstände ein. Bei jedem Schritte verdichtete sich das Wehölz, immer mehr lösten die Bataillone sich auf und geriethen endlich ganz durcheinander. Mehrere Abtheilungen der Verbündeten hielten sich für zerstreut und beschossen sich gegenseitig. Endlich stieß man auf einen neuen Vorhang, der weit größere Hindernisse als die früheren darbot. Durch unerfütterliche Standhaftigkeit gelang es aber auch dieses demüthigen Wehölz zu werden und nach einem nicht als zweifelhafte erbitterten Kampfe hatte Eugen sich des Waldes von Curt völlig bemächtigt und die Franzosen daraus gänzlich vertrieben. Sie gingen bis hinter das Wehölz von Tolowitz zurück und bezogen dort eine neue Stellung.



Während dieß auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten vorging, hatte General Sotinus mit zweiundzwanzig englischen und preussischen Bataillonen noch vergebliche Angriffe auf die Hauptfront des französischen linken Flügels unternommen. Villars selbst befand sich dort und ermunterte seine Truppen zur Ausdauer. Durch die Erfolge, welche Lützen und Schellenburg errangen, wurde Villars' Stellung gleichfalls unhaltbar. Auch er mußte der rückgängigen Bewegung seines äußersten linken Flügels folgen und sich hinter den Wald von Laisnières zurückziehen, wo er seine Schlachtkolonnen neuerdings formirte. Ihm gegenüber sammelte Eugen am Waldrande seine Truppen. Er trug jedoch Bedenken ein weiteres Vorrücken zu befehlen, bevor ihm das Ergebniß des Kampfes am andern Flügel bekannt geworden war. Da es ihm noch überdieß an Reiterei und Artillerie gebrach, so begnügte er sich einstweilen aus den wenigen Fußpflanzern, die er mit großer Mühe herbeizuschaffen vermochte, ein wirksames Feuer auf die Franzosen zu unterhalten.

Mit weniger Glück, und wie ein unparteiischer Beurtheiler gern zugeben wird, mit geringerm Geschick waren inzwischen die Angriffe der Verbündeten auf dem linken Flügel gelehrt worden. Nachdem Sotinus zum ersten Male zurückgeworfen worden war, läßte der Feldmarschall Graf Lütz den Befehl zum Vorrücken zu geben. Sein Unterbefehlshaber, der junge Prinz von Daxen aber that dieß auf eigene Faust. Im furchtbaren Aufruhr schritten dreißig Bataillone, aus holländischen und deutschen Truppen gebildet, gegen die französischen Verschanzungen vor. Es gelang ihnen zwar, in die verderbte Mauer derselben einzubringen, so unüberwindlich war aber das Feuer, welches sie zu bestehen hatten, daß sie wieder zurückweichen mußten.

Während auf dem linken Flügel die Schlacht unentschieden schwankte und die Verbündeten sich sogar im Nachtheile befanden, nahm Eugen auf seiner Seite den bisher so glücklich geführten Kampf wieder auf. Er ermunterte denselben in dem Walde von Laisnières, dessen südlicher Theil noch in dem Besitze der Franzosen war. Mit heldenmüthiger Todesverachtung wurde von beiden Seiten gestritten, hundert von Opfern forderte der Kampf und Eugen selbst wurde durch einen Streifschuß am Hinterhaupte, jedoch glücklicher Weise ohne Gefahr verwundet. Er achtete es nicht, sondern fortwährend hielt er hoch zu Ross und mit unerschütterlicher

Kaltblütigkeit seine Befehle ertheilend, mitten unter den Kämpfenden <sup>11)</sup>. Als seine Umgebung in ihn drang, sich wenigstens verbinden zu lassen, erwiderte er voll haallistifchen Gleichmuthes: Wenn ich bestimmt bin hier zu sterben, was soll der Verband mir nützen? Wenn aber nicht, so ist des Abends Zeit genug dazu. Und wieder eilte er in das heftigste Gewühl des Kampfes <sup>12)</sup>.

Es war ungefähr ein Uhr Nachmittags, da schien dem Prinzen der Augenblick gekommen, eine außerordentliche Anstrengung zu versuchen. Er jag die Reihen seiner Truppen enger zusammen und befahl ihnen aus dem Walde hervor zu brechen. Villars aber warf sich mit dreißig Bataillonen dem Prinzen entgegen und mit gestültem Bajonnett trieben die Franzosen ihre Feinde bis in den Wald zurück. Um dies jedoch vollbringen zu können, hatte Villars einen großen Theil der Infanterie aus den zu seiner Rechten liegenden Verschanzungen an sich gezogen und sich dadurch von dem rechten Flügel, mit welchem Boufflers die Angriffe der Verbündeten standhaft zurückwies, völlig getrennt. Es ist ungewiß, ob Villars diesen Fehler damals erkannt hat. Wie dem aber auch sein mochte, es blieb ihm kein Augenblick Zeit, denselben wieder gut zu machen. Denn während seine Soldaten die Verbündeten zurückdrängten, wurde er selbst durch das Räder geschossen und schwermüthig vom Pferde getragen. Eugens Feldherrnblick erfaßte sogleich die Stelle, welche der Gegner ihm bot und er beschloß sie unverweilt zu heilen. Rasch sammelte er sein Fußvolk zu einem erneuerten allgemeinen Angriffe auf den nunmehr vereinzelt linken Flügel. War es die Abwesenheit des Marschalls Villars, war es die lange Dauer des Kampfes, welche die französischen Truppen ermattet haben machte, gewiß ist es daß ihr Widerstand immer mehr von der früheren Standhaftigkeit verlor. Immer größer wurden die Fortschritte Eugens, immer schneller wichen die Franzosen, bis endlich ihr linker Flügel völlig durchbrochen wurde und die einzelnen Abtheilungen sich nur mehr bestrehten, mit möglichster Ordnung den Rückzug zu vollführen. Der von dem Prinzen befehligte rechte Flügel des verbündeten Heeres hatte entschlossen gesteht.

Durch Eugens langames aber unübersehbliches Vordrängen war auch der rechte Flügel der Verbündeten zu erneuerten Anstrengungen ermuntert worden. Darüberhinaus entsandete fünfzehn Bataillone unter Foch Orban, die französischen Verschanzungen bei Cleron anzugreifen. Zu

ihrer Unterstützung folgte ihnen General Bülow mit sieben und sechzig Schwadronen englischer, holländischer, preussischer und hannoverscher Reiteret. Hinter Bülow sammelte der Prinz von Württemberg neunzig Schwadronen kaiserlicher Reiteret, welche auf dem rechten Flügel nichts mehr zu thun fanden und daher zur Unterstützung des linken Flügels herbeigezogen wurden.

Mit größter Entschlossenheit vollführte Lord Orkney den Angriff auf die Verschanzungen bei Bleron. Schon im ersten Anlaufe erstürmte er die vertheidigte Linie, und beschloß von hier aus und aus einer schnell herbeigezogenen Batterie die französische Cavallerie, welche in der Höhebene von Malplaquet aufgestellt war. Orkney's Bataillonen folgte der Prinz d'Ansbarg mit dreißig holländischen Schwadronen und räumte durch die Zwischenräume der Verschanzungen. Ein Reitertreffen entspann sich nun, das von beiden Seiten mit abwechselndem Glücke geführt wurde. Da ermannete sich Boufflers zu einem gewaltigen Stöße, welcher entscheidend sein sollte. Die Elite seiner Cavallerie formirte er in Colonnen und warf sich mit ihnen auf die Verbündeten. Er durchbrach ihre Reihen, er drängte sie gegen die Verschanzungen zurück und würde sie vielleicht völlig aufzerlegen haben, da aber erschien in donnerndem Galopp die ganze Masse der kaiserlichen Reiteret auf dem Kampfplatze. Der Boden erzitterte unter den Hufen der Pferde und die französische Cavallerie vermochte nicht dem furchtbaren Ansturm der gewaltigen Reitermasse von neunzig Schwadronen zu widerstehen. Sie wichen zurück und waren nicht mehr im Stande das Treffen wieder herzustellen.

Inzwischen war auch von den holländischen Truppen, welche auf dem äußersten Ende des linken Flügels standen und furchtbar gelitten hatten, der Angriff neuerdings begonnen worden. Wie Eugen auf dem rechten Flügel, so war hier der Prinz von Oranien der Held des Tages. Er wurde von dem Deputirten Gossinga <sup>17)</sup> in einer Weise unterstützt, wie sie von einem Manne nicht erwartet werden konnte, der dem Waffenhandwerke eigentlich fremd war. Trotz der ungeheuersten Opfer an Menschenleben gelang es hier am spätesten, die Franzosen zum Weichen zu bringen. Erst Eugens Sieg auf dem rechten Flügel des verbündeten Heeres vermochte die Franzosen, auch die Verschanzungen bei Malplaquet dem Beläge vollends zu räumen. Denn noch war Boufflers unentschieden, ob er nicht

das Schicksal der Schlacht durch einen letzten verzweifelten Versuch zu wenden vermöge, da erhielt er die Nachricht, Generalleutnant Regal sei bereits im vollen Rückzuge begriffen. Nun glaubte Soufflers gleichfalls nicht länger säumen zu dürfen. Es war drei Uhr vorüber, als der Marschall den Befehl zum allgemeinen Rückzuge ertheilte. Er vollführte ihn in einer Haltung, welche bei einem geschlagenen Heere nicht genug bewundert zu werden vermag. Noch in der Nacht erreichten die französischen Truppen das Lager, welches zwischen Laesnoy und Valenciennes für sie angelegt war.

Die furchtbare Ermattung der siegreichen Armee hinderte eine nachdrückliche Verfolgung des Feindes. Nur Eugen sandte dem linken Flügel der Franzosen zwölf Schwadronen nach, um sie zu beruhigen und ihren Gefangene abzunehmen. Die Verwundeten brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu.

Trotz des errungenen Sieges machte diese Nacht kaum weniger furchtbar sein, als der vorhergegangene Tag es gewesen war. Denn die Schlacht ist ohne Zweifel die blutigste, welche in jener an riesenhaften Kämpfen so reichen Zeit seit langen Jahren geliefert worden. Ueigehnet waren die Verluste auf beiden Seiten, insbesondere an Generalen und Oberoffizieren. Das Schlachtfeld selbst bot dem entsetzten Auge einen wahrhaft gräßlichen Anblick. Dort wo die holländischen Gardebataillone gestanden hatten, lagen ungefähr zweihundert furchtbar verstümmelte Leichen, meist ihrer Kleider beraubt, wie in Reich und Willkür vor den französischen Verschönerungen. Die Körper derjenigen welche die vorbersten gewesen waren, schienen regelwidrig hingelegt zu sein, den Oberleib auf die feindliche Brustwehr gestützt. Hinter ihnen war der Graben so dicht mit Leichen angefüllt, daß kein Zollbreit Erde sichtbar wurde. Zu solchem Anblicke noch das Jammergeschrei, das Stöhnen und Klagen der Schwerverwundeten, die Klagen der verstümmelten Pferde und endlich den Schmerz gebacht, welchen jeder der Ueberlebenden über so manchen verlorenen Freund empfand, was man kann sich einen Begriff von dem Schrecken der Nacht machen, welche auf die Schlacht von Malplaquet folgte.

Es ist leicht begreiflich, daß die französischen Marschälle, um die Gunst ihres Königs nicht einzubüßen, in ihren Berichten das eigene Verdienst zu erheben, das der Gegner jedoch zu verkleinern suchten. Aber selbst

unter den Franzosen waren solche Stimmen nur vereinzelt, und die unparteiischen Beurtheiler unter ihnen konnten nicht Lobeserhebungen genug für die Feldherren finden, welche sie bei Malplaquet so hartnäckig bekämpft hatten. „Wir hoffen, daß Eugen und Marlborough an diesem Tage mit uns zufrieden gewesen sein werden,“ schrieb ein höherer französischer Offizier bald nach der Schlacht, „denn bis dahin haben sie keinen Widerstand begegnet, der ihrer werth war. Und in Wahrheit dürfen sie sagen, daß nichts vor ihnen zu bestehen vermag. Denn wer vermöchte dem raschen „Eckelauff“ dieser beiden Herren Einhalt zu thun, wenn es ein Heer nicht im Stande ist, welches hunderttausend Mann der besten Truppen zählt, das zwischen zwei Wäldern stark verschanzt ist und endlich seine Pflicht thut, wie es braven Männern geziemt. Wird man da nicht meiner Ueberszeugung beistimmen, daß sie all die Helden des Alterthumes weit überreffen?“<sup>10)</sup>

Wenn sich schon in dem feindlichen Heerlager so begeisterte Lobredner fanden, wie groß mußte erst die Bewunderung in den Ländern sein, für welche die Schlacht geschlagen und durch deren Heere die blutigen Korbereitungen gepflicht worden waren. Aber in England vergällte die Stimme der immer mächtiger werdenden feindlichen Partei der Tories, in Holland die Klage über die furchtbaren Verluste, welche die holländischen Truppen erlitten hatten, die Freude des Sieges. Nur in Wien jubelte man sie rein und ungekränkt. Wie es der Kaiser persönlich gewünscht hatte<sup>11)</sup>, sandte Eugen den Generalfeldwachtmeister Grafen Sumbachler Althaus mit der frohen Botschaft nach Wien. In den lebhaftesten Ausdrücken sprach Joseph I. dem Prinzen schriftlich seinen tief empfundenen Dank aus<sup>12)</sup>.

Am Tage nach der Schlacht erfüllten die Feldherren vor allem die traurige Pflicht, die Todten begraben zu lassen; dann besichtigten sie mit Aufmerksamkeitsrit das Lager, welches die Franzosen innegehabt, und die starken Verschanzungen, die sie errichtet hatten. Selbst Eugen und Marlborough erkannten, daß es möglich gewesen sei, einen so zahlreichen Feind in solcher Stellung und mit so mächtigen Schutzwehren versehen, auf's Haupt zu schlagen<sup>13)</sup>. Nach dieser gewaltigen That, so glaubten sie einstimmig, werde nichts mehr dem Zustandekommen eines Friedens im Wege stehen, wie sie ihn zu erlangen wünschten. Die möglichste Beendigung des eben erfolgten Sieges erschien jedoch dringend nöthig, und die Feldherren

hielten es für ihre erste Aufgabe, in dem Unternehmen fortzufahren, in welchem die Schlacht sie unterbrochen hatte. Sie wandten sich wieder zu der Belagerung von Mons. Eugen übernahm das Obercommando derselben, Marlborough aber den Befehl über die Bedeckungsarmee. Die eigentliche Leitung der Belagerungsarbeiten wurde dem Prinzen von Oranien anvertraut.

Die weite Entfernung des französischen Herres, der Zustand von Entkräftung, in welche die Schlacht von Malplaquet dasselbe versetzt hatte, und die Schwäche der Garnison ließen den Verbündeten selbst die Errichtung einer Circumvallationslinie unnöthig erscheinen. Die einzigen Hindernisse bestanden in der Schwierigkeit, bei dem anhaltenden Regenwetter und den aufgeweichten Straßen das schwere Geschütz herbeizuschaffen. Nachdem dasselbe endlich vom Brüssel angelangt war, wurden am 25. September die Laufgräben eröffnet.

Während die Belagerung von Mons ihren regelmäßigen Fortgang nahm, war bei der französischen Armee eine bemerkenswerthe Veränderung vorgegangen. Villars wurde durch seine Verwundung außer Stand gesetzt, dieselbe zu befehligen. Dem Marschall Boufflers hielt König Ludwig für zu wenig bedeutend, um ihm allein die Führung der letzten Streichkräfte anzuvertrauen, welche er den Verbündeten entgegenzustellen hatte. Er rief also den Marschall Berwick nach den Niederlanden, den einzigen seiner Feldherren, von dem er noch auf die Möglichkeit hoffen durfte, daß er Eugen und Marlborough gegenüber nicht mit Unrecht bestehen werde. In Frankreich hätte man lebhaft gewünscht, Mons zu retten. Berwick überzeugte sich jedoch von der Unthunlichkeit der Sache. Er begnügte sich damit, eine Stellung einzunehmen, in welcher er die Verbündeten von ferneren Fortschritten gegen Frankreich abzuhalten hoffen durfte.

Am 20. October capitulirte Mons auf die Bedingung freien Abzuges der Besatzung. Durch die Einnahme dieser Festung wurden die Eroberungen der Verbündeten in Brabant und Flandern noch besser gesichert als es bisher der Fall war. Den Provinzen, die früher zum Schauplatz des Krieges gedient hatten, und denjenigen aus welchen die Lebensmittel für die Armee herbeigeschafft werden mußten, konnte diese schwere Wunde erleichtert werden. Die Franzosen sahen sich in die Grenzen ihres eigenen Landes eingekerkert und auf dasjenige beschränkt, was sie aus denselben zu beziehen vermochten.

Wenn wären Eugen und Marlborough nach der Eroberung von Mons noch an eine fernere Unternehmung geschritten. Die Sorgfalt für ihr Heer hielt sie jedoch davon ab. In den drei Belagerungen, die es vollbracht und in der blutigen Schlacht, welche es geschlagen hatte, war es sehr stark mitgenommen worden. Dazu kamen noch die unausgesehenen Regengüsse, welche zu jener Zeit herrschten, und die Befürchtung, daß die nahe bevorstehende Winterung in der Armeekrankheiten erzeugen könnte. Die Feldherren waren der einstimmigen Meinung, daß es an der Zeit sei, die Truppen zu ihrer Erholung in die Winterquartiere einzurücken zu lassen<sup>25)</sup>. Sie selbst eilten über Brüssel nach dem Haag, um die nöthigen Vorkehrungen zu dem künftigen Feldzuge zu treffen und auch die Generalstaaten hierzu anzuweisen. Denn nur wenn Frankreich sich überzeuge, daß es den Verbündeten Ernst sei mit der Fortsetzung des Krieges, werde es sich zu den Zugeständnissen herbeilassen, auf welchen man mit nicht geringerer Standhaftigkeit als bisher zu bestehen entschlossen war. Die Stände des deutschen Reiches wurden darauf aufmerksam gemacht, daß wenn sie ein Recht zu haben glaubten, auf der Anforderung einer Zurückstellung der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, des Elsasses und der Franche Comté zu verharren, sie zur Verwirklichung eines so hoch gespannten Begehrens auch rechtzeitig die auf sie entfallende Hälfte an Geld und an Truppen zu leisten hätten. Endlich traf Eugen mit Marlborough die nöthigen Verabredungen zur Aufsendung eines mächtigen Hülfscorps nach Spanien, um Starckenberg in den Stand zu setzen, die bereits erzwungenen Vortheile weiter zu verfolgen und durch die Unterwerfung ganz Spaniens unter die Herrschaft des Königs Karl den Krieg hauptsächlich zu beenden.

Starckenberg hatte durch seine Haltung in Catalonien sich dessen sehr wohl bewußt, daß ein Eugen von ihm sagte, er verstehe sich auf die Kriegskunst eben so gut wie er selbst<sup>26)</sup>. Er befand sich nicht nur einem weit überlegenen Feinde gegenüber, sondern der Zustand seines eigenen Heeres war noch überdies der Art, daß es fast unmöglich schien, mit demselben Erfolge zu erringen. Es war gering an Zahl, litt empfindlichen Mangel an den nöthigsten Erfordernissen und bestand zum großen Theile aus Truppen, welche sich, insbesondere die Engländer, nur höchst ungern fremdem Commando fügten. Umsonst hatte Eugen den Führer desselben, General Stanhope, darauf hingewiesen, daß er sich in ähnlichen

Verhältnissen niemals so hemmende Hefsen habe anlegen lassen, daß ihn Niemand um seine Absichten zu fragen gewagt und er im Jahre 1706 die Kaisertruppen bis nach Turin, ja in die Schlacht selbst geführt habe, ohne daß sie um Ziel und Absicht des Marsches wußten. Unsonst suchte er ihn von der Schädlichkeit des Grundsatzes, die Untergenerale hätten auf die Entschlüsse des Oberfeldherren entscheidenden Einfluß zu nehmen und ihn gewissermaßen nach ihrem Willen zu zwingen, und von der Thorheit seiner Behauptung zu überzeugen, die Engländer und Holländer müßten überall und also auch im Felde ihrer vollen Freiheit genießen. Dennoch war es Starheimberg gelungen, mit so unvollkommenen, theilweise schwachen, theilweise aber widerstreubenden Werkzeugen wichtiges zu vollbringen. Er behalt das Gebiet, welches durch die Waffen des Königs Karl beherrscht ward, bedeutend aus, übertritt die Segre und eroberte Valaguer.

In Italien sah man es als ein streubiges Ereigniß an, daß König Karl vom Papste als König von Spanien anerkannt wurde. Geringeren Grund hatte man mit dem Erfolge des Feldzuges zufrieden zu sein. Der Herzog von Savoyen war Schuld, wenn derselbe den gesetzten Erwartungen nicht entsprach. Herzog Victor fand sein Ende, eine ungerechtfertigte Anforderung nach der anderen an den Kaiser zu erheben und aus der Nichterfüllung derselben den Vorwand zu nehmen, sich der Theilnahme an den Kriegsoperationen ganz zu entschlagen. Selbst Eugen, der doch so sehr darauf gedrungen hatte, daß dem Herzoge sein Recht zu Theil werde, erklärte jetzt auch heraus, man vermöge nicht alles zu thun, was ihm durch den Sinn (s. S. 16).

Dennoch war Feldmarschall Graf Ulrich Daun in der ihm vorgezeichneten Richtung vorgegangen, um in Frankreich einzubrechen und sich dort mit dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Merck zu verbinden, welcher in die Franche Comté einfallen, sich mit Daun vereinigen und Lyon bedrohen sollte. Merck wurde jedoch von dem französischen General du Bourg geschlagen und mußte mit dem Verluste seines halben Corps wieder über den Rhein. Dieses Ereigniß zwang auch den Grafen Daun nach Piemont zurückzukehren. Eugen war äußerst erbittert über das Mißlingen der Unternehmung Merck's, von welcher er sich große Erfolge versprochen hatte<sup>27)</sup>. In der gerechten Voraussetzung, daß von vielen dabei Theilhabenden ihre Pflicht nicht erfüllt worden sei, befaß der Prinz die Abhaltung eines strengen



Kriegsgerichtet, um „ein Exempel zu statuiren, auf daß künftig in der- gleichen Fällen jeder seine Schuldigkeit thue“. Das Regiment Neuburg aber, welches besonders getadelt worden war, sollte, je beantragte der Prinz, völlig cassirt werden. Nur diejenigen seiner Offiziere seien neuerdings in des Kaisers Dienst zu nehmen „welche als rechtschaffene Leute „gefechten und das übrige geleistet haben“ 26).

Nach die sonstige Kriegsführung am Rheine war nicht der Art gewesen, um Mercy's Niederlage leichter verschmerzen zu machen. Der Kurfürst von Hannover beharrte in derselben Thätlosigkeit, welche er im vergangenen Feldzuge beobachtet hatte. Wenn ein anderer General dort commandiren würde, sagte Eugen von ihm, so wären auch glückliche Erfolge zu erwarten gewesen. So aber sei der Oberbefehl nur „dem Phanton eines Fürsten“ 27) übertragen worden und da erscheine es begreiflich, daß dort gar nichts geschehe. Außerdem war noch dem Kaiser und dem Reiche durch den Tod des mächtigen Feldmarschalls von Thüngen, vielleicht der letzten kerkulgen und charakteristischen Gestalt im Heerwesen des deutschen Reiches, ein nicht gering anzuschlagender Verlust widerfahren. Eugen hatte die Ueberzeugung, sich noch in den letzten Lebenstagen des Feldmarschalls für die Erfüllung eines seiner Lieblingswünsche mit Eifer verwendet zu haben. Es war dieß das Commando von Straßburg, denn Niemand zweifelte daran, daß diese malte Reichsstadt binnen kurzem wieder an Deutschland zurückfallen werde. Obgleich auch der Feldmarschall Graf Robutin sich um dieses Commando bewarb, so sprach doch der Prinz sich zu Gunsten Thüngens aus, „weil „derselbe seit so langer Zeit schon dem Reiche getreue habe und nicht vor „den Kopf gestochen werden dürfe“ 28).

Aber Thüngens plötzlicher Tod überhob den Kaiserhof der Nothwendigkeit, zwischen ihm und Robutin eine Wahl zu treffen, welche einen von beiden verlegen mußte. Ein freundliches Geschick ersparte Thüngens wiederum deutschen Herzen die Demüthigung, es zu erleben, daß Straßburg nicht wieder an das Reich gelangte, sondern nach wie vor bei Frankreich blieb. Selbst bekümmerte Eugen den Tod des mächtigen Thüngens als eines „gar „bedürftigen Generals“. Was dessen Regiment betraf, so beantragte Eugen seine Vertheilung an den Obersten Prinzen Polheim, welcher aus preussischen Diensten in diejenigen des Kaisers übergetreten war. Bei Malplaquet schwer verwundet, hatte er in dieser Schlacht und bei der

vorhergegangenen Belagerung von Tournay eine ganz außerordentliche Tapferkeit und so viel sonstige kriegerische Befähigung an den Tag gelegt, daß Eugen die schönsten Erwartungen von ihm hegen zu dürfen glaubte <sup>29</sup>).

Noch einen anderen Todesfall eines verdienten Generals mußte der Prinz dem Kaiser melden. Der Feldmarschall Graf Herbeville war es, welcher sich durch seinen glücklichen Zug nach Siebenbürgen einen ehrenvollen Namen erworben hatte. Es traf ihn das Unglück, daß er sich zu Haimhausen eben in dem Augenblicke auf dem Balcon des gräflichen Schlosses befand, als derselbe einstürzte. Am zwölften Tage nachdem er diesen Sturz gethan, verschied Herbeville <sup>30</sup>).

---

## Fünftes Capitel.

Eugen fand in jeder Beziehung wesentliche Veränderungen am Kaiserhofe, als er nach kurzem Aufenthalt im Haag nach Wien zurückkehrte. Als die wichtigste derselben erschien diejenige, daß Fürst Salin endlich seine oft wiederholte Drohung wahr gemacht und die Stellung eines ersten Obersthofmeisters niedergelegt hatte. Von Eschlangenbad aus, wo er seiner verminderten Gesundheit wegen sich aufhielt, war er um seine Entlassung eingekommen und hatte sie endlich erhalten. Denn der Kaiser, so mild und nachsichtig er auch war, mußte doch endlich willig werden zu sehen, wie der Fürst fortwährend mit seiner Entfernung wie mit einem unerleghchen Verluste drohte und stets wieder gebeten sein mußte, noch länger zu verbleiben. Auch sahte Joseph wohl, daß dieses binnen der Frist weniger Monate immer wiederkehrende Spiel dem Ansehen seines Hofes nur schaden konnte <sup>1)</sup>.

Nach und nach hatten zu viele Stimmen, welche bei dem Kaiser von Einfluß waren, gegen die Ausföhrung des Fürsten von Salin sich erhoben, als daß dieselben nicht endlich beachtet werden mußten. Da war vor allen des Kaisers Bruder, König Carl, der sich jederzeit lebhaft wider Salin aussprach und dem Kaiser anlag, den ersten Posten seines Hofes in anderer Weise zu besetzen. Da war Eugen, der in Salin einen persönlichen Gegner sah und seine Entfernung vom Kaiserhofe dringend wünschte <sup>2)</sup>. Als des Fürsten gefährlichster Widersacher aber erschien vielleicht Stratislaw, welcher Josephs ganzes Vertrauen besaß und ihm in besonders einbringlicher Weise vorzustellen wußte, wie wenig geeignet Salin für die wichtige Stellung sei, die er in der kaiserlichen Regierung einnahm <sup>3)</sup>.

Alle diese Rücksichten hatten den Kaiser endlich bestimmt, das Entlassungsge such des Fürsten von Salin anzunehmen. Es war ein Glück, daß zu gleicher Zeit, als dieß geschah, der Kaiser die Stelle eines ersten Obersthofmeisters dem Grafen Trautson verlieh, welchem schon am Anfange dieses Jahres die Kammererschaft darauf ertheilt worden war. Der Kaiser hatte dieß hauptsächlich gethan, um die von Eugen so sehr gefürchtete Bewer-

lung des Cardinals Lamberg abzuscheiden \*) und dadurch großem Zwißpalt am Hofe zu erzeugen. Trautsons höherge Stelle eines Oberstkämmerers, dem Range nach die zweite im kaiserlichen Hofstaate, erhielt der Obersthofmarschall Graf Carl Ernst Waldstein Graf Maximilian Martinz wurde zum Obersthofmarschall ernannt.

Schon einige Monate vor Salms Entsetzung hatte der Kaiser, um die in letzterer Zeit gar sehr in Verwirrung gerathene Art, die Geschäfte zu besorgen, wieder in Ordnung zu bringen, eine neue Einrichtung des Conferenrathes vorgenommen. Außer dem damals noch anwesenden Fürsten von Salza wurde dem Prinzen Eugen, Trautson, Seilern, Sinzendorf und Bratislaw, dem Grafen Ernst Friedrich von Windischgrätz und dem ehemaligen Präsidenten des Hofkriegsrathes, Grafen Mannsfeld, Sitz und Stimme in der Conferenz ertheilt. Der letztere wurde kurze Zeit nachher, wohl zuweilen um ihn über die Ernennung Trautsons zum Obersthofmeister zu trösten, auf Verwendung der Kaiserin Mutter, welche in Mannsfeld einen alten und treuen Diener ihres verstorbenen Gemahls schätzte, in den Reichsfürstenstand erhoben.

Wie jedoch fast immer so war es auch jetzt der Fall, daß so viele neue Ernennungen nur den Ehrgeiz der übrigen weckten, welche nicht bedacht worden waren und sich doch auch für befähigt und berechtigt hielten, durch Beiziehung zur Conferenz an der Leitung der Regierungsgeschäfte Theil zu nehmen. Als einer der vornehmsten Bewerber galt der Primas von Ungarn, Cardinal von Sachsen-Zeitz, wegen seiner Ehrenwürdigkeit im Umgange dem Kaiser werth und seiner bekannten Frömmigkeit halber allgemein hoch verehrt \*). Insbesondere stand er bei der strengkatholischen Partei in großem Ansehen, denn seinem Einflusse schrieb sie es vornehmlich zu, daß das kaiserlich sächsische Land durch den Uebertritt König Augusts wieder zum katholischen Glauben zurückgeführt war. Sonst galt der Cardinal für wenig bedeutend, und insbesondere hatte man ihn für zu unentschlossen und zu nachsichtig gehalten, um ihm die Statthalterchaft von Neapel anzuvertrauen, zu welcher er in Vorschlag gebracht worden war \*).

Hans Adam Fürst Rechtenstein, der Hauptbegründer des Reichthumes dieser erlauchten Familie, bekannt als ein freigebiger Gönner der Wissenschaften und Künste, hatte in Geldangelegenheiten dem Staate Dienste geleistet, von denen er glaubte, daß sie ihm den Zutritt

zu den Konferenzen erworben hatten. Der oberste Kanzler des Königreichs Böhmen, Graf Wenzel Robert Kinsky, dann Graf Georg Adam von Martiniq, derselbe welcher sich als kaiserlicher Botschafter zu Rom so verhalten gemacht hatte und später vom Kaiser zum Vicekönig von Neapel ernannt, auf König Karls Anbringen von dort bald wieder abberufen worden war <sup>1)</sup>, Graf Otto Ehrenreich von Traun endlich, Landmarschall von Niederösterreich und vielfach verdient um diese Provinz, insbesondere in der schweren Zeit der verheerenden Einfälle der ungarischen Insurgenten, sie alle konnten sich auf die langjährigen Dienste berufen, welche sie dem Kaiserthume geleistet hatten.

Der Oberstkämmerer Graf Karl Ernst Waldstein, derselbe welcher Botschafter in Portugal gewesen und in französische Gefangenschaft gefallen war, wohl zu unterscheiden von dem Grafen Karl Waldstein, der noch unter Kaiser Leopold I. die gleiche Stelle eines Oberstkämmerers bekleidete, gestandte eben auf den Posten, den er inne hatte, seinen Anspruch, in die Konferenz berufen zu werden. Aber Waldstein war eines gewissen steifen, hochmüthigen Weizens wegen, welches man seinem langem Aufenthalte auf der spanischen Halbinsel zuschrieb, weder beim Kaiser noch am Hofe beliebt <sup>2)</sup>. Auch König Karl war ihm im hohen Grade abgeneigt und wünschte lebhaft, daß es ihm nicht gelingen möge, den Zutritt in die Konferenz zu erreichen <sup>3)</sup>. Trotz all dieser Hindernisse geschah es doch binnen kurzem, so mächtig war zu Wien der Dammgrund, den Waldstein für sich anführen konnte, daß alle seine Amtsvorgänger gleiche Begünstigung genossen hatten.

Zu den jüngsten, aber reichsbedeutendsten Bewerbern gehörten zwei Männer, welche später die einflussreichsten Stellungen am Kaiserthofe einnahmen und insbesondere zu Eugen in freundschaftliche Beziehungen traten. Damals zählten sie jedoch noch beide zur entgegengesetzten Partei. Es waren dieß der Präsident der kaiserlichen Hofkammer, Graf Gundacker Thomas Starhemberg, und der Reichsvizekanzler Graf Friedrich Karl Schönbörs. Beide gehörten ohne allen Zweifel zu den begabtesten Männern am Wiener Hofe, und die Ämter, welche sie bekleideten, mußten zu den allerwichtigsten gerechnet werden. Es war also kein Wunder, daß sie verlangten für beständig Sitz und Stimme in der Konferenz zu erhalten, der sie ohnedies so oft betheiligen mußten, als Gegenstände zur Verhandlung kamen, welche den ihrer Leitung anvertrauten Geschäftskreis betrafen.

Welches war Abriß auch mit den meisten übrigen der hier genannten Bewerber um den Eintritt in die Konferenz der Fall. Der Cardinal von Sachsen wurde zu derselben als Primas von Ungarn gezogen, wenn die Angelegenheiten dieses Königreiches beraten wurden. Fürst Kiechtaustein wohnte den Verhandlungen in Finanzsachen, Traut denjenigen, welche die Provinz angingen, die er vertrat, und Graf Waldstein denen über die spanischen Angelegenheiten. Nur Martinig war nicht in Wien anwesend, sondern hatte sich nach seiner Rückkehr aus Neapel nach Böhmen zurückgezogen, um sich einstweilen mit bis er in eine neue Stellung berufen würde, der Sorge für seine zahlreiche Familie zu widmen.

Nach längerem Zögern wurden endlich Waldstein, Starhemberg und Schönborn wirklich in die Konferenz berufen. Dadurch schwoll jedoch die Anzahl der Konferenzräthe vermehren an, daß Bratislav dem Kaiser vorstellte, es müsse das oft so beengend nöthige Aukstgeheimniß darunter leiden. Endlich sei es nicht wünschenswerth, daß Schönborn, der wenigstens was die rein österreichischen Angelegenheiten betreffe, als ein Fremder angesehen werden müsse, und welcher nur der engen Familienverbindung mit dem Kurfürsten von Mainz seine Stelle verdanke, in alle Geheimnisse des Kaiserthums eingeweiht werde. Diese Rücksicht bestimmte den Kaiser, die Konferenz in eine sogenannte engere, und in eine weitere zu theilen. In der engeren erhielten nur Trautson, Eugen, Seilern, Sindingdorff und Bratislav Sitz und Stimme. In der weiteren wurden auch noch alle die übrigen Konferenzräthe gezogen <sup>17)</sup>.

Durch die Entfernung des Fürsten von Salin und die Nichtberufung des Cardinals Lamberg, durch die Ernennung Trautsons zum Obersthofmeister, zum ersten geheimen Rathe und Leiter der Konferenz hatte Eugens Partei eine ungewohnte Kräftigung erhalten, die seiner Gegner aber war außerordentlich geschwächt worden. Mannsfeld, Waldstein und Schönborn waren die einzigen Mitglieder der Konferenz, welche ihr angehörten. Blindischgrätz war schwankend geworden, er bildete die „*aquadræ volante*,“ wie Bratislav sich ausdrückte, indem er dessen baldigen Uebertritt zu Trautsons und Eugens Partei vorher sagte. Der Hofkammerpräsident Starhemberg war ihm auf diesem Wege vorangegangen. Denn Bratislav, welcher es seit langer Zeit lebhaft gefühlt hatte, wie schädlich dem Ansehen und dem Einflusse des Kaiserhofes diese Zerklüftung in verschiedene gleich starke

und sich heftig beschwende Parteien sei, hatte sich rastlos damit beschäftigt, die begabtesten und zugleich wohlmeinendsten Männer um ein und dasselbe Banner, die Größe und das wahre Interesse des Hauses Oesterreich zu versammeln. Starckenberg durfte unter diesen Männern nicht fehlen. Dratslaw war gern bereit, das gespannte Verhältniß, welches früher zwischen ihnen geherrscht hatte, zu vergessen und zur Einigung zu demselben großen Zwecke die Hand zu bieten. Sie wurde, wie es von Starckenberg erwartet werden konnte, mit Freude angenommen<sup>11)</sup>.

Es spricht in jeder Beziehung für das Urtheil und die Selbstbeherrschung des Kaisers, daß er seinen Liebling, den Oberstkämmerer Fürsten von Lamberg, nicht in die Konferenz berief. Mit Schärfe unterschied Joseph zwischen den Männern, deren Umgang er liebte, wie Lamberg, wie der Oberstjägermeister Graf Karl Dietrichstein, und denjenigen, welchen er ihrer Befähigung nach Einfluß auf die Staatsgeschäfte gestattete. Diese waren nun durch die Einsetzung der engeren Konferenz, welcher nur Männer von gleicher Farbe angehörten, endlich unter eine einheitliche Leitung gebracht worden.

Es ist ungewiß, ob es die neue Zusammenziehung der obersten Regierungsbehörde, welche in ihren einflussreichsten Gliedern nur aus Eugens Freunden und Anhängern bestand, oder ob es der persönliche Antrieb des Kaisers war, in dessen Folge die Frage einer würdigen Belohnung des Prinzen für seine außerordentlichen Dienste neuerdings zur Sprache gebracht wurde. Die Aussicht auf Erwerbung der polnischen Krone war verschwunden, seitdem der König von Schweden von Czar Peter bei Pultawa auf's Haupt geschlagen und König August nach Polen gegangen war, den verlassenen Thron wieder in Besitz zu nehmen. Dem Prinzen selbst mag zwar die Vereitlung dieses Planes, dem er selbst immer fern gestanden hatte, nicht unwillkommen gewesen sein. Denn er soll erklärt haben, daß es ihm lieber sei, die Stelle eines obersten Feldherrn des Kaisers zu bekleiden, als in Polen König zu sein<sup>12)</sup>. Wie dem aber auch sein mochte, des Kaisers Verpflichtung, nun seinerseits für eine den Verdiensten Eugens entsprechende Belohnung Sorge zu tragen, wurde dadurch nur vertheuert.

Es durch Verleihung des Herzogthums Mantua zu thun, dazu konnten weder der Kaiser, noch König Carl sich entschließen, und Eugen selbst scheiterte daran abgerathen zu haben. Wenigstens wies er bei jeder Gelegenheit

darauf hin, daß Mantua mit Mailand vereinigt und dadurch wenigstens einigermaßen der große Verlust ersetzt werden solle, welchen dieser Staat durch die Abtretungen an den Herzog von Savoyen erlitten habe. Auch Bratislaw rief dringend, Mantua dem Hause Oesterreich zu gewahren. So blieb kein Landbesitz für Eugen verfügbar und man mußte sich darauf beschränken, ihn durch Verleihung von Gütern schadlos zu halten.

Am 17. Dezember 1709 erging an die königlich ungarische Kammer ein kaiserliches Decret <sup>13)</sup>, in welchem dieselbe beauftragt wurde, von dem an den Staatschatz heimgefallenen Gütern dem Prinzen einen Grundbesitz im Werthe von dreihunderttausend Gulden auszumitteln und einzuräumen. Zur Verwirklichung dieser Anordnung scheint es aber, in dem ursprünglich gemeinten Sinne wenigstens, niemals gekommen zu sein. Es mögen Güter im solchen Werthe nicht verfügbar gewesen, oder von Eugen nicht gewünscht worden sein. Der Kaiser beschloß vielmehr dem Prinzen die ihm zugesprochene Summe in barem Gelde verauslagern zu lassen <sup>14)</sup>. Mit dem kaiserlichen Oberfactor Simon Wertheimer wurde eine Ueberkauf abgeschlossen, kraft deren derselbe sich verpflichtete, dem Prinzen von der erwähnten Summe die Zinsen mit fünf vom hundert pännlich zu entrichten und das Kapital selbst vom 1. April 1711 angefangen mit sechzigtausend Gulden jährlich abzapfen.

Zu gleicher Zeit ungefähr, als Eugen dieses Zeichen der Anerkennung vom Kaiser erhielt, wurde noch eine Anzahl anderer Generale und Staatsmänner mit außerordentlichen Schenkungen bedacht. Was in Bezug auf den Prinzen von Jedermann gebilligt wurde, weil es nichts war als das Zeichen lebhafter Dankbarkeit für ganz außerordentliche Leistungen, mußte in der Anwendung auf untergeordnetes Verdienst Mißbrauch und Tadel erregen. Denn der noch immer bedauerungswürdige Zustand der Finanzen hätte blüßig abhalten sollen von der Ertheilung von Geschenken, welche in dieser Ausdehnung wenigstens nur schwer zu rechtfertigen waren. In einer Zeit, in der man nicht Worte genug fand, die Betrügniß des Staatschatzes zu schildern, war solche Freigebigkeit wohl angebracht. „Dem Beamten fehlt die Besoldung,“ sagt der venetianische Botschafter Delfia, „den Handwerkern der Lohn, den Soldaten das Brot. Um die Anforderungen zu befriedigen, werden Stellen verkauft, Kammergeschäfte ertheilt, Titel verliesen. Selbst vermag der Staat kaum zu zwanzig oder vier und



„manzig vom Hundert zu erhalten, ja man würde es zu jeglicher Beibehaltung nehmen, wenn nur welches angeboten würde.“

Unter solchen Verhältnissen muß es geradezu als ein Uebermaß der Güte des Kaisers erscheinen, wenn man die Summen ins Auge faßt, welche an einzelne Individuen seiner Umgebung vertheilt wurden. So erhielt, um nur wenige Beispiele anzuführen, Graf Traun außer der ihm in Baiern verbleibenden Herrschaft Abensperg noch hunderttausend Gulden, Graf Windischgrätz den gleichen Betrag <sup>15)</sup>, Fürst Lamberg aber die für jene Zeit ungeheure Summe von zweimalhundert fünfzigtausend Gulden als Geschenk aus Staatsmitteln <sup>16)</sup>.

Selbst ohne auf die Ueberlastung der Finanzen Rücksicht zu nehmen, kann ein solcher Vorgang nur getadelt werden. Denn neben der geringen Anzahl derjenigen, die man zu befriedigen vermochte, tauchte eine ungleich größere Menge solcher empor, deren Begehrlichkeit erst recht gereizt wurde durch die reichen Gaben, welche anderen zu Theil wurden <sup>17)</sup>. Ein förmliches Jagden nach Geschenken in Güttern und Gütern begann und wie weit dasselbe getrieben wurde, mag eine Aufzählung der einzig und allein in Baiern vorgenommenen Gütervertheilungen am besten beweisen.

Auch hier war es wieder der Fürst von Lamberg, welcher den Reigen eröffnete und die Landgrafschaft Leuchtenberg erhielt. Die Stadt und Grafschaft Wertingen mit der Herrschaft Hohenreuth und der Hofmark Reichsbergerath wurde dem Fürsten Lobkowitz, die Herrschaft Hainz, zur Immediatherrschaft erhoben, und die Stadt Eßling dem Grafen Einzenborff, die Stadt Dietfurt sammt dem Marktflecken Riekenburg und den beiden dazu gehörigen Gerichten, gleichfalls als Immediatherrschaft dem Reichsvicelanzler Grafen Schönborn zu Theil. Trautson erhielt den Marktflecken Mies sammt vier Kiemern, der Postamterpräsident Starckenberg aber Uttenberg und Mattighofen. Mauerkirchen wurde für den Grafen Edwenslein, Friedburg und Wildshut aber für Seilern zur Immediatherrschaft erhoben. Die Stadt Abensperg erhielt, wie schon oben gesagt, Graf Traun <sup>18)</sup>, und auf daß kein einziger vergessen werde, bemerkt sich Bratislaw, welchem schon in Ungarn die confiscirten Güter des Grafen Forgách zugesprochen worden waren, noch von Trautson. Denn er sei es ja gewesen, bemerke er zur Unterstützung seines Gesuches, welcher das Glück gehabt habe, im Jahre 1704 den

Herzog von Marlborough nach Baiern zu geleiten und dadurch zur Eröberung des Landes den Ausschlag zu geben<sup>19)</sup>.

Das Eugen bei dieser Gütervertheilung leer ausging und nicht wie so viele andere, deren etwaiges Verdienst durch das seinige in den tiefsten Schatten gestellt wurde, Geldsummen und Güter zugleich empfing, mag als ein neuer Beweis gelten, wie wenig er sein Privatinteresse in den Vordergrund stellte und wie er auf nichts so sehr als auf die Förderung des öffentlichen Wohles bedacht war. Dieses beschäftigte ihn auch während seiner jetzigen Anwesenheit in Wien fast ausschließlich, und insbesondere waren es die neuerdings in Anregung gebrachten Friedensverhandlungen, welche seine Aufmerksamkeit in höchstem Grade in Anspruch nahmen.

Obgleich nach der Verwerfung der von den Verbündeten aufgestellten Präliminarien die Verhandlungen offiziell abgebrochen worden waren, so hatte die geheime Verbindung des Königs von Frankreich mit der Friedenspartei in Holland doch unablässig fortgedauert. Die ungeheuren Verluste, welche insbesondere die holländische Armee bei Malplaquet erlitten hatte, machten den Ruf nach Frieden noch lauter erschallen als vorher. Ueberall ertönte derselbe, in Holland, in England, im deutschen Reiche, am heftigsten aber in Frankreich. Die Kräfte dieses Landes schienen völlig aufgebraucht, es hielt sich selbst ganz außer Stande, den Krieg noch länger fortzuführen. Mit unermüdlicher Beschäftigkeit eilte Bettelun, der holländische Resident bei den Generalstaaten, ab und zu zwischen Versailles und dem Haag, die Vorschläge des Königs und dann wieder die darauf erteilten Antworten zu überbringen.

Unter solchen Umständen war von Tag zu Tage die formliche Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen zu erwarten. Eugen, welcher die Unterbrechung derselben so sehr mißbilligt hatte, brang darauf, daß man sich in Wien das völlig klar mache, was man wolle, und es in bestimmt lautenden Instruktionen ausspreche, um an denselben eintretenden Falles eine sichere Richtschnur zu besitzen. Graf Sinnenborn stimmte dem Prinzen vollkommen bei, und beide erwirkten es am Kaiserthum, daß der kaiserliche Gesandte im Haag, Fröherr von Dercum, der bekannt war und angesehen wegen seiner großen Gewandtheit in den Geschäften, sich nach Wien begeben dürfe, um dort erschöpfenden Bericht über dasjenige zu erstatten, was bei den Friedensverhandlungen vorgegangen war, um Eugens

und Eingenorfs Ansichten darzulegen, auf die Verfassung der Instruktionen Einfluß zu nehmen und sie dann nach Holland zu bringen<sup>20)</sup>.

Die Meinung des Prinzen ließ sich in wenige Worte zusammenfassen. Wenn sämtliche Verbündete standhaft blieben und unerschütterlich in ihren gemeinsamen Begehren, so würden sie, glaubte er, von Frankreich die Zugeständnisse erhalten, welche sie verlangten. An dieser Standhaftigkeit aber, die ihm als nothwendige Bedingung erschien, hegte er gegründeten Zweifel. Er sah wie die Friedenspartei in Holland immer zahlreicher, wie in England Warburton's Gegner immer mächtiger wurden. Er wies auf Preußens Unverläßlichkeit hin und sagte vorher, daß je länger man die Sache anstehen lasse, desto übler die Friedensbedingungen sich gestalten würden. Er hatte dessen kein Feh!, daß er unter solchen Umständen einige Nachgiebigkeit nur als wohl angewendet betrachten müsse.

Des Prinzen eindringliche Worte fielen jedoch in Wien auf ein wenig empfängliches Gehör. Zwar verheißte man sich dort nicht, daß die Fortsetzung des Krieges den Verbündeten schwer, dem Kaiser fast unmöglich werde. Es seien ja, so erklärten einmüthig alle Mitglieder der Konferenz, die österreichischen Erblande völlig erschöpft, der Kampf in Ungarn währenoch immer fort, und die Führung des Krieges habe des Kaisers Streitmacht so sehr in alle Weltgegenden verstreut, daß er überall mehr oder weniger von den Verbündeten abhängt und es nirgends in seine Hand gelegt sei, den Ausschlag zu geben.

Mit dieser Anschauungsweise sind aber die Beschlüsse, welche über die von Frankreich beanstandeten Punkte der Präliminarien von der Konferenz gefaßt und vom Kaiser bestätigt wurden, nur schwer zusammen zu reimen.

Von den sämtlichen Artikeln der Friedenspräliminarien waren es nur zwei, der vierte und der siebenunddreißigte, welche deren Bemerkung von Seite des Königs von Frankreich noch sich gezogen hatten. Der Artikel IV. bestimmte, daß auch nicht der geringste Theil der spanischen Monarchie dem Könige Philipp verbleiben, und daß, wenn derselbe sich dem nicht fügen sollte, der König von Frankreich ihn dazu in Uebereinstimmung mit den Verbündeten zu zwingen habe. Erst wenn dies binnen der Frist von zwei Monaten geschehen sei, erklärte der Artikel XXXVII., würden bis zum wirklichen Abschlusse des Friedens die Feindseligkeiten eingestellt werden.

Noch restlicher Erwägung erklärte die Konferenz, hinsichtlich des einen Punktes, daß der König von Frankreich zur Entfernung seines Heeres aus Spanien zugleich mit den Verbündeten durch die That mitzumirken habe, dann nachgeben zu wollen, wenn man sich in anderer Weise des Erfolges zu versichern vermöge und nicht dem Könige Karl gegenüber das Ansehen gewinne, daß man seine Sache vernachlässige. Um dies zu verhüten, seien auch für ihn, wie es gegen die Niederlande verlangt und zugestanden war, verschiedene feste Plätze als Bürgschaft einer pünktlichen Erfüllung der Vertragsbestimmungen anzubedingen. Außerdem wurde noch die Einschaltung eines besonderen Artikels beantragt, demzufolge für den Fall einer inzwischen eintretenden Hülfsleistung Frankreichs an König Philipp die als Pfand abgetretenen Plätze in den Händen der Verbündeten bleiben und diese schon dadurch zur Fortsetzung des Krieges wider Frankreich berechtigt sein sollten.

Dies war alles worzu man sich hinsichtlich des einen Punktes, der Mitwirkung Frankreichs zur Ausführung der wider König Philipp gerichteten Friedensbestimmungen herbeilassen zu sollen glaubte. Was aber den zweiten Stein des Anstoßes, das Begehren der Abtretung aller und jeder Theile der spanischen Monarchie betraf, so erklärte man neuerdings, hierauf unerschütterlich beharren und wenn dies nicht erreicht werden sollte, zum Frieden gar nicht die Hand bieten zu wollen <sup>2)</sup>.

Auch hinsichtlich der Anforderungen, welche das deutsche Reich an Frankreich stellte, war der Kaiserhof wenig zur Nachgiebigkeit geneigt. Sein Benehmen widerlegte in glänzender Weise den ihm so oft gemachten Vorwurf, daß er über der Wahrnehmung seiner eigenen Interessen diejenigen des Reiches vernachlässige. Mit Erbittertheit sprach man sich gegen die von den Generalstaaten gemachte Bemerkung aus, daß das Reich vollkommen zufrieden sein müsse, wenn es nur Straßburg zurückhalte. Denn für die geringen Anstrengungen, meinten die Holländer, welche das deutsche Reich zum Kriege wider Frankreich gemacht habe, sei dies eine genügende Belohnung. Habe es ja doch kaum eine halbe Million Gulden jährlich zur Kriegskasse beitragen wollen, während Holland über vierzig Millionen zur Bestreitung der Kosten des Krieges anbringen mußte.

Mit Nachdruck erklärte die Konferenz sich gegen diese Anschauungsweise der Generalstaaten, und insbesondere war es Orléans, welcher laut

seine Stimme zu Gunsten der Anforderungen des Reiches erhob. Daß dasselbe nicht schon früher, zu Worms und Regensburg, günstiger Friedensbedingungen von Frankreich erhalten habe, daran sei Niemand als eben Holland und dessen niemals genug zu tadelnde Trennung von den übrigen Allirten Schuld. Die Generalstaaten seien um so mehr verpflichtet, diesen früheren Fehler jetzt wieder gut zu machen, als ja die vordern Reichsreise bei ihrem Beitritte zur großen Allianz die möglichste Wiedererwerbung der ihnen entzogenen Landstriche zur ausdrücklichen Bedingung gemacht hätten. Es sei zwar leider wahr und schwerlich genug für den Kaiser, daß von einigen Ständen des Reiches weder ihre Mannschaft zu dem Herrn gestellt, noch der geringste Beitrag zur Operationskasse geleistet worden. Dieser Umstand, wenn gleich an und für sich höchst bedauerlich, entbinde jedoch den Kaiser durchaus nicht von der Verpflichtung, sich der Sicherheit des Reiches mit größtem Nachdrucke anzunehmen. Der gemachte Vorwurf Wäre die vereinigten Kreise und die übrigen Stände nicht treffen, welche redlich und even in äußerster Kräfteanstrengung das übrige zum Kriege beigetragen und alles über sie gesammene Unglück standhaft erduldet hätten. Es laße größtentheils auf denjenigen Reichsständen, deren Contingente sich in den Niederlanden befanden und den Generalstaaten Schloßten, Festungen und eine starke Barriere wider Frankreich gewinnen halfen. Wären diese Kriegskräfte im Reiche geblieben, so hätten sie baldselbst ein ansehnliches Heer bilden und den Franzosen die Landstriche selbst abnehmen können, deren Zurückstellung im gegenwärtigen Augenblicke verlangt werde“).

Was die Sache selbst, die für das Reich auszuwickelnden Schwingungen betraf, so wurde einstweilen nur beschlossen, hietin im vertraulichsten Einvernehmen mit den Bevollmächtigten der Reichsstände so weit zu gehen, als es nur immer möglich sei, ohne das Zustandekommen des Friedens selbst zu gefährden.

Von den übrigen Punkten, welche noch zur Beratung kamen, war wohl derjenige der wichtigste, der von der Anerkennung der Königin Anna und von der Berufung der protestantischen Nachfolge auf den englischen Thron handelte. Der Kaiser konnte dagegen, so wurde bemerkt, da von französischer Seite keine Einsprache erhoben worden, gleichfalls nichts einwenden, denn es sei ja nur Frankreich, von welchem eine solche Erklärung in Anspruch genommen werde. Ein anderes wäre es, wenn man dem

Kaiser zumuthen wollte, diejenigen von der englischen Thronfolge auszuschließen, welche rechtmäßigen Anspruch darauf hätten. Dieß sei mit Geschicklichkeit zu umgehen und auch, wenn es ohne Streit zu erregen sich thun ließe, die Vermeidung der Worte „in der protestantischen Linie“ zu bewirken <sup>25</sup>).

Die Friedensverhandlung war zwar bei weitem der wichtigste, aber wie es sich wohl von selbst versteht, durchaus nicht der einzige Gegenstand, welcher während Eugens Anwesenheit in Wien zur Sprache gebracht wurde. Die von König Karl beabsichtigte Verleihung der Statthalterschaft der Niederlande, die Nothwendigkeit, bei dem völlig erschöpften Zustande der Finanzen außerordentliche Geldzufüsse zu eröffnen, die von König Karl dringend nachgesuchte Entsendung von Verstärkungen nach Spanien, die weit günstigere Gestalt, welche der Stand der Dinge in Ungarn nach und nach annahm, die zweideutige Haltung des Königs von Preußen und die Befürchtung, daß derselbe seine Truppen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, auf denen sie standen, abrufen werde, endlich die gänzliche Umkehrung, welche in Folge der Schlacht bei Sultanow in den nordischen Verhältnissen eingetreten war, alles dieß beschäftigte Eugen auf's lebhaftesten und bildete den Gegenstand der ernstesten Berathungen.

Was vorerst die Statthalterschaft der Niederlande betraf, so hielt König Karl nach wie vor unerschütterlich an dem Gedanken fest, sie dem Prinzen Eugen zu übertragen. Denn er sei so ohne Zweifel derjenige, welcher diesem schwer zu bekleidenden Amte am würdigsten vorzustehen vermöge. Auch werde gegen ihn von den Holländern, bei denen er sehr beliebt sei, keine Eifersucht gezeugt werden <sup>26</sup>). Die Vermuthung, welche freilich von sehr verdächtiger Seite, dem Kurfürsten von Bayern, zuerst ausgesprochen wurde, daß Eugen, weil ihm Martin entgehe, die Niederlande unabhängig zu besitzen strebe, vermochte in Karls Brust nicht das mindeste Mißtrauen wider den Prinzen zu erregen, von dessen redlichem Willen der König längst überzeugt war. Bei jedem Anlasse kam er auf diesen Lieblingsgedanken zurück, da es, wie er sich selbst ausdrückt, ebensowohl zum Besten und zum Troste jener Länder, als für Eugen, insbesondere nach dem, was wegen Mailand vorgegangen, auch vor der Welt eine Belohnung für seine großen Dienste wäre <sup>27</sup>). So wenig Karl auch von Wien aus, wo man sich nur schwer entschließen

konnte, den Prinzen zu entbehren, hiezu ermuntert wurde, so konnte er doch dem Kaiser das Ernennungspatent für Eugen, um so bald als möglich davon Gebrauch zu machen. Den Prinzen aber dat er, auch bevor dieß geschehe, sich um die armen Niederländer, als wenn sie schon unter seiner Statthaltertschaft ständen, annehmen zu wollen <sup>26</sup>).

Auch zu Wien konnte man sich der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß kein passenderer Statthalter für die Niederlande gefunden werden könne als der Prinz. Aber abgesehen von dem Bedenken, ihn dorthin zu entlassen, fiel doch schwer in's Gewicht, daß Marlborough, wie man mit Bestimmtheit wußte, nur höchst ungern auf jenen glänzenden, und was bei ihm von besonderem Werthe war, höchst einträglichen Posten verzichtet habe. Da man glaubte fast, daß Marlborough, obwohl er selbst das Gegentheil versichert hatte, noch immer die leise Hoffnung hege, nach Abschluß des Friedens die bisherigen Hindernisse gehoben und das Ziel seiner geheimen Wünsche dennoch erreicht zu sehen.

Die seither bekannt gewordene Correspondenz des englischen Feldherrn beweist, wie richtig der Kaiserhof ihn damals beurtheilte. Man fürchtete nicht mit Unrecht, durch eine zu frühzeitige Ernennung Eugens den Feind Marlboroughs und seinen Argwohn zu erregen, als ob der Prinz nach einem Antze getrachtet habe, welches Marlborough bestimmt gemessen sei <sup>27</sup>).

Eugen, stets gewohnt, seines eignen Interesses wenig zu achten, wo es mit des Kaisers Dienst und dem allgemeinen Wohle in Conflict zu gerathen schien, stimmte vollkommen der Ansicht der kaiserlichen Minister bei. Er dankte dem Könige für die ihm bewiesene Gunstbezeugung, machte ihn jedoch gleichzeitig darauf aufmerksam, daß es noch nicht an der Zeit sei, die Sache in Anregung zu bringen, und daß sie einstweilen besser auf sich beruhe <sup>28</sup>).

Die Beschaffung der nöthigen Summen zur Erhaltung der kaiserlichen Kriegsmacht, wozu die Erbländer des Hauses Oesterreich durch zu große Ueberlastung nachgerade unfähig geworden waren, bereitete der Wiener Hofe die größten Sorgen. Alle Hülfquellen, welche die Länder selbst bieten konnten, waren vorläufig erschöpft, und es blieb kein anderer Ausweg übrig, als dasjenige in der Fremde zu suchen, was in der Heimat nicht aufgetrieben werden konnte. Es wurde beschloffen, in England, wo

schon früher beträchtliche Geldsummen aufgenommen worden waren, ein neues Anlehen zu Stande zu bringen. Es werde der kaiserlichen Regierung, so erwartete man, wohl zu Statten kommen, daß sie die Verwägungen der früheren Anleihe gewissenhaft beobachtet hatte, und sie glaubte daher um so eher auf die Verwirklichung einer neuen hoffen zu dürfen. Eugen ging auch in dieser Sache den Herzog von Marlborough um seine Unterstützung an. Den Grafen Gallas aber, des Kaisers Gesandten in London, vertraute er mit dem Abschlusse der neuen Anleihe. Er möge wenigstens bewirken, schrieb ihm der Prinz, daß die für das laufende Jahr fälligen Interessenbeträge von den früheren Gläubigern gegen Ausfertigung der nöthigen Verbriefungen in den Händen der kaiserlichen Regierung gelassen würden <sup>29</sup>).

Aber die eifrigen Bemühungen des Grafen Gallas wurden von der englischen Regierung leider nur lässig unterstützt. So geschah es, daß, obgleich man nicht weniger als neun vom hundert bot, es nicht gelang, die Anleihe in dem gewünschten Betrage zu Stande zu bringen, sondern es wurden nur ungefähr sechzigtausend Pfund Sterling aufgebracht <sup>30</sup>).

Ein anderer Gegenstand, welcher Eugens Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm, war die Fortsetzung des Krieges in Ungarn. Seit Guido Starhemberg daselbst den Oberbefehl geführt hatte, war eine günstigere Wendung der Dinge für den Kaiser eingetreten. Seinem Grundsatz getreu, den er in jeder Lage und unter allen Verhältnissen voranstellte, daß Eroberungen nicht in Sprüngen, sondern Schritt vor Schritt gemacht werden sollten, war Starhemberg auch in Ungarn in solcher Weise vorgegangen. Er hatte es als seine erste Aufgabe angesehen, die Grenzdistricte der kaiserlichen Erbländer vor den verheerenden Einfällen der Rebellen zu schützen. Dann aber hatte er sich bestrebt, im Lande selbst die Herrschaft des Kaisers nach und nach, jedoch in gleichmäßig und unabwehrlich sich ausbreitender Weise wieder festzusetzen und zu vergrößern. Er war dabei mit so viel Umsicht vorgegangen, daß Rakoczy wohl einsah, es müsse mit seinen Plänen, wenn Starhembergs System noch einige Zeit befolgt werden würde, in Ungarn für immer zu Ende sein <sup>31</sup>).

Aber Starhembergs Verbleiben in Ungarn war nur von kurzer Dauer. Nach seiner Berufung zum Oberbefehle der Truppen in Spanien wandte sich Feldmarschall Graf Heister in bringenden Schreiben an den



Kaiser und am Eugen mit der Bitte um Wiedererleihung des Commando's in Ungarn <sup>25)</sup>. In einer eigenen Denkschrift erstattete er die Gründe, welche ihn seiner Ansicht nach hierzu als den geeignetsten unter den kaiserlichen Generalen erscheinen ließen. Die Erbländer wünschten, so behauptete er, eben so wie die Truppen seine Wiederverwendung in Ungarn. Der Feind fürchte ihn mehr als jeden Anderen und die Art seiner Kriegsführung sei eine ganz neue und besonders wirksame <sup>26)</sup>. Das Commando gebühre ihm, weil er der älteste Feldmarschall sei, der vierzig Jahre gedient habe, ohne irgendwo den mindesten Unfall zu erleiden. Die Berufung Starhemberg's nach Spanien müsse für ihn doppelt schmerzlich sein, wenn er nicht auch eine angemessene und ehrenvolle Bestimmung erhalte. Endlich aber erscheine es auch als politisch klug, ihn nach Ungarn zu senden, weil es nöthig sei, hinsichtlich der dortigen Verhältnisse mit Rußland in gutem Einvernehmen zu stehen, welches durch Niemand mehr als ihn, der sich besonders der besondern Gunst des russischen Hofes rühmen dürfe, hergestellt und erhalten werden könne.

Von all den Gründen, welche Heister zu seinen Gunsten anführte, war keiner richtiger, keiner mehr geeignet, Eindruck zu machen, als derjenige, daß der Feind ihn fürchte. Es war dies wirklich in höchstem Maße der Fall, wenn gleich die Furcht der Insurgenten nicht so sehr gegen seine von ihm neu erfundene Kriegskunst, welche man auch die Allirten nicht lehren dürfte, sondern mehr gegen die bekannte Grausamkeit Heister's gerichtet war. Ihn gefangen in die Hände zu fallen, galt als das ärgste Schreckniß. Mit Schaudern meldete ein Jahr später Graf Anton Esterházy dem Commandanten von Renßäusel, Stephan Berthoty, wie Heister nach der Einnahme von Betyprien den Befehlshaber erthaupten, sechs Offiziere aber erschießen ließ. „Ich fürchte mich sehr,“ fügte er hinzu, „daß er mit uns „auch auf solche Kamer verfahren werde, wenn er uns zu ergreifen vermag. Deshalb verlange und begehre ich so viel immer möglich und auf „alle Weise recht weit von ihm zu sein“ <sup>27)</sup>.

Der Beweggrund waren verschiedene, im Anbetracht deren Eugen sich nicht mehr gegen Heister's Wiederverwendung nach Ungarn erklärt hatte. Er war zwar noch nie vor durchaus kein Bewunderer seiner Kriegsführung, aber er konnte doch nicht läugnen, daß es Heister schon früher gelungen sei, den Ungarn tödtliche Schläppen anzuhängen, und daß auf ähnliche

Erfolge neuerdings gehofft werden dürfte. Der Feldzugplan, welchen Heister vorlegte, wurde von dem Prinzen nicht genehmigt, und was sein Verhaftetsein bei den Ungarn betraf, so legte Eugen sehr weniger Werth darauf, als es vielleicht früher der Fall gewesen sein mochte. Denn je länger der Krieg dauerte, desto mehr befestigte sich in Eugen die Ueberzeugung, daß es für das Interesse und den Dienst des Kaisers weit besser wäre, Ungarn mit Gewalt der Waffen zu bezwingen, als vielleicht nur durch Eingehung harter Bedingungen wieder zur Herrschaft über daselbe zu gelangen<sup>24)</sup>.

Entscheidend für Heisters Wahl war übrigens, daß außer ihm dem Kaiser kein Feldherr mehr zu Gebote stand, dem er den Oberbefehl in Ungarn anvertrauen konnte. Eugen mußte in den Niederlanden, Daun in Piemont, Starhemberg in Spanien commandiren, Rabutin aber, von welchem Eugen eine günstigere Meinung hegte als von Heister, war wegen seiner gänzlich zerrütteten Gesundheit völlig aus dem aktiven Kriegsdienste geschieden. Heister rechtfertigte das in ihm gesetzte Vertrauen durch die Niederlage, welche er am 4. August 1708 unweit von Trenschin den weit überlegenen Insurgenten beibrachte. Mentra ergab sich, und unmittelbar darauf trat Ladislaw Deslah, der so oft die angrenzenden Bezirke von Mähren und Niederösterreich schrecklich verheert hatte, mit seinem ganzen Regimente zu Johann Bálffy über. Eine beträchtliche Anzahl einflußreicher Männer aus dem ungarischen Adel folgte seinem Beispiel. Eugen lobte es, daß Heister in den Gesandtschaften Congregationen ausschrieb und eine nach der anderen wieder unter des Kaisers Botmäßigkeit zurückgeführt wurde. Er billigte es, daß man die Führer der feindlichen Truppen, wie es mit Deslah geschah und mit Bezeredy beabsichtigt ward, auf des Kaisers Seite zu bringen suchte. „Die Häupter dieser Unruhen aber,“ so fügte er hinzu, „müssen ein für allemal davon ausgeschlossen bleiben“<sup>25)</sup>.

Mit raschen Schritten ging die Insurrection einem schwachvollen Ende entgegen. Es mühte nichts mehr, daß ihre Häupter mit frampfhefter Anstrengung alle Hebel aufzuzern, um ihre Sache zu retten. Da die Ueberwindung nichts half, um von dem Uebertritte zur Partei des Kaisers abzuhalten, so griffen Rakocz und Herrsenyi zu blutigen Mitteln. Bezeredy wurde wegen des Verdachtes beabsichtigter Ergebung, Deslah aber als Strafe dafür hingerichtet. Dief war jedoch nicht der Weg, sich die entstem-

deten Sympathien ihrer Landsleute wieder zu gewinnen. In Masse fielen sie von Rakocz ab und nahmen die ihnen gebotene Begnadigung an. Ein Gleiches geschah in Siebenbürgen, wo sich Graf Karolvi gegen den Selbzeugnisseter Freiherrn von Friedbaum nicht zu behaupten vermochte.

Den Todesstoß aber versetzte der Insurrection das glückliche Treffen, in welchem der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Sickingen die beiden Häupter derselben, Rakocz und Bercsenyi, bei Badlert an der Eipel am 22. Jänner 1710 vollständig besiegte. Eugens Regiment, welches der Generalfeldmarschall-Lieutenant Graf Saint-Eroix commandirte und bei dem der Oberkaiser de Sadoce, des Prinzen Neffe, als Rittmeister diente, entschied den Sieg \*).

Nun glaubte man an der baldigen und vollständigen Ueberwindung des Aufstandes nicht länger zweifeln zu dürfen, und es war eine Freude für Eugen, bei seiner dringend nothwendig gewordenen Rückkehr nach den Niederlanden diese Hoffnung mit auf den Weg nehmen zu können.

Bevor jedoch der Prinz Wien verließ, wohnte er den Berathungen bei, welche über das zukünftige Verhältniß des Kaisers zum Czar von Rußland und über die gegen Preußen anzunehmende Stellung gepflogen wurden.

Die Schlacht von Pultawa hatte die Lage der Dinge im Norden gänzlich geändert. Der Ruf der Furchtbareit, welchen Carl XII. bisher befohlen hatte, war zerstört, er selbst gezwungen, bei den Türken Hülfe zu suchen. Wohl war das Eine zu fürchten, daß er die Pforte in die ungarischen Hände verwickeln werde. Aber die Nachrichten, welche von der steigenden Chamaucht Frankreichs nach der Türkei gelangten, verleiteten die Pforte die Lust, sich der Insurgenten anzunehmen, so dringend sie von denselben auch unter dem Versprechen eines doppelten Tributes von Ungarn und Siebenbürgen um Beistand angegangen wurden \*\*).

So tief die Waagschale des Glückes für den König von Schweden plötzlich gesunken war, so hoch schien sie andererseits für den Czar steigen zu wollen. Mehr als zuvor richteten sich nun die Blicke der verbündeten Mächte auf ihn, und wie man früher aus Besorgniß vor Carl XII. jedem engeren Einverständnisse mit Rußland ausgewichen war, so glaubte man nun dasselbe aufsuchen zu sollen.

Insondere war dieß von der Seite des Kaisers der Fall. Schon lange hatten die Emsichtsvolleren unter den Ministern auf die Nothwen-

bigkeit hingewiesen, einige bestimmte, unvertörfbare Maximen aufzustellen, welche die Grundlage der Politik des Kaiserhauses bilden sollten. Das Bündniß mit den Seemächten erschien ihnen, insbesondere aber Eugen, in keiner Weise genügend. Der Prinz zeigte die Wandelbarkeit ihrer Handlungsweise und den Eigennuz, welchen sie bei jedem Anlasse an den Tag legten und wovon sie beide, Holland in den Angelegenheiten der Herrern, England aber dadurch, daß es Mahon für sich behielt und den König Karl zu einem für ihn nachtheiligen Handelsvertrage zwang, erst in jüngster Zeit wieder überzeugende Proben gegeben hatten. Er bemerkte, daß die Seemächte überdies wegen der verhältnißmäßig geringen Streitmacht, welche sie in's Feld zu stellen vermochten, in den großen Kriegen dem Continente nur von geringer Hilfe seien. Ohne dem Bunde mit ihnen antreten zu werden, solle man sich, so meinte Eugen, doch für die Zukunft auch noch um andere Allirte umsehen.

Es ist merkwürdig, daß schon damals, inmitten eines erbitterten Kampfes, von dem Oberfeldherrn des kaiserlichen Heeres in dem Rathe seines Monarchen das Bündniß mit Frankreich zur Sprache gebracht wurde. Lebhaft wäre es zu wünschen, sagte der Prinz, daß die Krone Frankreich oder vielmehr das Haus Bourbon so geartet wäre, um dem Kaiserhause die Möglichkeit zu gewähren, sich mit demselben in eine wahre, aufrichtige und für beide Theile gleichmäßig bindende Freundschaft einzulassen. Denn beide Fürstenhäuser hätten ja eigentlich ein und dasselbe Interesse bei der Aufrechthaltung des Friedens in Europa und dem Schutze und der Förderung des katholischen Glaubensbekenntnisses. Wie günstig wäre die Lage des Kaiserhauses, wenn es nicht zu seinem eigenen Nachtheile wie zu demjenigen der katholischen Religion immer mit den Katholiken in Bündnisse zu treten sich gezwungen sähe.

Über dieselbe Stimme, welche das Erfrenliche eines solchen Zustandes ausmalte, fügte sogleich hinzu, daß bei Frankreichs rastlosem Ehrgeize, bei seiner nie befriedigten Sucht nach Ausdehnung und Vergrößerung seiner Macht niemals auf ein Bündniß zu hoffen sei, und man daher, wenn gleich noch nicht für den Augenblick, doch für die Zukunft mit anderen Mächten in enge Verbindung zu treten hätte. Als solche wurden Rußland, Polen und Dänemark genannt und der Abschluß einer förmlichen Quadrupel-Allianz mit denselben in Vorschlag gebracht <sup>66</sup>). Zur Verwirklichung

dieses Planes sei vorerst mit Rußland ein Defensivbündniß zu Stande zu bringen und von demselben veranlaßt zur Offensivallianz überzugehen.

Es war noch nicht lange her, daß auch Rußland sich aufs äufferste bemüht hatte, mit dem Kaiserthume in die engste Verbindung zu treten. Damals bewarb es sich um Aufnahme in die große Allianz und bot Truppen zur Unterdrückung des Aufstandes in Ungarn und Siebenbürgen an. Aber auf breite Vorschläge hatte man ausweichend antworten zu müssen geglaubt. Der Kaiser sowohl als die übrigen Verbündeten besorgten dem streitsüchtigen König von Schweden auf sich zu ziehen und sich in einen neuen Kampf zu verwickeln, der sie in dem großen Kriege gegen Frankreich nur behindern konnte. Was aber die Hülfeleistung in Ungarn und Siebenbürgen betraf, so fürchtete man, wie der venetianische Botschafter Dolfin sich ausdrückt, „daß die Russen schneller den Fuß in jene Länder setzen, als „ihm von dort zurückziehen würden“<sup>47)</sup>.

Die Ablehnung, welche die Anerbittungen des Czars erfahren hatten, verlegten ihn so sehr, daß er den entgegengesetzten Weg einschlug und sich mit eben denselben Insurgenten in enge Verbindungen einließ, welche zu bekriegen er zuvor sich angeboten hatte. Ihn hiervon abzubringen und überhaupt für den Bund mit dem Kaiser zu gewinnen, versiel man auf das gleiche Mittel, welches früher Peter I. zur Verwirklichung einer unigen Verknüpfung der beiden Herrscherhäuser in Vorschlag gebracht hatte. Es sollte dies in einer Verheirathung der Erzherzogin Magdalena, jüngster Schwester des Kaisers, mit dem Prinzen Alexei, des Czars ältestem Sohne und verheißungsvollem Thronerben, bestehen.

Die Erzherzogin Magdalena wäre in jeder Beziehung eine wünschenswerthe Gemahlin für den künftigen Beherrscher von Rußland gewesen. Sie war jung, wohlgestaltet, von schönem Wuchse<sup>48)</sup> und besaß die Tugenden, welche bei der Tochter zweier Eltern von so frommen Wandel vorausgesetzt werden durften. Sie für seinen Sohn zu erlangen, hatte sich der Czar sogar geneigt gezeigt, ihn zur katholischen Religion überzutreten zu lassen und derselben große Bevorzugungen in Rußland einzuräumen<sup>49)</sup>.

Man hoffte Peter I. am leichtesten zu gewinnen, wenn man auf dasjenige einzugehen sich bereit finden ließ, was er früher selbst so eifrig gesucht hatte. Es wurde beschlossen den kaiserlichen General Grafen Wilczel nach Petersburg abzusenden, um den Czar zum Abtruche seiner

Verbindungen mit den Rebellen und vorerst zum Abschlusse eines Vertheidigungsabkommens mit dem Kaiser zu vermögen. Die Heirath seines Erbprinzen mit der Erzherzogin Magdalena sollte den neuen Bund befestigen und besiegeln <sup>45)</sup>.

Biel nothwendiger noch als das etwas weit aussehende Werk des Abschlusses einer Allianz mit Rußland war für den Kaiser die Wiederherstellung freundschaftlichen Einvernehmens mit dem Könige von Preußen. Das früher so innige Verhältniß zwischen beiden Höfen, durch das Zugeständniß der Krone an das Kurfürstenthum Brandenburg noch befestigt, war in der letzten Zeit wesentlich getrübt worden. „Wenn sie einig wären“, bemerkt der venetianische Botschafter Dolfin über die Töchter von Wien und Berlin, „so wäre ihre Macht wahrhaft furchtbar. So aber schaden ihre „Sonderabsichten dem gemeinsamen Interesse, und jedes der beiden Häuser „sieht nur mit eifersüchtigem Auge die zunehmende Macht des anderen.“ Preußen hatte sich offen zum Haupt der Protestanten in Deutschland aufgeworfen, und dadurch, mehr aber noch durch ein wenig verhältliches Streben nach der Kaiserkrone die Beforgnisse des Hauses Oesterreich in nicht geringem Grade gereizt gemacht. Oft hatte der preussische Gesandte Bartscheld mit einer verlegenden Rücksichtslosigkeit es ausgesprochen, sein Herr werde um keinen Preis zugeben, daß der deutsche Zweig des Hauses Oesterreich auch nur um eine Handbreit Erde sein Ländergebiet vergrößert. Es sei nicht mehr als gerecht, daß die deutsche Kaiserkrone eines Tages auch auf ein protestantisches Fürstenhaus übergehe <sup>46)</sup>.

Obgleich nun der König von Preußen bisher seinen Bundesverpflichtungen im wesentlichen treu geblieben war und sogar seinen Thronerben zu dem verhängten Herrn geschickt hatte, um unter Eugen und Marlborough das Kriegshandwerk zu lernen, so war man doch in Wien von lebhaftem Mißtrauen gegen ihn erfüllt. Eugen theilte daselbe nicht bloß, ja er war es recht eigentlich, welcher Preußen gegenüber in höchster Vorsicht wahrte. Bald zeigte es sich, wie richtig der Prinz auch in dieser Sache geurtheilt hatte. Man erhielt sichere Kunde von einer im höchsten Geheimniß gepflogenen Unterhandlung zwischen dem Könige von Frankreich und Preußen, durch welche der letztere zur Zurückziehung aller seiner Truppen bestimmt werden sollte, welche wider König Ludwig im Felde standen. Die gleichzeitig von dem Könige von Preußen angekündigte Absicht, seine Regimenter

aus Italien abzurufen, schürte den Verdacht des Kaiserhofes. Im engsten Vertrauen gab Eugen dem Großpensionär Heinrich Kunde von den Vorgängen zu Berlin. „Wenn der König von Preußen,“ so bemerkte der Prinz, „eben so viel Festigkeit besäße als er von Ehrgeiz durchdrungen ist, so könnte er uns unter den gegenwärtigen Verhältnissen die größten Verlegenheiten bereiten“<sup>46)</sup>.

Nicht nur in Wien war man in Unruhe über die Haltung der preussischen Regierung. Alles was in Preußen selbst deutsch und kaiserlich gesinnt war, befand sich in Angst über die Vorgänge des eigenen Hofes. In dringenden Schreiben forberten der Fürst Leopold von Anhalt-Deßau und der Generalleutnant Strumblow den Prinzen Eugen auf, nach Berlin zu eilen, um sie vor dem Abgrunde zu retten, in den sie sonst ohne Zweifel stürzen müßten<sup>47)</sup>.

Auch der Kronprinz von Preußen, welcher sich während des vergangenen Feldzuges die höchste Meinung von Eugens Werthe als Feldherr, als Staatsmann und als Mensch gebildet hatte, wünschte des Prinzen Reise nach Berlin und versicherte ihn dort des zuvorkommendsten Empfanges. Eugen selbst war der Meinung, daß etwas geschehen müsse, um das noch schwankende preussische Cabaret wieder auf den besseren Weg zu lenken und eine so ansehnliche Macht der großen Allianz zu erhalten. Denn der Prinz kannte zu genau die Vorzüge der braven preussischen Truppen, um sich so wackerer Kämpfer so leichtem Raufes berauben zu lassen. Obgleich auf den Märschen durch Freundesland nicht minder als auf feindlichem Gebiete ihrer Excesse und Raublust wegen eine furchtbare Gefahr für den friedlichen Landmann und daher eine Quelle von Verdrießlichkeiten für den Feldherrn, waren sie doch auch wieder ihrer Tapferkeit halber und wegen ihrer guten Einübung in den verschiedenen kriegertischen Fertigkeiten ungemehn brauchbar im Kampfe wider den Feind<sup>48)</sup>.

So dringend nöthig nun Eugens Anwesenheit schon in den Niederlanden erschien, so entschloß sich doch der Prinz, die Reise dorthin über Berlin zu machen. Denn er wünschte daselbst den Abbruch der Verhandlungen mit Frankreich zu erwirken, den König von Preußen zur Befassung seiner Truppen in Italien zu bewegen und ihn auch sonst zu einem Vorgange gegen den Kaiserhof zu vermögen, welcher seiner Stellung als Reichsfürst und als Bevollmächtigter besser entspräche. Außerdem war der

Prinz mit einer Instruktion über eine Menge von Streitpunkten geladener Wichtigkeit versehen, um in Berlin, wenn sich Gelegenheit dazu ergäbe, deren Schlichtung einzuleiten \*).

Im den ersten Tagen des Monats April 1710 traf Eugen in der preussischen Hauptstadt ein. Die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, mit welchen man ihn dafelbst aufnahm, schrieb der Prinz in seiner Bescheidenheit nicht dem eigenen Verdienste, sondern der Rücksicht auf den Kaiser zu, in dessen Auftrage er gekommen war. Auch in Beforgung seiner Geschäfte hatte er günstigen Erfolg, und gegen die Zusicherung einer Erhöhung der sogenannten Rekrutengelder von dreißigtausend auf hunderttausend Thaler, so wie der Unterstützung seiner Interessen in den nordischen Pändeln ließ sich König Friedrich I. herbei, das Verbleiben seiner Truppen in Italien noch für ein Jahr zuzugestehen \*). Und um die erste Probe seiner neu erwachten wohlwollenden Gesinnung für das Kaiserthum abzulegen, ertheilte der König seine Zustimmung, daß Mantua bleibend in den Besitz des Hauses Oesterreich übergehe \*\*).

Eugen eilte nun nach den Niederlanden, wohin die Geschäfte des Friedens wie des Krieges ihn dringend riefen.

Wie der Prinz es vorhergesehen hatte, so waren nur wenige Monate vergangen und die Friedensverhandlungen zwischen den Verbündeten und Frankreich wurden neuerdings angeknüpft. Sie drehten sich fast nur um die beiden Artikel, welche allein aus allen in den Präliminarien enthaltenen von König Ludwig verworfen worden waren. Das Schloß Gertrudenberg wurde zum Orte bestimmt, an welchem die Verhandlungen gepflogen werden sollten. Der König von Frankreich sandte den Marschall d'Fuxelles und den Abbé de Polignac als seine Bevollmächtigten dorthin.

Es mag wohl sein, daß Ludwig XIV. bei der Wahl eines Marschalls von Frankreich zum Friedensbotschafter durch den Gedanken geleitet wurde, Eugen und Marlborough auch seinerseits eine militärische Bekanntschaft entgegenzustellen. Die ausgezeichneteren seiner Marschälle waren aber auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen vertheilt und so mußte denn König Ludwig zu d'Fuxelles seine Zuflucht nehmen, welcher zwar in keiner Weise mit jenen großen Feldherren den Vergleich aushält, der aber doch immerhin eine ehrenvolle militärische Laufbahn hinter sich hatte. Den politischen Geschäften war er jedoch bis jetzt fremd geblieben, und da er auch keine so



hervorragende geistige Begabung besaß, um dieselben schnell zu ergründen, so konnte es nicht anders sein als daß die eigentliche Last des übernommenen Auftrages auf den zweiten Bevollmächtigten, auf Polignac fiel.

Polignac kann als das Musterbild eines französischen Diplomaten des vergangenen Jahrhunderts angesehen werden. Er war ein vollendeter Weltmann voll Geist und Gewandtheit, von jener Sicherheit des Auftretens, welche gewiß ist, Eindruck zu machen, und doch zugleich von gewinnendem, einschmeichelndem Wesen. Dabei war er von glühendem Ehrgeize befeelt, ohne Moralität, ohne Grundsätze, zu jedem Mittel bereit, so verwerflich es auch sein mochte, wenn es ihn nur an das Ziel zu bringen versprach. Dieses Ziel aber bestand in der Erreichung der höchsten Würden im Staate und in der Kirche, durch deren Erlangung er sowohl seine Herrschsucht befriedigen, als die bedeutenden Ausgaben bestreiten zu können hoffte, welche er sich erlaubte und die er mit seinem geringen Vermögen nicht zu decken vermochte.

Dies waren die Männer, welchen der König von Frankreich die Vertretung seiner Interessen in dem bedenklichsten Zeitpunkte anvertraute, den er jemals erlebt haben mag. Sie waren tief durchdrungen von dem Ernste und der Wichtigkeit ihrer Aufgabe, die sie selbst wohl von vorneherein als hoffnungslos ansehen mochten. Daß sie ihnen noch schwerer gemacht wurde, als sie es an und für sich schon war, dazu trugen die ersten kriegerischen Ereignisse des Feldzuges 1710 wesentlich bei.

## Sechstes Capitel.

Dem ganzen Winter hindurch war den Erben der Verbündeten die Ueberzeugung ausgesprochen worden, daß der baldige Wiederbeginn der Feindseligkeiten das stärkste Zwangsmittel sein werde, um den König von Frankreich zur Annahme der ihm vorgeschriebenen Friedensbedingungen zu vermögen. Man hatte deshalb Alles gethan, um frühzeitig und wohlgerüstet auf dem Kampfplatze erscheinen zu können. Es war einem Augenblick in Wien davon die Rede, daß Eugen sich von Marlborough trennen und das Commando über das Heer übernehmen solle, welches am Rheine wider Frankreich im Felde stand. Denn der Kurfürst von Hannover hatte nach den Erfahrungen des vergangenen Feldzuges gern darauf verzichtet, und dem Markgrafen von Baden, den man zu wünschen wohl auch nicht Ursache hatte, erlaubte seine schwankende Gesundheit die Uebernahme des Commando's nicht <sup>1)</sup>).

Aber man wagte es kaum, den Verbündeten einen solchen Vorschlag zu machen. Es glückte endlich nur das Zusammenwirken der beiden Feldherren von seinem ersten Anfange an gewesen, daß man es für eine Art von Frevel an der eigenen gemeinsamen Sache angesehen hätte, dasselbe zu unterbrechen. So in den Niederlanden hielt man es sogar für das beste, die Truppen vom Rheine gänzlich zurück zu ziehen, um daselbst mit noch stärkerer Heeresmacht auf den Feind losgehen zu können <sup>2)</sup>. Aber zu einem Plane, welcher die Grenzen des Reiches schußlos preisgegeben hätte, konnte der Kaiser niemals seine Zustimmung ertheilen.

Um also beiden Theilen gerecht zu werden, schlug man vor, Eugen solle sich, einmal in den Niederlanden angelangt und nachdem der Feldzug daselbst in Gang gebracht war, auf kurze Zeit zur Rheinarmee begeben, dort alle Anstalten zur Kriegsführung treffen und dann wieder nach den Niederlanden zurückkehren.

Eugen selbst erklärte sich jedoch mit Entschiedenheit wider diesen Plan. „Ich muß wiederholen,“ schrieb er dem Grafen Sinzendorf, „daß ich

„unmöglich wie ein Postillon in Europa umherlaufen, heute eine Armee übernehmen, bei derselben Alles disponiren und sie morgen wieder einem Andern übergeben kann“ ).

Gegen einen so bestimmten Ausdruck des Willens ließ sich denn auch von keiner Seite etwas einwenden. Um jedoch alle widerstreitenden Begehren möglichst zu befriedigen, übertrug der Kaiser dem Prinzen dennoch den Oberbefehl über die Rheinarmee, mit der Absicht, denselben in der Wirklichkeit durch einen Stellvertreter führen zu lassen. Der Feldmarschall Graf Grossfeld war es, welcher in Ermangelung eines befähigteren Generals \*) diesen Posten erhielt, Eugen selbst aber commandirte wie im vergangenen Jahre das kaiserliche Heer und die Reichstruppen in den Niederlanden, während die dortige englisch-holländische Armee von Marlborough befehligt wurde.

Schon seit längerer Zeit war zwischen den beiden berühmten Heerführern der Feldzugsplan in großartigem Maßstabe beraten und festgesetzt worden. In den Niederlanden wollte man den Kampf mit der Belagerung von Donay beginnen, einer wichtigen Festung an der Schelde, welche sogar mit Amsterdam in Wasserverbindungen stand und andererseits einen ungemein vorthellhaft gelegenen Stützpunkt zum Einfälle in Frankreich bildete. Nach dem Falle Donay's war es auf Arras abgesehen, den letzten Platz in der dritfachen Kette der Festungen, welche von Norden her den Eingang in Frankreich schützten und nach deren Eroberung der Weg nach Paris völlig offen stand. Zu gleicher Zeit sollte ein Landungsversuch in der Picardie unternommen und Abbeville angegriffen werden. Der Fall dieses Places hätte die Verbindungen zu Meistern des ganzen Landstriches von Arras bis zur See gemacht und sie in den Stand gesetzt, den Feldzug mit der Einnahme von Calais und Boulogne zu beschließen.

Die Rheinarmee sollte sich bloß vertheidigungsmäßig verhalten, von Piemont aus beabsichtigte man aber gegen Südfrankreich, und von Catalonien und Portugal her wider König Philipp selbst Hauptschläge auszuführen.

Der Herzog von Savoyen hatte sich in der letzteren Zeit zu thätigerem Auftreten auf dem Kriegsschauplatz geneigter gezeigt. Der Plan, Sicilien dem Könige Philipp zuzuwenden, war nicht nach dem Sinne des Herzogs Victor, der auf dieses schöne Eiland selbst seine Blicke geworfen hatte und

daselbe für sich zu erwerben hoffte. Er war daher plötzlich wieder zum eifrigen Widerstandes des Bourbonischen Hauses, zum lebhaftesten Unterstützer der Erklärung des Kaisers geworden, nur nach gänzlicher Austreibung Philipps aus allen spanischen Besitzungen Frieden schließen zu wollen.

Außer diesem Umstande mag der Herzog zu seinem jetzigen Verfahren auch noch durch die aufrichtige Absicht des Kaisers und die bereits geschehenen Schritte vermocht worden sein, alle seine Anforderungen zu befriedigen, welche als berechtigt nachgewiesen werden konnten. Immer hatte Eugen darauf gedrungen, mit dem Herzoge so offen und redlich umzugehen, daß nicht der mindeste Anlaß zu einem Streite geboten werde. Und um den schon vorhandenen zu schlichten, war der Prinz auf die Absendung einer Vertrauensperson an den Herzog von Savoyen verfallen. Schül wurde dazu bestimmt, da er jedoch erkrankte, erhielt der Freiherr von Reffersrode, Bischof von Hainfirchen, den Befehl sich nach Turin zu begeben.

Obgleich auch Eugens Meinung der Bischof Reffersrode seinem schwirrigen Auftrage kaum gewachsen war<sup>6)</sup>, so lag doch in der Absendung selbst schon ein Motto für den Herzog, sich zu freundschaftlicher Ausgleichung der Streitpunkte herbeizulassen. Verstärkt wurde daselbe noch durch Eugens nachdrückliche Vorstellung an Marlborough, England sei selbst Schuld, wenn Victor Amadeus sich jeden Augenblick mit Beschwerden an dasselbe wende, weil es ihm von Anfang an zu viel Gutes geschenkt habe. Es sei des Herzogs Gewohnheit, wenn nicht gleich Alles nach seinem Wunsche geschehe, überall Klage zu erheben, während er doch wisse, daß der Kaiser sich der Gewährung berechtigter Anforderungen durchaus nicht entziehen wolle<sup>7)</sup>.

Eugens unumwundene Erklärung hatte zur Folge gehabt, daß dem Herzoge auch von England aus geschrieben und ernste Ermahnung zu seiner Erfüllung seiner Bundespflichten erteilt wurde. England war die einzige Macht, deren Wort bei Victor Amadeus Gewicht besaß, denn von dessen Unterstützung erwartete er ja die so sehnsuchtsvoll angestrebte und noch immer nicht in befriedigender Weise errichtete Vergrößerung seines Sändergebietes. Alle diese Rücksichten waren Ursache, daß der Herzog wenigstens Willens machte, zur Ausführung des von Eugen und Marlborough verabredeten Feldzugsplanes mitzuwirken. Durch das Thal von Barcelonnette

sollt in die Dauphiné eingetragen und die unversorgte Bevölkerung dieser Provinz zum Aufstande gerufen werden.

Im Zusammenhange mit dieser Kriegsunternehmung stand die Landung, welche in der Nähe von Gette, an der Küste von Languebec, beabsichtigt wurde. Ein ehemaliger französischer Oberst, Graf von Sciffan, der wegen wirklicher oder vermeintlicher Zurücksetzung aus dem Dienste Frankreichs getreten war, hatte den Plan dazu ausgearbeitet. Auch er setzte mit Zuversicht die Erhebung seiner Landsleute gegen die französische Herrschaft voraus <sup>7)</sup>. Was jedoch Eugen betraf, so traute er den Berichten derjenigen nicht, welche aus ihrem Vaterlande flüchtig, die Zustände desselben meist mit ganz andern Farben schildern, als sie wirklich sind, und sich nur zu leicht über die Sympathien täuschen, die sie daselbst zu genießen glauben. Marlborough aber und Stanhope, welcher damals eben im Haag anwesend war, erfaßten mit dem größten Eifer diesen Plan, wie jeden, der gegen Frankreichs Küsten am Mittelmeere gerichtet war. Auch Eugen gab daher seine Zustimmung, und dem kaiserlichen Generalfeldwachtmeister Baron Drouot de Camus wurde Befehl ertheilt, mit den Truppen, welche er aus Italien nach Catalonien überzuführen hatte, den Landungsversuch zu wagen <sup>8)</sup>.

Ein Hauptangewandt hatte Eugen auf die Kriegsführung in Spanien gerichtet, welche unter Starhemberg's künftiger Leitung immer glänzendere Resultate versprach. Statt der Abkürzung Cataloniens, die man nach dem unglücklichen Tage von Almansa für unvermeidlich gehalten hatte, war es Starhemberg gelungen, wieder offenstehend gegen den Feind vorzugehen und die Herrschaft des Königs Karl nach und nach wieder weiter auszudehnen. Unsägliche Hindernisse hatte er dabei zu besiegen, und nicht das geringste derselben war die Unbotmäßigkeit der ihm untergeordneten spanischstämmigen Truppen und ihrer Generale. Insbesondere war es Stanhope, welcher den Stößen der Widerspenstigen führte und Eugen zu dem dringenden Begehren nöthigte, daß sämtliche Generale der Verbündeten zu blinder Unterordnung unter Starhemberg's Befehle anzuweisen seien <sup>9)</sup>. Marlborough behauptete, daß dies schon längst geschehen, doch versprach er die Erinnerung der betreffenden Anordnung, und sie mag vielleicht auch wirklich erfolgt sein. Dennoch blieb alles in altem, und Stanhope's trotziger Eigensinn war Schuld, daß ein glücklich begonnener und glänzend fortgeführter Feldzug ein klägliches Ende nahm.

Was die Kriegsoperationen selbst betraf, so sollte nach Starhemberg's Vorschlag der Versuch gemacht werden, in Aragonien, und wenn dieß glückte, von da in Castilien einzubringen. Dorthin hätten auch von Portugal aus die Truppen vorzurücken, welche jene Regierung zum gemeinsamen Kampfe gegen Spanien in's Feld stellte.

Dieß waren die kriegerischen Unternehmungen, welche für den bevorstehenden Feldzug von den Verbündeten wider Frankreich und Spanien beabsichtigt wurden. Sie waren groß gedacht und weit umfassend, und wenn sie glückten, so fehlte nichts mehr zu König Ludwig's völliger Demüthigung.

Von Eugen und Marlborough mußte das erste Zeichen hienausgehen. Sie waren die berühmtesten der Feldherren, ihnen standen die zahlreichsten und besten Streitkräfte zu Gebote, auf sie richteten sich daher alle Augen und die gespannte Erwartung eines halben Welttheils sollte auch diesmal nicht getäuscht werden.

Es war einzig und allein die Wirkung von Eugens Einfluß, wenn auch jetzt wieder das Heer der Verbündeten mit heftiger Kampflust zu Felde zog. Denn nach Marlborough's eigenem Geständnisse hatte sich seiner, zumest wohl in Folge der unheildrohenden Veränderungen, welche in England vorgingen, neuerdings eine ähnliche Niederlageklagenheit bemächtigt, wie vor zwei Jahren, wo nur Eugens Ankunft und sein stolzes Selbstvertrauen den Herzog aufzurichten vermocht hatten.

„Ich bin so entmuthigt durch Alles, was ich sehe,“ schrieb Marlborough an seine Gemahlin, „daß ich noch niemals während des ganzen „Krieges mit so schwerem Herzen als jetzt in's Feld gegangen bin“<sup>19)</sup>. Aber an Eugens harter Seele richtete Marlborough's Gemüth, welches für fremde Einwirkung sehr empfänglich war, sich bald wieder empor, und es zeigte sich wohl, daß die Engländer und Holländer genau wußten, was sie thaten, wenn sie Eugen um seinen Preis mehr nach einem andern Kriegsschauplatz entlassen wollten.

Am 18. April 1710 langten der Prinz und Marlborough zu Lormbach an, wo ein großer Theil ihrer Streitkräfte, ungefähr sechzigtausend Mann, sich bereits versammelt hatte. Durch die noch zu erwartenden Verstärkungen hofften sie dieselben binnen kurzer Zeit auf die doppelte Anzahl zu bringen. Sie konnten jedoch nicht bis zur Ankunft der letzteren mit dem Beginne der

Kriegsoperationen. Das Erste, was geschah, war die Wiederoberung von Mortagne, eines kleinen Ortes, dessen sich die Franzosen vor wenig Tagen bemächtigt hatten. Und nun wurde an die Ausführung des ersten Theiles des Feldzugsplanes, die Eroberung von Douay, geschritten.

Die Schwierigkeiten einer Unternehmung gegen Douay waren denjenigen ähnlich, welchen man bei der wider Tournay begegnet hatte. Hier wie dort trat jenes mächtige Zusammenwirken von Natur und Kunst ein, das in jenen Gegenden, die zum Kriegsschauplatz dienten, keine Seltenheit ist. Auf der einen Seite flossen die Haine und die Scarpe, in der Mitte befand sich der Canal von Douay und auf der andern Seite waren die Linien angelegt, welche sich zwischen la Bassée und dem Fort Scarpe hin erstreckten und den ganzen Winter hindurch wesentlich verstärkt worden waren. Sie wurden von dem französischen Marschall Montesquieu, demselben, der als Generalleutnant d'Artagnan den rechten Flügel der Franzosen in der Schlacht bei Malplaquet befehligte hatte, mit vierzig Bataillonen und zwanzig Schwadronen besetzt.

Man hatte befürchtet, daß der Angriff auf die feindlichen Linien mit großem Verluste verbunden sein würde. Da aber ein längerer Aufschub nur eine noch beträchtlichere Anhäufung französischer Streitmacht besorgen ließ, so wurde beschlossen, mit demselben nicht länger zu zögern. Am Abend des 20. April setzte sich das Heer von Lutetia aus in Marsch. Eugen führte den linken, Marlborough aber den rechten Flügel. Der Prinz sandte seine Vorhut unter dem Feldzugmeister Grafen von Hill über Capelle nach Pont d'Auby am Canal von Douay, Marlborough die seinige unter dem Prinzen von Württemberg auf Pont-à-Bevin am demselben Canale.

Hier überschritt Marlborough, ohne auf Widerstand zu stoßen, die französischen Linien. Eugen aber, welcher die Straße nach Pont d'Auby anwesigam gefunden, hatte sich etwas nach rechts gegen die Brücken von Sauli und Courrières gewendet und dort ebenfalls den Uebergang ungehindert vollzogen. Am Abend des 21. April konnten beide Heere sich in der Ebene von Lens wieder vereinigen.

Montesquieu, welcher bis zum Eintreffen des Marschalls Villars den Oberbefehl führte und nur mit der Zusammenziehung seiner Truppen beschäftigt, zwischen Bethune und Lens stand, wurde durch die raschen

und meisterhaften Bewegungen seiner Gegner in die äußerste Bedrängniß gebracht. Seinen linken Flügel warf er nach Bethune, er selbst wich nach Vitry hinter die Scarpe zurück. Bei der Uebereilung, mit welcher dieß ausgeführt wurde, verloren die meisten französischen Offiziere ihre Fah-  
seligkeiten, und es war dieß eine kleine Genugthuung für Eugen, dem vor wenig Tagen sein ganzes Gepäck, alle Kleidungsstücke und das in England angeschaffte prächtige Silbergeschirr während des Transportes nach dem Lager von einer französischen Partei weggenommen worden waren. Auch alle Diener Eugens hatten eine völlige Plünderung erlitten, und dem Kammerdiener des Prinzen gelang es nur die Schmucke zu retten, welche er zur Ueberbringung an Eugen mit sich führte <sup>12</sup>).

Es wird behauptet, daß König Ludwig, nachdem er Eugens Verlust erfahren hatte, sogleich die Zurückstellung des Geraubten an den Prinzen befohlen habe <sup>13</sup>). In den handschriftlichen Aufzeichnungen ist nichts darüber zu finden.

Da Montecassien sich auch zu Vitry noch nicht sicher wähnte und bis Cambrai zurückging, wurden die Verbündeten durch nichts an der beabsichtigten Umschließung von Douay verhindert. Schon am 24. April war dieselbe vollzogen und die beiden Heerführer waren eben so überrascht als erfreut über den ohne alle Opfer erzielten Erfolg. Denn sie hatten gefürchtet, daß ihnen die Franzosen die Uebersteigung der Linien hartnäckig bestritten würden <sup>14</sup>). Nun schritten sie unverweilt an den Beginn der Belagerungsarbeiten. Eugen nahm im Schlosse von Arleux, Wariborough in der Abtei von Hlues sein Hauptquartier.

Douay war eine Festung von beträchtlicher Stärke und lag in der zweiten Verteidigungslinie, welche die Grenze von Artois schützte. Obgleich weniger bevölkert als Lille, war sie doch von größerem Umfange. Sie liegt in einer Ebene, und ist von der Scarpe durchströmt, welche gegen Tournay hin die umliegenden Moräste, insbesondere bei regnerischem Wetter unzugänglich macht. In der Entfernung eines Kanonenschusses liegt das Fort Scarpe, ein fast regelmäßiges Fünfeck, mit starken Befestigungswerken und mit Schloßen zur Hervorbringung einer Ueberschwemmung versehen <sup>15</sup>).

Den Oberbefehl in der Festung hatte König Ludwig dem General-Lieutenant Albergotti anvertraut, einem berühmten Offizier von bedeutendem militärischen Talente und von großer Erfahrung, welchen Eugen schon



oftmals auf den Schlachtfeldern von Italien und Flandern sich gegenüber gesehen hatte. Der vielgepriesene Grucet de Balens befehligte die Grenadiere und der Chevalier de Taucourt die Artillerie. Die Anzahl der Besatzung belief sich auf nahezu achttausend Mann.

Von einer solchen Streitmacht, welche mit großem Geschick geführt und durch die natürliche Stärke des Places, durch dessen Ausrüstung mit allen Erfordernissen wohl begünstigt war, ließ sich eine hartnäckige Vertheidigung erwarten. Glücklich Weise wurden die Vertheideter in ihren Vorbereitungen nicht gestört, und nur die Schwierigkeit, den Belagerungstrain und die Munition herbeizuschaffen, verzögerte ihre Fortschritte.

Am 5. Mai wurden die Paragrafen eröffnet. Drei Tage später traf das schwere Geschütz ein, aus zweihundert Kanonen bestehend, unter welchen sich achtzig Stück vierundzwanzig Pfänder befanden.

Das Zunehmen der Gefahr für Douay spornte den Hof von Versailles zu den größten Anstrengungen, um seine Armee bald in den Stand zu setzen, wenigstens einen Versuch zur Rettung des Places zu wagen. Am 20. Mai war das französische Heer bei Cambrai versammelt. Um dem Marschall Villars, der kaum noch von seiner Wunde geheilt war, die Last des Obercommando's zu erleichtern, befand sich außer Montesquieu auch noch Bernis bei ihm. Mit seiner gewohnten Prahlerei hatte Villars die größten Verheißungen ertheilt. Er sprach von einer ungeheuren Schlacht, die er liefern und durch welche er das Uebergewicht der französischen Waffen wiederherstellen wolle. Er erklärte den Feldherren der Vertheideter schreiben, ihnen seine Ankunft ankündigen und sie auffordern zu wollen, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen. „Eine Herausforderung,“ so meinte er, „verleiht immer demjenigen den Anschein der Kühnheit, vor welchem sie ausgeht“<sup>15)</sup>.

Villars hätte doch schon seine Gegner genug kennen sollen, um zu wissen, daß sie sich durch solche Drohungen nicht schrecken ließen. Aber vorsichtig, wie es der wahrhaft Muthige immer ist, weil er sich das ruhige Urtheil zu bewahren weiß, trafen Eugen und Marlborough alle notwendigen Vorkehrungen um die Pläne des Marschalls zu vereiteln. In Person recognoscirten die beiden Feldherren die ganze Gegend, und ließen Schanzen und Batterien dort aufwerfen, wo sie den Angriff noch am ersten erwarten zu sollen meinten. Aber trotz all der Vorkehrungen, welche die Franzosen

auspolennten, glaubte der Prinz doch nicht, daß ihrerseits ein Angriff erfolgen werde.

Eugen hatte den Marschall Villars vollkommen richtig beurtheilt. Drohende Bewegungen führte er wohl genug aus, ohne Zweifel in der Hoffnung, die Verbündeten eine Blüße geben zu sehen. Aber Villars täuschte sich darin und daher kam es auch nicht zu dem vorhergesagten und versprochenen Angriffe. Am 30. Mai rückte er mit seinem ganzen Heere in die Ebene von Lens ein. Ihm gegenüber nahm die Armer der Verbündeten eine wohlverthanzte Stellung, welche sich von Vitry bis Montigny ausdehnte. Villars wagte es nicht, etwas gegen dieselbe zu unternehmen. Durch ständige fruchtlose Bemühungen suchte er seine Gegner zu irgend einem falschen Schritte zu verleiten. Als dies nicht gelingen war, trat er den Rückzug an. Eugen hielt diesen Augenblick für geeignet, den Feind anzugreifen und zu schlagen. „Wird man diese Leute so leichten Kaufes „dahin kommen lassen?“ soll er ausgerufen haben, als er die rückgängige Bewegungen der Franzosen bemerkte <sup>19)</sup>. Aber Eugen scheint bei jedem erlauchten Waffengenosse keine Last gefunden zu haben, eine Schlacht zu liefern. Die Verbündeten beschränkten sich daher darauf, die Belagerung von Douay so nachtheilich fortzusetzen, als sie es nur immer vermochten.

Daß sie nicht so schnelle Fortschritte machten, wie Eugen wünschte, muß er der geringen Verschicklichkeit und dem Eigensinne der Heineoffiziere bei <sup>17)</sup>. Es stieß ihnen, behauptete der Prinz, immer das Kaschen und die Autorität im Kopfe, welche einst der berühmte Lothorn genossen habe, ohne daß sie ihm auch nur im mindesten zu vergleichen wären. Dennoch kann man so weit, daß am 16. Juni Albergotti dem Marschall Villars durch Nothsignale von seiner Verdrangtheit Kenntniß gab. Eine neue drohende Bewegung, welche Villars machte, als wollte er den Uebergang über die Scarpe erzwingen, war alles, was der Marschall auszuführen vermochte. Denn rasch ging Marlborough bei Vitry auf das rechte Ufer der Scarpe über und bezog seine frühere Stellung auf dem Plateau von Belleuvre von neuem. Eugen aber führte die Belagerung fort, und traf zu gleicher Zeit Maßregeln, um mit Marlborough zusammen zu wirken, wenn der Prinz einen ersten Angriff wagen sollte <sup>20)</sup>.

Dies war jedoch nicht mehr der Fall. Villars gab alle Hoffnung auf Douay zu retten. Er beschränkte sich darauf, bei Cambrai eine Stellung

einzunehmen, durch welche er verhindern wollte, daß nach Donau's Falle die Verbündeten ihre Eroberungen auf Arras oder die übrigen festen Plätze dieser Gegend ausdehnen konnten.

Die Allirten hatten inzwischen am 22. Juni die Laufgräben auch vor dem Fort Scarpe eröffnet, und drei Tage später kündigte Albergotti seine Absicht an, zu capituliren. Da er jedoch die Uebergabe nicht auf das Fort Scarpe ausdehnen wollte, wurden seine schriftlich gestellten Anträge zurückgegeben, ohne gelesen worden zu sein. Nun mußte sich Albergotti auch zur Uebergabe des Forts bequemen, und am nächsten Tage kam der Vertrag wirklich zu Stande. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen Kriegsehren nach Cambrai. Sie mußte sich jedoch verpflichten, vor erfolgter Auswechslung nicht im Felde zu dienen<sup>25)</sup>. Am 29. Juni 1710 wurde Douai vom Generalleutnant Pompei mit holländischen Truppen besetzt.

Schon vor dem Anfange der Kriegsergebnisse und während derselben waren die Friedensverhandlungen zu Gertruidenberg begommen und mit Eifer fortgesetzt worden. Singendorff hatte verlangt, den Besprechungen persönlich betheiligen zu können. Marlborough und Lord Townshend aber waren der Meinung, daß man dem dringenden Wunsche des Pensionärs nachgeben und die Führung der Verhandlungen nach wie vor den Holländern überlassen solle. Auf Singendorffs Anfrage ermächtigte ihn Eugen, sich dem Verlangen der Generalstaaten willfährig zu zeigen und ihnen diesen allerdings starken Beweis des Vertrauens zu geben<sup>26)</sup>.

Die beiden holländischen Deputirten Bups und van der Dussen waren es, welche mit den französischen Bevollmächtigten unterhandelten. Diese beharrten darauf, daß König Philipp nicht völlig leer ausgehen dürfe, und sie verlangten Sicilien und Sardinien sammt den festen Plätzen an der Küste von Toscana für ihn. Nach langer Erörterung gingen sie von dem letzteren Begehren ab und erklärten sich mit den beiden Inseln begnügen zu wollen. Sollte König Philipp nicht darauf eingehen und binnen sechs Monaten Spanien nicht verlassen haben, so werde der König von Frankreich durch Verabfolgung gewisser Geldsummen an die Verbündeten dieselben bei der Vertreibung Philipps aus Spanien unterstützen<sup>27)</sup>.

Eugen war entsetzt darüber, daß die Franzosen jetzt, nachdem die Lage der Dinge sich für sie noch verschlechtert hatte, dennoch mehr zu

verlangen wagten, als im verflossenen Jahre mit ihnen bereits vereinbart worden war. Er wußte, daß sie den unerschütterlichen Entschluß des Hauses Oesterreich kannten, nicht den geringsten Bestandtheil der spanischen Monarchie in König Philipp's Händen zu lassen. Daß sie dennoch auf der Einarbeitung von zwei Königreichen an Philipp von Anjou bestanden, war ihm ein untrügliches Zeichen, daß es ihnen mit den Friedensanträgen noch gar nicht Ernst und ihre ganze Absicht sei, Zeit zu gewinnen und wo möglich die Verbündeten unter sich zu veranlassen. Man möge sich, verlangte der Prinz, von den französischen „Hinten und Krüffen“ nicht hintergehen lassen. Daß Frankreich „nach seiner betrügerischen Art“ unter dem Vorwande neuer Anträge zur die Verbündeten einzuschläfern beabsichtige, geht schon aus dem an Villars ertheilten Befehle hervor, eine Schlacht zu liefern. Da aber die Kriegsunternehmungen der Verbündeten ein besseres Ansehen hätten, als es jemals der Fall gewesen sei, so solle man sich nicht hinhalten und hintergehen lassen, sondern wenn die französischen Bevollmächtigten nicht mit passenderen Vorschlägen hervorträten, die Verhandlungen kurz abbrechen, d'Huxelles aber nach Bouguac nach Frankreich zurückschicken<sup>11)</sup>.

Von dem Standpunkte aus, welchen die kaiserliche Regierung angenommen hatte, mußte dieß um so wünschenswerther erscheinen, als eine zahlreiche und mächtige Partei in England, Holland und im deutschen Reiche wirklich dafür war, mit Aufopferung Siciliens und Sardinien's den Frieden zu erkaufen. Niemand wußte dieß besser, als der König von Frankreich. Er sah die Zwietracht unter seinen Feinden keimen und wachsen und auf sie stützte er seine Hoffnungen, auf sie gründete er noch immer seine Weigerung, auf die Begehren der Verbündeten einzugehen.

Insbesondere war es der zunehmende Umschwung der öffentlichen Meinung in England, das sinkende Ansehen der Whigpartei, die Ungunst, in welche dieselbe bei der Königin verfiel, der Zwiespalt der letzteren mit der Herzogin von Marlborough, endlich die Entlassung des Staatssekretärs Lord Sunderland, Marlborough's Schwiegersohnes, wodurch König Ludwig zu standhaftem Aushalten ermuntert wurde.

Obgleich aber diese Umstände für Frankreich nicht unvortheilhaft erschienen, so mußte doch ihre Wirkung nicht als eine unmittelbar eintretende, sondern als eine erst für die entfernte Zukunft zu erwartende

angesehen werden. Noch hielten ja die Verbündeten, wenigstens Frankreich gegenüber, fest zusammen, und die Sprache der Friedliebendsten unter ihnen, der Holländer, war am Congresse eine so drohende, daß sie oft abtätigten Wortwechsel nach sich zog. Noch machte die englische Regierung nicht Miene, friedlichere Saiten aufzuziehen, und als die Königin durch den Mund ihres neuen Oberstkämmerers, des Herzogs von Schrewsbury, dem Grafen Sallas die Entlassung Sunderland's anzeigte, versicherte sie durch ihn den Kaiser und Eugen in freierlicher Weise, daß diese Veränderung nur eine persönliche sei und dadurch nichts anderes werden solle in Marlborough's Stellung sowohl als in ihrer eigenen Ausdauer bei Verfechtung der gemeinsamen Sache<sup>25</sup>).

Wenn auch besonders scharfsichtige Beobachter schon damals an der Aufrichtigkeit dieser Worte zweifeln mochten, so durfte man doch einen völligen Umschwung in England für die allernächste Zeit noch nicht erwarten. Die Noth aber, in welcher sich Frankreich befand, war wahrhaft drängend und bei der völligen Erschöpfung des Landes glaubte man dort von Tag zu Tage den Krieg nicht mehr weiter führen zu können. Dazu kam noch, daß von dessen Fortsetzung König Ludwig nicht einmal einen Gewinn, sondern nur noch größeren Nachtheil erwarten mußte. Trotz all der Prahlereien, von welchen die Reden und die Berichte des Marschalls Villars überflossen, war es ihm doch noch immer nicht gelungen, den Verbündeten jene Schlacht zu liefern, die er im Voraus als einen Sieg ausposaunte. In er hatte nicht einmal den Fall von Douay zu hindern vermocht, und weitere Fortschritte des Heeres gegen Frankreich waren zu besorgen.

Auch auf den anderen Kriegsschauplätzen stand es nicht zum Besten mit der französischen Sache. Am Rheine war zwar ein ereignisloser Feldzug vorhergegangen, und auch in Piemont verfiel der Herzog von Savoyen wieder in sein altes Verfahren und weigerte sich, im's Feld zu gehen, bis nicht alle seine Anforderungen befriedigt wären. Aber desto übler standen die Aussichten für König Philipp in Spanien. Zwar waren die Siege noch nicht erschöpft, welche Guido Starckenberg im Laufe dieses Feldzuges für König Karl wirklich errang. Aber das Vordringen des Feldmarschalls gegen Aragonien und die ganze Gestalt, welche der Kampf dafelbst annahm, ließ die Kriegsfürsorgern in Frankreich das Aeußerste besorgen. Schon erhoben sich Stimmen, welche vorher sagten, König Philipp werde

nach mehrmals dieses Jahres durch Wassengewalt und auch ohne das so hartnäckig verlangte Zutun Frankreichs von Spaniens Boden vertrieben werden, welchen zu verlassen er so standhaft sich weigerte.

Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß Ludwig XIV., so unerträglich auch seinem eigenen Hochmuth: derjenige erschien, dem ihm nun seine siegreichen Weger jeigten, immer wieder die ersten Schritte zum Frieden machte. Von dem beiden Punkten, an welchen derselbe bisher gescheitert war, der Abtretung Spaniens ohne Ausnahme und der Wüsthülfe Frankreichs zur Vertreibung König Philipp's, war es der erste, an welchem der Kaiser unerschütterlich steht. Wenn es sich doch um das händelt, für Philipp ein Land zu ermitteln, hatte Eugen erklärt, so könne dieß nur auf Kosten Frankreichs geschehen, und da dürfte denn Burgund ihm den passendsten Ertrag für die spanische Krone bieten.

Aber von einer Versorgung seines Enkels auf eigene Kosten wollte Ludwig XIV. begreiflicher Weise nichts hören, und es kam endlich so weit, daß er von jeder Forderung für König Philipp abstand und sich zur Abtretung der ganzen spanischen Monarchie an das Kaiserthum anheißig machte. Nun wären wohl die Begehren desselben befriedigt gewesen und Oesterreich hätte der Beendigung des Krieges kein Hinderniß mehr entgegengefeht, denn hinsichtlich des zweiten Punktes, der Wüsthülfe Frankreichs zur Vertreibung des Königs Philipp, war es ja zur Nachgiebigkeit gestimmt. Eugen hatte wiederholt darauf hingewiesen, daß Philipp, sich selbst überlassen, nicht lang werde Widerstand leisten können, und die Wendung, welche schon jetzt die Dinge in Spanien nahmen, schien seine Worte zu bestätigen. Die Seemächte waren jedoch anderen Sinnes. Voll von Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Versprechungen des Königs von Frankreich beharrten sie darauf, derselbe solle erforderlichen Falles seine Truppen mit den übrigen vertheilen, um König Philipp aus den spanischen Ländern zu vertreiben. Dessen weigerte sich Ludwig XIV. standhaft, und an diesem Begehren der Seemächte, nicht an den etwa zu weit getriebenen Forderungen des Kaiser's Oesterreich scheiterte damals der Frieden. Die Wittelsbacher Verhandlungen wurden abgebrochen und die französischen Bevollmächtigten kehrten nach Frankreich zurück.

Es muß auf den ersten Blick befremden, daß Eugen, welcher im vorigen Jahre den Abbruch der Conferenzen mißbilligt hatte, nun über das

gleiche Ereigniß in all seinen Schreiben seine Befriedigung ausdrückt. Offenbar glaubte der Prinz Frankreich so entkräftet und hielt ein ferneres reichliches Vordringen der Verbündeten für so gewiß, daß er auf eine noch weit empfindlichere Demüthigung König Ludwig's hoffte. Er drang mit allem Nachdrucke auf unverweilte und energische Fortsetzung der Operationen, und fand zu seiner Freude auch die mächtigsten der Allirten, England und Holland, gern dazu bereit.

Es war nur ein treues Festhalten an dem ursprünglichen Feldzugsplane, wenn nach der Einnahme von Douay die beiden Heerführer daran dachten, Arras zu belagern und sich durch dessen Eroberung den Weg nach Paris zu öffnen. Nachdem sie ihre Truppen jenseits der Scarpe vereinigt hatten, rückten Eugen und Marlborough gegen Arras vor. Sie fanden jedoch zum Schutze dieser Festung die Armee des Marschalls Billars in so ungemein vortheilhafter, stark verschanzter Stellung, daß ein Angriff auf das französische Heer und eine Belagerung von Arras für jetzt unthunlich erschien. In der Stellung aber, in welcher Billars diesen Platz und Cambray deckte, überließ er das ganze Land bis an die See der Willkür des Feindes<sup>26)</sup>. Eugen und Marlborough beschloßen daher, eine der daselbst gelegenen Festungen anzugreifen und dieselbe entweder wegzunehmen, oder wenn Billars etwas zu ihrem Schutze versuchen würde, ihm eine Schlacht zu liefern. Sie wandten sich gegen Bethune, dessen Einnahme diejenige von Aire und St. Venant erleichtern, eine ununterbrochene Verbindung mit Lille herstellen, die Eroberung von Abbeville anbahnen und dadurch den Feind von dem wichtigen Punkte Calais abschneiden sollte<sup>27)</sup>.

Bethune war eine zwar wenig geräumige, aber gut gebaute kleine Festung, welche von dem Generalleutnant Dupuis-Bauban, einem Neffen des großen Festungsbaumeisters verteidigt wurde. Am 16. Juli schlossen die Verbündeten den Platz ein und bildeten zwei Angriffe, von welchen der Generalleutnant Hagel den der Ostseite, Schulenburg aber den auf der Westseite commandirte. Das Heer der Verbündeten nahm eine Stellung ein, in welcher es zugleich die Belagerung deckte und den Marschall Billars beobachtete, um ihm wo möglich eine Gelegenheit zur Schlacht abzulauern. Eugen nahm in der Abtei Rebreuve, Marlborough aber zu Villert-Brulin sein Hauptquartier.

Schon im Beglume der Belagerung zeigte sich eine bedauerliche Friertracht zwischen den beiden Generalen, welchen deren Eitlung oblag. Jeder wollte sie für sich allein haben, sie vermieden es zusammenzukommen und sich über ein gemeinschaftliches Vorgehen zu einigen. Jeder betrachtete die Erfüllung seiner Aufgabe als eine von derjenigen des Andern völlig getrennte Sache<sup>26)</sup>. Nur mit Mühe gelang es Eugen und Marlborough, Frieden zu stiften und ein einträchtigeres Zusammenwirken herzustellen.

Während die Belagerung von Bethune fortgesetzt wurde, stand Villars ruhig in seinem Lager bei Arras. Am 30. Juli aber brach er von dort auf und bezog eine neue Stellung. Mit seinem rechten Flügel Arras fortwährend bedeckend, lehnte er seinen linken an Brebantourt, wodurch er auch Hesdin vor einem Angriffe der Verbündeten bewahrte und ihren Streifzügen nach dem Innern von Frankreich Einhalt that. Hier beschäftigte sich Villars mit Anlegung neuer und stark verchanzter Linien, durch welche er die französische Grenze noch ausgiebiger schützte, als es bisher der Fall gewesen war.

Nach maderer Bertheidigung glaubte der Commandant von Bethune am 28. August den Augenblick gekommen, in welchem er mit Ehren Anträge zur Uebergabe der Festung stellen konnte. Er verlangte freien Abzug der Besatzung; Eugen war dafür, daß dieselbe sich als Kriegsgefangenen ergeben sollte. Nachdem er aber mit Marlborough den Stand der Belagerungsarbeiten persönlich im Augenschein genommen hatte, fand er, daß der Feind sich wohl noch zehn bis zwölf Tage halten könne, bis er gezwungen sein werde, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Außerdem sahen die beiden Feldherren voraus, daß der Sturm auf die Burwerke noch große Menschenopfer kosten müsse. Da es ihnen nützlich schien, von der Zeit Vortheil zu ziehen und zu anderen Unternehmungen zu schreiten, gestanden sie den freien Abzug der Besatzung zu<sup>27)</sup>. Sie wurde nach St. Omer gebracht, und am 31. August 1710 besetzten vier holländische Bataillone unter General Keppel die Festung Bethune.

Noch vor dem Falle dieses Places hatten Eugen und Marlborough sich über die ferneren Kriegsoperationen berathen und verständigt. Sie waren beide der übereinstimmenden Meinung, daß eine Belagerung von Arras nicht möglich, weil es von Villars gedeckt, ein Angriff auf den Marschall aber wegen der Stärke seiner Stellung unausführbar sei. Sie



folgten daher dem Beschluß, Aire und wo möglich auch zu gleicher Zeit St. Venant zu belagern, welche beiden Plätze zwar ihrem Umfange nach nicht von Belang, doch zur Vervollständigung der eroberten Festungslinie, zur Basis für zukünftige Operationen und endlich zur Erleichterung eines Angriffes auf Calais nicht ohne Wichtigkeit waren.

Am 2. September begann das Heer der Verbündeten seine Bewegungen, ohne von Villars im mindesten beunruhigt zu werden. Vier Tage darauf waren Aire und St. Venant umschlossen. Der Prinz von Anhalt-Dessau belagerte das erstere, das letztere aber der Prinz von Nassau-Dravien. Das Heer nahm eine schützende Stellung in der Nähe der beiden Plätze ein. Eugens Hauptquartier befand sich zu Meiß, das des Herzogs von Marlborough zu St. Omer an der Escaut.

Die Ingenieure hatten bei der Belagerung von Aire große Schwierigkeiten vorhergesagt, weil der Platz dergestalt unter Wasser gesetzt werden wurde, daß derselbe nur an einem einzigen Orte anzugreifen sei. Dennoch gingen die beiden Belagerungen wohl von Statten. Am 2. October ergab sich St. Venant und die Besatzung erhielt freien Abzug nach Calais. Weit länger hielt sich Aire, denn außer der größeren Widerstandsfähigkeit des Platzes wurde der Fortschritt der Belagerung durch einen Unfall gehemmt, welchen Marlborough's Truppen erlitten. Am 13. September gelang es dem französischen General Ravignac, das Pulver in die Luft zu sprengen, welches mittelst Schiffe auf der Eys in das Lager vor Aire gebracht wurde. Die Bedeckungsmannschaft wurde theilweise verjagt, theilweise gefangen genommen.

Obgleich von Eugens Heere hierbei keine Truppen anwesend waren, so bemerkte er doch diesen Unfall seines Waffengefährten, als ob er ihm selbst widerfahren wäre. Der Prinz drang aber darauf, daß man sich dadurch in der Fortsetzung der Belagerung von Aire nicht irre machen lasse. Mit außerordentlicher Anstrengung wurde das Fehlende von anderen Orten herbeigeschafft; doch erst am 8. November war man so weit gekommen, daß der Commandant sich genöthigt sah, seine Bereitwilligkeit zur Uebergabe der Festung zu erkennen zu geben. Vier Tage später entfernte sich die Besatzung nach St. Omer.

Mehr als die Schwächung der Armee, welche in den vier Belagerungen, die sie vollbrachte, nicht viel weniger als dreißigtausend Mann

eingebüßt hatte, war es das anhaltende Regenwetter, welches die Feldherren der Verbündeten von ferneren Unternehmungen abhielt. „Obgleich man an solche gedacht,“ schrieb Eugen dem Kaiser, „und die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen hat, so ist es doch eine reine Unmöglichkeit, noch länger im Felde zu bleiben“). Die Straßen waren unwegsam, die Herbeischaffung der Lebensmittel fast unausführbar geworden. Man hielt es für das Beste, die Armer in die Winterquartiere rücken zu lassen. Eugen und Marlborough machten noch die ersten Märsche mit, dann aber eilten sie über Brüssel nach dem Haag, wohin die wichtigsten Geschäfte sie zogen.

Auf dem Wege dorthin, und zwar zu Tournay, traf Eugen mit einem seiner Verwandten zusammen, an dessen Schicksalen er schon aus dem Grunde lebhaften Antheil nahm, weil er gleich ihm selbst durch König Ludwig's willkürliches Verfahren veranlaßt worden war, Frankreich zu verlassen und der Partei des Kaisers sich anzuschließen. Es war dieß der Cardinal von Bouillon, ein Schwager von Eugens Tante Marianne Mancini. Im Jahre 1643 geboren, hatte er sich frühzeitig dem geistlichen Stande zugewendet, und durch den Einfluß seines berühmten Oheims, des Marschalls Turenne, kaum noch dem Jünglingsalter entwachsen, schon den Cardinalshut erhalten. Die Höflinge von Versailles nannten ihn deshalb scherzweise „l'oursin rouge“. Reiche Äbteien wurden ihm versprochen, unter ihnen die berühmte von Glanz, und endlich ward er zum Großalmoner von Frankreich ernannt.

Bisher hatte König Ludwig das Hülhorn seiner Gnaden über das Haupt des Cardinals Bouillon ausgeschüttet. Plötzlich aber wendete sich das Blatt. Bouillon, welcher statt des Cardinals Jansen nach Rom gesendet worden war, fiel in offene Ungnade, trotz der wesentlichen Dienste, welche er dort dem französischen Hofe geleistet hatte. Er wurde von Rom abberufen und erhielt die Befehle sich nach seiner Abtei Glanz in's Eil zu begeben.

Nur nach langem Zögern und mit sichtlichem Widerstreben gehorchte der Cardinal dem despotischen Befehle des Königs. Von dem Augenblicke seiner Abreise nach Frankreich schien ihn das Glück, welches ihn früher so sehr verwöhnt, gänzlich verlassen zu haben. Er wurde in die unangenehmsten Streitigkeiten verwickelt, vom Hofe sichtlich verfolgt, und verlor endlich einen für ihn höchst wichtigen Rechtsstreit mit den Mönchen von

Staub. Dieses Ereigniß brachte einen Entschluß zur Reife, mit welchem der Cardinal sich schon seit langer Zeit beschäftigt hatte. Er konnte den Aufenthalt in Frankreich nicht länger ertragen, wo der König, die hohe kirchliche Würde des Cardinals für nichts achtend, eine Freude daran zu finden schien, ihn zu demüthigen und zu erniedrigen.

Eugen stand eben im Lager vor Donau, als der Cardinal Bouillon ihm zu wissen that, er werde Frankreich verlassen und sich nach Rom begeben. Um aber diesen Entschluß ausführen und doch im Besitze seiner Güter verbleiben zu können, bat er Eugen, ihn durch eine Streifpartei aufheben und gefangen nach seinem Lager bringen zu lassen.

Der Prinz sowohl als Marlborough, welchem ein gleiches Begehren zugegangen war, warnten den Cardinal, sich die Sache wohl zu überlegen, bevor er einen entscheidenden Schritt thue. Würde er aber auf seiner Absicht beharren, so sei eine genaue Verabredung über die Art und Weise der Ausführung dieses Planes dringend nöthig<sup>27)</sup>. Eugen zweifelte übrigens keinen Augenblick daran, daß der Zweck, welcher durch Bouillons vermeintliche Gefangennehmung erreicht werden sollte, dennoch fehlschlagen und der König von Frankreich gar leicht das ganze Spiel durchschauen und sich ungeachtet der Güter des Cardinals bemächtigen werde<sup>28)</sup>.

Der Erfolg entsprach vollständig der Erwartung des Prinzen. Schon am 21. Mai sandte er den General der Cavallerie Grafen Fels mit vierhundert Pferden nach Avène nahe bei Arras, wo Bouillon sich einfanden sollte. Obgleich ihr Zusammentreffen das erste Mal fehlschlug, so gelang es doch am nächsten Tage, und der Cardinal wurde von Eugen, welcher ihm aus dem Lager entgegenfuhr, in der vollkommensten Weise erfangen. Er sandte dem Könige Ludwig XIV. die Aufzählung aller Kassen und Wägen ein, welche er in Frankreich besaß, und nahm einstweilen zu Journay seinen Aufenthalt.

Der König von Frankreich, ungemein erbittert über den Schritt des Cardinals und über das Schreiben<sup>29)</sup>, welches derselbe an ihn gerichtet hatte, that wie Eugen vorhergesagt, und ließ ihn durch das Parlament wegen Hochverrathes den Prozeß machen, seine Güter aber mit Beschlagnahme belegen.

Aus den Gesprächen mit dem Cardinal hatte der Prinz entnommen, wie tief verlegt derselbe über die Behandlung war, welche er in Frankreich

hatte erfahren müssen. Eugen kannte die mächtigen Familienverbindungen des Cardinals, insbesondere aber den bedeutenden Einfluß, den er auf den Papst, zu dessen Wahl er mit besonderem Eifer mitgewirkt hatte, und als Decan des Cardinalcollegiums auch auf das letztere ausübte. Der Prinz bat den Kaiser, nicht nur den Cardinal seines Schutzes zu versichern, sondern ihn auch zu theilweisem Erfasse für die in Frankreich verlorenen Einkünfte eine Pension von ungefähr dreißigtausend Gulden anzubieten. Eugen verbißte sich dafür, daß Bouillon diesen Antrag nicht annehmen, sondern ihn nur als ein Zeichen kaiserlicher Gnade ansehen und um so dankbarer dafür sein werde, als ein solcher Schritt des Kaisers auf seine Gegner in Frankreich einen niederschlagenden Eindruck hervorbringen müsse<sup>29</sup>). Endlich trug der Prinz darauf an, daß dem Cardinal die erledigte Abtei St. Amand, unfern von Tournay gelegen, verbleiben werde<sup>30</sup>).

Eugens Wünsche fanden zu Wien insofern Gehör, daß der Kaiser dem Cardinal die beantragte Pension bei der Hofkammer wirklich anwies. Er möge ihn, so schrieb der Kaiser dem Prinzen, seiner und des Königs Karl beständigen Huld versichern. Man verlange dafür nicht, daß er sich öffentlich zur österreichischen Partei schlage, sondern man ziehe es sogar vor, wenn er als Decan des Cardinalcollegiums eine unparteiische Stellung einnehme, jedoch bei vorkommenden wichtigen Gelegenheiten dem Hause Oesterreich gute Dienste zu leisten erbötig sei<sup>31</sup>).

Hierbei blieb denn auch die Sache für den Augenblick auf sich beruhen. Dantrud wies Bouillon das Anerbieten einer kaiserlichen Pension zurück. Lange Zeit hielt er sich in den Niederlanden auf und erst im Jahre 1713 begab er sich nach Rom, wo er zwei Jahre später starb.

Nach mit einem anderen seiner französischen Verwandten gerieth Eugen um jene Zeit in eine noch weniger angenehme Verührung. Es war bich Philipp von Benbome, der Großprior von Frankreich, derselbe welcher während des Feldzuges des Jahres 1706 dem Prinzen in Italien gegenüber gestanden hatte und seit seinem tadelnswerthen Venthuen in der Schlacht von Cassano von Ludwig XIV. nicht mehr im Felde verwendet worden war.

Nachdem er längere Zeit in Mailand, zu Rom und in Venedig, verweilt hatte, wollte Benbome durch die Schweiz nach Frankreich zurückkehren.

hier aber fiel er in einen Hinterhalt, welchen ihm der kaiserliche Landcommissär für die durch Graubünden marschirenden Truppen und Landvogt der Herrschaft Mayensfeld, Thomas Masner, gelegt hatte.

Durch eifrige Thätigkeit in seiner Stellung war Masner dem Haffe der Franzosen verfallen. Um ihn zu strafen, lockten sie seinen Sohn, welcher im Genf den Studien oblag, über die Grenze und nahmen ihn gefangen. Masner setzte Himmel und Erde in Bewegung, um die Freilassung seines Sohnes zu erlangen, aber jede Bemühung blieb fruchtlos. Da gerieth er auf den Gedanken, sich wo möglich eines Franzosen von hoher Stellung zu bemächtigen, um gegen denselben die Auswechslung seines Sohnes zu erwirken. Mit einigen handfesten Knechten überfiel er den Großprior, überwältigte ihn und brachte ihn nach Feldkirch, von wo er nach München geführt und dem dort commandirenden kaiserlichen Feldzeugmeister Grafen Scipio Wagnl zur Obhut übergeben wurde.

Wagnl beabsichtigte seinen erlauchten Gefangenen zu größerer Sicherheit nach Graz zu bringen. Bendome aber hat flehentlich, ihn in der harten Winterzeit, es war zur Weihnachts des Jahres 1710, eine so beschwerliche Reise nicht machen zu lassen. Er erklärte an seinen Better Eugen schreiben und ihn um seine Verwendung anzufragen zu wollen. Da auch der Kaiser befohlen hatte, den Großprior mit jeder möglichen Rücksicht zu behandeln, so liess Wagnl von seiner früheren Absicht wieder jucken und behielt den Gefangenen bei sich in München <sup>16)</sup>.

Bendome war einer von jenen Menschen, welche an keinem Orte und an Niemanden einen wahren Freund besitzen. Nirgends gesucht, nirgends beliebt, hatte seine Gefangennehmung in Frankreich kein Beileid und in Wien keine Freude erregt. Durch sie wurde eher dem Kaiserhofe eine Verlegenheit bereitet, denn man sah keinen Gewinn in seiner Habsaftwerdung, und dennoch wollte man ihn nicht wieder freigeben, ohne demjenigen der ihn mit Gefahr seines Lebens gefangen genommen hatte, den erstrebten Vortheil zu sichern. Man beschloß in Wien den Großprior zu entlassen, gegen Verpfändung seines Ehrenwortes sich dort wieder einzufinden, wo es begehrt werden würde, wenn es ihm nicht gelänge, die Bedingungen zu erfüllen, an welche man seine Freilassung knüpfte. Diese waren die Erloßung der Freigebung des kaiserlichen Hauptmanns Renard, welcher

von dem französischen Botschafter Grafen du Rut in der neutralen schweizerischen Stadt Solothurn gefangen genommen worden war, die Freilassung des jungen Masner und die völlige Straflosigkeit seines Vaters für die wider dem Großprior begangene Gewaltthatigkeit.

Vendôme, auch in der Gefangenschaft das hochfahrende Wesen beibehaltend, das ihm überall Feinde gemacht hatte, verlangte unbedingte Freilassung und strenge Bestrafung desjenigen, der ihn gefangen genommen habe. Um den Streit endlich abzuschneiden, wurde ihm angedroht, er möge dem verlangten Revers unterschreiben und sein Ehrenwort geben, aber sich zur Abreise nach Grah bereit halten <sup>56</sup>).

Der Ingrimm des Großpriors, daß man seinen Wünschen kein Gehör gab und es wagte ihm Bedingungen aufzuerlegen, kannte keine Grenzen. Am heftigsten sprach sich derselbe in einem Schreiben aus, welches er am 29. Mai 1711 an Eugen richtete. Er warf ihm vor, daß er sich eines Mordschänders und Wegelagersers, wie er Masner nannte, gegen seinen leiblichen Vetter und alten Freund angenommen habe. In seiner Person sei nicht nur das Völkerecht, es seien alle göttlichen und menschlichen Gesetze freventlich verletzt worden. In der Erwartung, daß Gott dem Prinzen dereinst in der anderen Welt Rechenschaft hierfür abverlangen werde, hege er nur den einzigen Wunsch, daß ihn der König von Frankreich in den Stand setzen möge, auch noch hienieden an Eugen Rache zu nehmen <sup>57</sup>).

Eugen scheint diesen Ausbruch ohnmächtiger Wuth keiner Beachtung gewürdigt zu haben. Vendôme aber bequeme sich endlich doch zur Unterzeichnung des verlangten Reverses. Nur bat er um Verlängerung der zweimonatlichen Frist, binnen welcher die ihm auferlegten Bedingungen erfüllt sein sollten, auf einen dritten Monat. Dieß wurde ihm zugestanden, und nun begab er sich zu dem französischen Gesandten nach Solothurn, um die Erfüllung der Bedingungen seiner Freilassung zu erwirken <sup>58</sup>).

Welch einen verächtlichen Charakter Vendôme wirklich besaß, geht daraus hervor, daß er sein gegebenes Ehrenwort brach und obgleich der König von Frankreich es verweigerte den gefangenen Masner freizugeben, doch die Schweiz verließ und sich nach Rhod verflücht, wo er sich längere Zeit hindurch aufhielt. Noch drei Jahre später, zur Zeit der Verhandlungen

über den Badner Frieden, befand sich der junge Masner in französischer Gefangenschaft, und der Kaiser beauftragte seine Botschafter, auf dessen endliche Freigebung zu bringen <sup>10)</sup>. Masners Vater aber starb schon im Jahre 1712 aus Kränkung über die Gefangenhaltung seines geliebten Sohnes und über die erbitterten Verfolgungen, welche der Ueberfall auf Bendome ihm von Seite der Franzosen und seiner eigenen Landleute zugezogen hatte.

---

## Siebentes Capitel.

Es ist kein Zweifel, daß die Ergebnisse des Feldzuges in den Niederlanden nicht völlig den Erwartungen entsprachen, welche man von demselben gehegt hatte. Vier eroberte Festungen waren zwar kein zu verachtendes Resultat, Dethune aber, Arras und St. Venant erschienen zusammen nicht so wichtig, wie es etwa Arras oder Cambrai für sich allein gewesen wäre. Was jedoch als die Hauptsache galt, es war nicht gelungen, Bliard zu einer Schlacht zu bringen, und Frankreich sah sich noch immer in dem Besitze eines künftlichen Herrs, welches ferneren Fortschritten der Verbündeten Einhalt thun konnte. Die Widerstandsfähigkeit des Hauses Bourbon schien noch lange nicht so gelähmt, als man es zu hoffen gewagt hatte. Aus Spanien waren zwar glänzende Siegesnachrichten angelangt, bei Almonera, bei Saragossa hatte Guido Starhemberg die Generale des Königs Philipp auf's Haupt geschlagen und die Erwartung einer Eroberung des Landes durch König Karl selbst war nunmehr eine wohlbegründete zu nennen. Erst jedoch der König und sein Heer sich nach Madrid gewendet hatten, war ein gänzlichcs Ausbleiben aller Kunde von dort eingetreten. Seltsam contrastirte diese unheimliche Stille mit den früheren frohlockenden Nachrichten. Man wußte sich diesen Umschwung nicht zu erklären, man gerieth auf die abenteuerlichsten Vermuthungen, und an die Stelle freudiger Hoffnung trat eine peinliche Rißstimmung.

Der Grund des plötzlichen Ausbleibens jeder Kunde von dem Heere der Verbündeten in Spanien, welches inzwischen in Madrid und Toledo eingerückt war und sich in Castilien festzusetzen trachtete, lag einzig und allein darin, daß ihnen durch die feindlichen Streifpartien, durch die für König Philipp gestimmten Landleute in Castilien, durch die Besatzungen der Plätze, mit deren Belagerung Starhemberg sich nicht aufhalten zu sollen geglaubt hatte, die Verbindung mit Catalonien und dadurch mit Italien und Deutschland abgeschnitten war. Erst als Starhemberg den Rückzug antreten mußte, konnte er sie wieder eröffnen, und da blante



ste nur dazu, den verbündeten Regierungen die Nachricht von dem englischen Ausgange eines Feldzuges zu überbringen, welchen ihre Streitkräfte in so glänzender Weise eröffnet hatten.

Daß derselbe auch in den Niederlanden nicht diejenigen Resultate lieferte, auf die man gehofft, daran ist die Geschicklichkeit, welche der Marschall Bullers an den Tag legte, vielleicht mehr aber noch der wiederholenden und hemmenden Einflüß Schuß, den die Ereignisse in England auf beide Feldherren, insbesondere aber auf Marlborough, ausüben mußten.

Es ist ein schwer zu erklärender Widerspruch, wie Eugen über den Abbruch der Friedensverhandlungen frohlocken und sich mit den glänzendsten Siegeshoffnungen tragen, zu gleicher Zeit aber von den Vorfällen in England die düsterste Meinung hegen und sie für die Vorboden der schlimmsten Ereignisse ansehen konnte. Wie oft hatte er selbst gesagt, nur wenn die Verbündeten in fester Einigkeit verharren, ließen sich von der Fortführung des Krieges noch günstige Erfolge erwarten! Wie oft hatte er auf die Wandelbarkeit des Kriegsglücks hingewiesen, welches heute diesem, morgen jenem die Siegespalme zuwerfe! Wie oft hatte er wiederholt, auch der glücklichste Feldzug könne dem Hause Oesterreich keine wesentlichen Vortheile mehr beschaffen, wohl aber eine eintzige verlorne Schlacht ihm den schon mit Händen gefaßten Gewinn wieder entreißen!

Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß Eugen zu diesem sich scheinbar widersprechenden Verfahren durch die mehr und mehr festgewurzelte Ueberzeugung gebracht wurde, es sei dem Könige von Frankreich gar nicht Ernst mit der Friedensverhandlung, er denke nicht an die wirkliche Durchführung der verabredeten Bestimmungen, er wolle nur Zeit gewinnen, sich von dem erschöpfenden Kampfe etwas zu erholen und niemals werde König Philipp außer durch die Waffengewalt der verbündeten Mächte aus Spanien vertrieben werden ).

Anfangs hatte Marlborough sich bemüht, dem Prinzen die Vorgänge in England zwar als unangenehm, jedoch als solche darzustellen, welche auf die äußere Politik seiner Regierung, auf die Kriegsführung gegen Frankreich und auf Marlboroughs Stellung als britischer Oberfeldherr keinen nachtheiligen Einfluß ausüben würden ). Die Ernennung des Herzogs von Ehrensturz zum Oberfeldmarxer, ohne daß Marlborough davon

gewußt hatte, insbesondere aber Lord Sunderlands Entlassung und die Uebertragung seines Amtes an Lord Dartmouth, einen eifrigen Tory, waren wohl geeignet, auch für die Haltung Englands gegen Ruß zu trübe Befürchtungen zu erwecken. Wie nahe damit die Kriegsführung gegen Frankreich und mit dieser wieder Marlboroughs Stellung in der Regierung und im Heere zusammenhing, lag auf der Hand. Es kam alles darauf an, eine Ersetzung des Whigministeriums durch die Torypartei und eine Auflösung des Parlamentes zu verhindern, welches den Krieg bisher mit solchem Eifer unterstützt hatte.

Eugen war der Ansicht, daß hiegegen mit allen Kräften gearbeitet werden müsse, und er bat den Kaiser um Ertheilung des Auftrages an den Grafen Salas, so viel es nur immer möglich sei und ohne wider die Abolgin selbst die geringste Abneigung im Volke zu erwecken, daß gegenwärtige Ministerium zu unterstützen und einer Auflösung des Parlamentes entgegen zu wirken <sup>7)</sup>. In gleicher Thätigkeit suchte er auch durch lebhafteste Vorstellungen den Herzog von Marlborough anzuapornen.

Es reich begabt Marlborough in vielfacher Beziehung war, so besaß er doch durchaus nicht die Eigenschaft wahrhaft großer Seelen, auch im Mißgeschick eine heitere Stirne zu zeigen und die Schläge des Schicksals mit Seelenruhe zu ertragen. Leicht verlor er dann die rege Spannkraft des Geistes, die ihn sonst so sehr auszeichnete. Er wurde muthlos und niedergeschlagen und suchte bei Augen, dessen überlegene Charakterstärke sich niemals glänzender als in solchen Augenblicken zeigte, Stille, Trost und wohlmeinenden Rath. Es war es auch jetzt, als eine Exambotschaft nach der andern kam, insbesondere als Godolphin dem Herzoge die Absicht der Königin ankündigte, seine Gemalin, die Herzogin von Marlborough, ihrer Mentor zu entlassen.

Marlboroughs erster Gedanke, als er diese Nachrichten empfing, war der, durch freiwillige Niederlegung aller seiner Stellen den wider ihn gerichteten Absichten seiner Feinde zuvorzukommen. Er theilte diesen Voratz dem Prinzen, seinem bewährten Freunde mit, und bat ihn um seinen Rath. Eugen aber war nicht der Mann, ein Spiel verloren zu geben, bevor nicht jede Maßregel zur Rettung versucht, jede Aussicht auf dieselbe verschwunden war. Er bat den Herzog dringend, sich nicht zu übereilen, vor allem nicht von der Armee zu scheiden, der Königin aber ernstliche Vor-

stellungen zu machen und öffentlich zu erklären, daß er, was ihn auch treffen möge, sein eigenes Interesse der englischen Nation und dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen fest entschlossen sei \*).

Wie die Herzogin von Marlborough bezeugt, so waren es recht eigentlich Eugens Rathschläge, welche ihren Gemal bewegen, auf seinem Posten zu verbleiben \*). Beim Kaiser aber stellte der Prinz den Antrag, er möge in Erwiderung der dem Grafen Wallis kundgegebenen Entlassung Sonderlande der Königin für das bewiesene Vertrauen und für die Erklärung danken, daß dem Herzoge von Marlborough noch wie vor ihre Gnade erhalten werde. Denn was man auch wider ihn sagen möge, gewiß sei es, daß des Herzogs Verbleiben in seiner gegenwärtigen Stellung unerlässlich erscheine für das Wohl der Königin sowohl als der ganzen Allianz, nicht nur wegen der außerordentlichen Dienste, welche er während des ganzen Krieges geleistet habe, sondern auch des großen Vertrauens halber, das kaiserliche Verbündete in ihn setzten. Der Prinz bemerkte, daß die Generalstaaten bereits eine solche Vorstellung an die Königin gerichtet hätten, und bat den Kaiser, ihrem Beispiele zu folgen. Doch möge, fügte Eugen hinzu, das Schreiben des Kaisers nicht in zu starken Ausdrücken abgefaßt sein, sondern so viel als nur immer thunlich mit demjenigen der holländischen Regierung übereinstimmen, um einerseits die Königin nicht zu verletzen, andererseits aber sie selbst und die Gegner Marlboroughs in England zu überzeugen, daß hinsichtlich der Person des Herzogs kaiserliche Verbündete, insbesondere aber die beiden mächtigsten derselben, der Kaiser und die Generalstaaten, völlig einerlei Meinung seien \*).

Die Schnelligkeit, mit welcher der Kaiser Eugens Verlangen erfüllte, zeugt von dem außerordentlichen Werthe, den man zu Wien auf Marlboroughs Verbleiben in seinen Heimern und Wärbem legte. Schon am 16. Juli 1710 ergingen kaiserliche Schreiben an die Königin Anna, an Marlborough selbst, an Wallis und Sinzendorf, an des Kaisers Residenten zu London endlich, Johann Philipp Hofmann. Dem Prinzen Eugen aber dankte der Kaiser, „daß er Marlborough von einem so vortheilhaften, der gesamten Allianz und ihm selbst höchst gefährlichen Vorzuge abgehalten habe. Er solle ihn durch anhaltende Vorstellungen bei seinem jetzigen Entschlusse erhalten und unter Versicherungen des beständigen kaiserlichen Schutzes „für ihn und die Seinigen dazu vermögen, wenigstens für den gegenwärt-

„tügen Festzug in seiner Stellung auszuhalten und seiner persönlichen Verschwerde über den Anforderungen des gemeinsamen Wohles zu vergessen. Denn durch die Niederlegung seiner Aemter würde ja Marlborough die Königin zwingen, ihn durch einen Andern zu ersetzen und somit eben „dasjenige thun, was man verhindern wollte“ 7).

Eugen, welchem der Kaiser sein Schreiben an die Königin zur Einsicht übersendet hatte, theilte dasselbe auch Marlborough mit. Beide waren der Meinung, daß es ihr wirklich übergeben werden solle. Nur beauftragte der Prinz den Grafen Gallas, das Schreiben mit den lebhaftesten Versicherungen der Freundschaft des Kaisers gegen die Königin zu begleiten und ihr bemerkbar zu machen, daß nur durch dieses Gefühl des Kaisers Vorstellung veranlaßt worden sei. Denn ein ferneres Verfolgen dieses Weges müsse nicht allein der Allianz, sondern auch England selbst empfindlichen Nachtheil bereiten 8).

Zu wiederholten Malen sprach Eugen seine Hoffnung aus, das Schreiben des Kaisers werde eine günstige Wirkung hervorbringen. Gallas war nicht ganz derselben Ansicht und theilte, bevor er es übergab, dessen Inhalt dem Großschatzmeister Godolphin mit. Dieser fand es mit Wärme geschrieben und tief eingehend in Englands innere Angelegenheiten. Trotz dieses letzteren Umstandes hielt er es doch für zweckmäßig, dasselbe der Königin zu übergeben. Denn die Angelegenheit, um die es sich handle, sei noch immer keine verzweifelte. Wäre sie dieß, so würde es ein Fehler sein, ein solches Schreiben an seine Bestimmung gelangen zu lassen 9).

In der Audienz, welche Gallas erhielt, beschränkte sich die Königin darauf, ihm eine baldige Antwort zuzusagen. Sie ertheilte aber dieselbe nicht bloß schriftlich, sondern was bedeutamer war, durch Handlungen, welche den Stempel der Gesinnung, die sie hervorrief, an der Stirn trugen. Die erste derselben war die Entlassung des Großschatzmeisters Godolphin.

Eugen war entrüstet über diesen Vorgang der Königin. „Man sehe „wohl,“ schrieb er dem kaiserlichen Residenten im Haag, „daß man es mit „einer Frau zu thun habe, welche sich von schlechten Rathsirren leiten „lasse“ 10). Godolphins Verabschiedung widersprach geradezu der noch vor kurzem in so feierlicher Weise den Allirten ertheilten Zusage, daß Sunderlands Entlassung eine bloß persönliche Angelegenheit sei und

weber für die übrigen Mitglieder der englischen Regierung, noch für Marlborough weitere Folgen haben sollte <sup>11)</sup>.

Aber die Königin Anna dachte längst nicht mehr an die Erfüllung des von ihr gegebenen Wortes, oder es war ihr wohl niemals damit Ernst gewesen. Da die eigentliche Triebfeder ihrer Handlungen doch nur ihr Haß gegen die Herzogin von Marlborough war, so ließ sich jetzt schon voraussehen, daß alles was geschah, von Seite der Königin hauptsächlich auf Marlborough zielte. So heftig war ihre Erbitterung, daß Wallas berichtet, sie würde England zehnmal in Grabe gehen lassen, nur um Lady Marlborough und alles was an ihr hing, auf's empfindlichste zu verletzen <sup>12)</sup>.

Eugens angelegenlichste Sorge war, bei diesen von allen Seiten auf Marlborough fallenden Schicksalsschlägen dessen sinkenden Muth aufrecht zu erhalten, ihn mit Selbstvertrauen und mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu erfüllen. Zur Vervollführung einer solchen alles betragenden, was nur immer möglich schien, war Eugens sehnlichster Wunsch. Da schon damals erbot er sich freiwillig, selbst nach England zu gehen, um, wenn es noch an der Zeit und ausführbar sei, eine Umstimmung der Königin zu bewirken <sup>13)</sup>.

Es ist wohl kein Zweifel, daß auch Eugens Anwesenheit in England seine Wendung in den seit lange vorbereiteten und nun rasch zur Ausführung gelangenden Maßregeln der Königin hervergebracht hätte. Marlboroughs Feinde steuerten unerröthet auf das nächste Ziel los, welches sie sich gesetzt hatten, die Entfernung des Herzogs von seinen Helfern. Am liebsten wäre es ihnen freilich gewesen, wenn Marlborough durch freiwillige Entsagung ihres Ansehens und dadurch das Geköpfte einer solchen Maßregel wider einen Felsstein, der mit Englands kriegerischem Ruhme ganz Europa erfüllt hatte, von ihnen abgewälzt worden wäre. Aber Eugens dringende Vorstellungen hielten den Herzog von einem solchen Schritte zurück, zu dem er Anfangs große Neigung zeigte. Der Prins bewegte Marlborough zu dem Entschlusse, auszuharren in der Stellung, in welche ihn das Vertrauen der Königin und des Landes gebracht hatte, und die Ereignisse an sich kommen zu lassen, die ihm ein mißliches Geschick bescheren sollte.

Als Marlboroughs Betrübe hofften, der Herzog werde zu freiwilliger Absonderung zu bewegen sein, dachten sie frühzeitig daran, ihm einen Nach-

folget zu geben, und sie warfen zu diesem Ende ihre Augen auf den Kurfürsten von Hannover. Aber Eugen erklärte unumwunden, daß die Ankunft des Kurfürsten im Feldlager, um an Marlboroughs Stelle zu commandiren, der Augenblick seines eigenen Zurücktretens sein würde. Er werde sich niemals dazu entschließen, unter dem Kurfürsten zu dienen. Schon jetzt habe er nur aus Liebe und Eifer für die Sache des Kaisers und das gemeinsame Wohl sich herbeigelassen, bei einem Heere zu stehen, von welchem er nur den geringsten Theil befehlige. Zugleich mit Marlborough vermüßte er nicht zu thun, weil derselbe sein vertrauter Freund sei und das gute Einvernehmen mit ihm über die sonstigen Unannehmlichkeiten hinwegheffe. Unter dem Kurfürsten aber würde dies niemals der Fall sein können, weil es ein gar zu großer Unterschied sei, selbst zu commandiren oder unter einem Andern, insbesondere unter Jemand zu dienen, der vom Kriege nichts versteht und dessen Tugenden ganz unentrichtlich wären <sup>14)</sup>.

Diese Erklärung des Prinzen, mit welcher derselbe nur wenig hinter dem Berge hielt, erregte in England nicht geringe Verlegenheit <sup>15)</sup>. Sie mag dazu beigetragen haben, daß man einstweilen den weiteren Versuch abstand, den Herzog vom Commando des Heeres zu entfernen. Denn das konnte man leicht voraussehen, daß wenn Marlboroughs Entlassung auch Eugens Absonderung nach sich zöge, die Armee in den Händen des Kurfürsten von Hannover gar übel bewahrt wäre. Noch wagte man es nicht, es auf das Neueste abkommen zu lassen, und Marlborough blieb nach wie vor auf seinem Posten. Doch festen seine Feinde immer festeren Fuß und gar bald hatten sie das Whigministerium völlig aus dem Amte gedrängt und die Einsetzung einer aus den Tories gebildeten Regierung erlangt. Der Großschatzkanzler Harley und der Staatssekretär Sir John waren die einflussreichsten Mitglieder des neuen Cabinets.

Ungefähr um die gleiche Zeit geschah in England auch jener zweite Schritt, von welchem Eugen eine so üble Wirkung befürchtete. Das Parlament, das so lange Zeit hindurch die tapferliche Regierung der Whigpartei nachdrücklich unterstützt hatte, war aufgelöst und eine neue Wahl angeordnet worden. Mit einer wahren Erbitterung bekämpften die Parteien sich bei derselben <sup>16)</sup>, und die Aufregung, in welche das ganze Land versetzt wurde, nahm für den Augenblick das öffentliche Interesse ausschließend in Anspruch.

So nachtheilig alle diese Ereignisse in England für die Sache der Verbündeten waren, so freudig wurden dieselben in Frankreich begrüßt. „Das wir in den Niederlanden verlieren,“ sagte der Marquis von Lorch, „das gewinnen wir in England wieder.“ Man wußte in Frankreich nur allzugemein, daß kein Engländer, wer er auch sein mochte, den Herzog von Marlborough ersetzen könne. Denn es bedurfte dazu nicht allein eines erfahrenen Feldherrn, sondern zu gleicher Zeit eines ausgezeichneten Staatsmannes, und es gab keinen, welcher bei den übrigen Verbündeten in ähnlichem Ansehen gestanden wäre. Der Kurfürst von Hannover, so behauptete man schon im Voraus in Frankreich, ohne noch Eugens Erklärung hinsichtlich desselben zu kennen, werde mit dem Prinzen jenes seltsame Einverständnis nicht aufrecht zu erhalten wissen, wie es zwischen diesem und Marlborough bestand. Ja man ging sogar so weit, sich schon mit der Hoffnung zu schmücken, England werde die Subsidiengeber einstellen, welche es den deutschen Fürsten bezahle, und diesen nichts übrig bleiben, als im denselben Augenblicke ihre Truppen von dem Kriegsschauplatz zurückzurufen <sup>17)</sup>.

Durch die Wendung, welche die Ereignisse in Spanien genommen hatten, steigerte sich Frankreichs Zuversicht noch mehr. Die Unhänglichkeit der Castilier an König Philipp, die Unthätigkeit des portugiesischen Heeres, welches sich mit König Karl in Madrid hätte vertheidigen sollen, die Unterbrechung aller Verbindung mit Catalonien und daher das Ausbleiben jeglicher Hülfe und Verstärkung, die geringe Eintrocht, welche unter den Generalen der Verbündeten herrschte und insbesondere die Unthätigkeit der Engländer, alle diese Umstände waren es, welche Starhemberg nöthigte, im November 1710 den Rückzug aus Castilien anzutreten. König Philipp und Vendome folgten ihm auf dem Fuße. Im Brilhuega machten sie Stanhope und sein englisches Corps zu Gefangenen; bei Villavieja behauptete Starhemberg zwar das Schlachtfeld, er mußte aber nichtsdessenweniger mit seinem erschöpften und Mangel leidenden Heere bis über die catalanische Grenze zurückgehen.

Der einzige Umstand, welcher in dieser traurigen Lage noch einigen Trost gewähren konnte, war, daß das neue englische Ministerium sich zu eifriger Fortsetzung des Krieges in Spanien genügt zeigte. Es war eines der ersten Geschäfte des Staatssekretärs St. John, sich gegen Orlans über

die Nothwendigkeit einer energischen Kriegsführung bieselbst auszusprechen, um den König Karl endlich durch die Gewalt der Waffen in den Besitz des Landes zu setzen. Schon nach dem Einlangen der Siegesnachrichten von Alimnara und Geragossa hatte Eugen den Vorschlag gemacht, zur Vollendung der Eroberung von Spanien alle Streitkräfte, welche in Italien nur immer zu entbehren seien, nach Catalonien abzuschießen und mit denselben Starhemberg's Heer zu ergänzen<sup>17)</sup>. Das lange Ausbleiben fernere Kunde hemmte die Ausführung dieses Antrages. Als aber die kien Nachrichten aus Spanien kamen, als der Kaiser seinen Entschluß aussprach, neue Truppen dorthin zu entsenden und den dritten Theil der Kosten ihrer Unterhaltung zu tragen, da bewog sein Beispiel auch die englische Regierung zu ähnlichen Maßregeln. Die siebentaufend hundert Mann, welche Joseph zur Verstärkung seines in Spanien befindlichen Armeecorps bestimmte, wurden durch dreitaufend hundert Mann englischer Truppen ergänzt. Statt des bei Orihuela gefangenen Generals Stanhope wurde der Herzog von Argyll<sup>18)</sup>, welcher bisher unter Marlborough in den Niederlanden gebient hatte, zum Commandanten der britischen Heerabtheilung in Catalonien ernannt.

Riffiger als der Kaiser und die englische Regierung waren die übrigen Verbündeten in Bezug auf die Fortführung des Krieges in Spanien. Holland ertheilte auf das Verlangen, seine dortigen Truppen zu verstärken, nur ausweichende Antworten, der König von Preußen aber erklärte unumwunden, nicht einen einzigen Mann dahin abscheiden zu wollen<sup>19)</sup>.

Keine geringere Sorge als die Aufhebung der Verstärkungen nach Spanien machte dem Prinzen die Frage, wer in Zukunft die Streitkräfte der Verbündeten bieselbst befehligen solle. Schon zu wiederholten Malen hatte Starhemberg seine Abberufung verlangt. Die schweren Frankfeiden, welche er zu überstehen hatte, und die furchtbaren Schmerzen, die seine vielen Wunden ihm verursachten, bewiesen am besten, daß es durchaus nicht eiliger Vorwand war, wenn er erklärte, sein jetztilicher Gesundheitszustand erlaube ihm nicht länger die Fortführung eines so beschwerlichen Commando's. Die Anstrengungen des verfloffenen Feldzuges, insbesondere aber die ungeheure Hitze, die er hatte ertragen müssen, waren Ursache, daß er nun sein Aufsuchen, aus Spanien scheiden und sich nach seiner kummerde Raibach zurückziehen zu dürfen, angelogenflich wiederholte.



Es ist eine bedauerliche, aber bekannte Sache, daß nicht immer das Verdienst, sondern meistens der Erfolg einer Handlung den bestimmenden Einfluß auf das Urtheil ausübt, welches über den Handelnden gefällt wird. Gleiches trat auch am Hofe von Barcelona in Bezug auf Starhemberg ein. Der Feldzug war gescheitert, und dieß rief eine lebhafteste Missstimmung gegen denjenigen hervor, welcher ihn geleitet hatte. Man erwog nicht die wahren Ursachen des Mißlingens, man dachte nicht an all das Außerordentliche, das eben während dieses Feldzuges von Starhemberg in so hohem Maße geleistet worden war, man sah nur mehr die gegenwärtige Verdrängniß und legte eine gewisse Rölle gegen denjenigen an den Tag, der sie nicht abzuwenden vermocht hatte.

Das äußere Merkmal dieser Stimmung war die Eilfertigkeit, mit welcher König Karl sich an Eugen um Bezeichnung eines Generals wandte, der nach der Meinung des Prinzen im Stande wäre, das Kriegswesen in Catalonien in einer Weise einzurichten, daß es zum Schutze wider die unaufrichtigen Feinde wie zur Eroberung und Erhaltung der spanischen Länder anstreichend sei. Der König nannte den sächsischen General der Infanterie, von der Schulenburg, und den kaiserlichen Reitergeneral Baron Bättke, und fragte Eugen, ob er Einen dieser beiden zur Ausfüllung einer solchen Stelle für geeignet ansehe <sup>21</sup>).

Die Antwort des Prinzen, obgleich mit der gebührenden Ehrfurcht abgefaßt, enthielt doch ein leise Zurechtweisung für den König. Eugen rieth ihm, kein Mittel zu verschmähen, um den Feldmarschall Starhemberg zu bewegen, noch länger in Spanien zu bleiben. Er versicherte ihn, daß auch der Kaiser und die übrigen Verbündeten alles anwenden würden, um dieß zu bewirken. Er deutete damit an, daß trotz der Unfälle des vergangenen Feldzuges doch nirgends ein besserer Heerführer für Karl zu finden sei, als eben Starhemberg. Sollte aber dessen Gesundheit die Fortführung des Commando's unmöglich machen, so sei von all den kaiserlichen Feldmarschällen wohl nur Graf Daun zur Führung des Oberbefehls in Spanien befähigt. Aber auch dieser sei von schwacher Gesundheit und fortwährend kränklich. Handle es sich jedoch nur um Generale geringeren Grades, welche unter Starhemberg zu dienen hätten, so wären deren in genügender Anzahl vorhanden. Bättke und Schulenburg konnten jeder in seinem Fache, der Eine bei der Reiterei und der

haben bei der Infanterie, als wärdere Kesther nur selbst empfohlen werden <sup>27</sup>).

Nach von anderen Seiten wurde König Karl mit größter Entschiedenheit aufgegangen, alles zu thun, um den Feldmarschall zum Ausweichen zu bewegen. Nachherlich schrieb ihm der Kaiser darüber, niemand aber sprach unumwunden seine Meinung aus, als der vertraute Rathgeber Eustachius. Es sei gewiß, erklärte er, daß weder der Kaiser noch die Verbündeten einen andern General besitzen, welcher diesem wichtigen Commando vorzustehen vermöge, als höchstens Daun, von dem es jedoch noch sehr zweifelhaft sei, ob er dasselbe auf sich nehmen könnte. Der König solle dem Feldmarschall Starhemberg nur volles Vertrauen zeigen und mit seinen einmaligen Irrthümern Rücksicht haben, so werde derselbe ohne Zweifel mit Freude seine letzten Kräfte in Karls Diensten aufopfern <sup>28</sup>).

Da Kaiser Joseph eigenhändig und in huldvollster Weise an Starhemberg schrieb, da denselben auch sonst von allen Seiten ermunternde Briefe zuhamen, da Karl selbst sein Versprechen gegen den Feldmarschall äuberte und in langen vertraulichen Gesprächen ihn wieder zu gewinnen trachtete, da endlich Starhembergs Gesundheit sich merklich besserte, so ließ er von seinem Widerstande ab und entschloß sich, das Obercommando in Catalonien noch länger beizubehalten <sup>29</sup>).

Man glaubte einem Augenblick daran hoffen zu dürfen, daß so glücklich, wie diese Angelegenheit, welche ihrer Bedeutung nach doch immer nur im zweiten Rande stand, auch die noch weit wichtigeren Geschäfte geschlichtet werden können, die sich auf den Unterhalt des Heeres in den Niederlanden und die Fortführung des Krieges beziehen bezogen. Raslos waren Eugens Bestrebungen, zu diesem Ziel zu erreichen. Schon zu Brüssel, wo der Prinz mit Marlborough am 20. November 1710 anlangte, stellte er in der Versammlung des Staatsrathes mit eindringlichen Worten die verderblichen Folgen vor, welche es nach ziehen müßte, wenn die zur winterlichen Verpflegung der Truppen erforderlichen Vorräthe nicht aufgebracht werden könnten <sup>30</sup>). Im Haag, wohin die beiden Befehlsharer sich nun begaben, wurden die betreffenden Verhandlungen fortgesetzt. Dort fand Marlborough auch den Befehl der Königin vor, alles zur frühzeitigen Eröffnung des nächsten Feldzuges im Bereitschaft zu setzen, um den Feind von allen Seiten nachdrücklicher als je zuvor bedrängen zu können. Die Repräsentanten des Kaisers, Eugen

und Stajendorff, zeigten die größte Bereitwilligkeit hiezu, und auch die Holländer bewiesen lebhaftigen Eifer für die gemeinsame Sache. So konnte Eugen, als er am 11. December den Haag verließ, um sich über Amsterdam nach Wien zu begeben, noch immer eine, wenn gleich nur geringe Hoffnung, auf eine günstigere Wendung der Dinge mit sich nehmen.

Die Nachrichten aber, welche der Prinz nach seiner Ankunft in Wien aus England erhielt, trübten diese erstmaligere Ausichten nur zu bald wieder. Die Entlassung der Herzogin von Marlborough war vollzogen und dadurch die Stellung ihres Gatten noch mehr erschüttert worden. Seine Beliebtheit im Lande sank von Tag zu Tag, und die Mitglieder der Regierung, obwohl äußerlich zurückhaltend, bedienten sich doch jedes Mittels, um Marlboroughs Ansehen zu untergraben. Und was als das gefährlichste erschien, man erhielt schon Andeutungen auf die Ankündigung einer geheimen Friedensverhandlung zwischen England und Frankreich.

Es war ohne Zweifel eine ganz irrige Anschauungsweise des Prinzen, daß er im Laufe des vergangenen Sommers, als schon die sichersten Zeichen einer durchgreifenden Veränderung des bisherigen Regierungs-Systems in England sichtbar wurden, doch noch seine Befriedigung über den Abbruch der Weitraubenberger Conferenzen und seine Hoffnung auf Erlangung noch günstigerer Friedensbedingungen ausgesprochen hatte. Wahrhaft unbegreiflich aber ist es, daß diese Ansicht auch jetzt noch, nachdem die Dinge in England so weit gediehen waren, an maßgebender Stelle gehegt wurde. Obgleich auf einem traurigen Rückzuge aus Asien begriffen, und nachdem seine Hoffnung, sich durch die Gewalt der Waffen zu behaupten, völlig gescheitert war, schrieb doch König Karl an den Grafen Bratislaw: „Daß die Holländer diesen Sommer die französischen Minister abgekauft und der Frieden sich völlig zerklüftet, ist das Beste, das hätte geschehen können, und ist nun allemal ein günstigerer Frieden zu hoffen.“ Und in demselben Urtheil beklagt er den ählichen Stand der Dinge in England und die bösen Folgen, welche davon zu besorgen seien. In demselben Urtheil deutet er die Ursache der Befürchtung an, daß Holland sich völlig von der Allianz ablösen und allein mit Frankreich einen Friedensvertrag eingehen könnte. „Es wäre nicht das erste Mal,“ so bemerkt der König, „daß sie imgeheim Frieden gemacht und dann gesagt hätten, wollt ihr ihn annehmen, wohl und gut, wo nicht, wir haben ihn

„(schon geschlossen“<sup>26)</sup>). Im demselben Augenblicke erwähnt er der Gefahr, welche von den nordischen Varrufen und von den Türken her dem Kaiserthume entstehen würde, weist darauf hin, wie wenig man sich auf Preußen verlassen dürfe, und als diesen wichtigen Umständen gegenüber freut er sich über den Abbruch der Friedensunterhandlungen und hofft mit Zuversicht auf die Erreichung besserer Bedingungen. Wirklich eine beispiellose Verblendung, welche dem Hause Oesterreich für alle Zukunft zu unberechenbarem Schaden gereichte, und von der man sich erst zu befreien suchte, als es längst zu spät war.

Eine der ersten Sorgen Eugen's nach seiner Ankunft in Wien bestand darin, einen bestimmten Entschluß der kaiserlichen Regierung zu erwirken, wie sich dieselbe bei der neuen Wendung der Dinge in England verhalten wolle. Insbesondere lag ihm Marlborough's Schicksal am Herzen und er stimmte vollkommen der Meinung des Königs Karl bei, daß es dem Hause Oesterreich nicht nur zum Nutzen, sondern auch zur Ehre und zum Ruhme gereichen werde, Marlborough und seine Partei, welche soviel für dasselbe gethan, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen. Dem Grafen Sallas wurde eine genaue Richtschnur seines Benehmens vorgezeichnet. Was Marlborough betreffe, solle er aufs angelegentlichste vorstellen, daß Eugen mit niemand in so gutem Einvernehmen stehen könnte, wie mit ihm, und daß der Krieg niemals mit größerem Glücke geführt werden würde, als es unter dem bisherigen Commando der Hall gewesen sei. Was Sobolsky anangehe, solle Sallas sich gegen ihn ganz so benehmen wie er es früher gethan habe, außer derselbe würde eines Verbrechens überwießen. Ein solches hätte Sallas nicht zu vertheidigen, wohl aber sich zu helfen, irgend etwas vorzubringen, was zur Begründung einer Klage gegen Sobolsky benutzt werden könnte. Auch gegen die übrigen Wägen habe Sallas sich fortan so wie früher zu verhalten, ohne jedoch dem neuen Ministerium Anlaß zur Klage zu geben. Denn auch dieses sei in einer Weise zu behandeln, daß es kein Mißtrauen fasse und in der bisher kundgegebenen Absicht einer nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges erhalten werde<sup>27)</sup>.

Aber nicht nur in England gestalteten sich die Dinge in einer für das Interesse des Hauses Oesterreich unerfreulichen Weise. Auch aus den meisten übrigen Staaten Europa's, mit welchen dasselbe in kriegerischer oder friedlicher Verbindung stand, kamen wenig tröstliche Nachrichten. Die

Verleumdung des Ministeriums in England und die geheimen Eröffnungen, welche von demselben nach Frankreich gelangt sein mußten, gaben Ludwig XIV. rasch das frühere Selbstvertrauen, die frühere Hoffnung auf sein Glück, die frühere Sicherheit des Auftretens wieder. Es sei wahrhaft unfaßlich, so sagte man in der geheimen Konferenz zu Wien, wie es geschehen wäre, daß nachdem der gegenwärtige Krieg zehn Jahre hindurch mit beispiellosem Glück geführt, nachdem Frankreich der tiefsten Demüthigung unterworfen worden sei, dasselbe sich jetzt von neuem emporgerafft und eine Stellung angenommen habe, in welcher es statt die Friedensbedingungen als Geschenk von den Vertheidigern zu empfangen, sich anschide ihnen dieselben vorzuschreiben<sup>20)</sup>.

Auch die kriegerischen Unternehmungen Frankreichs sollten im künftigen Feldzuge einen Aufschwung nehmen und mehr als gegen die übrigen Verbündeten wider das Haus Oesterreich gerichtet sein. Die geheimen Nachrichten des kaiserlichen Botschafters in der Schweiz, Grafen Otto Eberhard Linsbäumgervoss, gaben Kunde von dem Plane Frankreichs, vom Oberrhein her mit ansehnlichen Streitkräften durch Schwaben nach Baiern durchzubrechen und dasselbe der Herrschaft des Kaisers wieder zu entreißen. In Spanien hatte sich Ludwig XIV. nicht damit begnügt, das Heer des Königs Karl zum Rückzuge nach Catalonien gezwungen zu haben. Im tiefsten Winter handte er den Herzog von Roallles mit achtzehntausend Mann von Rouffillon her über die catalonische Grenze. Roallles eroberte Gerona, suchte dem Herzoge von Vendome in der Ebene von Nîmes die Hand zu bieten, und bedrohte Barcelona. Die Verhältnisse, in welchen sich Ludwig Karl damals befand, erschienen jetzt nicht weniger mißlich als sie es nach der Schlacht von Almansa gewesen waren.

Jedoch nicht allein von Frankreich aus drohte dem Hause Oesterreich Gefahr. Im Osten seiner Erbländer waren die Aussichten in die Zukunft gleichfalls trüb genug. Noch befand sich König Karl XII. auf osmanischem Gebiete, und der erblitterte Kampf mit Rußland, in welchem er von der Pforte unterstützt wurde, dauerte ungebrochen fort. Gegen die Türken und Schweden, berechnete man zu Wien, so werden sie sich in ganz Polen ausbreiten und außer Sachsen auch noch die kaiserlichen Erbländer mit Krieg überziehen. Siegt aber Rußland, so wird es sich in das türkische Gebiet am rechten Ufer der Donau werfen und unangesehen bis Constan-

Staapel verbringen, „welch letzterer Fall für das Haus Oesterreich ein „kann geringeres Uebel als der erster sein würde“<sup>29)</sup>.

So lang es selbst nicht in Gefahr war, hatte Rußland von der Defensivallianz nichts hören wollen, welche ihm durch den kaiserlichen General Grafen Wilczel im Auftrage seines Monarchen angeboten wurde, um die Pforte vom Friedensbruche abzuhalten und die ungarischen Insurgenten zu hindern, beim Czar Schutz und Hülfe zu suchen. Damals hatte Peter fortgefahren, dem Bevollmächtigten Rascey's Befehle zu geben, die Ansichten, welche ihm derselbe auf Rußlands verlässige Herrschaft in Ungarn eröffnete, mit glühendem Auge anzusehen, die Pläne, die darauf abzielten, mit Verliebe zu beugen und sich deren Durchführung für die Zukunft offen zu halten. Nun aber, wo Rußland in Nachtheil gerathen war und die Bedrohung durch die Türken schonte, wollte es plötzlich eine Offensivallianz mit dem Kaiser erzwingen.

Der König, welchen der Czar zur Erreichung dieses Zieles einschlug, erwies sich jedoch durchaus nicht als der rechte. In ziemlich harten und bestehenden Ausdrücken war die Vorstellung abgefaßt, in welcher der russische Gesandte Urbich den Kaiser zu thätigem Beistande wider die Pforte, und zur Zusammenziehung von Truppen gegen das Armeecorps, welches unter dem schwedischen General Craßan im Pommern stand, aufforderte. Urbich war ein so unruhiger und excentrischer Mann, daß Eugen nicht begriff, warum ihn der Kaiserhof nicht schon längst von Wien entfernt habe<sup>30)</sup>. Der Charakter, welcher ihn dem Prinzen so widerwärtig machte, sprach sich auch in demjenigen aus, was von ihm herrührte. Der Kaiser sollte, so lautete sein Begehren, den König von Schweden als offenbaren Reichsfeind in die Acht erklären, und ihn, wie es mit andern Fürsten geschehen sei, seiner im Reiche gelegenen Länder entsetzen.

Eugen widerrieth mit Entschiedenheit die Erfüllung dieses Verlangens, und die übrigen Mitglieder der Conferenz stimmten seiner Meinung bei. Der Kaiser konnte, so erklärten sie einstimmig, sich im gegenwärtigen Augenblicke auf eine Offensivallianz gegen die Pforte nicht einlassen. Der Abschluß eines solchen Bundes mit Rußland würde das Signal zu einem Einbruche der Türken in Ungarn geben und hierdurch der schon so weit vorgeschrittene Pacification dieses Bundes gestört, die Kriegsfackel in denselben von neuem entzündet werden.

Denn Ungarn war ja der einzige Punkt, auf welchem die Lage der Dinge sich zu Gunsten des Kaiserthums verändert hatte. Wo immer ein Zusammenstoß zwischen den Insurgenten und den kaiserlichen Truppen stattfand, blieben die letzteren im Vortheil. Neuhäusel wurde genommen und endlich ergab sich auch Erlau, welches sich so lange tapfer vertheidigt hatte. Der Oberkommandant Franz Khevenhüller, früher Rittmeister in einem kaiserlichen Infanterieregimente, trug das meiste zur Uebergabe bei<sup>21)</sup>.

Es war aber kein ungünstiger Umstand, daß in dem Augenblicke, in welchem die eigentliche Kriegesarbeit vollbracht schien, der Feldmarschall Graf Peister krankheits halber das Feld verlassen mußte. Graf Johann Bálffy, im verfloßenen Jahre gleichfalls zum Feldmarschall ernannt, trat an seine Stelle.

Gleich seinem Bruder Miklós hatte Johann Bálffy durch sein Beispiel den Ungarn den Beweis geliefert, daß sich die glühendste Liebe zum Vaterlande mit der unerschütterlichsten Anhänglichkeit an den Monarchen gar wohl vereinigen lasse, ja daß jene durch diese erst recht zur Geltung gelange. Selbst diejenigen, welche Bálffy als Gegner bekämpft hatten, waren von der Redlichkeit seines Willens überzeugt und erkannten mit voller Bereitwilligkeit die Uneigennützigkeit seiner Bestrebungen an. Daher war Bálffy ohne Zweifel die geeignetste Mittelsperson, welche den so lang anhaltenden blutigen Kampf zu friedlichem Abschlusse zu bringen vermochte.

Schon seit geraumer Zeit hatte Khevenhüller die Hoffnung aufgegeben, daß die von ihm vertheidigte Sache die Oberhand behalten werde. Er der früher mit solchem Uebermuth die an ihn gelangenden Vorschläge zurückgewiesen hatte, war schon zu Ende des Jahres 1709 mit Vorschlägen hervorgetreten, hatte seine guten Absichten bekundet und darauf hingewiesen, daß wenn der Kaiser nicht die Hand zum Frieden bieten wolle, die in Ungarn ausgebrochene furchtbare Seuche mittelst der Truppen noch in die kaiserlichen Erbländer eingeschleppt werden würde. Unter demselben Vorwande, die Weiterverbreitung der Seuche zu verhindern, hatte er einen einstweiligen Waffenstillstand beantragt<sup>22)</sup>.

In Wien aber erkannte man allzuwohl, daß Khevenhüller vor der Hand sich nur vor den kaiserlichen Truppen schützen wolle, welche ihn von allen Seiten umdrängten. Man ging daher auf seine Vorschläge nicht ein, sondern setzte vielmehr die Kriegsoperationen während des Jahres 1710 mit

Hier fort. Nachdem Johann Pálffy das Obercommando übernommen hatte, verfügte er sich mitten im tiefen Winter nach Debreczin, um sich mit den aus Siebenbürgen kommenden zwei Cavallerie-Regimenten zu vereinigen. Dort hin schrieb ihm Alexander Karolich, versicherte ihn seiner Ergebenheit für das Kaiserhaus und bat in mündlicher Unterredung zu Pálffy kommen zu dürfen<sup>24)</sup>.

Des Feldmarschalls Antwort war in jeder Beziehung seiner eigenen Stellung und dem Ansehen des Monarchen angemessen, welches er betrat. „Wenn Karolich es aufrichtig meine, sich unbedingt und wahrhaft „demüthigen wolle, seine Fehler zu bereuen und des Kaisers Gnade annehmen beabsichtige, so werde er nicht“, schrieb ihm Pálffy, „der Kaiser werde ihn seine angeborne Milde, obgleich er sie keineswegs verdient habe, dennoch angedeihen lassen.“

Karolich besann sich seinen Augenblick, die ihm dargebotene Hand zur Versöhnung wirklich zu ergreifen. In der Hoffnung aber, nicht nur für sich Begnadigung zu erlangen, sondern sich durch Ausdehnung derselben auf Rakocz und somit durch Beendigung der ganzen Insurrection noch ein wesentliches Verdienst zu erwerben, bat er auch Rakocz zu der beabsichtigten Zusammenkunft mitbringen zu dürfen. Denn der Fürst wünsche lebhaft sich mit Pálffy besprechen zu können<sup>25)</sup>.

Der Feldmarschall erwiderte, er besitze hinsichtlich Rakocz's keine Vollmacht und müsse sich daher darauf beschränken, dasjenige anzuhören was derselbe ihm mittheilen wolle.

Am Abend des 30. Jänner 1711 trafen Pálffy, Rakocz und Karolich in Baja in dem Hause der Familie Baj zusammen. Rakocz zeigte sich bereit in einem Briefe an den Kaiser seine Unterwerfung zu erklären. Wenn dies geschehe, so werde dem Fürsten, ließ Pálffy ihn hoffen, völlige Verzeihung und Wiedererlangung in seine Güter zu Theil werden. Auf Siebenbürgen aber müsse er unbedingt verzichten. Um das Friedensgeschäft leichter in Gang zu bringen, ließ Pálffy sich herbei, einstweilen einen Waffenstillstand einzugehen.

Es ist von Interesse zu beobachten, welch verschiedenartigen Eindruck die Nachricht dieser Vorgänge in Ungarn auf die vornehmsten Rathgeber des Kaisers hervorbrachte. Eugens unumwundene Erklärung war ganz der Ansicht treu, welche er seit Jahren über die Insurrection ausgesprochen



hätte. „Dem Großen Pálffy sei ein Verweis zu ertheilen“, so meinte der Prinz, „weil er, wenn gleich nur auf wenige Tage, einen Waffenstillstand mit Rakoczj habe eintreten lassen, um sich mit demselben zu besprechen. Es sei nicht gut, daß man diesen Rebellen so große Hoffnungen gebe und sie mit so vieler Güte behandle.“

Insbesondere war aber Eugen erzürnt über Rakoczj's Schreiben, welches Pálffy von demselben angenommen und eingesehen hatte. „Auch dafür sei Pálffy zu tadeln. Wenn Rakoczj dem Kaiser schreiben wolle, so habe er dies in der Form zu thun, welche für einen Unterthan sich gezieme. Wer binnen vierzehn Tagen die Waffen niederlegt und Treue gelobt, der soll begnadigt und im Besitze seines Gutes bis zum Werthe von zehntausend Gulden gelassen werden. Zur Einrichtung des wiedergewonnenen Landes sei eine Commission niederzusetzen, welche ihre Wirksamkeit auch auf die Grenze auszuweiten habe.“ Es ist für Eugen bezeichnend, daß er ausdrücklich die Beziehung von „Gelehrten“ zu dieser Commission verlangte<sup>26</sup>).

Von den übrigen Mitgliedern der Konferenz war es nur Seilern, welcher sich in ähnlichem Sinne wie Eugen aussprach. Karolci sollte sicheres Geleit erhalten um nach Wien zu kommen und sich der Gnade des Kaisers zu unterwerfen. Aber nicht als Abgesandter Rakoczj's, sondern nur im eigenen Namen habe er zu erscheinen und dadurch sein Leben und seine Güter zu retten. Für Andere eine Unterhandlung zu führen dürfe ihm nicht gestattet werden.

Aber trotz dieser scharfen Aeußerungen gewannen doch die Stimmen, welche zur Milde riefen, die Oberhand im Rathe des Kaisers. Zwar kam Eugen noch einmal darauf zurück, daß es zu viel gefordert sei, derlei „verstoßte Rebellen“ zu begnadigen, welche so namenloses Unglück verursacht und so oft die Gnade des Kaisers verächtlich von sich gewiesen hätten<sup>27</sup>). Aber Joseph I. folgte der Eingebung seiner großmüthigen Denkungsart, indem er beschloß, dem Fürsten Rakoczj vollständige Amnestie angedeihen und ihn im Besitze seiner Güter zu lassen, wenn er binnen drei Wochen die noch in seiner Gewalt befindlichen Plätze dem Kaiser übergebe, wenn er Unterwerfung und Treue gelobe<sup>28</sup>). Der Hofkriegsrath Locher von Rudenheim wurde nach Ungarn abgesendet, um bei den betreffenden Verhandlungen dem Großen Pálffy zur Seite zu stehen.

Dieselben waren kaum noch angelüpft, als von der Pforte ein Schritt geschah, welcher den Insurgenten jede Aussicht auf eine Unterstützung von dieser Seite, wenn darauf noch irgend zu hoffen gewesen wäre, vollends hätte benehmen müssen.

Best entschlossen alle ihre Streitkräfte gegen Rußland zu vereinigen und sich dieses immer mächtiger werdenden Feindes mit einem Schlage zu entledigen, wünschte auch die Pforte jede Reibung und darum etwa entstehende Feindseligkeit mit dem Kaiser zu vermeiden. Sie wollte denselben versichern, daß die Ansammlung einer bedeutenden Truppenzahl in der Nähe der siebenbürgischen Grenze nur gegen Rußland, nicht aber gegen die Länder des Kaisers gerichtet sei. Zur Befräftigung dessen beschränkte sie sich nicht allein auf die Bethenerung nachbarlicher Freundschaft, sondern sie wünschte sogar die Verlängerung des Carlowitzer Friedens zu erwirken. Um dieses Ziel zu erreichen, entschloß sie sich zur Abwendung eines eigenen Bevollmächtigten an den Kaiserhof.

In der damaligen Zeit, in welcher die Pforte der Periode ihrer höchsten Macht und Kraftentfaltung näher stand, hatte sie noch nicht das Bestreben wie jetzt, europäische Sitten und Gebräuche nach den Gesetzen des Despotismus zu verpflanzen. Sie setzte vielmehr ihre eigenen Einrichtungen bei den übrigen Staaten voraus, aber gab sich wenigstens gern den Schein, dieß zu thun. So stellte sie sich an, als ob ihrer Ansicht nach der Präsident des kaiserlichen Hofkriegsrathes zu Wien dieselbe Stelle bekleide, wie der Großwesir zu Constantinopel. So hatte sie es mit Räthiger Starshenberg, so mit Ludwig von Baden gehalten, so hielt sie es nun auch mit Eugen. Ihrem Bevollmächtigten Weiskullaß Aga wies sie mit dem Gegenstande seiner Sendung einzig und allein an denjenigen, welchen sie für des Kaisers Großwesir anah. In den Beträgen waren denn auch die Unglaubigkeitschreiben des türkischen Abgesandten gerichtet.

Am 7. Februar 1711 hatte Weiskullaß Aga Constantinopel verlassen und gerade zwei Monate nach seiner Abreise von dort traf er zu Wien ein. Zwei Tage später, am 9. April, erhielt ihn Eugen in seinem Palaste in der Himmelfahrtsgasse feierliche Audienz. In prächtigem Aufzuge durchfuhr der Abgesandte des Sultans die Straßen der Kaiserstadt. Eugen empfing ihn, auf einer Art von Thronessell sitzend, und umgeben von den Trägern der wichtigsten Aemter in der Regierung und im Heere. Stehend

und mit entblößtem Haupte hörte der Prinz die in türkischer Sprache gehaltenen Worte des Bevollmächtigten, und erhielt aus dessen Händen das Beglaubigungsschreiben. Hierauf dankte er im Namen des Kaisers für die Versicherung des Freundschaftsverhältnisses, welches der Sultan zwischen den beiden Regierungen anrecht erhalten wolle. In dem Privatgespräche, das sich sodann entspann, befragte der Prinz den Aga über die Art und Weise, in welcher seine Regierung das Geschüz, das sie zum Kampfe wider die Russen nöthig habe, in's Feld zu bringen beabsichtige. Es wurde geantwortet, daß man die schweren Geschüze auf dem schwarzen Meere einzuschiffen, die leichten Feldstücke aber bei der Armee mitzuführen gedenke.

Erst bei der zweiten und dritten Audienz, welche am 13. und 15. April erteilt wurden, kamen die eigentlichen Geschäfte zur Sprache. Was Polen betreffe, erklärte die Pforte, daß sie dieses Reich weder mit türkischen noch tartarischen Truppen bekriegen wolle. Aber sie werde auch das Verbleiben russischer Truppen daselbst nicht dulden und sie verlange, daß die beiden Festungen, welche die Russen daselbst innehätten, den Polen wieder abgetreten werden sollten.

Hinsichtlich des Hauptzweckes der Sendung, der Verlängerung des Carlwiger Friedens, bemerkte Eugen dem türkischen Bevollmächtigten, es sei dieß ein Gegenstand von so großer Wichtigkeit, daß eine so schnelle Entscheidung darüber nicht erfolgen könne. Jedenfalls werde er die Sache dem Kaiser vortragen und es müßten auch die übrigen am Carlwiger Frieden theilhaftigen Mächte darüber vernommen werden<sup>20</sup>). Eufullah Aga erklärte sich damit einverstanden und am 19. April verließ er Wien, um nach seinem Vaterlande zurückzukehren.

In der Zeit, als der türkische Bevollmächtigte in Wien verweilte, war der Abgesandte einer andern Macht daselbst anwesend, welcher, wenn er gleich nicht wie Eufullah durch den orientalischen Pomp seines Auftretens die Augen der Menge auf sich zog, doch durch die Bedenklichkeit und das Ansehen seiner Person jenen weit überstrahlte. Es war dieß Charles Mordaunt Earl von Peterborough, jener berühmte Engländer, dessen abenteuerliche Kriegsfahrten und excentrisches Wesen seinen Namen durch ganz Europa bekannt gemacht hatten. Peterborough hatte seinerzeit den jungen König Carl von England an die catalonische Küste geführt. Er

hätte wesentlich mitgewirkt zu der Einnahme von Barcelona, zur Ausbe-  
haltung der Macht König Karls über Catalonien und Valencia, zu dem ersten  
Zuge seiner Truppen nach Madrid.

Aber trotz dieser unläugbaren Verdienste, welche Peterborough sich  
um die Sache des Hauses Oesterreich erworben hatte, war doch sein Ver-  
hältnis zu dem Könige Karl gar bald ein gespanntes, zuletzt ein untrüg-  
liches geworden. Der Lord war ein glänzender, niemals aber ein verstan-  
diger Führer, und die Pläne, die er entwarf, so wie die Art und Weise,  
in welcher er sie ausführte, bewiesen klar, daß er weit mehr von einem  
Abenteurer als einem Feldherrn an sich hatte. Das herrische Wesen Peter-  
boroughs, die ungestüme Art, mit welcher er jede seiner Forderungen  
durchzusetzen versuchte, die Drohungen, die er bei dem kleinsten Wider-  
spruche sich erlaubte, verletzten den König tief. Er schätzte sich darnach, von  
Peterborough befreit zu werden, und als derselbe endlich in heftigem  
Ummuth über die übrigen Generale Spaniens verließ und dem Herzoge  
von Saboya zu Hülfe ziehen zu wollen erklärte, so fand sich niemand,  
welcher ihn zum Bleiben beredete. Jeder war froh, des rauhen Mannes  
los zu werden, welcher es verstanden hatte, Alle zu beleidigen und ver-  
maßen gegen sich aufzubringen, daß man darüber seiner großen Verdienste  
völlig vergaß.

Auders war doch jedoch in England, wo die reine Ritterlichkeit  
Peterboroughs und der Ruhm, den er dadurch errungen, dem National-  
stolze schmeichelte, während man von seinen üblen Leidenschaften dort  
weniger zu leiden hatte. Da seine Eifersucht wider Marlborough und seine  
Feindschaft gegen denselben bekannt war, so liebte es besonders die Tory-  
partei, ihn als ihren Helden dem berühmtesten Feldherrn entgegenzustellen,  
welchen England je besaß. Erst vor kurzem war ihm, aus Anlaß einer  
unernstlichen Discussion, welche sich im Hause der Lords über die Krieg-  
führung in Spanien erhoben hatte, der Dank dieses Hauses ausgesprochen  
worden. Nun fandte ihn das neue Ministerium, zu dessen Partei er sich  
völlig schlug, nach Wien, um mit dem Kaiserhofe die notwendigen  
Maßregeln zu energischer Fortführung des Krieges, insbesondere in  
Spanien zu verabreden. Außerdem sollte Peterborough einen Versuch  
machen, den Zwiespalt des Hauses Oesterreich mit dem Herzoge Victor  
Amadeus von Saboya, welchem er leidenschaftlich ergeben war, von

Grund und zu beseitigen und dadurch den Herzog wieder zu lebhafterer Theilnahme an den Feindseligkeiten gegen Frankreich zu gewinnen.

Was Eugens Wirkung über den Gegenstand der Marston'schen Petition betraf, so hatte er sich immer und noch während seiner jüngsten Anwesenheit im Haag für die Entsendung ansehnlicher Streitkräfte nach Spanien ausgesprochen. Denn um jeden Preis sei König Karl, wenn er auch nicht das Land zu erobern vermöge, wenigstens in achtunggebietender Stellung zu erhalten. Seine völlige Vertreibung aus Spanien, mit welcher die Feinde drohten und die er selbst lebhaft befürchtete, müsse durchaus unmöglich gemacht werden. Hinsichtlich desjenigen Theiles der Vorschläge Marston's aber, welche den Herzog Viktor Amadeus betrafen, wünschte Eugen der Ausgebung seiner Meinung und der Abstimmung in der Konferenz entzogen zu werden, weil er selbst als Mitglied des Hauses Savoyen und naher Verwandter des Herzogs bei der Sache theilhaftig sei<sup>29</sup>). Das angelegentlichste Begehren des Prinzen war, sich baldigst nach den Niederlanden begeben zu dürfen, wohin Marlborough durch oft wiederholte und dringende Schreiben ihn rief.

Des Herzogs mächtige Feinde in England schienen einstweilen damit zufrieden zu sein, alle diejenigen entleert oder gestört zu haben, welche Marlborough als Stützen seines Aufsehens und seiner Macht gebient hatten. Ihn selber verschonten sie eine Zeit lang mit ferneren Angriffen, sei es, daß sie die öffentliche Meinung in England als noch zu günstig gestimmt für den Herzog ansahen, um seinen Sturz jetzt schon ungestraft herbeiführen zu können, sei es, daß sie Niemand wußten, welchen sie an seine Stelle zu setzen vermocht hätten. In es schien in der letzteren Zeit sogar wieder ein besseres Verhältniß zwischen Marlborough und den neuen Ministern eingetreten zu sein<sup>30</sup>).

Da man ihm das Obercommando des Heeres gelassen hatte, so fühlte Marlborough wohl, daß er, wenn in irgend einer Weise, nur durch glänzende Kriegesthaten sich unentbehrlich zeigen und wenigstens theilweise wieder zu der verlorenen Macht gelangen wüßte. Er eilte deshalb frühzeitig nach dem Haag, um daselbst die Vorbereitungen zu baldiger Eröffnung des Feldzuges zu beschleunigen. Dort fand er jedoch alles in einem so wenig erfreulichen Zustande, daß er daran verzweifelte, ohne Eugens Beistand und Hilfe seinen Zweck erreichen zu können. Er beschwor daher

den Prinzen, sich so bald als nur immer möglich nach den Niederlanden zu begeben. Er behalt sich vor, folgte Marlborough hinzu, ihm bei ihrem ersten Zusammentreffen mündlich all die Demüthigungen zu berichten, die er habe erdulden müssen. Er bat den Prinzen, durch Bratislawa dem Kaiser seine Ehrfurcht bezeigen und denselben seiner Bereitwilligkeit versichern zu lassen, bis zum Ende seines Lebens seine Ruhe und dasjenige, was ihm das Liebste auf Erden sei, dem Interesse des Hauses Oesterreich und der gemeinsamen Sache aufzuopfern<sup>41)</sup>.

Innerhalb wenig Tagen folgte diesem Schreiben ein zweites von Marlboroughs Hand, in welchem er Eugen unverweilt Andrust im Haag nochmals als unerlässlich darstellte, ihn „im Namen Gottes“ beschwor, seine Reise zu beschleunigen<sup>42)</sup>, und die Hoffnung aussprach, daß ihn diese Zeilen gar nicht mehr in Wien antreffen würden. Zu Marlboroughs großem Bedauern war dieß jedoch der Fall. Die ungarischen und türkischen Angelegenheiten, für den Kaiserhof von so unermeßlicher Wichtigkeit, festelten den Prinzen noch in Wien. Auf Marlboroughs wiederholte und immer dringendere Aufforderungen versicherte ihn endlich Eugen mit Bestimmtheit, am 16. oder 17. April im Haag eintreffen zu wollen. Marlborough erklärte den 20. April als den letzten Termin, bis zu welchem er Eugen selbst erwarten könne, denn dann dürfe er es nicht länger verschieben, sich zur Armes zu begeben<sup>43)</sup>.

Die verspätete Andrust des türkischen Bevollmächtigten verzögerte Eugen's Abreise länger als er es erwartet hatte. Wenn er sich jedoch vor dessen Eintreffen von Wien entfernt hätte, so würde dieß die Partei, deren Abgesandter eigens am den Prinzen gewiesen war, aufs äußerste verletzt haben. Dieß mußte unter den damaligen höchst gefährlichen Umständen sorgfältig vermieden werden. Eugen konnte daher nicht mehr thun, als sich am frühesten Morgen nach dem Tage, an welchem er dem türkischen Aga die letzte Audienz erteilt hatte, auf die Reise nach den Niederlanden begeben.

In seinem lebhaftesten Schmerze mußte er dieß in einem Augenblicke thun, in welchem ein Ereigniß zu befürchten war, das mit einem einzigen Schläge die Lage der Dinge vollständig zu verändern drohte.

## Achtes Capitel.

Es war eine düstere, Unheil vorhersehende Ahnung, wenn seit einer Reihe von Jahren der treue Bratislawa in seinen vertrauten Briefen an den König Karl darauf hinwies, daß der Kaiser die natürlichen Blätter noch nicht überstanden habe und man daher jeden Augenblick auf seine Erkrankung, auf seinen Tod gefaßt seyn müsse. Bei einem jungen Manne im vollsten Lebensalter, wie der Kaiser war, erschien jedoch ein solches Ereigniß so unwahrscheinlich, daß es, wenn gleich Bratislaw's Warnung auf König Karl Anfangs einigen Eindruck hervorgebracht hatte, doch bald wieder außer alle Berechnung fiel. Die glücklichen Kriegserfolge machten, daß Karl sich im voraus daran gewöhnte, die spanische Monarchie, auch diejenigen Theile derselben, welche er noch nicht besaß, als sein Eigenthum anzusehen; daß er immer weniger den Gedanken Raum gab, jemals zur Herrschaft in den deutschen Ländern seines Hauses berufen zu werden. Da geschah plötzlich dasjenige, wodurch alle diese Berechnungen gestört und Bratislaw's Ahnungen in vollem Umfange bestätigt wurden.

Am 7. April des Jahres 1711 wurde der Kaiser von einem Unwohlsein befallen, welches bald darauf einen bedenklichen Charakter annahm. Schon drei Tage später zweifelte man nicht mehr, daß die so sehr geschätzten natürlichen Blätter es seien, an denen der Kaiser litt. Am 11. April kamen in der geheimen Konferenz, welcher nur Trankon, Eugen, Seckau und Bratislawa beizuoheten, die Vorschläge zur Sprache, welche der Hofkanzler Seckau über die Art und Weise machte, in der nach dem etwaigen Tode des Kaisers und bis zu Karls wirklichem Regierungsantritte die Geschäfte geleitet werden sollten. Denn Niemand zweifelte daran, daß auch in den deutschen und ungarischen Erbländern einzig und allein dem Könige Karl die Erbfolge gebührte. Sämmtliche Anträge Seckau's wurden einstimmig genehmigt.

Noch hoffte man aber darauf, daß dieses Uebel, für welches man Vorkehrung treffen zu müssen glaubte, nicht wirklich eintreten werde. Die

Krankheit nahm Anfangs einen so gutartigen Verlauf, daß man einen günstigen Ausgang desselben erwarten durfte. Noch am Nachmittage des 16. April sah der Obersthofmeister Trautson — er war am Josephstage dieses Jahres in den Fürstenstand erhoben worden — den Kaiser und fand ihn zwar mit Blattern bedeckt, diese aber schienen von einer so wenig gefährlichen Art, daß Trautson alle Hoffnung auf Genesung setzte. Die ganze Umgebung des Monarchen, die Ketzze, insbesondere aber die verwitwete Kaiserin, welche Tag und Nacht an dem Lager ihres Sohnes aufharrte, theilten diese Meinung. Eugen, dessen Abreise nach den Niederlanden durchaus nicht länger aufzuschieben war, ließ den Kaiser beklagen bitten, ihn gleichfalls sehen und sich von ihm verabschieden zu dürfen. Joseph aber, welcher in der schweren Krankheit seine volle Bestimmung und auch seine Herzensgüte bewahrte, antwortete es streng, den Prinzen an sein Lager kommen zu lassen. Er wußte, daß derselbe die Blattern gleichfalls noch nicht überstanden habe, und nichts wäre dem Kaiser peinlicher gewesen, als Eugen, dessen das Haus Oesterreich so nothwendig bedurfte, einer Ausfuchung aussetzen. Joseph verlangte vielmehr, daß Eugen unverzüglich seine Reise antrete. Mit schwerem Herzen, jedoch nicht ohne der jüdischen Hoffnung Raum zu geben, daß das Leben des Kaisers, an welchem er mit wahrhafter Liebe hing, nicht verloren sein werde, verließ der Prinz am frühesten Morgen des 18. April die Hauptstadt.

An eben diesem Tage aber scheint eine ungünstige Wendung in dem Befinden des Kaisers eingetreten zu sein. Am 17. April, zwischen zehn und elf Uhr Vormittags, verschied er, durch seinen Tod der Gasse seines Hauses empfindlicheren Nachschall zufügend, als dieß durch die letzte Niederlage hätte geschehen können. Denn abgesehen von dem Verluste, welchen das Ableben eines wohlwollenden und ebdenkenden Monarchen immer verursacht, ließ Joseph seine Kinder in einem Zustande großer Verwirrung, die Regierung desselben aber ohne alle Vorsorge zurück. Eine solche wäre jedoch um so nöthiger gewesen, als sein Bruder und Erbe sich in einem fernem Lande befand und in einen blutigen Krieg verwickelt war, welcher während der letzteren Zeit für ihn einen höchst ungünstigen Verlauf genommen hatte.

Es war ein Glück für das Kaiserthum, daß die Männer, welche damals dem Thron am nächsten standen, von erprobter Treue, den unerr-



(schütterlicher Maßlosigkeit an ihr Herrscherthum befeelt waren und nur dessen Wohl, sonst aber keine andere Rücksicht im Auge hatten. Ihnen gelang es, das schwankende Schiff glücklich hindurchzusteuern durch die Klippen, die es von allen Seiten bedrohten. Prinz Eugen von Savoyen, Fürst Leopold Trautson, Johann Friedrich Freiherr von Seilern und Graf Johann Wenzel Bratislav waren diejenigen, welche sich damals als die getreuesten Diener des Kaiserhauses, als die wahren Stützen des Thrones glänzend bewährten. Die Gutmüthigkeit ihrer Beschlüsse und die Zweckmäßigkeit der Mittel, welche sie ergriffen, rechtfertigten von neuem die glückliche Wahl, die der Kaiser getroffen hatte, als er die wichtigsten Geschäfte in ihre Hände legte).

Noch während der Krankheit des Kaisers hatten die Mitglieder der geheimen Konferenz den Beschluß gefaßt, für den Fall seines Todes der Kaiserin Mutter Eleonore Magdalena die Regentschaft bis zur Ankunft ihres jüngeren Sohnes, des nunmehrigen Erbprinzen sämtlicher österreichischer Länder, zu übertragen. Denn sie sei es welcher dieselbe, so meinte wenigstens Bratislav, „*de jure et convenientia*“ gebühre).

Das letztere war allerdings im vollsten Maße der Fall. Denn Niemand gab es damals im Kaiserhause, welcher zur Führung der Regentschaft in jeglicher Beziehung tauglicher gewesen wäre, als die erlauchte Mutter des verstorbenen Kaisers und des gegenwärtigen Thronerben. Ob sie ihr aber auch rechtlich gebühre, ob nicht die Kaiserin Amalie, Josephs Wittve, eben so viel, ja vielleicht noch mehr Anspruch darauf gehabt hätte, mag billig in Zweifel gezogen werden. Gewiß aber war es gut, daß man sich nicht in lange Erörterungen darüber einließ, daß man nicht zu ängstlich den Rechtspunkt im's Auge faßte, sondern lieber an einem raschen Entschlusse schritt, wie das Wohl der Gesamtheit ihn forderte.

Noch am Tobestage des Kaisers ward die große Konferenz berufen, welcher statt des abwesenden Eugen auch der Vicepräsident des Hofkriegsrathes Graf Leopold Herberstein beigezogen wurde. Der Beschluß, der Kaiserin Mutter einstweilen die Regierung zu übertragen, wurde einstimmig angenommen, der Oberhofmeister Fürst Trautson aber an die Kaiserin Amalie zur Bezeugung des Beileides und der Ergebenheit entsendet. Zwei Couriere wurden nach Barcelona abgefertigt, um dem Könige Karl die

Erkenntnis zu überbringen und ihn zu bewegen, sich ohne längeren Zeitverlust einzuschiffen und nach Wien zurückzukehren. Die Einberufung des Palatins Esterházy, des Grafen Niklas Pálffy und des ungarischen Kanzlers Mészáros wurde beschlossen. Auf den Antrag Mannsfelds und Baldricins, welche dem Feldmarschall Grafen Johann Pálffy als einem Unger die Verhandlung mit den Insurgenten nicht anvertraut sehen wollten, entschloß man sich auch diesen und zwar in seiner Eigenschaft als Ban von Croatien einzuberufen und ihn durch den Feldzeugmeister Marschese Aufsamt zu ersetzen <sup>1)</sup>.

Was Eugen betraf, so wurde ihm gleichfalls durch einen Eilboten von dem eingetretenen Unglücksfalle Kenntniß gegeben. Man war zu Wien der Ansicht, daß durch den Tod des Kaisers alle von demselben verliehenen Aemter und Würden ihre Gültigkeit verloren hätten. Deshalb wurde auch das Commando der Reichsarmee am Rheine von dem Feldmarschall Grafen Grouseck nicht länger geführt werden, sondern es müsse an denjenigen übergehen, welchem dasselbe von dem gesammten Reiche übertragen worden war. Dieß sei jedoch kein Anderer als der Reichsfeldmarschall Prinz Eugen von Savoyen. Er müsse sich daher unverweilt und bevor er die Reise nach den Niederlanden fortsetze, zur Reichsarmee begeben und deren Oberbefehl thatsächlich übernehmen. Erst nachdem dieß geschehen sei, könne Eugen unter seiner Oberleitung das Commando der Armee dem Reichsgeneral der Cavallerie Herzog von Württemberg interimistisch übertragen, selbst aber, wenn es nöthig sein würde, seine Reise über Mainz, Coblenz und Düsseldorf nach den Niederlanden fortsetzen <sup>2)</sup>. In diesen drei Residenzen solle der Prinz die Kurfürsten von Mainz, Trier und der Pfalz in ihrer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus bestärken und sie zu vorzuziehen suchen, für König Karls baldige Kaiserwahl vorzubereiten.

Eugen empfing mit der größten Befürzung die Nachricht von des Kaisers Tode. Denn seinem weitschauenden Blicke entging all das Unheil nicht, welches durch dieses traurige Ereigniß hervorgerufen ward. Wodurch aber seine Betrübniß aufs höchste gesteigert wurde, das war die innige Anhänglichkeit, welche er dem erkrankten Verstorbenen immerdar bewahrt hatte. „Mein Schmerz mehrt sich mit jedem Tage,“ schrieb er dem Grafen Wratislaw, „denn ich habe diesen Fürsten wahrhaft geliebt“ <sup>3)</sup>.

Aber der Prinz fühlte lebhaft, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, sich unthätig der Trüer hinzugeben, und er eilte, die ihm zugekommenen Aufträge treulich zu erfüllen.

Eugens erste Sorge war, überall hin, wo kaiserliche Truppen standen, Befehle zu senden, um dieselben für König Karl in Eid und Pflicht zu nehmen. Dann begab er sich, da er auf seiner Reise zur Armee Mainz fast berühren mußte, vorerst dorthin, um mit dem Kurfürsten, welchem als Erzgugler des Reiches die ersten Schritte zur Veranstaltung der neuen Kaiserwahl zukamen, hierüber die nöthigen Verhandlungen zu pflegen. Echter Franz von Schönborn bewährte auch bei diesem Anlaß wieder die treue Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, welche er während seiner ganzen Regierungszeit an den Tag gelegt hatte. Eugen fand ihn von der besten Gesinnung besetzt, und nur besorgt über die Widerwärtigkeiten, welche er von Preußen fürchten zu müssen glaubte. Denn der Kurfürst erwartete, daß König Friedrich I. Schritte thun werde, die Kaiserkrone für sich zu gewinnen. Doch sei nichts anderes, so meinte Eugen, als höchstens manche allerdings lästige Reibung, keineswegs aber ernstlicher Nachtheil hiervon zu besorgen. Denn man dürfe voraussetzen, daß durchaus Niemand für den König von Preußen stimmen werde, indem die Fürsten des Reiches wohl wüßten, daß er ihnen nicht den geringsten Schutz zu gewähren im Stande sei. Er habe allerdings dreißig bis fünfundsiebzig tausend Mann auf dem Rhein, sie beständen sich aber fast alle in Sold und Verpflegung der verheerbeten Mächte \*).

Nachdem er mit dem Kurfürsten von Mainz übereingekommen war, daß derselbe all sogleich an die übrigen Kurfürsten schreibe und sie binnen drei Monaten nach Frankfurt zur Kaiserwahl einlade, eilte Eugen zur Reichsarmee und traf am 24. April 1711 in dem Hauptquartiere zu Bruchsal ein, wo er all sogleich das Obercommando übernahm. Der Prinz überzeigte sich jedoch bald, daß für jetzt dort nicht viel zu unternehmen und seine Anwesenheit weit nöthiger in den Niederlanden sei, wo sich die einzige Armee befinde, mit welcher man angriffsweise vorgehen vermöchte und wohin zu kommen Marlborough und Eugenwerff immer dringender ihm anlag.

Eugen übergab daher dem Herzoge von Württemberg den Oberbefehl über die Reichsarmee und schied sich zur Abreise nach den Niederlanden an. Bevor er jedoch dieselbe antret, schrieb er an den König Karl nach

Barcelona und bröckte ihm den tiefen Schmerz aus, welchen er über des Kaisers Tod empfand, „dessen Bild ihm noch immer vor Augen schwebte.“ Er versicherte den König, daß er ihm bis an's Ende seines Lebens eben die Pflichttreue und den Eifer erweisen werde, mit welchen er durch eine so lange Reihe von Jahren seinem Vater und seinem Bruder gedient habe. Er stellte ihm die Nothwendigkeit vor, bald nach Deutschland zu kommen, wo die Kaiserwahl gewiß keinem wesentlichen Anstande begegnen könne. Wohl aber werde dieß in Bezug auf den Besitz der spanischen Monarchie der Fall sein, und auch von Schweden, Rußland und der Türkei sei indessen zu besorgen. Der Prinz schloß mit der Bitte um baldige Ertheilung genauer Befehlungsbescheide, indem durch des Kaisers Tod fast jede bisherige Instruktion unbrauchbar geworden sei“).

So schmerzlich auch der Verlust seines geliebten Monarchen für Eugen war, so mußte er doch einigen Trost dafür in der Art und Weise finden, in welcher die Mutter und der Bruder des Verstorbenen, sein unmittelbarer Herrscher, ihm bei diesem betrübenden Anlasse ihr unbegrenztes Vertrauen ausgaben. Die Kaiserin sprach ihre Zuversicht aus, Eugen werde die in seinem „herrlichen Lob und Verdienste“ ihrem Hause bisher bewährte Liebe und Anhänglichkeit in dem gegenwärtigen betrübten Zustande nicht allein fortsetzen, sondern sie, wie es die Noth erfordere, gleichsam verdoppeln. Sowohl in Staatsgeschäften als Kriegssachen werde er ihr mit seinem „hochvertrauensvollen Rathe“ jedesmal an die Hand gehen und ihr dadurch die Last der übernommenen Regenschaft möglichst erleichtern. Eugen werde hiedurch seine schon im schon am das Erstaus erworbenen „überhäuft“ „Verdienste“ noch vermehren und dasselbe in neuer „danckbarer Erkenntlichkeit“ verpflichten“). In ähnlichem Sinne war auch das Schreiben abgefaßt, welches König Karl gleich nach dem Empfange der Trauerkunde eigenhändig an Eugen richtete.

— Bald nachdem in Folge der unglücklichen Schlacht von Almona König Karl die Entsendung Eugens nach Spanien von dem Kaiser unabhängig begehrt hatte, dieselbe aber abgeschlagen worden war, schien sich die Meinung verbreiten zu wollen, daß der König dem Prinzen wegen der Nichterfüllung dieses Wunsches zürne, und daß sich leicht der Mangel ergeben könne, bei welchem diese Mißstimmung an den Tag treten werde. Umsonst hatte der König versichert sich immer gütlich und dankbar über

Eugen aufgestrichen, ansonst war er in der Frage über die Statthalterschaft von Mailand eifrig bestrebt, dieselbe um jeden Preis dem Prinzen zu erhalten, umsonst hatte er allsogleich, nachdem dieselbe der Niederlande verfügbar geworden war, sein Auge auf den Prinzen geworfen und sie ihm angeboten „weil Niemand derselben würdiger wäre.“ Dennoch schlug jene Meinung nach und nach immer tiefere Wurzeln und schien sich auch des Prinzen allmählig zu bemächtigen. Das Zwitterverhältnis in Bezug auf Mailand, wo im Geheimen nach dem Willen des Kaisers, öffentlich aber nach den Befehlen des Königs Karl regiert werden sollte, sowie die Melbungen, welche daraus nothwendig entstehen mußten und in die auch der Prinz als Statthalter hineingezogen wurde, mögen wesentlich dazu beigetragen haben, Eugen in seiner Voraussetzung zu bekräftigen. Es kam so weit, daß Karl diesen Gegenstand in einem weitläufigen Schreiben an den Grafen Bratislav, den vertrauten Freund des Prinzen, ausführlich erörterte.

Er zählte all dasjenige auf, wodurch er, so lang er sich in Spanien befinde, dem Prinzen Eugen seine Gratitude und seine Dankbarkeit bezeugen zu haben glaube. Er erinnerte an die Angelegenheiten der beiden Statthalterschaften, an sein Anbieten, einem der Kassen Eugens das goldene Bleib zu verleihen, an die Ernennung des Prinzen Moriz von Savoyen zum Obersten. „Ich sage dirß alles nicht zu dem Ende,“ schrieb der König an Bratislav, „als ob ich daraus den Schluß ziehen wollte, daß ich meine Dankbarkeit gegen den Prinzen in genügender Weise gezeigt hätte. Denn ich möchte der allergeringsten und undankbarsten Mensch auf der Welt sein, wenn ich nicht dirß gethan und mit der Gnade Gottes ein mehreres für den Prinzen und die Seinigen zu thun beschlossen hätte, wenn mir dazu der Allerhöchste die Gelegenheit und die Macht verliehen wird. Dirß Einzige will ich mir daraus schließen, daß ich auf des Prinzen Unparteilichkeit das völlige Vertrauen setze, daß er mirinen Thaten und den so oft gemachten Versicherungen meiner aufrichtigen Liebe und meines Zutrauens mehr als falschen Einschüflerungen glaube, die ihm von Andern beigebracht werden, welche im trübten Wasser zu fischen suchen und sich nicht anders zu erhalten wissen, als wenn sie ihr Gift und ihre Verleumdungen wider meinen Hof ausgießen und meine Regierung in Wien und bei dem Prinzen bloccrediren.“ Bratislav wurde dringend gebeten, Eugen diese Abien

Einbrüche zu berechnen und ihn von des Königs „Zuneigung, Liebe und „Erkenntlichkeit, von seinem aufrichtigen und wahren Vertrauen bermachen „zu überzeugen, daß sie sich gegenseitig auf einander völlig verlassen „könnten“ <sup>10)</sup>.

In gleichem Sinne schrieb auch jetzt, nachdem er seines Bruders Tod erfahren hatte, König Karl an Eugen. „Da Euer Lieben allzeit so große „Liebe und Treue für meine Person und meinen Dienst erzeigt haben, so „hoffe ich,“ sagte er ihm, „daß Sie nun, wo ich derselben mehr als „jemals nöthig habe und mich völlig auf Sie verlasse, auch mehr als je „diesen Eifer gegen mich zeigen und sich meinem Dienst bestens anlegen „sein lassen, insbesondere aber auf meine Truppen Acht haben werden. „Denn in der Erhaltung des Militärwesens besteht nun mein und meiner „Länder einziges Heil und es soll auch darauf meine größte Bestrebung „gerichtet sein“ <sup>11)</sup>.

Wenige Tage später richtete König Karl ein ähnliches Schreiben an den Prinzen. Neuerdings versicherte er ihm seiner Freundschaft und seines Vertrauens und daß es ihm zum höchsten Troste gereiche, Eugen an der Spitze des gesamten Militärwesens zu wissen. Dasselbe stets aufrecht zu erhalten und in immer höheren Flor zu bringen, werde seine eifrigste Sorge sein. Insbesondere aber werde er sich anlegen sein lassen, die zum Unterhalte der Truppen erforderlichen Gelder rechtzeitig herbeizuschaffen, „wenn ich sie mir auch,“ so lautete sein Ausdruck, „vom Munde absparen „soll, was ich zu diesem Ende mit Freude thun werde“ <sup>12)</sup>.

Lang bevor diese Schreiben dem Prinzen zulamen, hatte er schon in ihrem Sinne gehandelt. Nachdem er bei der Reichsarmee jede nöthige Vorkehrung getroffen hatte, ging er zu Schiff auf den Rhein. In Mainz stieg er am 1. Mai an's Land, und fand den Kurfürsten in derselben günstigen Stimmung wie zuvor. Ueberallhin waren schon die erforderlichen Ausschreibungen ergangen, und wenn gleich der Kurfürst von Seite Preussens den Versuch befürchtete, die Kaiserwahl zu verzögern, so sagte er doch für seine Person die größte Befriedigung derselben zu <sup>13)</sup>.

Dem Kurfürsten von Trier scheint Eugen zu Coblenz nicht angetroffen zu haben. In Düsseldorf aber besprach er sich mit dem Kurfürsten von der Pfalz und fand auch diesen von der besten Gesinnung für die Erhaltung der Einigkeit im Reiche und für die Wahl König Karls zum deutschen Kaiser

befehl. Derselbe versprach sich nach Heidelberg zu begeben, um dem Kurfürsten von Mainz näher zu sein und sich mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Da Eugen auf unverweilter Fortsetzung seiner Reise bestand, gab ihm der Kurfürst seinen Generalkriegscommissär von Hundheim mit auf das Schiff, um mit demselben die ferneren Verfügungen, insbesondere diejenigen, welche sich auf die Stellung der Truppen bezogen, zu verabreden <sup>14</sup>).

Im Haag angelangt, that Eugen auch dort, wo die Bevollmächtigten der verbündeten Mächte sich zusammenfanden, alles was möglich war um dieselben zum standhaften Aushalten Frankreich gegenüber zu vermögen. Eifrig bekämpfte er die Gelüste verschiedener deutscher Fürsten, insbesondere des Königs von Preußen und des Kurfürsten von Sachsen, ihre Truppen von dem Heere nach ihren Ländern zurückzuziehen. Auf das dringende Verlangen Englands und Hollands versprach der Prinz sich zur Arme nach den Niederlanden zu verfügen und so lang bei denselben zu verbleiben, bis seine Gegenwart bei dem Reichsheere am Rheine unerlässlich sein würde. Ueber Tournay, wo er einige Tage hindurch seine Equipage erwartete, begab Eugen sich nach Pont à Marquet und traf dort mit Marlborough zusammen. Am 23. Mai 1711 langte endlich der Prinz im Lager des Heeres der Verbündeten zu Bravart an.

Während Eugen sich zu den Heeren am Rheine und in den Niederlanden begab, hatte des Kaisers plötzlicher Tod auch die verschiedenen europäischen Regierungen, von denen fast alle an dem so lang dauernden Kriege theilhaftig waren, in nicht geringe Aufregung versetzt. Insbesondere war es England, nach welchem alle Augen sich richteten, nicht nur weil es als der mächtigste Verbündete des Hauses Oesterreich erschien, sondern weil man bei den vor kurzem daselbst eingetretenen Veränderungen dem dort her den ersten Schlag befürchten zu müssen glaubte.

Auch für die englische Regierung war jenes Ereigniß so unerwartet gekommen, daß sie in dem ersten Augenblicke zu keinem festen Entschlusse für ihr künftiges Benehmen gelangt zu sein scheint. Daher wichen die Meinungen der verschiedenen maßgebenden Persönlichkeiten völlig von einander ab. Während der kaiserliche Gesandte Graf Gallas von der ihm gewordenen Zusage berichtete, daß die Königin an alle Verbündeten schreiben werde, um ihnen unerschütterliche Standhaftigkeit und Eintracht zu

empfehlen und sie aufzumuntern, die Kriegsoperationen auf allen Punkten mit größtem Nachdruck zu verfolgen <sup>16)</sup>, während dem erklärte Lord Peterborough dem Wiener Hofe anzuwenden, keiner der Verhandlungen werde es jegeben können, daß König Karl mit der Kaiserkrone und dem Besitze der deutschen Erbländer des Hauses Oesterreich demjenigen der ganzen spanischen Monarchie verzinle. Die ungeheure Ausdehnung dieser Länder würde es unmöglich machen, sie gut zu regieren. Wenn man aber Spanien und Indien nicht in den Händen des Hauses Bourbon lassen wolle, so wäre kein besserer Ausweg zu finden, als eine der Erzherzoginnen mit dem ältesten Sohne des Herzogs von Savoyen zu vermählen und diesem Spanien und Indien, dem Hause Oesterreich aber Mailand, Neapel und Sicilien zuzumenden <sup>17)</sup>.

Zu gleicher Zeit als er diese Vorschläge machte, erbot sich Peterborough mit den englischen Schiffen, welche sich an der Küste Italiens befanden, nach Gatalouien zu gehen und den König zu vermögen, sich ohne Zeitverlust einzuschiffen <sup>18)</sup>.

Solche Vorschläge aber entsprachen durchaus nicht Karls Sinne. Abgesehen davon, daß derjenige von welchem sie ausgingen, ihm so widerwärtig war, daß er Wratisslaw anwies, Peterboroughs Reise nach Spanien um jeden Preis zu hinterreiben, waren auch die Anträge die derselbe gestellt hatte, in geradem Widerspruche mit Karls wirklichen Absichten <sup>19)</sup>. Seit einer Reihe von Jahren war er in blutigem Kampfe gestanden um Spaniens Krone, sie bildete das Ziel seiner Bestrebungen nicht bloß, sondern dasjenige seiner wahren Leidenschaft. Er hatte sich eingelebt in das südlliche Klima der Halbinsel, die Wänschen die ihn daselbst umgaben, ihr erstetes genossenes Wesen sagte seinem stillen, zur Schwermuth geneigten Sinne zu. Es schien als wäre er sich nicht in den Gedanken haben, von dem allen zu scheiden, auf immer zu scheiden, wie eine innere Stimme ihm zusätkerte. Obgleich er früher oftmals, wenn er in seinen Briefen an Wratisslaw die Möglichkeit einer Alternative erörterte, sich dafür ausgesprochen hatte, daß der Besitz der deutschen Erbländer und Italiens demjenigen von Spanien vorzuziehen sei, so mochte er doch jetzt, halb und halb wenigstens, von dieser Anschauungsweise zurückgekommen sein. Von einem Aufgeben Spaniens durfte man kein Wort erwähnen, und auch das Drängen nach baldiger Abreise von dort nahm er nur mit einem gewissen Widerwillen an.



Schon die ersten Maßregeln des Königs deuteten auf seine Absicht, länger in Catalonien zu verweilen, als man zu Wien es wünschte. Seiner Mutter dankte er unbeschränkte Vollmacht zur Führung der Regentschaft. Zur Erleichterung dieser Bürde suchte er ihr jedoch einen Rath bei, welchen er aus denjenigen Ministern des verstorbenen Kaisers erwählte, auf die er sich am meisten verlassen zu dürfen glaubte. Es waren dieß Prinz Eugen von Savoyen, der Oberhofmeister Fürst Trautson, die Hofkanzler Sellenz und Szigenderff und der Kanzler von Böhmen Graf Bratislav. Endlich befahl er noch dem Reichsvizekanzler Grafen Schönborn der Reichsangelegenheiten wegen in diese Konferenz aufzunehmen<sup>29)</sup>.

Es entspann sich nun ein lebhafter und darum merkwürdiger Depeschenwechsel zwischen Wien und Barcelona, weil man am ersteren Hofe mit allen nur erdenklichen Beweggründen in dem König drang, ungeachtet die Reise nach Deutschland anzutreten, während Karl sich darauf durchaus nicht einließ und unter allerlei Vorwänden es hinausgeschob, einen bestimmten Entschluß zu fassen.

Während dieß im äußersten Westen des untern Ländergebietes vorging, welches damals dem Scepter des Hauses Oesterreich gehorchte, trat am dem östlichen Ende seiner Staaten ein Ereigniß ein, das wohl geeignet war, zu einigen Tröstern zu gereichen unter den harten Schicksalsschlägen, welche in der letzteren Zeit das Kaiserthum trafen. Es war dieß die Beendigung des Krieges in Ungarn und die Pacification dieses Landes.

Zu derselben Zeit als zu Wien durch das Kaisers plötzlichen Tod alles in die tiefste Bestürzung versetzt war, gingen die Verhandlungen, welche Johann Palffy mit Karoly eröffnet hatte, ruhig und ungestört ihren Gang fort. Der damalige große Mangel an Straßen, der an und für sich eine schnellere Verbreitung von Nachrichten hemmte, und die Absperrung, die in Folge der herrschenden Euche veranlaßt worden war, kamen dem Wunische des Wiener Hofes trefflich zu statten, den Insurgenten die Trauerkunde einzutrocknen geheim zu halten. Niemand wußte in Ungarn um das Ereigniß, welches in der Hauptstadt alle Gemüther mit schmerzlicher Erregung erfüllte.

Was Rakocz selbst betraf, so hatte sich derselbe, noch während die Verhandlungen dauerten, mit denjenigen unter seinen Anhängern, welche die erbittertesten Widersacher des Kaiserhauses waren, mit Verstand,

Simon Forgách und Anton Esterházy nach Polen entfernt. Dorthin folgte ihm Karolpi, um ihn zu benachrichtigen, daß der Kaiser ihn, wenn er den Eid der Treue ablege und die noch von seinen Vätern besetzten Plätze übergebe, seines Lebens und des ungeschmähten Besizes seiner Güter versichere. Wollte er in Ungarn nicht länger verweilen, so Wonne er in Ruhe in Polen leben und seine Einkünfte dorthin beziehen.

Während Kolocz, von seiner Umgebung zur Verweigerung des Fuldigungsseides aufgehetzt, unerschütterlich ausharrte, wurde endlich Karolpi durch Pálffy's unablässiges Drängen zu entscheidenden Schritten veranlaßt. Mit tausend Pferden war Pálffy nach Nagh-Karcsy im Szatmarny Comitate geeilt, wo sich die Insurgentenführer zu einer letzten Beratung zusammengefunden hatten. Seine Ueberrumpfung, seine Drohungen, mehr aber noch ihre verzweifelte Lage bestimmten sie zur Unterwerfung. Am trug sich eine Begebenheit zu, welche um anderthalb Jahrhunderte später in überraschender Mchalschkeit sich wiederholt hat. Die ganze Reiterei der Insurgenten, mehr als zehntausend Pferde, zog Karolpi am 30. April 1711 in der Ebene von Matras zusammen. Eine lange Linie wurde gebildet, und als Pálffy herbeigekommen war, traten die Träger von hundert neun und vierzig Standorten, mit sämtlichen Offizieren, Karolpi an der Spitze, in einem weiten Kreise um ihn. Mit lauter Stimme schworen sie dem Kaiser den Fuldigungsseid. Hierauf dankte Karolpi im Namen seiner Waffengenossen in stirkender Rede für die Gnade des Kaisers, und nach Pálffy's Ratwort übernahmen dessen Dragoner die Fahnen, welche die Ungarn vor sich in die Erde gesteckt hatten. In bester Ordnung und mit lautem Jubel wurde diese feierliche Handlung vollzogen. Pálffy sorgte nur noch dafür, daß die ungarischen Soldaten ruhig nach ihren heimatlichen Comitaten zurückkehrten \*).

Es mag sein, daß Karolpi den wichtigen Schritt, durch den er zur Beendigung des Aufstandes in Ungarn so mächtig beitrug, aus Ueberzeugung that und weil er aufrichtig zurückgekehrt war zu der so lange Zeit hindurch verletzten Pflicht. Gewiß ist es aber, daß er sich hierfür auch gar theuer bezahlen ließ. Daß er in alle seine Güter, ja sogar in seine militärische Charge wieder eingesetzt wurde, beweiset nur, wie gern der kaiserliche Hof zum Vergessen und Vergessen die Hand bot. Daß aber Karolpi auch noch eine Summe von fünfzigtausend Gulden als Preis seines Ueber-

trittes verlangte, kann ihm nicht zur Ehre gereichen. Ungern sagte die kaiserliche Regierung diesen Betrag zu, und man suchte auch noch der Ausfluchte, sich der Bezahlung desselben zu entziehen. Eugen aber befahl dem Hofkriegsrathe, sich für Verabfolgung des Betrages, als Karolvi desselben in Anspruch nahm, ansehnlich zu verwenden. „Was man verspricht,“ so lauteten seine Worte, „muß auch gehalten werden, sonst wird Treue und Glauben bald völlig verloren sein. Aus diesem Grunde soll man zuvor immer sorgsam prüfen, wenn man Jemand etwas zusagt, daß man es auch zu erfüllen und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen vermöge. Ich gönne der Hofkammer gar gern ihre Mithschaft; wo aber der Name des Kaisers und dessen Autorität in's Spiel kommen, da ist alle Mithschaft umsonst“<sup>21)</sup>.

Eugens nachdrückliche Vorstellung hatte die Wirkung, daß dem Grafen Karolvi alsbald die Summe von fünfzigtausend Gulden auf die dem Staate heimgefallenen Güter in Ungarn angewiesen wurde.

Die in Polen verweilenden Häupter der ungarischen Insurrection nahmen die kaiserliche Aemstie nicht an und verweigerten den Aufbittungs-eid. Sie suchten vielmehr durch eine Anzahl falscher Nachrichten, die sie in Ungarn ausstreuen ließen, die völlige Niederlegung der Waffen zu hintertreiben. Aber ihre letzten Anstrengungen waren nur Neugierungen ohnmächtigen Zornes und brachten keine Wirkung mehr hervor. Raschak hatte sich ergeben, Ungvár und Puszt folgten seinem Beispiel. Nur Munkács hielt noch seine Thore geschlossen und blieb von den Rebellen besetzt. In diesem Schlosse, das von jeher in den ungarischen Insurrectionen eine so wichtige Rolle gespielt hat, sollte auch diejenige zu Ende gehen, welche man durch so lange Zeit für die letzte derselben hielt.

Munkács war von Malocz's leibeigenen Bauern besetzt, welche, da noch Wein und Lebensmittel zur Genüge vorhanden waren, von einer Uebergabe nichts hören wollten. Malocz und Percsenyi hatten Briefe in den Platz zu bringen gewußt, in welchen sie ihre baldige Ankunft mit vielen tausend Franzosen und Russen versprochen und zu mannhafter Gegenwehr anfruchteten. Bálffy mißte sich daher zu einer Flotade entschließen, deren Leitung er dem Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Böffelholz übertrug<sup>22)</sup>.

Verschiedene Schuppen, welche Böffelholz der Besatzung zuzufügen wußte, brachten dieselbe endlich auf bessere Gedanken. Sie merkte bald,

daß Radocy's Zusagen nur leere Versprechungen seien, und auch seine letzte Aufforderung versag nicht mehr viel, es müsse vor Uebergabe der Festung erst die Wahl eines neuen Königs von Ungarn abgewartet werden, dem sie sich dann zu ergeben hätte<sup>29</sup>). Die Besatzung bot, Deputationen zu Pélfő absenden zu dürfen, und erklärte sich der Syathmater Convention vollständig unterwerfen zu wollen. Am 18. Juni wurde die Capitulation von Runkács unterzeichnet und fünf Tage später, am 23. Juni 1711, nahm Pélfő Weich von der Festung<sup>30</sup>).

So endigte jener Mutige Aufstand, welcher durch neun Jahre Ungarn und Siebenbürgen und in der ersten Zeit auch die angrenzenden Theile der deutschösterreichischen Provinzen einer furchtbaren Verheerung preisgegeben hatte. Durch nichts hervorgerufen als durch den ungezügelter Hochmuth einiger weniger Individuen und den angesehensten Familien des Landes, welche keiner gesetzlichen Ordnung sich fügen und mit unengeschränkter Willkür schalten und walten wollten wie bisher, genährt durch Treubruch und Verrath, indem gerade diejenigen, welche der Kaiser ausgesendet hatte zur Bekämpfung der Rebellion, ein Karolyi, ein Esterházy, ein Forgách, in ihre Reihen übertraten und an ihre Spitze sich stellten, ging der Aufstand endlich in der schwachvollen Weise zu Grunde, wie es bei dergleichen Unternehmungen fast immer der Fall ist. Die Zwietracht unter den Führern, durch den gegenseitigen Eigennuth erzeugt, der Mangel an Gehorsam von Seite der Untergebenen, die ruhigere Ueberlegenheit, welche der ersten wilden Aufregung Platz machte und die wahrhaft patriotischen Gemüther unter den Insurgenten gar bald das Unglück erkennen ließ, das sie über ihr Vaterland brachten, der Anblick all des Glanzes, welches sie um sich her verbreiteten und das gänzliche Ausbleiben der Segnungen, die ihre Führer ihnen so oft versprochen hatten, die Ermüdung und Erschöpfung endlich, welche nach dem langen fruchtlosen Kampfe sich Aller bemächtigte, dieß alles war Schuld, daß der Aufstand einen eben so kläglichen Ausgang fand, als er aus unendlichen Anstrengungen sich entwickelt hatte.

Dieser lang ersetzte Vorfall war leider zu spät eingetreten, um auf den Gang der Ereignisse in Westeuropa's noch eine nachhaltige Wirkung üben zu können. Was vor mehreren Jahren der Krieg von Frankreich als den empfindlichsten Schlag bezeichnet, der ihn treffen konnte,

berührte ihn jetzt fast nicht mehr. So weit waren damals schon die Dinge gekommen und so sicher glaubte König Ludwig sich wieder fühlen zu dürfen. Er sah es klar vor Augen, daß einer seiner mächtigsten Gegner, daß die englische Regierung es übernommen hatte, in seinem Interesse zu arbeiten. Ihm bliebe daher nichts zu thun übrig, als die Zwietracht unter den Verbündeten zu schüren, sonst aber ruhig den Gang der Ereignisse abzuwarten, welche sich von selbst zu seinen Gunsten gestalten. Deshalb ertheilte er jetzt auch, um jede Störung zu vermeiden, dem Marschall Villars den strengen Befehl, sich auf seine Hauptschlacht einzulassen. Durch eine Niederlage wäre doch jedenfalls seine Stellung verschlechtert worden, während ein Sieg vielleicht das Ehrgefühl der britischen Nation von neuem erregen und es dem englischen Ministerium unmöglich machen konnte, auf jede Bedingung hin, wie es fast zu beabsichtigen schien, Frieden zu schließen.

So sorglos der französische Feldherr, um den Befehlen seines Königs zu gehorchen, um jede Gelegenheit zur Schlacht nicht, so gern hätten die beiden sieggewohnten Herrscher, welche ihm gegenüberstanden, eine solche geliefert. Ein glückliches Kriegereigniß hätte, das hätten beide, ihrer Sache wesentlichen Voranschub geleistet, insbesondere aber Marlboroughs Heinden schwereres Spiel gemacht. Aber die Feldherren mußten andererseits wieder sehr auf ihrer Hut sein, denn durch den geringsten Unfall wäre alles verborben worden. Ein solcher konnte jedoch nur so leichter eintreten, weil die Armee der Verbündeten weit schwächer war als in den vergangenen Feldzügen. Nicht Bataillone wurden zu dem Armeecorps abgegeben, welches in Schweden zur Aufrechterhaltung der Neutralität in den nordischen Streitigkeiten geblieben war. Fünf englische Bataillone hatte man nach Spanien eingeschifft, fünfzehn andere mußten in die neu gewonnenen Festungen als Besatzung verlegt werden<sup>20</sup>). So war das Heer der Verbündeten weniger zahlreich als das der Franzosen, welche noch überdies hinter stark besetzten Linien standen. Dennoch wäre es der überlegenen Geschicklichkeit Eugens und Marlboroughs wahrscheinlich gelungen, ihre Absicht zu erreichen, wenn nicht geheimerische Rücksichten des Prinzen vermocht hätten, die Niederlande unverdingt zu verlassen.

Von all den vielen Fragen, welche damals noch unentschieden waren, mußte offenbar diejenige der deutschen Kaiserwahl als die wichtigste für das Haus Oesterreich angesehen werden. Ein Versuch die Wahl zu führen,

war von Frankreich um so mehr zu befürchten, als es dadurch nur das Haus Oesterreich allein aufs empfindlichste verletzte, während eine nachdrückliche Kriegsführung in den Niederlanden auch die zum Frieden geneigten Verbündeten, England und Holland, neuerdings zu lebhafterer Theilnahme am Kampfe hätte anregen können. Deshalb waren die Augen des Wiener Hofes mit besonderer Sorglichkeit nach dem Oberrheine gerichtet, und Eugen hatte gemessenen Befehl, aufmerksam darüber zu wachen, ob nicht die Franzosen, wie das Gerücht vorher verlautete, dorthin Truppen entsenden wollten, um eine wichtigere Unternehmung, etwa gar einen Durchbruch nach Baiern zu versuchen.

Eugen stand noch mit Marlborough am Lager von Achim, als ihm die Nachricht zukam, daß sich ein beträchtliches französisches Detaschement unter dem Kurfürsten von Baiern dem Rheine zu bewege. Es lag auf der Hand, daß dadurch hauptsächlich eine Störung der Kaiserwahl, ja vielleicht der gesürchtete Durchbruch nach Baiern beabsichtigt werde. Eugen sah die Nothwendigkeit ein, diesen Aufschlag um jeden Preis zu vereiteln, und er beschloß daher allsogleich mit ausreichender Streitmacht nach dem Oberrhein aufzubrechen<sup>27)</sup>. Umsonst versuchte Marlborough, den Prinzen und dessen Truppen bei sich zurückzuhalten. Er sah in Eugen seine mächtigste Stütze und mußte besorgen, daß ohne ihn seine eigene Kriegsführung nicht von jenen Erfolgen begleitet sein werde, mit welchen er sich noch vor wenig Monaten geschmeichelt hatte.

Marlborough war in der That durch die Vorgänge in England so niedergeschlagen, so unschlüssig in seinen Handlungen geworden, daß er kaum mehr zu wissen schien was er zu thun, was zu lassen habe<sup>28)</sup>. Deshalb hatte er Eugens Ankunft mit der höchsten Freude begrüßt<sup>29)</sup> und wollte von dessen Abreise durchaus nichts hören. Auch Eugen schätzte wohl, wie aus den verschiedensten Rücksichten sein Verbleiben in den Niederlanden wünschenswerth sei, wie er nur dort und an der Spitze jenes Heeres, das er so oft zum Siege geführt habe, auf neue Lorbeeren hoffen könne, während ihm am Rheine die ruhmlose Rolle eines Wächters der Grenze bevorstehe. Aber wie es immer bei ihm der Fall war, so trat auch jetzt die Rücksicht auf das eigene Interesse zurück vor derjenigen auf das allgemeine Wohl. Alle Vorbereitungen zum Abmarsche der nach dem Rheine bestimmten Truppen wurden getroffen. Am 13. Juni begab sich

der englische Generalquartiermeister Cadogan nach Lens, um dort ein neues Lager auszusteden. Der Prinz von Hessen besetzte mit dreißig Schwadronen die Höhen von Cailla, Vitry gegenüber, die beabsichtigte Bewegung zu decken. Um zwei Uhr des nächsten Morgens brach die ganze Armee auf, und während die nach dem Rheine bestimmten Truppen, mehr als zwanzigtausend Mann stark, ihre neue Marschroute einschlugen, wandte sich Marlboroughs Heer in sechs Colonnen nach rechts, überschritt die Scarpe zwischen Vitry und Douay und dehnte sich in der Ebene von Lens aus.

Am demselben Tage trennten sich die beiden Feldherren nicht ohne tiefe innere Bewegung, und insbesondere war es Marlborough, der sich ohne Rückhalt der Trostlosigkeit hingab, mit welcher er in die Zukunft blickte. Mehr als der britische Heerführer bewahrte Eugen, immer Herr seiner selbst, die Ruhe des Gemüthes. Ueber Loarnay eilte er nach dem Haag, um die Besetzung der Generalstaaten wegen des Uebermarsches der deutschen Truppen zu beschleunigen und ihre Genehmigung dazu nachträglich zu erwirken. Von hier ging er nach Düsseldorf, den Kurfürsten von der Pfalz, dessen Eifer für das gemeinsame Interesse ihm wohlbekannt war, zur Entsendung von noch drei Cavallerie-Regimentern nach dem Rheine zu bewegen, und durch dessen Vermittlung die übrigen Reichsfürsten zu päpstlicher Stellung ihrer Contingente anzuhalten.

Denn Eugen glaubte ein Verständniß Frankreichs mit Schweden und den Wiederausbruch des Kampfes im Innern von Deutschland befürchten zu müssen. Daher gab es Niemand, welcher eifriger als er, der fremde Prinz, den deutschen Fürsten jene Einwilligung präbte, die ihnen leider zu jeder Zeit fern lag. Und deshalb erfüllte es ihn mit tiefem Unmuthe, wenn er sah, wie die Mehrzahl nur auf ihrem eigenen Vortheil bedacht war, und die Vermittlung, die im Lande herrschte, für sich auszubenten suchte. Eröffnungen, wie diejenige, welche der Kurfürst von der Pfalz ihm machte, daß König August von Polen seinen Sohn zum römischen Könige empfahlen habe<sup>20)</sup>, erregten Eugens lebhafteste Erbitterung. Sie war um so größer, als diejenigen, welche sich so tadelnswürdig benahmen, noch geschont werden mußten.

Solche Vorgänge bekräftigten Eugen in der Ueberzeugung, daß nichts dringender notwendig sei, als die Rückkehr des Königs Karl nach Deutschland. Durch sie allein wäre es möglich, meinte der Prinz, der Unordnung

zu fliehen. Gegen Ende des Monats Juli in Mählar angekommen, wo er sein Hauptquartier aufschlug, war Eugen nun vor allem befaßt, den König Karl von der Nothwendigkeit seiner unverzüglichen Reise nach Deutschland zu überzeugen. Er führte ihm zu Gemüthe, welche beschleunigenden Einfluß seine Anwesenheit auf die Kaiserwahl ausüben, wie sie die Pläne seiner Gegner durchkreuzen und insbesondere dadurch von größtem Nutzen sein würde, daß der Wiener Hof in wichtigen Dingen zu schnellen und festen Entschlüssen zu schreiten vermöge. Denn jetzt, wo es dessen so noth thue, wage die Kaiserin nicht, irgend eine schwere Verantwortung auf sich zu nehmen, und verschiebe alles auf die Rückkunft ihres Sohnes. Endlich wies Eugen auf die geheime Verhandlung hin, welche, wie er mit Bestimmtheit wußte, zwischen England und Frankreich obwaltete, und von der er die verderblichsten Resultate befürchtete <sup>20</sup>).

Diese Vorstellungen Eugens wurden auch von Wien aus mit Nachdruck unterstützt. Die Kaiserin Regentin war unermüdet in Wiederholung der Urkabe, welche für baldige Rückkehr des Königs sprach. Ja sie erbot sich sogar, wenn es durchaus nothwendig sei, daß ein Mitglied des Kaiserhauses in Venedig verbleibe, entweder selbst dorthin zu gehen oder ihre älteste Tochter, die Erzherzogin Elisabeth abzusenden <sup>21</sup>), zur Karl solle nicht länger zögern sich einzuschiffen und nach Deutschland zu kommen.

Wo möglich noch eindringlicher sprach Bratislaw dem Könige und mit seiner gewöhnlichen Offenheit, mit all der Schärfe des Ausdrucks, welche seiner Feyer zu Gebote stand, schilderte er ihm die üblen Folgen seines längeren Ausbleibens. Auch er wies vorzüglich auf die Reichsangelegenheiten hin, welche Karls Anwesenheit besonders nothwendig machten. Wenn gleich Niemand auf die Krone selbst ersten Anspruch erheben werde, so seien doch von den Kurfürsten schon Schritte geschehen, um ihre Macht zu vergrößern und dem Könige eine noch härtere Capitulation aufzuerlegen als diejenige, zu der sein Vater und sein Bruder sich verstanden hatten. Es kam so weit, daß man sogar dem bestgeflanten unter den Kurfürsten, dem von Mainz, hunderttausend Thaler versprechen mußte, um ihn abzuhalten, rücksichtlich der Wahlcapitulation noch fernere Anstände zu erheben <sup>22</sup>). Die Reichsritze Pfalz und Sachsen suchten sich in ihrer ausnahmswelken Stellung allerlei Vorrechte anzumachen und auch die übrigen Stände des Reiches arbeiteten daran, ihre Gerechtsame immer mehr zu erweitern.



Da trotz dieser so rückwärtsgerichteten Umstände der König noch immer zu seinem Entschlusse zu bringen war, sandte Eugen endlich den Generalfeldwachtmeister Grafen Alben nach Barcelona. Derselbe hatte ein eigenhändiges Schreiben des Prinzen an den König zu überbringen, in welchem alle Gründe für die Reise nach Deutschland nochmals zusammengefaßt waren, und das Begehren, dieselbe baldigst anzutreten, dringend wiederholt wurde. Alben war beauftragt, das Verlangen des Prinzen durch mündliche Vorstellungen angelegentlich zu unterstützen.

Dieser Schritt Eugens brachte endlich die gewünschte Wirkung hervor. In einem eigenhändigen Briefe <sup>29)</sup> kündigte der König ihm an, daß er in Anbetracht seiner dringenden Vermählung den Tag der Abreise auf den 20. September festgesetzt habe.

Zweifach waren die Vorschläge derjenigen, welche es für nothwendig hielten, daß Karl unverzüglich Catalonien verlasse und von dem ihm zugesprochenen deutschen und ungarischen Erblande persönlich Besitz ergreife. Zu Wien glaubte man, und Bratislava war der lebhafteste Befürworter dieser Ansicht, der König solle sich mit seiner Gemahlin und einem kleinen Gefolge einschiffen, die Spanier und Italiener seines Hofstaates einstweilen in Barcelona zurücklassen, dem Feldmarschall Guido Starhemberg aber die Civil- und Militärregierung dasselbst übertragen. Andere jedoch, welche der Meinung waren, daß die Abreise des Königs sammt der Königin einem Aufgeben Spantiens ähnlich sehe und als solches ausgelegt werden würde, verlangten, daß Karl sich einstweilen allein nach Deutschland begeben und seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, als Regentin in Barcelona verbleibe.

Schon kurze Zeit nach Karls Abreise nach Spanien hatte man begonnen, sich lebhaft mit dem Plane seiner Vermählung zu beschäftigen. Diese Frage war nun so wichtiger erschienen, als man aus der Ehe seines Bruders Joseph mit der Kaiserin Maria auf seine männlichen Nachkommen mehr hoffte. Viele Prinzessinnen wurden in Vorschlag gebracht, und Bratislava behauptete, daß Eugen lebhaft wünsche, seine Nichte, die Prinzessin von Carignan, an Karls Seite auf dem spanischen Throne zu sehen <sup>30)</sup>. Ihr Bündniß gefiel dem Könige ausnehmend wohl; es sprachen aber gar viele Gründe gegen diese Heirath, von denen der entscheidendste war, daß die Abstammung der Prinzessin von mütterlicher Seite Anstoß gab <sup>31)</sup>. Nach langer Unentschiedenheit entschied sich Karl für Elisabeth Christine,

Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Fürstin Christine Louise von Dettingen.

Diese Wahl war wohl in jeder Beziehung eine höchst glückliche zu nennen. Elisabeth, damals nicht ganz sechzehn Jahre alt, entwickelte sich zu einer der schönsten und edelsten Frauen ihrer Zeit. Ihre dichten, seideweichen Haare waren von der prachtvollsten blonden Farbe, ihre Züge von der seltensten Regelmäßigkeit, ihre Augen blau und ohne besonders groß zu sein, voll des gewinnendsten Zaubers, die Stirne hoch und frei, die Nase leicht gebogen, beide schön geformt, insbesondere aber ihr Mund von hinreißender Süßlichkeit. Ihre Haut war auffallend weiß, ihre ganze Gestalt aber von vollendetster Formenschönheit. „Wenn sie lächelt,“ sagte von ihr noch acht Jahre später Lady Montague, gewiß keine partielle Beobachterin, „so geschieht dieß mit solchem Liebreiz, daß sie in der That zur Anbetung zwingt. Um von ihrer Gestalt zu reden“, fährt dieselbe Schriftstellerin fort, „muß die Sprache der Dichter zu Hülfe genommen werden. Alles, was sie von Juno's Hebeit und den Reizen der Venus gesagt haben, erreicht hier die Wahrheit nicht. Die Gräyen leiten ihre Bewegungen, und die berühmte Statue der Venus von Medici ist nicht in feineren Verhältnissen gefeunt; nichts vermag der Schönheit ihres Nacktes und ihrer Hände gleichzukommen. Bis ich sie sah, habe ich nicht geglaubt, daß die Natur eine solche Vollkommenheit hervorbringen im Stande sei“ 27).

So wie Elisabeth durch ihre äußere Erscheinung bezauberte, so wirkte sie auch durch Bildung des Geistes, durch seltene Eigenschaften des Gemüthes dauernd zu fesseln. Die Bewunderung, welche Kaiser Joseph, ein feiner Kenner weiblicher Vorzüge, und das Entzücken, das Karl selbst nach ihrer Ankunft zu Barcelona über sie aussprachen, liefert hierfür den vollständigsten Beweis.

Wie in Wien und in all den Städten, durch welche Elisabeth auf ihrer Reise nach Spanien gekommen, sie alles in Enthusiasmus versetzt hatte, so war dieß auch in Barcelona der Fall gewesen. „Die Königin ist hier wahrhaft angebetet,“ schrieb Graf Alþan dem Prinzen Eugen 28), und dieser Umstand mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß ihr Gemahl sie in Barcelona zurückzulassen gedachte, als er sich zu dem schweren Schritte entschloß, sich von seinen geliebten Cataloniern zu trennen. Elisabeth sollte dem dortigen treuen Volke ein Pfand sein, daß der König nicht

daran denkt, dasselbe auf immer zu verlassen, sondern daß seine ange strengtesten Bestrebungen dahin gerichtet seien, es seinem Scepter für alle Zukunft zu gewinnen. Er hoffe, schrieb der König dem Grafen Sinzendorf, die Allirten würden auf die Sicherheit einer so hohen und ihm so theuren Person besser als bisher bedacht sein. Sie müßten ja bei sich selbst ermeßeln, daß er wahrhaftig nicht mehr thun könne, als dasjenige was ihm das liebste und wertheste auf Erden sei, in Spanien zurückzulassen. Dem Grafen Collored aber bemerkte der König, er sehe wohl ein, wohin das zweideutige Benehmen der englischen Regierung hinaus wolle. Er werde jedoch eilig genug Maßregeln ergreifen, daß der Nachtheil ihn nicht allein treffe. „An Muth, Entschlossenheit und Standhaftigkeit,“ so beendigte Karl sein Schreiben, „wovon ich diese acht Jahre hindurch schon einige Proben abgelegt habe, soll es mir auch in der Zeit der Noth nicht fehlen“).

Am 27. September 1711, sieben Tage später als er es anfangs sich vorgenommen hatte, trat der König endlich seine Abreise von Barcelona an. Mit diesem Schmerz, aber mit stiller Ergebenheit folgte seine Gemahlin sich in die Trennung. „Mein Körper bleibt hier,“ schrieb sie voll Trauer ihrem Vater, „meine Gedanken aber nicht und diese Scheidung fällt mir ungemein schwer.“ Dennoch widersetzte sie nicht dem Willen ihres Gemahls. Karl ernannte die Königin Elisabeth auf die Dauer von drei Jahren zur „Gobernadora General“ der Königreiche Aragonien, Valencia, Cardinien und Mallorca, so wie des Fürstenthums Catalanen und der Grafschaften Roussillon und Cerdeña. Zur Ausübung der Regierungsgeschäfte wurde ihr eine Junta beigeordnet, deren vornehmste Mitglieder der Feldmarschall Graf Guido Starhemberg, der ehemalige kaiserliche Botschafter Herzog von Moles und der Großkanzler und Minister von Aragonien Graf Joseph Golch von Cardona waren. Für den Fall aber, daß die Königin Spanien verlassen sollte, aber die ihr übertragenen Aemter in anderer Weise erledigt würden, bestimmte der König den Feldmarschall Starhemberg zu seinem Generalstatthalter und einzigen Repräsentanten in all den spanischen Ländern, welche bereits seiner Botmäßigkeit gehorchten oder derselben noch unterworfen werden würden.

Am 12. Oktober trat Karl zu Vado an's Land; am denselben Tage wurde er in Frankfurt zum deutschen Kaiser ernählt. Die Nachricht hiervon kam ihm in Holland zu, wo er mit dem Grafen Sinzendorf und Wratkian,

welche ihm dorthin entgegen gestellt waren, über die öffentlichen Angelegenheiten und insbesondere über die Möglichkeit, England bei dem Bündnisse wider Frankreich festzuhalten, so wie über die Maßregeln, welche zu diesem Ende zu ergreifen wären, in eifrige Berathung trat“).

Karl war schon seit langer Zeit durch den Grafen Dallas, durch Eugen und noch auf anderen Wegen von den geheimen Verhandlungen in Kenntniß gesetzt worden, welche zwischen England und Frankreich angeknüpft worden waren. Er wagte um die räthselhaften Reisen der Unterhändler Brissot und Mednager, aber es war ihm noch unbekannt, daß diese Schleichwege bereits zu einem Resultate geführt hatten. In dieser Unterthanig schrieb er der Königin Anna und alles führte er in seinem Briefe an, wovon er hoffen konnte, daß es auf ihr Gemüth Eindruck machen und sie abhalten werde, denjenigen die Treue zu brechen, mit welchen sie so lange im engsten Bündnisse gestanden hatte. Alle ihre Versprechungen, ihre Bethörungen rief er ihr in das Gedächtniß zurück. Aber er kam damit zu spät. Schon waren die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich abgeschlossen, welche der Hauptsache nach nur in der Anerkennung der Königin Anna und der protestantischen Nachfolge auf dem englischen Throne, so wie in der Bestimmung des Grundgesetzes bestanden, daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf denselben Haupt vereinigt werden sollten. Die Anerkennung Philipps als König von Spanien war damit stillschweigend ausgesprochen und mit einem einzigen Federstriche der Hauptgrundsatz der großen Allianz vernichtet, daß Spanien nie einem französischen Prinzen zu Theil werden solle.

Nur mit wenigen Zeilen hatte der englische Staatssecretär Lord Dartmouth dem Grafen Dallas von dem Abschlusse der Friedenspräliminarien Kenntniß gegeben. Die Nachricht davon versetzte den Kaiser in die lebhafteste Bestürzung. Er entschloß sich neuerdings an die Königin zu schreiben, und sie noch einmal an die tausend Freundschaftsbeweise zu erinnern, welche er von ihr empfangen habe. Sie wane, so meinte der Kaiser, nicht so ganz mit ihrer eigenen Vergangenheit brechen und nicht jetzt das entchiedene Gegentheil ihrer früheren Versicherungen in Ausführung bringen. Er hoffe, schrieb er ihr, daß sie die Präliminarartikel niemals unterzeichnen werde. Er sei fest entschlossen, eher alles auf's Spiel zu setzen, als sich auf Grundlage so nachtheiliger Bedingungen in Friedensverhandlungen einzulassen“).

Dem Schreiben des Kaisers an die Königin Anna wurde eine ausführliche Denkschrift beigelegt, in welcher die Präliminarartikel einer scharfen Kritik unterzogen wurden. „Die Königin möge lieber,“ war darin gesagt, „an die Mittel denken, den gemeinsamen Feind in seine Schranken zurückzuweisen, als falschen Einflüsterungen ihr Ohr leihen, welche nur zu unheilbarer Entzweiung der Verbündeten führen könnten. Der Kaiser sei persönlich verpflichtet, es fortan mit jenem großen Theile des spanischen Volkes zu halten, welcher sich ihm anhänglich bezeugt habe, oder er nur mit Liebe und Güte betrachten könne und wünsche er aus allen Kräften zu unterstützen stets bestrebt sein werde. Doch sei er immer bereit, sich mit Frankreich in Friedensverhandlungen einzulassen, nur müßten zur Basis derselben die bisherigen Zusagen und die Grundsätze genommen werden, welche bis auf die neueste Zeit stets als Zweck der gemeinsamen Kriegsführung gegolten hätten.“

Gallas wurde beauftragt, die Königin um eine Audienz zu bitten, ihr das Schreiben des Kaisers sammt der Denkschrift persönlich zu überreichen und deren Inhalt mündlich mit Nachdruck zu unterstützen. Insbesondere habe er zu erklären, daß der Kaiser bereit sei, auf Grundlage der Präliminarien des Jahres 1709 sich in Verhandlungen einzulassen<sup>41)</sup>. Niemals werde aber Karl die jetzt vorgeschlagenen Artikel annehmen, noch mit seinem Gesandten einen Congreß besichtigen, welcher zur Berathung darüber eröffnet werden sollte.

Der Kaiser beschloß die Zeit, in der er den Erfolg dieser Schritte abwarten wollte, wenigstens zur Fortsetzung seiner Reise bis Innsbruck zu benutzen. Dorthin hatte er schon von Mailand aus Eugen eingeladen und ihm sein lebhaftes Verlangen kundgegeben, sich mit ihm zu besprechen. Sollte es aber dem Prinzen unmöglich sein, sich dort einzufinden, so möge er wenigstens nach Frankfurt kommen, wohin sich Karl zur Kaiserkrönung zu begeben gedachte<sup>42)</sup>.

Mit der ihm eigenen Selbstverläugnung hatte Eugen sich die ganze Zeit über in die Rolle gefügt, die Reichsgrenzen vor dem Feinde zu hüten. Auch hier war er seiner Pflicht mit nicht geringerer Sorgfalt nachgekommen, als wenn es sich um die Erringung der glänzendsten Resultate gehandelt hätte. Und in der That war es ihm vollständig gelungen, die Absichten zu vereiteln, welche der König von Frankreich

gehegt haben mochte, entweder die Kaiserwahl zu stören, oder einen Durchbruch nach Baiern zu versuchen.

Als durch den langen Aufenthalt der Truppen bei Mühlsberg die Lebensmittel zu mangeln anfangen und insbesondere das Futter für die Pferde weit und breit aufgezehrt war, ging Eugen bei Philippsburg über den Rhein und verlegte sein Hauptquartier nach Speyer. Hier blieb er ruhig stehen, sein Wächteramt getreu erfüllend, bis endlich der Monat Oktober zu Ende gegangen war und es an der Zeit schien das Heer aufzulösen und in die Winterquartiere zu vertheilen. Nachdem er hierzu die erforderlichen Vorkehrungen getroffen und das einstweilige Commando dem Herzoge von Württemberg übertragen hatte, eilte Eugen nach Innsbruck. Hier empfing ihn der Kaiser in einer Weise, welche am meisten zeigte, wie sehr es ihm mit seinen schriftlich erteilten Versicherungen von Freundschaft und Dankbarkeit für Eugen Ernst gewesen war.

Wie es sich von selbst verstand, so bildete auch jetzt wieder die Haltung der englischen Regierung den Hauptgegenstand der Beratungen, die in persönlicher Anwesenheit und mit lebhafter Theilnahme des Kaisers zwischen Eugen, Emsendorff und Bratislaw stattfanden. Sie erschienen um so wichtiger, als die Lage der Dinge in England sich von Tag zu Tag verschlechterte, und insbesondere in Bezug auf den Grafen Gallas Schritte geschehen waren, welche als eine neue Beleidigung des Kaisers angesehen werden mußten.

Graf Johann Wenzel Gallas, der Enkel jenes vielgenannten, oft gerühmten und noch öfter geschmähten Feldherrn im dreißigjährigen Kriege, war im Jahre 1669 geboren, und hatte sich von Jugend auf dem Civilstaatsdienste zugewendet. Im Jahre 1704 war er nach Bratislawa rücktehr aus England dorthin gesendet worden, um die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten und zu stärken, welche jener mit so vieler Geschicklichkeit zwischen der kaiserlichen Regierung und dem damals im Amte befindlichen Whigministerium angesponnen hatte.

Gallas war ganz der Mann, welcher zur Vollziehung dieses Auftrages die nöthigen Eigenschaften besaß. Aber eine war darunter, die ihm zwar als Menschen zur Ehre gereichte, die jedoch in weit späterer Zeit von einem allbekannten Diplomaten als der größte Fehler eines politischen Unterhändlers bezeichnet wurde. Es war dieß der ungemessene Eifer, mit

dem Gallas seiner Aufgabe oblag. Nicht mehr erschien er als der ruhige und den Ereignissen, welche die innere Administration des Landes angingen, sich fern haltende Beobachter, nicht mehr als der unparteiische Bericht-erstatler, der nichts beabsichtigt als seiner Regierung von demjenigen was vorgeht, wahrheitsgetreue Schilderungen vorzulegen. Gallas war so fest überzeugt, daß die Erhaltung des Whigministeriums für die Sache des Hauses Oesterreich eine Nothwendigkeit sei, daß er in der Begierde, hierzu auch seinerseits alles beizutragen, gleichsam selbst zu einem Mitgliede der Whigpartei geworden zu sein schien. Niemand war schärfer als Gallas in Angriffen auf die Gegner, Niemand bitterer in den Bemerkungen, welche er sich mündlich und schriftlich über sie erlaubte.

Als das Whigministerium in's Schwanken kam und die Vorliebe der Königin für die Partei der Tories schon ziemlich anverholten zu Tage trat, da wurde Gallas, um das erstere zu halten, immer heftiger in seinen Ausfällen gegen die letztere. Es war dieß ein Risikoersetzen oder eine wenig glückliche Ausführung der ihm von seiner Regierung erteilten Instruktion, nicht jezt, wo der Sturz des Whigministeriums im Erbleichen sei, dasselbe, welchem man bisher so großartige Erfolge verdankte, gleichfalls zu verlassen. Eine Wirkung aber mußte die Haltung des Grafen Gallas hervorbringen, daß er von der Partei der Tories ebenso gehaßt wurde, wie er selbst sie anfeindete und sich leidenschaftlich zu ihren Gegnern hielt. Selber trat bald ein Umstand ein, welcher von den Tories mit Schleichheit benutzt wurde, um die Stellung des Grafen Gallas in London unangenehm zu machen.

Es war damals eine Zeit, in welcher man in den Beziehungen der Staaten zu einander jedes, auch das verwerflichste Mittel für erlaubt hielt, um den Gegner zu überlisten und sich selbst den Erfolg zu sichern. Von Ludwig XIV. ausgegangen, nahm diese Verfahrensweise bald eine Art System an, und verbreitete sich als solches über ganz Europa, indem jeder, um nicht geschlagen zu werden, zu den gleichen Waffen greifen zu müssen glaubte. Da galt derjenige für den gewandtesten, welcher den andern am besten zu betrügen verstand, und insbesondere war es die Bestechung, die als wirksames Mittel in umfassendster Weise gebraucht wurde. Sogar an die in den höchsten Stellungen befindlichen Männer wagte man sich, um auf ihre Handlungen, ihre Rathschlüsse Einfluß zu nehmen. Die Geratsäre aber, die Beamten minderer Kategorie, wurden durch

Gefasungen verführt, Staatsgeheimnisse zu entdecken, insbesondere aber Abschriften von Depeschen mitzutheilen, welche durch ihre Hände gingen.

Es war vorauszu sehen, daß so verschlagene und so wenig gewissenhafte Menschen, wie die Häupter des neuen Ministeriums, Perley und St. John, keine verwerfliche Kunstgriffe ohne Zweck gebrauchen würden, um die Königin von dem Bruche mit dem Kaiser loszulösen und sich selbst von einem so lästigen Wideracher wie Gallas zu befreien.

Dem Grafen Gallas kam der Vorwurf nicht erspart werden, daß er wider so schlaue Gegner zu wenig auf seiner Hut gewesen. Die Depeschen, welche er an die kaiserliche Regierung richtete, waren mit so großer Rücksichtslosigkeit gegen den Hof von St. James, gegen die Person der Königin selbst, gegen die neuen Minister abgefaßt, daß wenn sie bekannt wurden, diejenigen von denen sie handelten, dadurch aufs tiefste verletzt werden mußten. Von der Eidesbeschworenhalt der Königin sprach er in einer Weise, welche eine Frau niemals vergeht. Von den Ministern aber sprach er mit Veringschätzung, ja mit Verächtlichkeit und schilderte sie als Leute von Arglist und Lüge, denen jede Schlechtigkeit zugestanden sei<sup>45)</sup>.

Wenn Gallas nun schon so unumwunden nach Wien berichten zu müssen glaubte, so hätte er doch jede nur irgend mögliche Vorsicht anwenden sollen, um so geheime Depeschen nicht in die Hände der englischen Regierung fallen zu lassen. Dem war aber nicht so. Einer der Secretäre des Grafen Gallas, ein junger Spanier, aus Valencia gebürtig, war von dem Großschatzmeister Perley durch die Zusage einer Belohnung von tausend Pfund Sterling gewonnen worden. Er theilte dem englischen Minister den Schlüssel zur Entzifferung der Depeschen, welche Gallas an den König Karl nach Spanien sandte, und Abschriften seiner Berichte an den Wiener Hof mit. Zuletzt versetzt er noch, daß er von Gallas den Auftrag erhalten habe, sich nach Frankfurt zu begeben und dort das Benehmen und die Schritte Pettenbroughs mit Sorgfalt zu beobachten<sup>46)</sup>.

Raum hatte das englische Ministerium diese Beweise der unerwartlichen Thätigkeit des Grafen Gallas, und zugleich seiner Feindseligkeit im den Händen, als es beschloß mit dessen Entfernung aus England nicht länger zu zögern. Als er eine Audienz nachsuchte, um der Königin das Handschreiben des Kaisers zu überreichen, antwortete ihm der Staatssecretär Lord Palmerston, daß die Königin ihren Ministern befohlen habe, allen



schriftlichen Verkehr mit ihm abbrechen. Sie werde jedoch nach wie vor gern jede Mittheilung vom Kaiser annehmen, welche ihr durch Dazwischenkunft eines anderen Bevollmächtigten zukommen sollte <sup>45</sup>).

Zwei Stunden später kündigte der königliche Ceremonienmeister Lotterell dem Grafen Wallas persönlich an, daß die Königin Befehl ertheilt habe, ihn nicht mehr zu Hofe zuzulassen. Noch am demselben Tage eröffnete der Staatssekretär St. John dem kaiserlichen Residenten Johann Philipp Hofmann die Maßregeln, welche die Königin wider den Grafen Wallas ergriffen habe, und schloß mit der gleichen Versicherung fortwauernder freundschaftlicher Gesinnung gegen den Kaiserhof, und der Bereitwilligkeit zur Annahme jedweder Mittheilung durch denjenigen, welchen der Kaiser hiezu bestimmen würde <sup>46</sup>).

Die Nachricht von den Schritten der englischen Regierung wider den Grafen Wallas war in zweifacher Beziehung höchst betrübend für den Kaiser. Einerseits zeigte sie deutlich, wessen man sich von England fernert noch zu versehen habe, und andererseits konnte es nur unangenehm sein, sich in einer so mißlichen Lage des Organs beraubt zu sehen, welches die bundesmäßigen Beziehungen der beiden mächtigsten Mächten aufrecht zu erhalten betruhen war.

Die Frage, was nun zu geschehen habe, wurde zu Innsbruck eifrig erörtert. Die Rathschläge Eugens waren solche, wie es sich von dem berühmten Kriegsmanne erwarten ließ, welchem das Gebot der Ehre über alles galt. Er war der Ansicht, daß der englischen Regierung die Beleidigung des Kaisers nicht ungeahndet hingehen und daß man sich durch sie nicht einschüchtern lassen solle. So charakterlose Menschen wie die Minister der Königin Anna seien am besten zu behandeln, wenn man ihnen unerschrocken die Stirne zeige. Wenn Wallas England noch nicht verlassen habe, so solle er dort bleiben, sei er aber bereits abgereist, so wäre an seiner Stelle kein anderer Minister des Kaisers hinzusetzen.

Zu dem Friedenscongresse, rief Eugen ferner, möge der Kaiser keinen Bevollmächtigten absenden, wenn den Verhandlungen die jüngsten Präliminarartikel zu Grunde gelegt würden. Nur dann sollten kaiserliche Minister beim Congresse sich einfinden, wenn dieß von Seite der Generalstaaten der Fall sei, aber auch dann dürfe von den letzten Präliminarien nicht die Rede sein. Nach Holland müsse ein Gesandter abgehen, welcher

die guten Absichten der Republik zu nähren und zu befestigen verstehe. Denn der Freiherr von Heems sei zwar ein Mann von außergewöhnlicher Begabung, seine Stellung aber zu wenig einflußreich, und Graf Goer, welcher dort einstweilen Sijzenborff verrete, in Holland durchaus nicht beliebt. Die Hauptsache bestehe jedoch in rechtzeitiger Ausrüstung mit ansehnlicher Vermehrung der Streitkräfte, um den Verbündeten zu zeigen, wie viel der Kaiser in Zukunft zur Kriegsführung beizutragen im Stande sei<sup>47)</sup>.

In fließender und doch bländiger Rede halte Eugen seine Meinung vorgetragen. Die Kraft seiner Uebersetzung sprach sich unverkennbar in seinen Worten aus und verfehlte daher auch nicht, einen mächtigen Eindruck auf den Kaiser hervorzubringen. Wie lebhaft derselbe war, zeigt sich wohl am besten dadurch, daß Karl den Bemerkungen, welche er sich über die meisten Sitzungen der Konferenz und so auch über diejenige vom 23. November eigenhändig aufzeichnete, die Worte beifügte: „Prince Eugene „veritt gut, locenlich, kurz; Sijzenborff schwagt vil“<sup>48)</sup>.

Auch in allen späteren Anmerkungen des Kaisers über die Meinungsäußerungen und Abstimmungen seiner Minister werden immer Eugens Worte mit billigenden oder belobenden Randglossen begleitet, während diejenigen anderer Minister oft herben Tadel erfahren.

Nach langdauernder und weitläufiger Erörterung des Gegenstandes der Beratung von Seite der beiden andern Minister wurde endlich ein der Anschauungsweise Eugens im wesentlichen entsprechender Beschluß gefaßt. Nur darin glaubte man einer milderen Ansicht Raum geben zu sollen, daß wenn Gallas England bereits verlassen habe, der Kaiser nicht ohne einen Repräsentanten daselbst bleiben solle. Sijzenborff schlug den Feldmarschalllieutenant Grafen Königsegg zur Entsendung nach London vor. Bratislaw erklärte sich damit einverstanden, doch beschloß man, dessen Abreise noch etwas zu verzögern, bis man über die Wendung, welche die Dinge in England nahmen, weitere Mittheilung erhalten habe.

Der Gang der Ereignisse war jedoch ein so außerordentlich rascher, daß man schon nach wenig Tagen von einem Theile der gefaßten Beschlüsse wieder zurückkommen mußte. Diese Wendung betraf vorerst die Person desjenigen, welcher nach England abgehen sollte, um eine Umstimmung der Königin und ihrer Minister zu bewirken oder sie wenigstens von einer Uebersiedlung auf der Bahn abzuhalten, die sie eingeschlagen hatten. Man

sahnte, daß je höher das Ansehen und die Befähigung dessen seien, welcher einen solchen Auftrag übernehme, desto sicherer auf Erreichung des gewünschten Ergebnisses gehofft werden könne. Königsegg galt zwar für einen der geübtesten kaiserlichen Offiziere, und insbesondere besaß er ein feines gewinnendes Benehmen, welches sehr für ihn einzuwirken. Aber er war noch zu jung und sein Name zu wenig bekannt geworden im öffentlichen Dienste, um von seinem Erscheinen in England besondere Wirkung zu erwarten. Wie ganz anders würde dieselbe sein, so glaubte man annehmen zu dürfen, wenn Eugen selbst, welcher damals, nur etwa Marlborough und einige der geübtesten Häupter ausgenommen, die berühmteste Persönlichkeit in der Welt war, sich zu einer solchen Reise herbelließe?

Es scheint, daß der erste Gedanke dazu in dem Kopfe des Kaisers entsprungen sei. Seit acht Jahren hatte er Eugen nicht mehr gesehen, und als er damals von ihm scheid, war er noch zu jung, um des Prinzen großartige Persönlichkeit nach ihrem vollen Werthe beurtheilen zu können. Eugens seitherige Wirksamkeit, insbesondere aber das Zusammensein mit ihm mag in dem Kaiser erst die rechte Idee davon geweckt haben, wie derselbe als Krieger und Staatsmann unschätzbar war, und wie er als Mensch die Edelsten noch in Schatten stellte. Der Kaiser begriff, daß wo das Schwerste erreicht werden sollte, auch nach demjenigen gegriffen werden mußte, welcher in jeder Beziehung der Bestmögliche war. Als solcher erschien ihm Eugen, und zwar in einer Weise über alle anderen hervorragend, daß keiner sich ihm auch nur im mindesten vergleichen konnte. Karl machte daher dem Prinzen den Antrag, selbst nach London zu gehen und Eugen, den Willen seines Monarchen stets als einen Befehl ansehend, erklärte sich ohne alle Zögerung und ohne irgend eine Bedingung zu stellen, sogleich zur Uebernahme des schweren und wenig erfreulichen Auftrages bereit <sup>27)</sup>.

Nach dem Haag beschloß der Kaiser den Grafen von Gonzaga abzuschieken, aus dem berühmten spanischen Hause Mendoza, einen fähigen und wohlbedenkenden Mann, einen seiner eifrigsten Anhänger, welcher während Karls Aufenthalts in Barcelona die Stelle eines Kriegsministers versehen hatte. Durch die Wahl eines Spaniers zu diesem Posten dachte der Kaiser wohl die zukünftige Absicht, an seinen Erbrechten auf Spanien festzuhalten, recht deutlich an den Tag zu legen.

Denn nicht nur die Frage der zu entsendenden Personen und der ihnen zu ertheilende Auftrag, die Vermächte bei dem gemeinsamen Bunde und im Kriege mit Frankreich festzuhalten, sondern auch die andere Möglichkeit, daß der Frieden nicht mehr zu hintertreiben wäre, wurde in Innsbruck zur Sprache gebracht. Wenn es wirklich zum Congresse kommen sollte, so hätten während desselben, mußte im Namen des Kaisers verlangt werden, die Kriegsunternehmungen fortzusetzen. Die jüngsten Präliminarien wären jedoch in keinem Falle als Grundlage der Unterhandlungen anzunehmen. Abante nicht die ganze spanische Monarchie für den Kaiser erlangt werden, so sei Barcelona, und genüge das nicht, auch Sicilien an König Philipp zu überlassen. Wäre man auch damit nicht zufrieden, so möge Spanien zwischen die beiden Bewerber um diese Krone getheilt werden, und Philipp den ganzen Norden des Landes sammt Castilien und Andalusien bis Cadix, Karl aber den Süden und Jeder von ihnen die Hälfte von Indien erhalten. Auf weiteres dürfe man sich ohne fernere Aufträge nicht einlassen. Am Rheine und an der Maas sei zu begehren, was in den vorigen Präliminarien schon zugesprochen worden, die Niederlande aber wären wo möglich mit Baiern zu vertauschen.

Es mag vielleicht Wunder nehmen, daß der Kaiser sich damals noch mit der Hoffnung schmückte, nicht nur die Nebenländer der spanischen Monarchie, sondern auch Spanien selbst entweder ganz oder doch theilweise für sich erlangen zu können. Doch wird dieß wohl natürlich scheitern, wenn man bedenkt, wie kurze Zeit erst verfloßen war, seit Niemand daran gezweifelt hatte, daß dem jetzigen Kaiser das gesammte Erbe Karls II. zufallen werde. Und noch am 16. October hatte selbst der englische Gesandtschaftsmeister Harley dem kaiserlichen Residenten Hofmann eröffnet, es sei kein Wort davon wahr, daß Spanien und die beiden Indien dem Hause Bourbon überlassen werden sollten<sup>27</sup>). Noch am 22. December erklärte das Oberhaus, daß ein Frieden, in welchem dieß gegeben würde, weder für England noch für Europa als sicher und ehrenvoll angesehen werden könne. Und die Königin antwortete darauf, daß sie zur Erreichung des Zweckes, die spanischen Länder dem Hause Bourbon zu entreißen, die äußersten Anstrengungen nicht scheuen werde. Bei solchen Versicherungen von Erite derjenigen, welche als das Haupthinderniß einer Erfüllung der Wünsche und Hoffnungen des Kaisers angesehen wurden, ist einige Selbsttäuschung von Seite des letztern leicht begreiflich.

Nachdem man sich in solcher Weise über dasjenige klar geworden war, was man in nächster Zukunft in Bezug auf Krieg oder Frieden mit Frankreich zu thun hatte, setzte der Kaiser seine Reise von Innsbruck nach Frankfurt zur Ordnung fort. Karl war Anfangs des Willens gewesen, sich vorerst nach Wien und erst von dort nach der Ordnungsstadt zu begeben. Die Kurfürsten aber, welche sich in Frankfurt befanden, baten Eugen, sich bei dem Kaiser zu verwenden, seinen Weg gerade dorthin zu nehmen. Sie erinnerten daran, daß Karl V. in gleicher Lage dasselbe gethan habe und aus Spanien unmittelbar nach Aachen gegangen sei<sup>21</sup>). Der glorreiche Name dieses Kaisers wurde überhaupt damals mehr als jeit Jahren genannt. Hoffnungsvolle Gemüther glaubten daran, daß jene ruhmreichen Tage des großen Habsburgers wieder zurückkehren könnten, und dem Ohre des Kaisers schmeichelte jede Vernehmung auf seinen erlauchten Vorsatz. Denn es schien ihm darin ein Beweis der Ausführbarkeit seines Planes zu liegen, die österreichischen Erblande und die spanische Monarchie gleichzeitig besitzen zu können. Auch jetzt folgte der Kaiser, wenn gleich nicht allein durch diese Rücksicht bewogen, dem Beispiele seines Vorfahren und ging unmittelbar nach Frankfurt zur Ordnung. Am 4. Dezember verließ Karl Innsbruck; schon am Tage zuvor war Eugen von dort abgereist. Der Prinz eilte, die ihm übertragene Sendung zu erfüllen, und begab sich vorerst nach dem Haag, um sich von dort nach England einzuschiffen.

## Zehntes Capitel.

Nachdem die englische Regierung mit Frankreich über die Präliminarien übereingekommen war, sah sie es als ihre erste Aufgabe an, auch die Generalstaaten für dieselben zu gewinnen. Lord Raby, früher durch lange Zeit englischer Gesandter in Berlin, dann im Haag, ehemals einer derjenigen, welche den Herzog von Marlborough am meisten um Belohnungen und um Beförderung beßigten, jetzt sein erbitterter Widersacher, und aus diesem Grunde zum Strafen von Straßford erhoben, brachte die Präliminarien nach dem Haag, um deren Annahme von Seite der Republik zu erwirken. Aber trotz der friedliebenden Gesinnung, welche in Holland vorherrschte, war man daselbst doch nicht geneigt, mit einem Male all dasjenige aufzugeben, was man durch jahrelangen Kampf, durch Ströme von Blut, durch die Aufopferung von vielen hundert Millionen erzwungen hatte. Man lehnte es ab, die Präliminarien einer förmlichen Friedensverhandlung zu Grunde zu legen, und der Deputirte Dupé, welcher schon seit langer Zeit in dem Friedensgeschäfte gebraucht worden war, erhielt den Auftrag nach England zu gehen und wo möglich die Königin von dem eingeschlagenen Wege abzubringen.

Aber in England konnte man zu wohl die natürliche Jagdstigkeit der holländischen Staatsmänner, als daß man nicht gehofft hätte, sie durch den Ungestüm der Sprache, welchen die brittische Regierung so gern gegen den Schwächeren ansetzte, zu allem zu zwingen was man beabsichtigte. Dies war auch wirklich der Fall. Auf Straßfords Vordringen wurde Utrecht als Congressort bestimmt, der 12. Jänner 1712 als Eröffnungstermin festgesetzt und die Entsendung holländischer Gesandten nach Utrecht zugelagt.

So weit waren die Dinge bereits gekommen, als Eugen im Haag eintraf. Auch dort befand er sich schon ganz in der wenig beneidenswerthen Lage eines Unterhändlers, welcher der Ueberbringer unvollkommener Aufträge ist. Wie Heinsius von jeher der lässigste Theilnehmer an dem berühmten Triumvirate gewesen, so war er auch jetzt der erste welcher Wiene

machte, ganz davon abzuhalten. Man fürchtete durch Beratungen mit Eugen sich Englands Mißfallen zuzuziehen, und so waren auch gar man den kaiserlichen Repräsentanten im Haag, Grafen Gorch und Freiherrn von Dorn, diese Ansicht kund, daß dieselben dem Prinzen von der Reise dorthin völlig abzurathen wollten <sup>1)</sup>.

Eugen aber, der sich im Voraus nicht viel anderes erwartet hatte, ließ sich durch einen weniger zuvorkommenden Empfang, als er ihn im Haag zu finden gewohnt war, durch scharfe Blide und vorliegende Mienen von der Erfüllung seines Auftrages nicht abhalten. Nur wenige Tage Aufenthalt im Haag genügten um den Prinzen zu überzeugen, daß Holland sich zwar von den Friedensverhandlungen nicht mehr losmachen werde, daß es jedoch auf dem Congresse selbst Ansichten zu vertreten entschlossen sei, welche sich von denen der englischen Regierung vertheilt unterscheiden.

Um dieses Vorhaben zu kräftigen und die Lage der Dinge wo möglich noch günstiger zu gestalten, drang Eugen vorzugsweise auf energische Entschlüsse hinsichtlich der Kriegsführung während des bevorstehenden Feldzugs. Es gelang ihm eine Zurückweisung des Verlangens zu erzielen, während der Dauer des Congresses die Waffen ruhen zu lassen. Sogar der englische Bevollmächtigte Graf Strafford mußte die wirkliche aber zur vorgebliche Absicht seiner Regierung handhabe, den Kampf in Spanien mit den Niederlanden fortzusetzen und zu dem ersten den dritten Theil der Kosten beizusteuern. Was aber die Ausführung dieses Planes betraf, so wußte Strafford so viele Schwierigkeiten anzuzählen, daß man gar bald einsah, wie wenig Ernst es der englischen Regierung mit den Versicherungen ihrer Bereitwilligkeit war. So verächtlich erschien Straffords Benehmen dem Prinzen, daß er, als die Kriegsoperationen selbst zur Sprache kamen, den holländischen Deputirten deutlich zu verstehen gab, er hätte zwar vieles herüber zu sagen, wisse die aber vor Strafford nicht thun, „weil er nicht wisse ob er vor einem Engländer oder einem „Franzosen spreche“ <sup>2)</sup>.

Es hatte jedoch Marlboroughs dringender Einladung <sup>3)</sup>, nach der Mittheilung des Kaisers bedurft, daß die zu Frankfurt versammelten Kurfürsten Eugen's Reise nach London für höchst ersprießlich anstehen <sup>4)</sup>, um dem Prinzen gegen die zahlreichen und ansehnlichen Bemühungen der britischen Regierung zu stählen, ihn von dem Besuche Englands abzusprechen.

In London selbst wie im Haag waren die englischen Minister und ihre Organe in dieser Richtung unermüdlich thätig. Mit stichlichem Widerwillen hatten Oxford und St. John die ihnen durch den Residenten Hofmann gewordene Ankündigung von Eugens bevorstehender Abreise aufgenommen. Der Großschatzmeister sprach zwar mit dem Ausdruck großer Verehrung von Eugen, er behauptete jedoch, das gemeine Volk in London besinde sich gegenwärtig in einem Zustande solcher Aufreizung, daß die Erregung eines Tumultes bei des Prinzen Abreise nicht unwahrscheinlich sei. Denn bei der Sehnsucht nach dem Frieden, welche in England herrsche, müsse derjenige, dessen Sendung die Fortsetzung des Krieges erziele, des übelsten Empfanges gewärtig sein. Uebrigens können ja die Gegenstände, über welche Eugen unterhandeln wolle, alle in Holland zur Sprache, wo sich Strafford befinde, welcher mit ausreichender Instruktion versehen sei.

In gleichem Sinne, nur vielleicht noch unverbindlicher, lauteten die Aeußerungen des Staatssekretärs St. John. Als Hofmann es mit Bestimmtheit aussprach, Eugen werde sich durch nichts von der Reise abwendig machen lassen, justirte St. John mit den Achseln und erklärte, man werde dann thun was man vermöge, um den Pöbel im Zaume zu halten und dem Prinzen kein Leid widerfahren zu lassen. Man beabsichtige jedoch mit ihm in keine weder den Krieg noch den Frieden betreffenden Geschäfte einzugehen <sup>5)</sup>.

Dieselbe erbärmliche Finte, um Eugen durch die Furcht vor dem Londoner Pöbel von der Reise dorthin abzuhalten, wurde auch von Strafford im Haag, aber mit eben so geringem Erfolge angewendet. „Unbeschreiblich „sind die Pläne“, schrieb Graf Wallas von dort an den Feldmarschall Starckenberg, „welche man anwendet um des Prinzen Abfahrt zu hinter- „treiben“ <sup>6)</sup>. Es war schwer begreiflich wie man glauben konnte, Eugens starkmüthige Seele werde sich durch solche Vorpiegelungen täuschen und in Schrecken versetzen lassen. Ja wenn irgend etwas geeignet gewesen wäre, ihm einige Hoffnung auf einen Erfolg seiner Sendung einzuflöhen, so hätte es die ängstliche Sorgfalt sein müssen, mit welcher ihn das englische Ministerium davon abzubringen sich bemühte.

Auf derselben Nacht, welche einige Wochen zuvor den Grafen Wallas nach Holland gebracht hatte, schiffte Eugen sich am 7. Jänner 1712 nach



England ein. Die Ueberfahrt war eine der unangenehmsten, denn es stürzte so heftig, daß ein obergläubisches Gemüth gar leicht auf die Vermuthung gerathen wäre, selbst die Elemente wollten Eugens Ankunft in London unmöglich machen. Durch neun Tage trieb das Schiff des Prinzen auf der See umher, bis es endlich am Abende des 16. Jänner die Themse hinauf nach London gelangte.

Da man in England vermuthete der Prinz werde, wie es damals nicht ungewöhnlich war, in Harwich an's Land steigen und sich von dort zu Wagen nach London begeben, so hatte sich in den an der Straße gelegenen Ortschaften eine große Menschenmenge eingefunden, die von nah und fern herbeigekommen war, um den berühmten Kriegshelden zu sehen <sup>7)</sup>. Aber Niemand dachte nur einen Augenblick daran, dem Prinzen nachzuehbittig zu begegnen, und Marlborough hatte Recht wenn er ihn versicherte, daß durch die Behauptungen des Ministeriums dem englischen Volke großes Unrecht geschehe <sup>8)</sup>.

Als am Morgen des 18. Jänner in London die Nachricht eintraf, daß die Nacht des Prinzen die Themse hinaufgezogen, sandte ihm das englische Ministerium den in Amsterdam ansässigen schottischen Kaufmann Drummond entgegen. Er war dem Prinzen schon von Holland aus bekannt und sollte ihm bewillkommen, nebenbei aber wohl auch beobachten und über seine Absichten anfragen.

Auf Drummonds Befragen erklärte ihm Eugen, daß der Zweck seiner Sendung sehr ansehnlich sei, als zwischen dem Kaiser und der Königin die vollkommenste Eintracht wieder herzustellen. Er habe daher den festen Entschluß gefaßt, sich mit dem gegenwärtigen Ministerium auf guten Fuß zu setzen und in die inneren Streitigkeiten des Landes nicht einzumischen. Einen Anstand von Wichtigkeit aber müsse er noch berühren. Die ganze Welt kenne die wahre, ja lange Freundschaft, welche jederzeit zwischen ihm und Marlborough obgewaltet habe. Eugen werde daher auch jetzt, wo des Herzogs Glück im Exil begriffen sei, sich gegen ihn nicht anders benehmen als früher, auf daß die Welt von ihm nicht sagen könne, er habe seinen Freund, während das Unglück ihn verfolgte, in Trübsal und Widerwärtigkeit verlassen <sup>9)</sup>.

Auch der kaiserliche Resident Hofmann war dem Prinzen entgegengetreten, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen. Als sie zusammen in London anlang-

ten, war es sechs Uhr Abends und völlige Finsterniß eingetreten. Man hatte anfangs beabsichtigt, in der Nähe des Thwers an's Land zu gehen. Die unermessliche Menschenmenge, welche daselbst versammelt war, und der dringende Wunsch des Ministeriums, jeden Ausfluß zu vermeiden zu sehen, vermochten jedoch den Prinzen, auf der Treppe noch weiter zu fahren und erst an der Treppe von Whitehall, wo sich Niemand befand, an's Land zu steigen. Eugen begab sich nach Leicester House, wo Wallas zuletzt gewohnt hatte, und sandte allsogleich seinen Generaladjutanten Freiherrn von Hohenborff zu St. John und dann zum Grafen Oxford, um ihnen seine Ankunft anzuzeigen und sie befragen zu lassen, wann er sie sehen konnte.

Marlborough war der erste Engländer, welcher den Prinzen zu London willkommen hieß. In langem Gespräche verweilten die beiden Feldherren zusammen und es mag wohl ein sehr bewegt gewesen sein, denn nur wenige Tage waren vergangen, seit Marlborough, der Vermittlung öffentlicher Gelder angeklagt, unter dem Vorwande, der Untersuchung ungeklärten Lauf zu lassen, als seiner Armut enthoben worden war. Wie man sich selbst den Rückweg zu versperren, vergab die Königin allsogleich die Stellen, welche Marlborough innegehabt hatte. Graf Rivers wurde zum obersten Chef der Artillerie ernannt, das Leibgarde-Regiment zu Fuß aber dem Herzoge von Ormond verliehen. Diesem als dem ältesten General wurde auch der Posten eines Generalcapitains bestimmt <sup>1)</sup>.

Es war kein geringer Trost für Marlborough, in demselben Augenblicke, in welchem er im offene Ungnade bei der Königin gefallen und daher von vielen, die früher mit Eifer seine Gnade gesucht hatten, nun ängstlich gemieden war <sup>2)</sup>, mit Eugen zusammen sein zu können. Wie es von dem Prinzen vorausgesetzt werden durfte, so bewährte er im Unglücke treu die Freundschaft, welche er mitten im heftigsten Sonnenscheine des Glückes geschlossen hatte. Die Erklärung, die er Drummond erteilt, blieb die unveränderliche Richtschnur des Benehmens, welches Eugen gegen Marlborough beobachtete.

Für den nächsten Morgen stand dem Prinzen eine andere, für ihn vielleicht noch merkwürdigere Zusammenkunft bevor. Denn er sollte zum erstenmale einem der begabtesten Männer der damaligen Zeit begegnen, den er zugleich für den gefährlichsten Widersacher seiner Sendung ansehen mußte.

Es war blick der Staatssecreter Henry St. John, welcher, obgleich damals noch ein junger Mann von dreissig Jahren, doch schon mit dem Ruhme seiner außerordentlichen Talente die Welt erfüllte.

St. John war kaum aus dem Jünglingsalter getreten, als er, in das Unterhaus gewählt, seine politische Laufbahn begann. Jede Gabe der Natur, der Erziehung und des Bemühens brachte er dahin mit, aber wie ein englischer Geschichtschreiber der neueren Zeit sagt, die wichtigste von allen fehlte ihm, friste Grundzüge <sup>19)</sup>. Durch sein einnehmendes Aussehen, sein laßvolles Benehmen wußte er auf den ersten Blick zu gewinnen, durch sein tiefes Wissen, seinen Reichthum an großen Gedanken, seine lebendige Einbildungskraft und die meisterhafte Beredsamkeit, welche ihm zu Gebote stand, dauernd zu fesseln. Nichts schien ihm zu groß für seine Fassungskraft, nichts zu klein für seine Sorgfalt. Mit so glänzenden Eigenschaften, mit so lebhaftem Ehrgeiz wie er ihn besaß, hätte St. John einer der bedeutendsten Staatsmänner aller Zeiten zu werden vermocht, wenn ihm nicht dasjenige, worauf die wahre Größe doch eigentlich fußt, die Tugend in jedem Sinne des Wortes, völlig gemangelt hätte.

Ein grundtöchterlicher Gegner der Religion, verdugnete er sie und suchte sie in Wort und Schrift zu verhöhnen und zu untergraben. Er setzte seinen Stolz darin, er rohester Ausschweifung jeder Art alle anderen zu überreffen, und nichts reizte mehr seinen Ehrgeiz, als ein moderner Nicbladen zu heißen, ein Mann der sinnlichen Lust zugleich wie ein Mann des ernstesten Geschäftes. Die eine Nacht einer sittenlosen Orgie zu widmen und unmittelbar darauf in meisterhafter Weise eine Depesche zu schreiben, von welcher das Schicksal seines Vaterlandes abhängen konnte, das war sein Stolz. Auf diesem Wege verlor er aber nach und nach dasjenige, was er freilich an und für sich verspottete, das aber doch unerläßlich ist zum wahrhaft großen Staatsmann, allen sittlichen Halt. So kam es, daß er heute dasjenige anfeindete, wofür er gestern eifrig gestritten hatte, daß er heute diejenigen bekämpfte, mit welchen er gestern Hand in Hand gegangen war. Unter Godolphins Verwaltung Secrerär im Kriegsministerium, hatte er sich damals in Forderungen für Marlborough überboten. Bald aber war er einer der thätigsten Theilnehmer an den niedrigen Untertrieben, welche den Sturz des großen Feldherrn zum Zweck und zur Folge hatten.

In dem Posten eines Staatssekretärs, welchem die Beforgung der auswärtigen Geschäfte oblag, brachte St. John außer vielen andern Eigenschaften noch diejenige mit, daß er mit Fertigkeit französisch sprach und schrieb. Dieß erleichterte auch seinen Verkehr mit Eugen, welcher des Englischen nicht kundig war. Noch am Mitternacht noch Eugens Eintreffen in London hatte St. John dem Prinzen seinen Besuch für den nächsten Morgen ankündigen lassen. Er fand sich auch um die bestimmte Stunde bei Eugen ein und empfing von demselben die Abschrift seiner Beglaubigungsschreiben. Er verweilte nur kurze Zeit, und entfernte sich bald, um die Königin von des Prinzen Ankunft zu unterrichten und sie um eine Audienz für ihn zu bitten.

Noch denselben Tag, Abends um sechs Uhr, wurde Eugen zur Königin beschieden. Ohne Bedränge, mit St. John zugleich und in dessen Wagen begab der Prinz sich in den Palast von St. James <sup>17)</sup>. Allsogleich wurden sie zur Königin geleitet. Mit einer kurzen und passenden Unterredung übergab der Prinz ein Handschreiben seines Monarchen <sup>18)</sup> und bat die Königin, dasselbe durchzulesen, da es die Gegenstände seiner Sendung enthalte.

Eugen fand die Königin, nach seinem eigenen Ausdruck „ziemlich verlegen und halbsinnig.“ Nachdem sie das Schreiben des Kaisers leichtem Überblick hatte, bemerkte sie dem Prinzen, sie habe den Entschluß gefaßt, über die Dinge, von welchen sein Auftrag handle, in Holland unterhandeln zu lassen. Mit Ehrfurcht, aber auch mit Festigkeit erwiderte Eugen, daß dieß rückfichtlich des Hauptzweckes seiner Sendung, der Wiederherstellung und Befestigung der Eintracht zwischen ihr und dem Kaiser wohl nicht angehe. Ausreichend antwortete die Königin, sie behaupte, daß ihre schwankende Gemüthsart ihr nicht erlaube, sich so oft mit Eugen zu unterreden als sie sonst wünschen würde. Sie müsse ihn daher an ihre Minister verweisen, welche beauftragt seien, dasjenige zu übernehmen, was der Prinz an sie zu bringen für geeignet halte. Hiemit war die Audienz zu Ende.

Am nächsten Morgen empfing Eugen den Besuch des Jüngern der beiden Minister, an welche er mit seinem Aufträgen gewiesen war, des Hofschatzmeisters Robert Harley Grafen von Oxford.

Wie St. John so hatte auch Harley einst zu Marlboroughs Rathsgern gehört und war durch des Herzogs Empfehlung im Jahre 1704 zum Staatssekretär ernannt worden. Aber sein unaufrichtiges Wesen, seine Ver-

schlossenheit, die Schlechwege, auf denen man ihn übertrüfste, waren Ursache, daß er niemals großes Vertrauen bei der Whigpartei genoss. Sein späteres Bruchman rechtfertigte vollständig dieses Mißtrauen. Schon war er tief verwickelt in die Intriguen, welche Marlboroughs und Sobolphins Sturz bezweckten, ja eigentlich der eifrigste Leiter all dieser Anschläge, und noch flossen seine Schreiben an diese beiden großen Männer über von den glühendsten Versicherungen der Abhänglichkeit und Ergebenheit für sie. Als aber seine wahren Bestrebungen nach und nach doch an's Tageslicht kamen, mußte er seine Stelle niederlegen und trat nun offen an die Spitze der Gegenpartei. Binnen zwei Jahren war die Verdrängung der Whigs aus dem Kante eine vollbrachte Thatfache.

Die glänzende Laufbahn, welche Harley zurückgelegt hatte, kann wieder als ein unumstößlicher Beweis gelten, daß es gar oft der Mittelmäßigkeit gelingt, dasjenige Ziel zu erreichen, an welches die wirkliche Begabung nicht immer zu gelangen vermag. In nichts war er groß als in der niedrigen Kunst, durch jedes, auch das verwerflichste Mittel Anhänger um sich zu sammeln und unter seine Gegner Zwietracht zu säen. In solcher Weise hatte er es verstanden, auf den krummen Wegen der Intrigue emporzuklimmen zu den Höhen der Macht. Hier aber zeigte es sich bald, daß der schlaue Parteiführer nur ein kläglicher Minister war<sup>18)</sup>. Fast bewußt waren die Mittel, zu welchen er seine Zuflucht nahm, um seine Häßlichkeit zu verdecken. Eines der häufigst gebrauchten war, in so verworrenen Weise zu sprechen, daß Niemand den Sinn seiner Rede zu entziffern vermochte. Im Verkehr mit Engen kam ihm noch zu Statte, was jeder andere als ein Hinderniß beklagt haben würde, daß er schlecht französisch sprach und hinterher immer behauptete, er habe sich anders ausdrücken wollen als er es wirklich gethan hatte.

So wie die beiden Minister, so wetteiferten alle, die in hohem Kante oder sonst in Ansehen standen, welcher Partei sie auch immer angehören mochten, dem Prinzen mit Ehrerbeyegungen zu überhäufen. Jeder beeilte sich, ihn zuerst aufzusuchen und den ganzen Tag über wurden seine Zimmer nicht leer von solchen, welche gekommen waren, ihre Verehrung für ihn an den Tag zu legen. Der einzige Herzog von Buckingham, Präsident des geheimen Rathes, machte insoweit eine Ausnahme, als er auf die von Engen erhaltene Benachrichtigung seiner Ankunft ihn um Bezeichnung der

Stunde bitten ließ, zu welcher ihn der Prinz besuchen wolle. Denn er würde auf's höchste bedauern, durch etwaige Abwesenheit von seinem Hause eine solche Ehre zu verflümmen. Eugen sah sich hierdurch veranlaßt, dem Herzoge den ersten Besuch zu machen.

Aber nicht nur die höheren Klassen der Gesellschaft in London, auch das Volk legte auf seine Weise das Interesse an den Tag, welches es an der Anwesenheit des Prinzen nahm. Zwar ließ es, so oft er ausfuhr, die damals in London zur Gewohnheit gewordenen Rufe nach Frieden hören, aber sonst bezeugte es Eugen nur laubigende Aufmerksamkeit, freilich in einer Art, welche auf die Länge nicht anders als lästig sein konnte. Von Tag zu Tag nahmen die Menschenmassen zu, welche sich vor dem Hause versammelten, das Eugen zum Aufenthaltsorte wählte. Bald half kein Widerstand mehr, den man zu leisten versuchte. Scharenweise drang das Volk in die Zimmer, welche Eugen bewohnte, nur von der Begierde befeuert, den Herrn von Pöschlitz, von Turin und Malplaquet zu sehen. Die Räume, die den Prinzen beherbergten, waren so mit Menschen angefüllt, daß man sich darin nicht regen konnte und es die größte Mühe kostete, diejenigen Leute zu ihm zu bringen, welche mit ihm zu sprechen hatten. Wenn er ausfuhr, so folgten die Menschenmassen seinem Wagen und begrüßten ihn mit bewillkommenden Zurufen. Nirgends aber fiel eine erwähnenswerthe Unordnung vor, und man sah immer klarer, daß die Befürchtungen, welche die Minister und ihre Anhänger für Eugen ausgesprochen hatten, durchaus nicht begründet, sondern nur erfunden waren, um ihn von der Flucht nach England abzuhalten.

Einen ähnlichen unaufrichtigen Vorgang beobachteten die Minister auch jetzt. Sie überhäufte den Prinzen bereit mit Ehrenbezeugungen, daß er während der ersten Tage gar nicht dazu kommen konnte, mit ihnen seine Geschäfte zu verhandeln. Erst am 20. Jänner gelang es Eugen, dem Grafen Schamseifer, welcher sich zum zweiten Male bei ihm einfand, den Gegenstand seiner Sendung mündlich auseinander zu setzen. Aber dieses Gespräch mit dem Grafen Oxford diente nur dazu, dem Prinzen in seiner früheren Ansicht zu bestärken, die englische Regierung sei mit Frankreich bereits völlig im Reinen. Zwar betheuerte Oxford beständig das Gegentheil und versicherte, daß alles dem Friedenscongresse vorbehalten werde. Aber seine Bescheidenheit zeigte deutlich, wie wenig seine Worte Vertrauen verdienten.

Sobald Eugen von dem Friedensgeschäfte, von den spanischen Angelegenheiten, von der Behandlung zu reden anfing, welche Graf Wallas hatte erbalten müssen, sprach Oxford von anderen Dingen, insbesondere von den Verfügungen, welche für die Verpflegung der Truppen in den Niederlanden getroffen worden seien. „Es ist so seine Gewohnheit,“ schrieb Eugen dem Kaiser, „wenn man mit ihm von einer Materie redet, daß er eine andere wünscht.“ Mit Emphase sprach Oxford dem Prinzen von dem Vertrauen, welches die Königin in ihn setze, und wollte ihm die Beweggründe nachweisen, welche die englische Regierung zu ihrem Verfahren wider Marlborough gezwungen hätten.

Eugen beschränkte sich darauf, an die Erklärung zu erinnern, die er in dem Augenblicke seiner Ankunft in England gegen Drummond ausgesprochen habe. Nur das Eine fügte er hinzu, daß ihm zwar leid sei, wenn der Königin durch Marlborough Malak zur Unzufriedenheit gegeben wurde. Man möge aber auch seiner außerordentlichen Kriegesthaten und all desjenigen, was der Herzog während des langdauernden Kampfes zu seinem unsterblichen Ruhme geleistet habe, nicht völlig vergessen. Was endlich Marlboroughs Enthebung von seinem Kommando und Stellen betreffe, so sei dieselbe dem Kaiserhofs in dem Augenblicke noch nicht bekannt gewesen, als Eugen das Festland verlassen habe. Seine Instruktion enthalte daher nicht das mindeste über diesen Punkt. Doch wisse er mit Bestimmtheit, daß was die Kriegsführung im Allgemeinen betreffe, der Kaiser zu kräftigem Zusammenwirken mit den Seemächten fest entschlossen sei.

Nachdem Eugen sich überzeugt hatte, daß er von mündlicher Verhandlung mit Oxford und St. John, welcher sich gleichfalls nur in Gemeinplätzen erging, nichts zu erwarten habe, beschloß er den Weg schriftlicher Mittheilung zu betreten. Er brachte die verschiedenen Punkte zu Papier, welche den Gegenstand seiner Sendung bildeten und in drei Theile zerfielen. Was vorerst den Vorfall mit dem Grafen Wallas betraf, so sprach Eugen das Bedauern des Kaisers und dessen Zusage aus, das Benehmen des Grafen gründlich untersuchen zu lassen. Doch wünschte der Kaiser, um nicht die Vermuthung zu erwecken, als ob solchen ihm und der Königin ein Mißverständniß einwalle, daß dem Grafen Wallas gestattet werde, sich von der Königin in den gewöhnlichen Formen, und da es persönlich nicht mehr thunlich sei, wenigstens schriftlich zu beurlauben.

Der Kaiser habe erklärt, besagte der zweite Artikel von Eugens Denkschrift, seine Bevollmächtigten nicht zu einem Congresse schicken zu wollen, dessen Verhandlungen die verarbeiteten Präliminarien zu Grunde gelegt werden sollten. Da er jedoch alles zu thun wünsche, was in seiner Macht stehe, um seine Bereitwilligkeit zu einträchtigem Zusammenwirken mit der Königin zu beweisen, so habe er Eugen beauftragt, im Einvernehmen mit den englischen Ministern ein Mittel ausfindig zu machen, welches seinen Repräsentanten den Zutritt zu dem Congresse erleichtern wünte. Da der letztere jedoch schon zu Utrecht begonnen habe, so sei eine schnelle Verabredung darüber nothwendig.

Was endlich die Streiffröste anging, welche zur Fortsetzung des Krieges mit Frankreich und Spanien zu dienen hätten, so erklärte der Kaiser, die selbigen auf mehr als zehntausend Mann erhöhen zu wollen. Hinsichtlich der Fortführung des Kampfes in Flandern, im deutschen Reich und in Italien wünte wohl im Haag die fernere Verabredung stattfinden. Was aber den Krieg in Spanien betreffe, so wolle der Kaiser, obwohl er bisher mit den Kosten jenes Kampfes nicht belastet gewesen sei, dennoch zur Bezeugung seines Eifers für die gemeinsame Sache einen verhältnismäßigen Antheil an denselben übernehmen <sup>16)</sup>.

Eugen überhandte seine Denkschrift nicht der Königin selbst, sondern dem Ministerium. Denn er war der Ansicht, daß man suchen solle, dasselbe in günstigere Stimmung zu versetzen, aber ihm doch wenigstens keinen Vorwand zu gewähren, sich wider den Kaiser noch feindseliger als bisher zu erzeigen. Er zweifle übrigens keinen Augenblick daran, schrieb der Prinz nach Wien, daß seine Vorstellung ohne alle Wirkung bleiben werde. Er besaß die feste Ueberzeugung, daß die Minister bereits mit Frankreich einig, ja vielleicht noch weiter gegangen seien, als man überhaupt annehmen wünte. Denn die Erbitterung der beiden Parteien, welche sich in England gegenüber ständen, sei aufs höchste gestiegen, sie kenne kein Maß und Ziel mehr, und es sei so weit gekommen, daß jeder seinen Kopf in Gefahr sehe, wenn die Gegenpartei völlig die Oberhand gewinne.

In Hollands Hände sei nun, so meinte Eugen, die Entscheidung gelegt. Würde es einen der Sache des Kaisers günstigen Entschluß fassen und standhaft dabei bleiben, so müßte auch in England die Partei der Whigs wieder die Oberhand gewinnen, indem das britische Ministerium



es nicht wagen dürfte, vor dem Parlamente dasjenige zu enthüllen was es Frankreich bereits zugestanden habe. Aus diesem Grunde erscheine es auch zweckmäßig, wenn die Bevollmächtigten des Kaisers und des Reiches dem Congresse beizuwohnen würden, um den Repräsentanten Hollands zu kräftiger Stütze zu dienen <sup>27)</sup>.

Am 24. Jänner hatte Eugen dem Ministerium seine Denkschrift überreicht und erst sieben Tagen später wurde der Prinz zu einer Konferenz geladen, in welcher vorerst der dritte Punkt, der von der künftigen Kriegsführung in Spanien handelte, in mündliche Erörterung gezogen werden sollte.

Während der Besprechung, welche in dem Geschäftsflokale des Lord Dartmouth stattfand, führten fast einzig und allein der Staatssecretär St. John für seine Mitgenossen, Eugen für sich selbst das Wort. Der Prinz bemerkte, daß er in seiner Denkschrift nichts vom Frieden oder vom Kriege im allgemeinen erwähnt habe, weil nach dem Willen der Königin die Friedenssachen dem Congresse, die Verabredungen für die Fortführung des Krieges aber den Beratungen im Haag zugewiesen werden sollten. Er habe daher nur Gegenstände berührt, welche seiner Uebergengung noch einzig und allein in England in's Reine gebracht werden könnten. Den Punkten wegen des Grafen von Gallas und wegen der Theilnahme kaiserlicher Minister am Congresse habe er mündlich nichts beizufügen. Anders sei es mit dem dritten Punkte, der Fortführung des Krieges in Spanien. Nachdem die Generalstaaten bereits erklärt hätten, was sie dafür zu thun vermåchten, so komme alles auf den Beschluß an, welcher zwischen dem Kaiser und der Königin von England gefaßt werden würde. Dies müsse jedoch unterwerflich geschehen, weil die Truppen durch die letzten Feldzüge ungemein gelitten hätten, auch die Jahreszeit schon ziemlich weit vorgerrückt und es daher höchste Zeit dazu sei, um den Kampf baldigst von neuem und mit Kraft beginnen zu können. Es sei daher ein ausführlicher Feldzugsplan entworfen worden und des Kaisers Generalkriegscommissär in Spanien, Graf von Lerzana, nach England herübergekommen, um wenn es nöthig befunden werden sollte, an den Beratungen Theil zu nehmen und jede erforderliche Aufklärung zu geben.

Von dem Staatssecretär St. John um fernere Erläuterung gebeten, begann Eugen in erschöpfendem Vortrage den ganzen Gang des Krieges

in Spanien zu schilbern, insbesondere aber den Ministern in's Gedächtniß zurückzurufen, daß bei dessen Beginn die Feindkräfte von Kaiser Leopold nichts als die Person des damaligen Erzherzogs Karl verlangt und die Kosten des Kampfes auf der Halbinsel auf sich nehmen zu wollen erklärt hätten. Dennoch sei der Kaiser, da man in Spanien eines Heeres von vierzigtausend Mann zu bedürfen glaube und die Kosten der Kriegsführung daselbst auf vier Millionen Thaler jährlich veranschlage, gern bereit, davon dreißigtausend Mann in's Feld zu stellen und die Verbeischaftung einer Million Thaler auf sich zu nehmen <sup>10</sup>).

Schweigend hörten die Minister dieses Anerbieten an, sich ihre fernere Erklärung darüber vorbehaltend. Eugen aber nahm aus der Besprechung die verstärkte Ueberzeugung mit sich, daß man mit Frankreich einig sei und daß, wenigstens was den Besitz von Spanien und Indien angehe, der Kaiser von England nichts mehr zu hoffen habe.

Die Gespräche, welche Eugen mit dem Grafen Oxford pflog, die gegen Marlborough lautende Entscheidung des Parlamentes, der Inhalt der Erklärung endlich, welche der Prinz als Antwort auf seine Denkschrift aus den Händen des Staatssekretärs St. John erhielt, bestätigten seine Ansicht. Das Verlangen dem Grafen Dallas zu gestatten, die Mission, welche ihm in England übertragen war, wenigstens durch ein Schreiben an die Königin zum Abschlusse bringen zu dürfen, wurde rund abgelehnt. Die Antwort auf den zweiten Punkt, die Theilnahme kaiserlicher Gesandten am Congresse, sprach zwar den Wunsch und die Bereitwilligkeit der Königin aus, dieß zu ermöglichen, sie war aber in noch verlegenderer Weise abgefaßt. Denn die englische Regierung, deren Benehmen seit der Einsetzung des neuen Ministeriums eine Kette der niedrigsten Winkeltüge gewesen, erlaubte sich Vorwürfe auszuheilen statt deren zu empfangen, und wagte es von geheimen Untrieben gegen das Zustandekommen des Congresses zu sprechen, durch welche der gemeinsamen Sache weit mehr als durch die Haltung Englands geschadet worden sei. Hinsichtlich des dritten Punktes beschränkte man sich auf verschiedene mäkeltube Bemerkungen, durch welche die bisherigen Leistungen des Hauses Oesterreich verkleinert, diejenigen Englands aber, so bedeutend sie ohne Zweifel auch waren, doch weit über Verdienst erhoben wurden <sup>11</sup>).

Eugen begte, und zwar mit Recht, die Ueberzeugung, daß die Fortführung einer Polemik über die beiden ersten Punkte zu nichts dienen könnte als eine erbitterte Stimmung hervorzurufen. Es schien ihm daher besser, sie für den Augenblick wenigstens ganz fallen zu lassen. Er beschränkte sich darauf, in seiner zweiten Denkschrift, welche er als Antwort auf die Erklärung der britischen Regierung abfaßte, den dritten Punkt als den einzigen zu erörtern, von dem er sich noch irgend einem praktischen Nutzen versprach. Er wies in der überzeugendsten Weise die ungeheuren Opfer nach, welche seit einer Reihe von Jahren von dem Kaiser Oesterreich für den Krieg gegen Frankreich gebracht worden seien. So sehr habe es sich selbst von Truppen entblößt, um alle, über die es zu verfügen vermöchte, wider den gemeinsamen Feind in's Feld zu stellen, daß es ihm sogar an einer Besatzung mangelte, welche seine Hauptstadt gegen aufrührerische Unterthanen hätte beschützen können.

Von der Aufzählung früherer Leistungen auf den gegenwärtigen Zeitpunkt übergehend, bewies der Prinz, daß der Kaiser nicht allein, wie man von englischer Seite hässlich behauptet hatte, sechzehnhundert Mann, sondern um vierzehntausend Mann mehr als in den vergangenen Jahren in's Feld zu stellen beabsichtige. Eugen wiederholte die früheren Anerbietungen und erneuerte sein dringendes Ersuchen um baldige Mittheilung eines bestimmten Beschlusses<sup>29</sup>).

In einem Schreiben, welches der Prinz seiner zweiten Denkschrift drei Tage später nachfolgen ließ, erklärte er der englischen Regierung, daß nach einer so eben vom Kaiser erhaltenen Nachricht es dem Feldmarschall Guido Starckenberg gelungen sei, Carbons zu entsetzen, das französische Geschloß zu erobern und den Feind zu überreitem Rückzuge zu zwingen. Nach der Ueberzeugung des Kaisers hänge es nur von dem eintätigen und kräftigen Zusammenwirken der Verbündeten ab, diese Vortheile mit Nachdruck zu verfolgen und den Gang des Krieges in Spanien völlig zu ändern. Unentschlossenheit aber und Unthätigkeit könnten am Ende zu nichts als zum Untergange des eigenen Herres führen.

Seit mehr als fünf Wochen, fügte Eugen dieser Mittheilung hinzu, sei er schon in England anwesend. Durch zwei Denkschriften und durch oft wiederholte mündliche Vorstellungen habe er die Nothwendigkeit der unverweilten Ergreifung entscheidender Maßregeln dargezhan, ohne bis jetzt irgend

etwas zu erreichen. Seit Monaten befanden sich die Truppen der Verbündeten in Spanien ohne Geld, ohne Nahrung. Die letzteren seien auf Befehl des Kaisers in vollem Marſche nach Italien begriffen. Es müßten aber die nöthigen Maßregeln wegen deren Ueberschiffung getroffen werden und Eugen ersuche daher dringend um unverweilte Anordnung des zu diesem Zwecke Erforderlichen. Dann wunte der Krieg in Spanien ein ganz anderes, ein günstiges Aussehen gewinnen. Gleiches müsse auch in den Niederlanden geschehen und nur wenig bleibe daselbst zu thun übrig, um Frankreich in seine alten Grenzen wieder einzuschränken. Der Kaiser habe zu diesem Ende bereits ein Armeecorps von mehr als zwanzigtausend Mann dorthin anrücken lassen, und die Zeit nahe heranz, in welcher auch Eugen nicht länger in England verweilen dürfe, sondern sich an die Spitze der Truppen nach den Niederlanden begeben müsse. Eine schnelle Entscheidung sei daher völlig unaufschiebbar geworden<sup>21)</sup>.

Auf beide Mittheilungen, die Denkschrift und das nachfolgende Schreiben, blieb Eugen längere Zeit hindurch ohne Antwort. Das britische Ministerium befand sich in einer kritischen Lage. Die Nachricht von den Erfolgen Starhemburgs in Spanien hatte die Kriegslust in England wieder etwas angefaßt und die Kunde von den außerordentlichen Zugeständnissen, welche die französischen Bevollmächtigten zu Utrecht verlangten, eine allgemeine Erbitterung erregt. In einer scharfen Adresse des Oberhauses an die Königin fand diese Stimmung einen für die Minister bedingstignenden Ausbruch. Hierzu kamen noch die schnell nach einander eintretenden Todesfälle in dem französischen Königshause. Der Dauphin, Ludwig XIV. Sohn, war schon im vorigen Jahre, drei Tage vor dem Kaiser Joseph I. gestorben. Ihm folgte ihm des Königs ältester Sohn, der Herzog von Bourgogne in das Grab, und auch der älteste Sohn dieses letzteren, der Herzog von Orléans, lag schwer krank darnieder. Stillschweigend erwartete man seine Auflösung. Nach dem Tode desselben wäre nur mehr der zweijährige Herzog von Anjou, ein kränkliches Kind, der Nachfolge König Philipps auf dem französischen Throne im Wege gestanden. Die so sehr befechtete Vereinigung der kaiserlichen Krone von Frankreich und Spanien auf einem einzigen Haupte wüßte also, wenn nicht als nahe bevorstehend, so doch wenigstens als leicht eintretend angesehen werden.

Andererseits war auch der Gesundheitszustand der Königin von England so übel beschaffen <sup>21)</sup>, daß ein schneller Tod derselben und dadurch ein völliger Umschwung der Verhältnisse leicht möglich erschien. Unter diesen Umständen hielt es Eugen für den Wunsch und die Absicht des englischen Ministeriums, die Verhandlung in die Länge zu ziehen. Denn es müßte sich selbst für verloren ansehen, wenn es ihm nicht glückte, vorerst die beabsichtigte Allianz mit Frankreich zu Stande zu bringen, durch dessen Hülfe aber sein letztes Ziel zu erreichen und den britischen Thron zu setzen <sup>22)</sup>.

Um diesen Plan, so viel an ihm lag, zu durchkreuzen, erklärte der Prinz dem Staatssekretär St. John sein Vorhaben, sich binnen wenig Tagen nach Holland zurückzugeben, wohin seine Feldherrnpflichten ihn riefen. Zugleich aber reichte er eine dritte Denkschrift bei der englischen Regierung ein, in welcher er mit Nachdruck darauf drang, daß für die Kriegsführung in Spanien größere Anstrengungen gemacht werden sollten <sup>23)</sup>. In einem abgesonderten Schreiben, welches er seine vierte Denkschrift nannte, brachte Eugen einen so eben zu seiner Kenntniß gelangten Zwischenfall zur Sprache, der von dem Uebelwollen der englischen Regierung einen neuen Beweis lieferte.

Der Obercommandant der britischen Streitkräfte in Catalonien, Herzog von Argyll, hatte sich von dort nach England eingeschifft, einige Augenblicke vor seiner Abreise aber dem englischen Zahlmeister den Auftrag zugesandt, bis auf ferneren Befehl den kaiserlichen Truppen auch nicht den geringsten Geldbetrag mehr zu verabfolgen.

Dieser Schritt des Herzogs, in entschiedenem Widerspruche mit den Maßregeln, welche er selbst einige Tage vorher mit dem Feldmarschall Starckenberg verabredet hatte, versetzte die zu Barcelona zurückgebliebene Kaiserin und ihren Hof in die äußerste Verstärzung. Man sah den unfehlbaren Sturz der Truppen voraus, wenn Argylls Anordnung nicht alsbald widerrufen würde.

Dringend um seine Vermittlung angegangen, schilderte Eugen der britischen Regierung die Noth, die in Catalonien herrschte, und die Gefahr, welcher die Person der Kaiserin daselbst ausgesetzt war. Er drang darauf, daß für den Unterhalt der Truppen wenigstens bis zum Aufstehen einer neuen Verabredung in der früheren Weise Sorge getragen werden möge <sup>24)</sup>.

Während Eugen der Ertheilung einer Antwort auf seine Denkschriften entgegen sah, trat ein Ereigniß ein, welches ihm den ohnehin wenig angenehmen Aufenthalt in London noch mehr verleidete.

Einer seiner Vassen, der dritte und jüngste Sohn des verstorbenen Grafen von Soissons, hatte von Eugen, welcher für die Prinzen mit der Liebe und Aufopferung eines Vaters Sorge trug, die Erlaubniß erhalten, ihn nach London zu begleiten. Hier wurde der junge Prinz, der nach seinem Oheim gleichfalls Eugen hieß und den Namen Chevalier de Savoie führte, plötzlich von den Blattern befallen. Um sich vor der Ansteckung zu bewahren, mußte Eugen Schiefen-Hause verlassen und bei dem Herzoge von Grafton eine Wohnung beziehen. Am 7. März starb der Chevalier de Savoie und wurde in der Westminster Abtei begraben<sup>26)</sup>.

Um wenigstens die äußeren Formen der Höflichkeit gegen den Prinzen nicht zu sehr außer Acht zu lassen, richtete die englische Regierung am 11. März ein Schreiben an ihn, in welchem sie mittheilte, daß Eugens Anordnungen hinsichtlich der Truppenstellung des Kaisers und seiner Beitragserstattung zur Fortführung des Krieges in Spanien dem Parlamente vorgelegt worden seien. Erst nach Beendigung der Beratungen desselben vermöge man eine bestimmte Antwort zu ertheilen. Die Sendung der Rekruten nach Catalonien und eines kaiserlichen Armeecorps nach den Niederlanden warte nur mit Befriedigung erfüllen und würde hoffentlich dem König von Frankreich von der Nothwendigkeit eines baldigen Friedens noch mehr überzeugen. Zur Fällung eines Urtheils über die Anordnung des Herzogs von Urgel müsse dessen Ankunft abgewartet werden, welche demnächst bevorstehe<sup>27)</sup>.

Denn Eugen noch einen Augenblick daran gezweifelt hätte, daß von der englischen Regierung nichts mehr für den Kaiser zu hoffen sei, so würde ihn diese ausweichende Antwort davon völlig überzeugt haben. Dennoch wollte er sich dem Vorwurfe nicht aussetzen, sein Spiel zu schnell aufgegeben zu haben, und er beschloß noch die Verhandlung des Parlamentes und die Antwort abzuwarten, welche das Unterhaus auf die Vorlage der Regierung ertheilen werde. Wenn diese Antwort, wie er vorher sah, gleichfalls unbefriedigend ausfallen sollte, so werde er, schrieb er dem Kaiser, eine letzte, in starken Ausdrücken abgefaßte Denkschrift übergeben und sich unmittelbar darauf nach Holland einschiffen. Denn sein längerer Aufenthalt

in England sei fruchtlos, während die Rückkehr noch dem Festlande von Tag zu Tage notwendiger erscheine <sup>20</sup>).

Wie der Prinz im voraus befürchtet und die böhmische Welle, mit welcher seine Vorschläge von St. John dem Unterhause mitgetheilt worden waren, ihn hatte ahnen lassen, war die Geldbewilligung des letzteren für den spanischen Krieg ganz ansehnlich ausgefallen. Eugen wollte nun an die Ausführung seines Entschlusses scheitern und seinem Aufenthalt in England ein Ziel setzen. Da geschahen von Seite des Großschatzmeisters in der geheimnissvollen und vortheilhaften Weise, welche ihn kennzeichnete, Schritte bei dem Prinzen, welche denselben bewogen, seine Abreise noch um einige Tage zu verschieben.

Der an dem Hofe von St. James beglaubigte Resident des Kurfürsten von der Pfalz, von Steingent, von welchem man behauptete, daß er mit dem Grafen Oxford in genauer Verbindung stehe, suchte eine frühere Bekanntschaft mit Eugens Generaladjutanten Freiherrn von Hohenborff zu erneuern. Er wußte, daß dieser sich des besondern Vertrauens des Prinzen erfreute und war ihm in diplomatischen Geschäften viel gebraucht worden. Nach mancherlei Umschweifen und einleitenden Bemerkungen deutete Steingent im Gespräch mit Hohenborff an, daß der Graf von Oxford ein lebhaftes Bedauern darüber empfinde, den Prinzen ununterrichteter Dinge England verlassen zu sehen. Oxford habe es nicht gewagt, sich ihm völlig anzuvertrauen, in der Beforgniß, Eugen werde von einer Theilung der spanischen Monarchie nichts hören wollen.

Hohenborffs Antwort zeigte von Laiz und Klugheit. Eugen sei nach England gesendet worden, um die Freundschaft zwischen dem Kaiser und der Königin zu befestigen, mit dem britischen Ministerium aber ein gutes Einvernehmen herzustellen. Er sehe also nicht ein, welcher Umstand von einer vertrauten Mittheilung an den Prinzen abhalten könnte und er meinte, daß dieselbe je eher desto besser vorzunehmen wäre. Mit Eugens Zustimmung wurde diese Erklärung dem Großschatzmeister mitgetheilt, welcher den Freiherrn von Hohenborff zu sich berief und ihn versicherte, nicht nur er selbst, sondern auch die Königin sei durch seine Mittheilung mit ausserordentlicher Freude erfüllt worden. Die letztere habe ihn beauftragt, sich mit Eugen zu besprechen, indem der Friede nicht anders als im besten Einvernehmen und durch das Zusammenwirken des Kaisers und der Königin zu Stande kommen dürfe.

Am Abende des sechzehnten März 1712 kam Oxford sich bei Eugen ein. In zweistündigem Gespräche wurden alle die wichtigen Angelegenheiten berührt, welche damals noch als lauter ungelöste Fragen sich darstellten. Eugen erklärte dem Grosschugmeister freimüthig, daß nach der allgemeinen Meinung Frankreich niemals gewagt haben würde, mit den Anträgen hervorzutreten, die es zu Utrecht gestellt habe, wenn es nicht schon mit England einverstanden und seiner Zustimmung im Voraus versichert wäre.

Der Grosschugmeister befeuerte, daß dem nicht also und daß England gegen Frankreich nicht die geringste Verbiidlichkeit eingegangen sei. England verlange für sich durchaus nichts als die Einkäumung von Vorthellen für seinen Handel nach Amerika und Afrika, dann die Ueberlassung von Gibraltar und Port Mahon zur Deckung eines Theiles seiner Kriegskosten. Es sei noch nie früher von der günstigsten Gesinnung für den Kaiser erfüllt. Um dieß zu beweisen, zählte Oxford all dasjenige auf, was dem Kaiser in den Niederlanden und in Italien abgetreten werden sollte. Von Spanien und Indien aber sprach er nicht deutlich, doch deutete er an, es müßten diese Länder dem Könige Philipp und dem Hause Bourbon verbleiben.

Eugen antwortete, daß er gern Vertrauen mit Vertrauen erwidern wolle und daher unumwunden erklären müsse, er habe, wenn von Verzichtleistung des Kaisers auf Spanien und Indien die Rede sei, nichts mehr in England zu thun, sondern werde morgen von der Königin Abschied nehmen und Tage darauf sich nach Holland einschiffen. Man habe ihm von einem Auskunftsmitte! gesprochen und nur von diesem zu hören habe er sich bereit erklärt. Es sei ein solches um so nothwendiger als die jüngsten Todesfälle in dem Hause Bourbon die Gefahr der Vereinigung beider Kronen, der von Frankreich und von Spanien, auf einem einzigen Haupte so nahe gerückt hätten.

Der Grosschugmeister begann hierauf, jedoch in der ihm eigenen verworrenen Weise, von einer Theilung der spanischen Provinzen, von einer Erbkrone als Grenzscheldung, wovon er dem Prinzen schon früher einmal eine Andeutung gemacht hatte, und dergleichen mehr zu sprechen. Plötzlich aber erhob er sich und nahm Abschied, jedoch nicht ohne zuvor mit Eugen übereingekommen zu sein, daß derselbe ihm den Generaladjutanten Hohendorf senden solle, um sich über eine fernere geheime Zusammenkunft zu verständigen <sup>20</sup>).



Dieselbe konnte, da der Großschatzmeister von einem vorübergehenden Unwohlsein befallen wurde, erst am Abende des 21. März stattfinden. Graf Oxford fand hiebei Gelegenheit seinem Pange zum Geheimnißvollen und Versteckten freien Lauf zu lassen. Ohne daß irgend Jemand um den Besuch wußte, wurde Eugen durch eine abgelegene, stets verschlossene Pforte in das Haus des Großschatzmeisters geführt. Aber auch diese erneuerte Besprechung lieferte eben so wenig ein Resultat, wie eine noch spätere, welche Eugen über denselben Gegenstand mit dem Staatssecretär St. John hatte. Der Prinz sah in den Worten der englischen Minister, so doppelstimmig sie dieselben auch zu stellen suchten, immer nur eine Bestätigung seiner ursprünglichen Meinung, daß der Kaiser von ihnen nichts zu erwarten habe.

Um jedoch seinerseits auch nicht das mindeste zu verkümmern, richtete der Prinz noch eine fünfte, seine letzte Denkschrift, an die englische Regierung<sup>29)</sup>. Er nahm darin einzig und allein auf die Kriegsführung in Spanien Bezug. Er stellte die hiefür vom Parlamente bewilligte Summe als ungenügend dar und wies deutlich nach, daß mit so beschränkten Mitteln der Krieg in Spanien nicht fortgeführt werden könne und diese Maßregel von Seite Frankreichs wie ein Aufgeben des Kampfes auf der Halbinsel angesehen werden müsse. Hierdurch würde Ludwig XIV. sich zu noch geringeren Zugeständnissen veranlaßt sehen, und die ganze Friedensverhandlung noch mehr erschwert werden. Denn es gebe ja kein sichereres Mittel, zu einem vortheilhaften und dauernden Frieden zu gelangen, als dem Feinde die Ueberzeugung beizubringen, daß man zu nachdrücklicher Fortführung des Krieges bereit sei.

Endlich zählte Eugen noch die Mängelstände auf, welche die britische Regierung wegen unvollkommener Erfüllung der früher übernommenen Verpflichtungen schulde, und beantragte die Tilgung derselben durch nachträgliche Bezahlung der entfallenden Summen.

Wie der Prinz im voraus erwartet hatte, so brachte auch diese letzte Denkschrift keinerlei Wirkung auf das englische Cabinet hervor. Dessen Antwort lautete ebenso ausweichend wie die vorhergegangenen. Es erkannte den ungeheuren Unterschied zwischen den früheren Gelobenswägungen und der jetzigen an, behauptete aber, daß ihm die bereits gebrachten Opfer eben den höchsten Anspruch auf Erleichterung der übernommenen Lasten

erklärten. Man erklärte sich darüber erlaubt, aus Engers Denkschrift die Behauptung zu ziehen, daß die Königin von England dem Kaiser Geld schalte. Man versprach indessen eine Revision der bezüglichen Rechnungen, und schloß mit der Aufforderung, daß man von den bisherigen Versuchen ablassen möge, die Königin zu Leistungen zu bewegen, zu welchen weder ihr Willen, noch ihre Kräfte mehr ausreichten <sup>21)</sup>.

Diese Sprache der englischen Regierung war deutlich genug; sie ließ Engen nicht mehr im Zweifel über dasjenige was er zu thun hatte. Er bat um eine Abschiedsaudienz bei der Königin und erhielt sie. Dann schied er sich am, England so bald als die damals herrschenden widrigen Winde es gestatteten, zu verlassen.

Es ist kein Zweifel, daß der Prinz selbst seine Mission nach London als völlig gescheitert ansah. Er hatte niemals etwas anderes von ihr erwartet und nur die Selbstverläugnung, die ihm in so hohem Maße eigen war, konnte ihn zur Uebernahme eines eben so unangenehmen als hoffnungslosen Auftrages vermögen. Ein geringer Trost dabei war, daß in England Jedermann verstand, den Gegenstand der Sendung von der Person zu unterscheiden, welcher sich derselben unterzogen hatte. Nur die Königin selbst schien davon eine Ausnahme machen zu wollen. Sie verlegte zwar nicht die Rücksichten der Höflichkeit gegen den Prinzen, ja sie beschenkte ihn sogar, als er sie zu ihrem Geburtstage beglückwünschte, mit einem Degen, welcher mit kostbaren Steinen besetzt war <sup>22)</sup>. Aber eine gewisse Kälte lag in ihrem Betragen, welche das an und für sich schon wenig anziehende Wesen der Königin nur noch abstoßender machte.

Größere Theilnahme als seine Monarchie zeigte dem Prinzen das englische Volk. Nicht das geringste Anzeichen gab sich kund von jener Abneigung, welche die Minister vorhergesagt und von der sie sogar Thätlichkeiten gegen den Prinzen zu befürchten vorgaben. Ueberall begegnete Engen nur Bewunderung und Ehrerbietung. „Sein Charakter ist so allgemein bekannt“, äußert sich der Bischof Burnet über ihn, „daß ich nur dasjenige von ihm sagen werde, was ich selbst gesehen habe. Der Prinz ist von der natürlichsten Bescheidenheit die es geben kann. Kaum vermag er die Zulassung zu ertragen, welche die ganze Welt ihm mit so vielem Respekt darbringt. Mit Leichtgläubigkeit läßt er sich von seinem Range herab, um sich auf gleichen Fuß mit den Personen zu setzen, mit denen er sich

„unterfällt. Bei einer Unterredung spricht er niemals entscheidend ab, sondern er schwört nur den Gegenstand von dem es sich eben handelt. „Beide Parteien beweisen ihm die größte Berechtigung. Er selbst aber zeigte „für niemand so viel als für den Herzog von Marlborough, mit welchem „er fast die ganze Zeit seines Aufenthalts in London zubrachte“ 23).

Bei jedem Anlasse legte Eugen die Befürwortungen der Freundschaft und Abhängigkeit für Marlborough an den Tag. In es schien als ob durch das Mißgeschick, welchem derselbe verfallen war, Eugens Verehrung seiner Talente und seiner außerordentlichen Verdienste eher zugenommen als sich vermindert hätte. Die beabsichtigten Schmähschriften, die sie aus da gegen ihn selbst erschienen, behandelte Eugen mit der Verachtung die sie verdienten. Lebhaft aber zeigte er seine Entrüstung über die Angriffe niedrigster Art, denen Marlborough schändlich ausgesetzt war, und er ließ sich keinen Muth angehen, dessen ausgezeichneten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Als bei einer Mittagsstafel, welche der Großkammerherr dem Prinzen gab, Loxford ihm sagte, er fühle sich glücklich, den größten Feldherren seiner Zeit in seinem Hause zu bewirtheten, erwiderte Eugen mit seiner Auszeichnung auf Marlborough: „Wenn ich dieß wäre, so „würde ich es nur Ihnen verdanken.“ Und als Bischof Berret ihm eine Stelle in einer der Schmähschriften des Tages erklärte, worin gesagt war, daß Marlborough vielleicht ein einziges Mal vom Wölfe begünstigt gewesen sei, antwortete der Prinz: „Ja wohl ein einziges Mal, denn die anderen „Erfolge verdankte er alle nur seinem eigenem Benehmen“ 24).

Es ist nicht zu zweifeln, daß dieß erwünschte Betragen Eugens gegen Marlborough bei dem kaiserlichen Gemüthe der Königin, welche ja doch kein Verstandes hatte für des Prinzen großartige Denkwürdigkeit, hauptsächlich die Theilnahmlosigkeit verschuldete, die sie gegen Eugen zeigte. Es fehlte nicht an solchen, die sich bemühten, diese Mäthe in Widerwillen zu verwandeln und dadurch Eugens Ordnung um so gewisser scheitern zu machen.

Eines jener Individuen, die für Geld zu allem zu fähig sind, ließ sich in diesen unsauberen Antrieben brauchen. Plunket, so hieß der Mann, wußte in geheimnißvoller Weise Erzählungen von angeblichen Comploten vorzubringen, in welchen Eugen, Marlborough, dem hannoverschen Gesandten Beckner und den hervorragenden Mitgliedern der Whigpartei

die Rollen vom Verräthern und Mordelandsbrüdern zugetheilt waren. Sie sollten beabsichtigen, London auf vielen Punkten anzulanden, sich mit gewaffneter Hand der Person der Königin und des Lords zu bemächtigen, den Grafen Oxford und die bedeutendsten seiner Anhänger zu ermorden, den Kurfürsten von Hannover aber auf den Thron von England zu setzen. Um dieselbe Zeit wurden die rohen Ausdrücke der Unaufrichtigkeit einiger Personen von hoher Geburt, welche sich unter den Böbel meugten, zur Nachtzeit die Straßen durchstreiften und verirrte Fußgänger mißhandelten, als die ersten Kennzeichen hochverrättherischer Kugungen bezeichnet und mit der angeblichen Verschwörung Eugene und Marlboroughs in Verbindung gebracht.

Oxford und St. John waren zu klug, um diese thörichten Erfindungen zum Gegenstande ernstlicher Beratungen zu machen. Plunket aber, erbittert durch die Verächtlichkeit, mit welcher sie seine Angaben behandelten, fand gläubigere Zuhörer an dem Herzoge von Buckingham, Präsidenten des geheimen Rathes, und dem Siegelbewahrer Lord Dartmouth. Ihnem erzählte er dieselben Mährchen, welche er dem Großschatzmeister berichtet hatte. Die beiden Lords, durch Plunkets unwürdige Berichte getäuscht, legten die Sache dem Cabinetrath vor.

So bereitwillig der Graf von Oxford auch immer war, auf alles einzugehen, was seinen politischen Gegnern zum Nachtheile gereichen konnte, so begriß er doch, daß so grunblohe und thörichte Erzählungen, in die Oeffentlichkeit gelangt, gerade die entgegenge setzte Wirkung hervorbringen und den Schein der Leichtgläubigkeit auf das Ministerium werfen würden. Er berebete daher seine furchtsamen Amtsgenossen, die Sache nicht laut werden zu lassen; die Berechnung Plunkets vor dem Cabinetrath vermochte er jedoch nicht zu hintertreiben. Hier brachte Plunket dieselben Dinge vor, noch mit mancherlei Zugaben ausgeschmückt, welche seinen Aussagen größeres Gewicht verleihen sollten. Auf sein eigenes Anerbieten wurde er nach Holland gesendet, um genauere Auskünfte von dem Grafen Wallis zu erhalten, in dessen engstem Vertrauen er zu stehen vorgab, und um denjenigen mit nach England zu bringen, welchem er angeblich die erste Enthüllung verdankte.

In Holland angelangt behauptete jedoch Plunket, daß er den Entdecker all dieser Geheimnisse nicht zur Reise nach England zu bewegen im

Standte sei. Plunket beschäftigte sich dann mit Plänen, die Rückkehr des Prätendenten nach England zu ermöglichen. In Utrecht wußte er sich bei den französischen Bevollmächtigten d'Exelles und Polignac, und später bei dem Marquis von Torch, ja sogar bei den leitenden Persönlichkeiten in Holland einzuschleichen. Dann war er wieder mit der Besorgung der geheimen Correspondenz zwischen der Whigpartei und dem hannoverschen Hofe beauftragt. Bald aber überzeugten sich alle von der Doppelzüngigkeit, der Faltschheit und Schlechtigkeit dieses politischen Abenteurers. Jeder zog sich von ihm zurück und er sah sich endlich dem Schicksale verfallen, welches er längst verdient hatte <sup>35</sup>).

Eugen ahnte zwar die freche Beschuldigung nicht, welche man insgeheim gegen ihn vorzubringen wagte. Er fühlte aber die Wirkungen dieser und ähnlicher Einflüsterungen an dem Betragen, welches die Abnigten gegen ihn beobachtete. Nachdem er, wenn gleich fruchtlos, doch alles erdenkliche gethan hatte, um seiner Sendung einen Erfolg zu erringen, nachdem ihm auch nicht die geringste Vernachlässigung mehr zur Last gelegt werden konnte, schiffte er sich zu Greenwich ein und segelte nach Holland, um so viel als möglich den schädlichen Wirkungen jener unheilvollen Politik vorzubeugen, deren unmittelbarer Augenzeuge er nun gewesen war.

## Neuntes Capitel.

Obgleich durch Eugens Sendung die Hoffnungen nicht vernichtet worden waren, welche der Kaiser von ihr gehegt hatte, so dankte er dem Prinzen doch mit nicht geringerer Wärme. Er wußte es ja, daß Eugen es an nichts hatte mangeln lassen, daß er mit der größten Selbstanopferung seinen prinziplichen Auftrag zu erfüllen sich bestrebt hatte. Er dankte ihm, daß er seinen Aufschalt in England noch um einige Tage verlängert habe, um die Friedensvorschläge des Grafen Oxford anzuhören. Doch stimmte der Kaiser der Meinung des Prinzen bei, daß nichts mehr von England zu erwarten sei und man Alles auf Holland ankomme. Dieses bei dem Sturze und im Kriege wider Frankreich zu erhalten, dürfe keine Anstrengung geschenkt werden. Das nothwendigste, das jetzt zu geschehen habe, sei den Feldzug baldigst und mit Kraft zu eröffnen. „Ich wünsche wohl, daß Sie“, so schrieb der Kaiser eigenhändig dem Prinzen, „mit Ihrem bekannten Eifer und Ihrer Erfahrung, auf die ich mein größtes Vertrauen setze, solche Operationen zu unternehmen im Stande seien, welche die Verbündeten aufzumuntern, den Feind aber endlich zu einem vernünftigen Frieden zu zwingen vermögen. Der beste und sicherste Frieden wird always derselbe sein, welchen Sie mit dem Degen in der Hand im Felde schließen werden <sup>1)</sup>“.

Was die Operationen selbst betraf, so blieb vorerst noch eine wichtige Frage zu entscheiden, diejenige über die Art und Weise, in welcher nach Marlboroughs Abiegung der Oberbefehl über das vereinigte Heer in den Niederlanden geführt werden solle. Man fürchtete, daß die zum Sprichworte gewordene Eintracht zwischen Eugen und Marlborough mit dem Nachfolger des letzteren nicht fortbestehen und dadurch vielleicht der Erfolg des Feldzuges gefährdet werde. Denn es wäre wohl nur Eugens Recht und eine Folge der allgemein geltenden militärischen Regeln gewesen, wenn der Herzog von Devonb., welcher noch vor wenig Monaten den Posten eines englischen Generals der Cavallerie bekleidet und niemals eine Armee commandirt

hatte, während Eugen seit nahezu zwanzig Jahren Feldmarschall, seit fünf Jahren aber Generalleutnant des Kaisers war, unter dem Prinzen gedient und dieser den Oberbefehl über das gesammte Heer geführt hätte. Dieß war aber von dem Hochmuth der Engländer nicht zu erwarten und man konnte ihr Begehren voraussehen, daß Ormond ganz in die gleiche Stellung einzurücken sollte, welche Marlborough innegehabt habe.

Eugen war weit davon entfernt, in seinem eigenen Interesse etwas zu fordern, wodurch ein Zwiespalt mit den Engländern hervorgerufen und ihnen ein neuer Vorwand zu noch lauerter Erfüllung ihrer Versprechungen geliefert werden konnte. Er erklärte sich bereit, dem Herzoge von Ormond dieselbe Stellung bei dem Heere zuzugestehen, welche Marlborough innegehabt habe. Nur das Eine verlangte Eugen, daß das Heer von nun an in zwei gleichmäÙigere Theile getheilt werde, als es unter Marlborough der Fall war. Denn der letztere hatte es bekanntlich immer so zu veranstellen gewußt, daß der bei weitem größere Theil der Truppen unter seine Befehle gestellt wurde, während dem Prinzen nur das Commando der geringeren Streitmacht blieb. Aus Rücksicht auf Marlborough und die gemeinsame Sache hatte Eugen niemals dagegen Einsprache erhoben. Nun aber glaubte er den rechten Augenblick gekommen um ein so drückendes Mißverhältniß zu beseitigen. Er zweifelte nicht, daß Ormond auf ein so billiges Verlangen eingehen werde, und er hoffte überhaupt auf ein gutes Verhältniß zu ihm. Denn er sei fest entschlossen, schrieb der Prinz an den Kaiser, dem Herzoge von Ormond alle nur denkbare Rücksicht zu beweisen, ihn bei gutem Willen zu erhalten und jedes Mißverständniß zu vermeiden. Er zweifle um so weniger an dem Gelingen dieser Absicht, sagte Eugen hinzu, „als so ohnedies wohlbekannt und gute Freunde seien“ 7).

Größere Hoffnungen aber als diejenigen auf Ormonds Willkürigkeit waren, setzte der Prinz auf die Scharrlichkeit, welche die Holländer zeigten, und auf ihre Krügnng, den Krieg wider Frankreich mit Nachdruck fortzusetzen. Eugen sparte keine Vorstellungen, die Generalstaaten in dieser Bestimmung zu bestärken. Dankbar nahm er die Versicherungen des Großpenfionärs entgegen, daß er wider die Vereinigung der Kaiserkrone mit derjenigen Spaniens auf Karls Haupte kein Bedenken trage, und die Vergrößerung nicht scheue, welche dadurch der Macht des Hauses Habsburg zu Theil würde 8). Doch fühlte er auch, daß eine ungewöhnliche

Anstrengung gemacht werden müsse, um die Generalfleuten bei dieser Ansicht zu erhalten und zu verhindern, daß sie, deren Abhängigkeit von England bekannt war, nicht auf dem Wege mit fortgezogen wären, welchen jene Regierung eingeschlagen hatte.

Gleich nach seiner Ankunft im Haag erließ daher der Prinz die nöthigen Befehle zur Zusammenziehung des Herres, um mit demselben frühzeitig im Felde zu erscheinen. Frendig war die holländische Regierung darauf eingegangen, ihre Truppen in dem bevorstehenden Feldzuge nicht wie sonst dem englischen Herrscher, sondern Eugen unterzuordnen. Die gewöhnliche Gleichheit im Commando wurde dadurch hergestellt, und die Holländer, längst gegen England mißtrauisch geworden, wußten ihre Truppen weit lieber unter Eugens sicherer Führung, als unter derjenigen Ormonds, von welchem Niemand eine hohe Meinung setzte. Bevor sich jedoch der Prinz zur Armee begab, ging er nach Utrecht, um sich mit eigenen Augen von dem Stande der Friedensverhandlung zu überzeugen, und durch eine persönliche, wenn gleich nur kurze Anwesenheit dazu beizutragen, daß die Intrigue der französischen und englischen Minister durchkreuzt, die vielen schwankenden Gemüther unter ihren Regenten aber gestärkt und die wenigen Festhaften zu unnüßigen Ausbarten angestachelt würden.

Insondere kam es dem Prinzen darauf an, zu verhindern, daß die wiederholten Anträge der Franzosen auf einstweiligen Abschluß eines Waffenstillstandes Gewährung erhielten. Denn noch hoffte er, so lange sich das Heer in seiner gegenwärtigen Stärke befand, auf einen glücklichen Erfolg der Waffen, und dadurch auf einen Umschwung der öffentlichen Meinung in England, auf ein Ermannern der übrigen Verbündeten und auf die Erlangung günstigerer Friedensbedingungen von Seite Frankreichs. Während er in diesem Sinne in Utrecht verweilte, lagen aber noch die Höfen einer weiteren Verhandlung, welche sich zwischen ihm und dem kaiserlich-königlichen Gesandten von Oxford neuerdings angesponnen hatte, in seinen Händen.

Als Eugen auf dem Punkte gestanden war, London zu verlassen, hatte Oxford ihm wiederholt und angelegentlich von dem Gegenstande ihrer geheimen Besprechungen geredet und den Wunsch ausgedrückt, daß diese Verhandlung auch in der Ferne noch fortbauern möge. Der frühere Unter-Minister Stringens wurde zum Vermittler in der Sache ausersehen. Noch



war Eugen nicht lange im Saal zurück, als er ein Schreiben des Residenten Steingens empfing, in welchem unter lebhafter Versicherung der wohlwollenden Absichten des Großschatzmeisters dessen Wunsch zu erkennen gegeben wurde, sich mit dem Kaiser über solche Friedensbedingungen zu verständigen, welche dem Hause Oesterreich die wesentlichsten Vortheile gewähren würden.

So gering auch Eugens Vertrauen auf die Versprechungen Oxfords war, so glaubte er doch dessen Vorschläge nicht ganz ungehört von sich weisen zu dürfen. Er mochte um so leichter mit ihm in erneuerten Verkehr treten, als ja Eugens anderweitige Berichtigungen, insbesondere diejenigen, welche auf die Fortsetzung des Krieges sich bezogen, daneben angeführt fortgesetzt werden konnten. Der Prinz antwortete in diesem Sinne. Er erklärte sich bereit, die Anträge der britischen Regierung anzuhören, und sie wurden ihm denn auch alsbald durch Steingens mitgetheilt.

Diese Vorschläge bestanden im wesentlichen darin, daß der Kaiser Mailand und alle Staaten des Herzogs Victor Emanuel erhalte, mit Ausnahme Savoyens, welches an Frankreich fiel. Die Niederlande würden zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Baiern getheilt. Spanien sollte dem Herzog Victor, Krapel und Sicilien aber dem Könige Philipp zufallen.

Hätte man damals schon alle die Ereignisse vorhergesehen, welche einige Jahrzehnte später eintreten, so würde man sich vielleicht von dem Vorschlage Oxfords nicht mit jener Verachtung abgewendet haben, wie es wirklich geschah. Der Wiedergewinn der an Herzog Victor abgetretenen Theile des Erbthes von Mailand, die Erlangung von Piemont waren nicht gering ausschlagende Vortheile. Aber was waren sie in dem Sinne des Kaisers, der auf nichts so sehr als auf Spanien selbst, den steten Gegenstand seiner Sehnsucht, sein Augenmerk gerichtet hielt.

Wenn nicht Steingens ebenfalls zu den Personen gehörte, welche der Großschatzmeister nur zum Besten hatte, so scheint es, daß seine Vorschläge wirklich ernst gemeint waren. Denn es findet sich ein Bericht des Residenten an seinen Herrn, den Kurfürsten von der Pfalz vor, in welchem er denselben dringend bittet, bei dem kaiserlichen Hofe die Annahme eines Projectes zu bekräftigen, welches aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen Frankreich und England verabredet worden sei und von der letzteren Regierung hartnäckig werde festgehalten werden <sup>4)</sup>.

Es lag weder in Eugens Befugniß noch in seinem Willen, in einer Sache von so außerordentlicher Wichtigkeit ein entscheidendes Wort auszusprechen. Er hielt es für das gerathenste, seinen Generaladjutanten Freiherrn von Hohenborff, einen Mann seines vollsten Vertrauens, der in alle die Geheimnisse dieser Verhandlungen vollkommen eingeweiht war, nach Wien zu senden, um dem Kaiser erschlöpfenden Bericht zu erstatten.

Man durfte mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß die Vorschläge Oxfords in Wien keine sehr günstige Aufnahme finden würden. Die Stimmung, in welcher der Kaiser sich damals befand, ließ nicht viel anderes erwarten. Von der ganzen ungeheuren Erbschaft, die er im Geiste bereits die seinige genannt hatte, nur mit Mailand und einem Theile der Niederlande, für den Verlust all des übrigen aber mit Piemont als Entschädigung sich zu begnügen, diese Zumuthung erschien dem Kaiser allzu stark. Das Verfügungsrecht, welches sich England über Länder anmaßte, die Karl als sein rechtmäßiges Eigenthum ansehen zu dürfen glaubte, empörte ihn. Hierzu kam noch die wenig anständige Weise, in welcher dem Kaiser, der so streng auf Beobachtung der gebührenden Formen hielt, die ganze Mittheilung zugekommen war. Dennoch erschien es auch dem Wiener Hofe gefährlich, die Anträge Englands vollends von der Hand zu weisen. Hohenborff wurde nach London zurückgesendet, um dem Großschatzmeister zu erklären, er habe vor allem mit vollkommener Deutlichkeit seinen Plan zu entwickeln und mit Bestimmtheit aneinander zu setzen, was dem Kaiser, was dem Hause Bourbon und was eigentlich dem Herzoge von Savoyen zugeheißt werden solle <sup>2)</sup>.

Es ist kein Zweifel, daß Karl VI. England mit seinen eignen Waffen zu bekämpfen, daß er Zeit zu gewinnen suchte, um inzwischen andere Wege einzuschlagen, auf denen vielleicht noch mehr als durch die Vermittlung eines treulosen Verbündeten zu gewinnen wäre. Denn zu gleicher Zeit beschloß man in Wien auf das Anerbieten einzugehen, welches der zweite französische Bevollmächtigte zu Utrecht, Abbé Polignac, dem Grafen Sinjendorff wegen direkter Unterhandlung Frankreichs mit dem Kaiser gemacht hatte. Karls Gesandtschaft in Utrecht, außer Sinjendorff auch noch aus dem Grafen Gorjana und dem in Geschäften erfahrenen Reichshofrathe von Gausbruch bestehend, erhielt den Auftrag, die Eröffnungen

anzuhören, die Pögnac im Namen seines Königs über die Art und Weise machen zu wollen angedeutet hatte, in welcher seiner Ansicht nach die beiden Häuser Habsburg und Bourbon den Successionsstreit in gütlichem Uebereinkommen schlichten könnten. Es sei Pögnac zu erklären, befehl der Kaiser, man hoffe, daß seine Anträge nichts wider die Ehre des Hauses Oesterreich enthalten und denselben wenigstens zu einigen Vortheil sein würden. Endlich sei er darauf aufmerksam zu machen, daß eine solche Verhandlung besser in Wien durch einen Ingeheim dorthin zu entsendenden Bevollmächtigten, als in Utrecht unter den Augen so vieler mißtrauischer Beobachter geführt werden könnte \*).

Der Kaiser glaubte sich zu diesem Schritte berechtigt, weil ja auch Holland und England sich in unmittelbare Verhandlungen mit Frankreich eingelassen hatten, ohne sich darum noch von dem gemeinsamen Bündnisse loszusagen. Doch war es seine Absicht, nur dann den französischen Vorschlägen Gehör zu schenken, wenn sie nicht ganz Spanien und Indien für König Philipp verlangen würden. Denn Karl hielt sich persönlich verpflichtet und er sah es als eine Forderung seiner Ehre an, von denjenigen spanischen Provinzen und ihren Bewohnern nicht zu lassen, welche ihm durch so lange Zeit mit beispielloser Treue anhänglich waren \*).

Während all diese so vielfach sich durchkreuzenden, ja selbst widersprechenden Verhandlungen, sei es im Ernste oder nur um den Gegner irre zu leiten, angesponnen und fortgeführt wurden, hatte Eugen den einzigen Ausweg betreten, von welchem, wenn von irgend einem, noch eine günstige Wendung der Dinge gehofft werden konnte. Es war die Erneuerung der Feindseligkeiten wider Frankreich. Zu Lournach traf der Prinz mit dem Herzoge von Ormond zusammen und am 21. Mai 1712 fanden sich beide zu Anchin bei der Armee ein. Zwei Tage später wurde Feerchau gehalten, und es war Eugen eine große Genugthuung zu bemerken, daß Ormond den besten Willen zu energischer Kriegsführung gegen Frankreich zeigte. Der Prinz hoffte eine Schlacht liefern zu können, und er versprach dem Kaiser nichts zu verabsäumen um die Feinde zu einer solchen zu bringen \*).

Von dem günstigen Ausgange einer Schlacht war unter den obwaltenden Verhältnissen eine außerordentliche Wirkung zu erwarten. Denn dann wäre in der That kein Hinderniß mehr übrig gewesen, welches den

Verstärken den Weg in das Herz von Frankreich, die Straße nach Paris zu versperren vermocht hätte.

Nicht nur Eugen hoffte mit Zuversicht auf ein solches Ereigniß, sondern auch die Franzosen fürchteten dasselbe. Bevor der Marschall Villars zum Herrn ablag, besprach der König nichts so eifrig mit ihm als die Maßregeln, welche für den Fall einer Niederlage zu ergreifen wären. Er sah schon im Geiste den Prinzen Eugen, seinen unermüdlichen, furchtbaren Gegner, auf dem Wege nach Paris, und erklärte seinen Entschluß, eher mit den Waffen in der Hand zu sterben als dem Feinde den Einzug in seine Hauptstadt zu gestatten <sup>2)</sup>.

So verzweifelt stand nach König Ludwigs eigener Ansicht seine Sache, wenn es sich wirklich nur um die Entscheidung der Waffen handelte. Daß es jedoch nicht darauf allein ankommen sollte, dafür mußte der König selbst, und mehr noch als er sein neuester und eifrigster Verbündeter, das englische Ministerium, Sorge zu tragen.

Schon seit langer Zeit sprach Eugen die Befürchtung aus, daß die englische Regierung ihrem Feldherrn den Befehl erteilen könnte, bei einem Angriffe, welcher auf die Franzosen beabsichtigt würde, nicht mitzuwirken. Ormonds Versicherungen des Gegentheiles hatten den Prinzen wieder beruhigt, denn er kannte den Herzog als einen zwar schwachen, fremder Leberredung leicht jugdlichen, aber als einen redlichen Mann <sup>3)</sup>, welcher sich eine so grobe Unwahrheit nicht leicht zu Schulden kommen lassen würde. Und in der That hatte Ormond bis auf dieses Augenblick keinen anderen Befehl als eine Warnung von Vellingbrock erhalten, sich vor Eugens bekanntem Unternehmungsgeiste, vor seiner Reizung zu Wagnissen zu hüten und auf den Vorschlag einer Schlacht nur dann einzugehen, wenn der günstige Erfolg als nahezu gewiß und zugleich als beträchtlich angesehen werden könnte. Ormond glaubte daher auf Eugens Anfrage antworten zu dürfen, er sei ganz mit den gleichen Vollmachten wie früher Marlborough versehen, und wolle sich in allem vertheilen, was nicht allzu gewagt erscheine. Eugen entwarf nun den Plan, den Marschall Villars in seiner verschanzten Linie anzugreifen, und sodann die Belagerung von Quedlinburg zu unternehmen.

Mit um so größerer Schnelligkeit schritt der Prinz an die Ausführung seines Vorhabens, je mehr er von Tag zu Tage das Eintreffen eines Befehles

bei dem Herzoge von Ormond befürchtete, durch welchen denselben die Mitwirkung bei dem Angriffe auf die Franzosen unmöglich gemacht würde.

Am Morgen des 26. Mai führte Eugen das Heer auf acht Brücken über die Schelde. Nur den holländischen Feldzeugmeister Lord Albemarle ließ er zurück, um die Strich von der Schelde bei Denain über Souchez bis an die Scarpe zu beobachten. Eugen selbst nahm Stellung zu Faspere, und entsandte am folgenden Tage den kaiserlichen General der Cavallerie Grafen von Hess sammt den beiden Generalquartiermeistern Cadogan und Depff unter starker Bedeckung aus dem Lager, um die Wege zu recognosciren, welche zur Umgehung des am Ursprunge der Schelde stehenden rechten Flügels der Feinde führen sollten. Nachdem die Generale auf keine besonderen Hindernisse gestoßen waren, beschloß Eugen, mit dem Herzoge von Ormond und den Deputirten der Generalstaaten über die Ausführung des beabsichtigten Unternehmens die letzten Beratungen zu treffen.

Am demselben Tage, an welchem Eugen dieß zu thun vorhatte, war ihm jedoch von vertrauter Hand die geheime Anzeige gekommen, der Herzog von Ormond habe aus England den Befehl erhalten, an einem angriffsweisen Vorgange gegen das französische Heer nicht Theil zu nehmen. Eugen sah die Nothwendigkeit ein, den Herzog hierüber bald zu unwunderbarer Erklärung zu veranlassen, um genau zu wissen, woran man mit ihm sei und ob auf ihn und seine Truppen gezählt werden könne oder nicht. Er begab sich daher allsoogleich zu dem Herzoge und berief die Deputirten der Generalstaaten dorthin, um den Bericht der zur Recognoscirung ausgesandten Generale in gemeinsamer Berathung zu geben.

In überzeugender Weise mußte Eugen darguthun, wie leicht es sei, in des Feindes gegenwärtiger Lage den Kampf mit ihm herbeizuführen. Dessen Stellung sei so wenig glücklich gewählt, daß die Hoffnung fast zur Gewißheit werde, einen Sieg zu erröthen, wie er vielleicht noch während des ganzen langdauernden Krieges nicht errungen worden. Sollte man jedoch aus irgend welchen Gründen keine Schlacht liefern wollen, so sei es ein leichtes, eine Stellung zu nehmen, von der aus der Feind in Schach gehalten und Quednoy oder Landrecy, ja vielleicht sogar beide Plätze zu gleicher Zeit, belagert werden könnten.

Eugen war der Zustimmung der holländischen Deputirten zu seinen Vorschlägen im voraus versichert, und sieäumten auch nicht dieselbe aus-

zusprechen. Der Herzog von Ormond aber hörte schweigend Eugens Auseinandersetzung mit an und äßerte sichlich sich darüber zu erklären. Als man jedoch in ihn drang, auch seine Meinung zu äußern, und ihm keine Ausflucht mehr übrig blieb, da erklärte er strengen Befehl zu haben, sich in keine Schlacht einzulassen. Und als man seine Mitwirkung wenigstens in den Belagerungen verlangte, erwiderte er, auch hierauf nicht ohne ferneren Auftrag aus England eingehen zu können <sup>11)</sup>.

So war nun endlich das Ereigniß wirklich eingetreten, welches Eugen seit langer Zeit schon befürchtet und dessen Verzögerung er doch andererseits wieder sehnlich gehofft hatte. Die Bestärkung und der Muth waren allgemein und Eugen sowohl als die Deputirten machten ihrem Gefühle in lebhaften Ausdrücken Luft. In bitteren Worten warfen sie dem Herzoge das Tadelnswürthe seines Benehmens vor. Eugen erklärte ihm wie Unrecht er gehabt habe, den Marsch in die Nähe des französischen Heeres, mitten zwischen die feindlichen Festungen zuugehen und nun plötzlich zurückzuziehen zu wollen. Eine solche Haltung müsse den Feind außerordentlich ermuntern und ihn in den Stand setzen sich überall hin auszubreiten, wo es ihm beliebe. Villars werde seine Festungen mit Reiterei besetzen und dem Heere der Verbündeten die Existenz unmöglichkeit machen. Denn ein solcher Auftrag wie ihn Ormond erhalten habe, könne dem Marschall nicht lang verbergen bleiben. Derselbe werde den größten Vortheil davon zu ziehen verstehen, und Frankreich, wenn einmal der Feldzug zu Ende, hinsichtlich des Friedensgeschäftes in einer Weise auftreten, daß man nur zu klar sehen werde, wie sehr es die Unzufriedenheiten unter den Verbündeten zu seinem Nutzen auszubenten verstehe. Sollte aber, fügte Eugen seinen Worten an Ormond hinzu, England bereits einen abgesonderten Frieden mit Frankreich geschlossen haben, so möge er sich nicht scheuen, es frei zu gestehen. Denn wenn es sich nicht in solcher Weise sicher gestellt habe, so setze es durch sein Benehmen sein eigenes Heil und dasjenige ganz Europa's in die dringendste Gefahr.

Die heftigen Vorwürfe des Prinzen versetzten den Herzog von Ormond in die äußerste Verlegenheit. In seinem eigenen Innern nicht völlig einverstanden mit dem Verfahren der englischen Regierung, wurde es ihm um so schwerer, deren Befehle zu rechtfertigen. „Wie er ohnedies kein gar „großer Mann ist“, schloß Eugen die Darstellung dieser heftigen Scene, „so wußte er auch nicht was er und antworten sollte <sup>12)</sup>.“

Als sich diesgetragen, konnte Eugen nicht wissen, daß die Thronung, welche er in der Form eines Verwurfs gegen den Herzog von Ormonde ausgesprochen hatte, in der That eine Wirklichkeit geworden war. Während England durch Oxford und Frankreich durch Votignor den Kaiser zu gehobener Verhandlung zu veranlassen gesucht hatten, waren die beiden Regierungen inzwischen unter sich eins geworden. Es zeigte sich dadurch klar, daß ihre Anerbietungen, an den Wiener Hof gerichtet, nichts als Vorpieglungen waren, um dessen Aufmerksamkeit von ihrer eigenen Verbindung abzulenken. Als endlich König Ludwig sowohl als sein Enkel Philipp sich anerkennen machten, daß der letztere für alle Zukunft in feierlicher Weise der Krone Frankreichs entsage, als den Engländern Dänemark als Unterpfand der Aufrichtigkeit dieses Versprechens angeboten wurde, da zögerte die englische Regierung nicht länger, die entscheidenden Schritte vorzunehmen. Sie willigte in einen vorläufigen Waffenstillstand und der Herzog von Ormonde wurde mit den entsprechenden Befehlen versehen.

Schon vier Tage bevor die Erklärung zwischen Eugen und dem Herzoge von Ormonde stattfand, hatte der Marschall Villars eine Mittheilung seines Königs empfangen, daß den englischen Truppen die Fortsetzung der Feindseligkeiten gegen das französische Heer untersagt sei <sup>15</sup>). Unter dem Vorwande der Ausweichung des Marquis v. Alegre, welcher sich als Gefangener in England befinde, schrieb der Marschall dem Herzoge, um in Erfahrung zu bringen, ob der Befehl zur Enthätigkeit sich nur auf die Truppen englischer Nation, oder ob er sich auf alle diejenigen beziehe, welche sich in englischen Solde befänden. Die Antwort, welche Ormonde auf diese Anfrage ertheilte, war jedoch höchst unklar, denn er wußte selbst noch nicht, wie das Verhältniß dieser letzteren Truppen sich für die nächste Zukunft gestalten werde.

Eugen's Lage war durch die Erklärungen des Oberbefehlshabers der englischen Truppen eine äußerst gefährliche geworden. Sich gegenseitig hatte er einen harten Feind, an der Seite aber einen mehr als zweideutigen Freund, von welchem man, nach dem was sich ereignet hatte, durchaus nicht wußte, wie weit er gehen und ob er nicht eines Tages plötzlich Befehl erhalten werde, sich offen mit den Franzosen zu verbinden. Unter solchen Verhältnissen galt es unbedingte Festigkeit zu entwickeln, um jeden mit dem man es zu thun hatte, den Gegner wie den abtrünnigen Verbündeten gleichmäßig in heilsamer Ecken zu erhalten.

Eugen zeigte sich auch in diesen peinlichen Verhältnissen seiner schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen. Nach einer Seite hin entwickelte er rastlose Thätigkeit, um den bösen Folgen jener unglücklichen Begebenheit möglichst vorzubeugen, nach der anderen hin legte er Ruhe, Selbstgenügsamkeit und eine durch nichts zu beirrende Kaltblütigkeit an den Tag. In den Kaiserhof, nach Utrecht, nach dem Haag eilten Kuriers mit der wichtigen Nachricht, mit der Bitte um fernere Instruktion, mit dem Ersuchen um Verwendung bei der englischen Regierung wegen Abdabernung eines so unheilvollen Entschlusses. Dem Herzoge von Ormonde aber wurde sein Ansuchen, die Stellung des Heeres zu verändern, weil er sich in derselben nicht sicher glaubte, und abge schlagen und dadurch süßlich gemacht, daß nicht in seiner, sondern in Eugens Hand die oberste Entscheidung lag.

Außerdem fürchtete Eugen, der ja nicht wissen konnte, daß der Treubruch schon so weit gekommen und Villars eher als er selbst von den Befehlen der englischen Regierung in Kenntniß gesetzt worden war, durch die von Ormonde gewünschte Bewegung dem Feinde ein Anzeichen der bevorstehenden Unthätigkeit zu geben. Denn er hielt seine Stellung für eine so glücklich gewählte, daß es selbst dem Feinde auffallen müßte, wenn dieselbe nicht im geringsten bedröht wäre <sup>14)</sup>.

In der Absicht dieß so viel als möglich zu thun, ergriff Eugen die nöthigen Maßregeln um wenigstens, da er eine Schlacht nicht liefern konnte, die Belagerung eines feindlichen Platzes in's Werk zu setzen. Quenest war dazu ausersehen, und der Prinz nahm nun eine so vortheilhafte Stellung hinter der Sella, daß das eine der beiden Treffen seine Fronte gegen Cambray und das Feind, das zweite die seinige gegen Quenest und Valenciennes führte. Zu gleicher Zeit sandte er ein Corps von zweihundert Pferden über die Somme und die Oise um in das Innere von Frankreich Schrecken zu verbreiten <sup>15)</sup>.

Das eine der Streifcorps erhielt Befehl, sich gegen Rheims zu wenden und dort die zweite Abtheilung, aus fünfhundert Husaren bestehend, zu erwarten. Die letzteren sollten tiefer in Frankreich eindringen, die Oise entlang, St. Quentin und Ham zur rechten, Guise, la Fère und Compiègne aber zur linken lassend, bei Pont de St. Remy die Oise überschreiten, sich so sehr als nur immer möglich Paris nähern und überall das Land durch Brand und Plünderung verheeren. Dann aber sollten sie sich



gerade gegen Rheims wenden, und von dort mit dem Reste des Corps auf Duij und Mastricht zurückzukehren.

Eugen wurde zur Entzündung dieses Corps und zu den Befehlen, die er demselben ertheilte, nicht durch die Freude an der Fortsetzung friedlicher Unterhandlungen, denn nichts lag seinem menschenfreundlichen Sinne ferner als dieß, sondern nur durch die Absicht bewogen, der französischen Regierung Angst und Schrecken einzujagen und sie zu überzeugen, daß die Unthätigkeit der englischen Herrschabtheilung nicht auch die seinige in sich schloße. Doch bemühte er sich, auch vom Ormond noch so viel Nutzen zu ziehen als möglich war. Des Prinzen lebhafteste Bemühung hatte mit dazu beigetragen, daß die Generalstaaten ihren Deputirten im Lager den Auftrag ertheilten, dem Herzoge von Ormond die ernstesten Vorstellungen zu machen. Eugen selbst unterstützte dieselben mit eindringlichen Worten, und er brachte es dahin, daß der Herzog wenigstens die Zusage ertheilte, wenn der Prinz vom Heilnde angegriffen werden sollte, ihm bei der Vertheidigung treulich beizustehen.

Diese Versicherung bekräftigte Eugen in dem Vorhaben, unverzüglich an die Belagerung von Duernoy zu schreiten. Seine Vorstellungen besiegten den Widerstand, welcher sich von Seite der Generalstaaten dagegen erhoben hatte. Denn er bewies ihnen, daß in dem gegenwärtigen kritischen Augenblicke eine Unthätigkeit des Heeres für die gemeinsame Sache von den schädlichsten Folgen seyn müßte. Am 8. Juni 1712 wurde die Einschließung von Duernoy vollendet, die Leitung der Belagerung aber dem holländischen Generalleutnant Hagel übertragen.

Während dieselbe ihren regelmäßigen Gang fortging, war Eugens Bemühung vor allem darauf gerichtet, der Erklärung Ormonds dadurch die Spitze abzubreaken, daß er die Aufdehnung der von der englischen Regierung beabsichtigten Unthätigkeit ihrer eigenen Truppen auf die in britischen Solde befindlichen Streitkräfte zu hintertreiben suchte. Denn während die Stämme der Truppen englischer Nationalität sich nicht höher als auf achtzehn Bataillone und sechzehn Schwabronen belief, betrug diejenige der britischen Soldatruppen über fünfzigtausend Mann. Dieselben bestanden zum größten Theile aus Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Deßau, aus Hessen unter dem Erbprinzen von Hessen-Cassel, aus Sachsen unter Generalleutnant Biele, aus Hannoveranern unter

Generallieutenant von Bülow, und endlich aus Dänen unter dem Prinzen Karl Rudolph von Württemberg.

Was die Hannoveraner und die Dänen betraf, so glaubte Eugen auf sie mit Zuversicht rechnen zu können. Auf die ersteren, weil ja die Sache ihres Königs als des präsumtiven Nachfolgers auf dem englischen Throne mit derjenigen der Verbündeten aufs engste zusammenhing. Auf die letzteren aber zählte Eugen ihres Führers, des Prinzen von Württemberg wegen, welcher zwar von dem Könige von Dänemark mit seinem bestimmten Befehle versehen, der aber nach Eugens Ausdruck „ein ganz christlicher Mann“ war. Eugen zweifelte keinen Augenblick, daß derselbe alles thun werde, was in dem gemeinsamen Interesse gelegen sei <sup>26</sup>).

Von besonderer Wichtigkeit war für Eugen der Entschluß, welcher in Bezug auf die preussischen Truppen gefaßt werden würde. Ihre Anzahl, ihre Kriegstüchtigkeit liehen sie als einen der bedeutendsten Bestandtheile des Heeres erscheinen, dessen thätige Mitwirkung bei den Operationen lebhaft gewünscht werden mußte. Eugen richtete daher an den Fürsten von Anhalt eine vertrauliche Anfrage, und die Erklärung, welche er von demselben erhielt, lautete nicht anders als zufriedenstellend <sup>27</sup>). Doch hielt er der Prinz für rathsam, sich auch nach Berlin zu wenden, und an den König, zugleich aber auch an den Kronprinzen zu schreiben. Denn von dem willkürlichen Stimm und dem bekannten Franzosenhass des letzteren durfte Eugen hoffen, daß er sich einem so untrügerischen und zugleich für Frankreich so vortheilhaften Verlangen, wie dasjenige Englands war, mit Nachdruck widersetzen werde.

Während über das zukünftige Verhältniß der englischen Soldtruppen und über deren Betheiligung an den kriegerischen Unternehmungen noch immer keine bestimmte Entscheidung gefallen war, traten in England Ereignisse ein, welche nicht versehen konnten, einen mächtigen Rückschlag auf die Kriegsführung gegen Frankreich zu äußern. Die Nachricht von Ormonds Erklärung hatte, wie leicht begreiflich, in England die beiden streitenden Parteien in außerordentliche Aufregung versetzt. Aber die Wirkung davon war keine solche, wie es in Wien gehofft wurde. Das Unbehagen, das in dem Benehmen der englischen Regierung lag, wurde bei der britischen Nation, so hatte der Kaiser gemeint, eine von der beabsichtigten Wirkung völlig verschiedene hervorbringen. Denn niemals durfte diese ein Verfahren

gut heißen, welches allen Begriffen von Ehre, von Treue und Glauben, welches endlich den Bündnissen geradezu widerspreche<sup>18)</sup>.

Der Kaiser wurde in diesem Gedanken durch die Vermuthung bekräftigt, daß Ormond die ihm von der englischen Regierung zugekommene Botschaft eigentlich hätte geheimhalten sollen. Dieß war auch wirklich der Fall, und der englische Feldherr nur durch Eugens Drängen und dasjenige der holländischen Deputirten zur Offenbarung seines Auftrages vermocht worden. Dennoch zeigte die Hoffnung sich als eitel, welche der Kaiser auf diesen Umstand gegründet hatte. Als die Sache in England ruchbar geworden und eine letzte Anstrengung der Whigpartei vorauszu sehen war, um das Ministerium zu stürzen oder es wenigstens zu einem anderen als zu dem bisher beobachteten Verfahren zu zwingen, da beschloßen die Minister dem drohenden Sturme muthig die Stirne zu bieten. Am 8. Juni kam die Sache im Oberhause zur Sprache. Lord Halifax beantragte, die Königin in einer Adresse zu bitten, dem Herzoge von Ormond einen Befehl zu thätiger Betheiligung an den Offensivoperationen der Allirten zuzusenden. Der Vorschlag fiel gegen eine Majorität von acht und zwanzig Stimmen. Weit größer noch war die Uebersahl, welche im Unterhause gegen einen ähnlichen Antrag stimmte.

Dieser parlamentarische Sieg ermutigte die englische Regierung einen Schritt weiter zu gehen, und am 17. Juni 1712 legte die Königin dem Parlamente die Grundzüge des Friedens vor, über welche sie mit Frankreich übereingekommen war.

England sollte dadurch der Nachfolge des Hauses Hannover auf dem britischen Throne versichert werden. Es blieb im Besitze von Gibraltar und Minorca, erlangte Handelsvortheile in Spanien und Indien und den Negershandel für dreißig Jahre. Die Demolirung von Dänkirchen wurde ihm zugestanden.

Das Haus Bourbon erhielt Spanien und Indien für König Philipp gegen dessen ewige Verzichtleistung auf die Nachfolge in Frankreich. Die spanischen Niederlande, Mailand, die toscanischen Küstenplätze und Neapel wurden dem Kaiser zugetheilt; über Sicilien befehlt man sich fernere Verfügungen vor. Der Rhein sollte dem deutschen Reiche als Grenze und Schutzwehr dienen, Breisach, Rehl und Landau demselben abgetreten werden. Frankreich erbot sich zur Schleifung aller festen Plätze am Unten Rheine

ufer. Dem Kurfürsten von Pfalz hätte sein gegenwärtiger Rang unter den Kurfürsten und der Besitz der Oberpfalz zu verbleiben. Dem Herzoge von Savoyen wurde im allgemeinen die Erhaltung jener Vortheile zugesichert, welche einem so nützlichen Verbündeten verdienter Maßen gebührten.

Wie das englische Ministerium nach den früheren Bestimmungen mit Recht geschlossen hatte, so wurden die Friedensvorschläge, wenn gleich nicht ohne einigen Kampf, dennoch vom Parlamente genehmigt. Es lag nun kein Grund mehr vor, die Uebereinkunft mit Frankreich wegen Einstellung der Feindseligkeiten noch länger geheim zu halten. Das Ministerium beschloß die britischen Truppen, so wie die übrigen in englischem Solde stehenden Streitkräfte von dem Heere der Verbündeten abzurufen. Ormond sollte mit denselben Vänkirchen besetzen, welches den Engländern als Unterpfand des Friedens eingeräumt wurde.

Raum hatte der britische Feldherr diese Befehle seiner Regierung empfangen, als er an deren Ausführung schritt. Vor allem schien es ihm nothwendig, sich des Gehorsams der im englischen Solde befindlichen Truppen zu versichern. Der erste der Commandanten, an den er sich wandte, war der hannoversche General von Bülow, von welchem er wegen der nahen Verbindung seines Herrn mit dem englischen Königsheuse die meiste Willfährigkeit erwartete. Aber Bülow antwortete ihm, daß weder er noch seine Truppen des Soldes, sondern daß sie nur der Ehre wegen dienten. In denjenigen wolle er sich halten, welcher der Sache der letzteren treu bleibe.

Dieser abschlägige Bescheid mag dem Herzoge von Ormond ein sibles Vorzeichen für die Erklärungen gewesen sein, welche ihm von Seite der übrigen Generale bevorstanden. Doch ärgerte er nicht, sich nun an den Fürsten von Anhalt zu wenden, welcher sowohl seiner Persönllichkeit als der Truppen wegen, die er befehligte, der wichtigste aus ihnen war.

Um die Mittagsstunde des 23. Juni erschien Fürst Leopold von Anhalt bei Eugen und begehrte mit dem Prinzen allein zu sprechen. Er erzählte, daß er soeben von dem Herzoge von Ormond komme, welcher ihn zu sich berufen und ihm die Frage vorgelegt habe, ob er, wenn die englischen Streitkräfte die Armee verlassen sollten, sich denselben mit den preussischen Truppen anzuschließen oder ob er bei Eugen und dem Heere der Verbündeten zurückzubleiben gedenke.

Die Antwort des Fürsten vom Inhalt war seiner selbst und des tapferen preussischen Heeres würdig, welches er in diesem Augenblicke repräsentirte. Er habe von seinem Könige, erklärte der Fürst, keine anderen Befehle als diejenigen erhalten, welche ihm noch jedes Jahr ertheilt und die von ihm auch pünktlich befolgt worden seien. Dieselben beständen darin, mit den seinem Commando untergeordneten kaiserlichen Truppen an den militärischen Operationen Theil zu nehmen und sich überall verwenden zu lassen, wo es zum gemeinsamen Wohle erforderlich sei <sup>17</sup>).

Ähnlich waren die Erklärungen, welche der Commandant der dänischen Truppen, Prinz Karl Rudolph von Württemberg, und der sächsische General Biele dem Herzoge Ormond ertheilten. Der Erbprinz von Hessen Cassel soll ihm auf die gleiche Zumuthung geantwortet haben, die Hessen würden gern marschiren, wenn es gegen den Feind gehe. Ueber Versprechungen noch Drohungen konnten die wackeren deutschen Generale abwendig machen, dem Banner der Ehre zu folgen, welches ihr ruhmreicher Feldherr vor ihnen entfaltete.

Trotz der deutlichen Andeutungen, welche dem Herzoge von Ormond von dem festen Vorsatze der Befehlshaber der in englischen Solde befindlichen Truppen, Eugen nicht zu verlassen, zugekommen waren, glaubte derselbe doch noch ein letztes Mittel versuchen zu sollen, um den Willen seiner Regierung durchzusetzen. Er sandte den General Dumich zu Eugen, um dem Prinzen und den Deputirten der Generalstaaten melden zu lassen, daß er von seinem Hofe Befehl erhalten habe, mit dem Feinde einen Waffenstillstand einzugehen, Dänischen zu besetzen und zu diesem Ende mit den englischen und den in britischem Solde befindlichen Truppen dorthin zu marschiren.

Eugen antwortete dem Abgesandten Ormonds, er werde wohl wissen, daß dieser Schritte dem Wortlaute der großen Allianz schmerzhaft zuwider seien. Denn nach dem klaren Inhalte derselben dürfe keiner der Verbündeten ohne Zustimmung der übrigen mit dem Feinde unterhandeln, noch viel weniger aber einen Waffenstillstand abschließen. Ueber Eugen noch die holländischen Abgeordneten konnten ohne ausdrücklichen Befehl ihrer Regierungen zu einem solchen Vorgange ihre Zustimmung ertheilen. Endlich verbreitete sich der Prinz noch über dasjenige, was er „die Intimität einer solchen Negotiation“ nannte, und betraute dem englischen General das

Gefährliche der Lage des zurückbleibenden Heeres, wenn Ormond wirklich marschiren sollte.

Nachdem Eugen sich schon früher mit den holländischen Deputirten verständigt hatte, berief er den Fürsten von Anhalt und den Prinzen von Bärntenberg, dann die Generale Bülow und Biele zu sich und forderte ihnen das feierliche Versprechen ab, sich nicht von ihm trennen zu wollen. Er bewies ihnen, daß die Ehre wie das Interesse ihrer Kriegsherrn hierbei gleichmäßig im Spiele seien und empfing ihre Zusage, bei ihm auszuharren, wenn sie nicht von ihren Regierungen ausdrücklich einen andern Befehl erhielten. In diesem Augenblicke langten die holländischen Deputirten bei Eugen an. Die gehobene Stimmung, welche den erlauchten Führer befeelte, theilte sich der ganzen Versammlung mit, und alles verband sich zu standhafter Ausdauer in der gefährlichen Lage, in welcher man sich befand.

Es war ein Mißgeschick für Ormond, daß er zu einem für seine Sache so ungünstigen Zeitpunkte bei Eugen eintraf. Eiskalte Verlegenheit malte sich in seinen Zügen und gab sich in seinen unzusammenhängenden Worten kund, als er dem Prinzen und den Deputirten dasjenige auseinanderzusetzen sich bemühte, was er ihnen schon durch Sumley hatte kundthun lassen.

In demselben Sinne, nur mit noch schärferen Worten als es vorher gegen Sumley geschehen war, sprach sich nun Eugen wider Ormond aus, und er fügte noch hinzu, daß derjenige, welcher diesen Befehl verfaßt und übersendet habe, „in beständiger Furcht sein sollte, verlust seinen Kopf „auf dem Schaffotte zu verlieren.“

Ueblich, wenngleich minder nachdrucksvoll, lauteten die Erklärungen der holländischen Abgeordneten. Ormond aber verharrte bei seinem Ausspruche, daß obgleich er es lebhaft bedauere, ihm doch nichts übrig bleibe, als die ihm ertheilten Befehle pünktlich zu vollführen <sup>27)</sup>.

Das Verfahren der englischen Regierung hatte den Prinzen mit tiefster Entrüstung erfüllt. Es ist zwar in neuester Zeit in deutschen Geschichtsbüchern Mißdeutungen geworden, die damalige Haltung der britischen Minister und insbesondere St. Johns, der eben zum Viscount Bolingbroke erhoben worden war, als Hejzenige zu preisen, welche dem Wohle Englands und Europa's ersprießlich gewesen sei. Eugen aber hatte kein anderes Gefühl dafür als den Mißthun, welchen er jederzeit empfand vor Treubruch und Verrath. Insbesondere empörte es ihn, daß in eben dem Augenblicke,

in welchem die englische Regierung mit Frankreich schon völlig im Reinen war, sie die geheime Unterhandlung mit dem Kaiser noch immer auf ganz andern Grundlage fortsetzte. Was er stets befürchtet, das war nun sonnenklar, daß England nichts anderes beabsichtigt hatte, als dem Kaiser aufs grösste zu hintergehen und durch seine Verspiegelungen dessen Aufmerksamkeit von der Verhandlung mit Frankreich abzulenken \*\*).

Eugens unumwundene Erklärungen und die Standhaftigkeit, die er zeigte, verfehlten nicht, auf Ormond einen gewaltigen Eindruck hervorzubringen. Der englische Feldherr hatte von dem Prinzen die Aufhebung der Belagerung von Dunes verlangt, Eugen aber hierauf mit dem Befehle der nachdrücklichsten Beschlagnahme derselben geantwortet. Denn es dürfe dem Feinde nicht die mindeste Hoffnung gegeben werden, daß das ganze Heer der Verbündeten auf den Waffenstillstand eingehe. Der Krieg nicht mit Eifer fortzuführen sei gleichbedeutend damit, denselben in das eigene Land zurückzuführen \*\*).

War es diese unerschütterliche Haltung Eugens, war es die Hoffnung, die Befehlshaber der in englischem Solde stehenden Streitkräfte noch noch zu dem Zuge nach Dänkirchen zu bewegen, oder war es die Verorgntheit vor der immer lauter werdenden Mißstimmung unter den eigenen Truppen, welche von Marlborough so oft zum Siege geführt, nun ruhmlos sich trennen sollten von den Genossen so glanzvoller Ergebnisse, Ormond zögerte von Tag zu Tage an die Ausführung der empfangenen Befehle zu schreiten. Erst den 18. Juni hatte er den Abmarsch von zehn englischen Bataillonen unter Lord Orkney nach Dänkirchen festgesetzt. Doch ging der Monat Juni zu Ende, und Ormond war noch immer regungslos in seiner früheren Stellung geblieben. Er wartete ohne Zweifel den Erfolg der Schritte ab, welche in England selbst geschahen, um die Soldatruppen zum Abzuge von dem Heere der Verbündeten zu veranlassen.

Am 1. Juli rief Döllingbrock die in London befindlichen Repräsentanten aller der Regierungen und Reichsfürsten zusammen, von denen Truppen in englischem Solde bei der Armee der Verbündeten standen. Er theilte ihnen Ormonds Bericht über dasjenige mit, was man in London die Widerspenstigkeit und den Ungehorsam der Generale nannte. Döllingbrock kannte wohl die schwächste Stelle derer, mit welchen er es zu thun hatte. Er erklärte ihnen, daß wenn der Wille der Königin von England nicht pünktlich

befolgt würde, diese, was sich wohl von selbst verstand, keinen Heller an Subsidien für die Fürsten, an Geld für die Truppen mehr verabfolgen werde. Ja sogar die höchst bedeutenden Rückstände, welche England noch zu entrichten habe, werde man unbezahlt lassen<sup>25)</sup>.

Die Ungerechtigkeit dieser letzteren Maßregel lag auf der Hand. Dennoch hatte sich Bolingbroke nicht einen Augenblick gehent zu derselben zu rathen. War sie doch eine solche, von welcher man sich einen günstigen Erfolg versprach, und dieß galt bei den Männern, welche damals am Ruder des englischen Staates standen, als die einzige in's Gewicht fallende Rücksicht. Eugen hatte jedoch diesen Schritt schon lange vorhergesehen. Von dem ersten Augenblicke an hatte er unablässig auf dasjenige gedrungen, was er einen schnellen und energischen Entschluß nannte. Man solle sich nur nicht schmeicheln, schrieb er dem Kaiser sowohl als dem Grafen Eingenborff, daß die Truppen, welche in Englands Solde gestanden hätten, lange bei dem Heere der Verbündeten ansharren würden, wenn sie nicht von anderer Seite her dieselben Vortheile erhielten, die ihnen England getodhrt habe. Der Kaiser aber und Holland seien die einzigen aus den Verbündeten, welche dieß zu thun vermöchten. Durch Einräumung solcher Vortheile möge man sich der bezeichneten Truppen vollends versichern und mit ihrer Beihülfe den Feldzug zu einem glücklichen Ende führen. Darin könne sich noch alles zum Bessern werden, denn es sei gewiß, daß die Standhaftigkeit, die man zeige, auf die englische wie auf die französische Regierung einen mächtigen Eindruck hervorgebracht habe.

Aber nicht nur bei dem Kaiser und den Generälen drang Eugen mit Heftigkeit auf Entschlossenheit und rasches Handeln. Insbesondere war dieß bei dem Kurfürsten von Hannover der Fall, mit dessen Unthätigkeit in so schwierigen Zeitverhältnissen der Prinz durchaus nicht zufrieden war. Schon im Herbst des Jahres 1710 hatten Eugen und Marlborough die Meinung ausgesprochen, das beste Mittel, um die Königin von England in eine der Sache der Verbündeten günstigere Stimmung zu versetzen, wäre eine Reise des Kurfürsten nach London. Durch persönliche Vorstellungen sollte er ihr die Gefahr zu Gemüthe führen, welcher sie sich selbst und die gemeinsame Sache preisgebe, wenn sie auf dem eingeschlagenen Wege fortschreite<sup>26)</sup>.



Zu Wien war man aber damals nicht der Ansicht der beiden Herrn gewesen. Man hatte vielmehr geglaubt, daß es im Interesse des Kurfürsten gelegen sei, denselben so wenig als möglich in die inneren Angelegenheiten Englands zu mengen. Denn der zukünftige König sollte nicht als Mitglied der einen, als Feind der andern Partei angesehen, und wenn in dem steten Kampfe derselben die letztere die Oberhand behielte, etwa gar der Thronfolge verlustig werden.

Diese Anschauungsweise des Wiener Hofes hatte damals verhindert, daß man in den Kurfürsten gebrungen war, sich nach England zu begeben. Nun aber kam Eugen neuerdings auf das früher vorgeschlagene Auskunftsmittel zurück. Seinem regen Geiste, seiner unermüdlichen Thätigkeit war die apathische Stille, mit welcher der Kurfürst sich fast nur als passiver Zuschauer der Ereignisse betrug, die Niemanden mehr als ihn selbst angingen, ein wahrer Gräuel. „Es ist keine Minute zu verlieren,“ schrieb der Prinz dem Grafen Gläzendorff, „widersteht den Kurfürsten von Hannover „anzukommen, daß er die Sache einmal recht zu Gemüth nehmen, und „sich rühren solle. Denn wenn er nicht,“ fuhr der Prinz fort, „vor dem „Frieden sein Interesse ausmacht und sichergestellt, so ist es gewiß, daß die „englische Krone für ihn verloren sein wird. Dagegen könnte man darauf „rechnen, daß, wenn der Kurfürst oder sein Sohn hier wäre, ja noch besser, „wenn der Eine oder der Andere nach England hinüberginge, ein großer „Theil der britischen Nation sich zu seiner Partei schlagen würde. Wenn „aber Niemand da ist, der sich in Bewegung setzt, so wird es dem englischen „Kabinet leicht fallen, nach und nach alles zu gewinnen und auf seine „Seite zu bringen. Denn die Truppen der Allirten haben kein Geld und „kann ohne solches nicht bestehen, während die englische Regierung, da „sie schon viele Monate hindurch Niemand bezahlte, so große Summen in „Händen hat, daß sie nicht allein ihre eigene Nation, sondern auch die „Fremden damit gewinnen kann“ 29).

Während all diese Ereignisse die Gemüther in höchste Spannung und Aufregung versetzten, hatte Eugen die Genugthuung, die Belagerung von Quénah, welche zuerst die holländischen Deputirten, dann aber Ormeau ausgegeben wissen wollten, durch seine eigene Standhaftigkeit zu einem glücklichen Ausgange gebracht zu sehen. Am 1. Juli war auf beiden Angriffsseiten die Contrécarpe erstürmt worden. Obwohl der Feind zwei

Minen springen ließ, so brangen doch die Belagerer mit wahrer Todesverachtung vor. Muthig konnten die Soldaten über die Fallisaden, machten viele Feinde nieder und setzten sich in den eroberten Werken fest <sup>26</sup>). Am Morgen des 3. Juli sprengte der Feind eine neue Mine, welche den Angreifern nicht geringen Schaden that. Am demselben Tage zur Mittagszeit begehrt die Besatzung auf die Bewilligung freien Abzuges zu capituliren. Da man jedoch darauf nicht einging, so begannen um Mitternacht die Feindseligkeiten aufs neue. Jedoch schon am 4. Juli verlangte der Festungscommandant Generalleutnant Labadie an den Prinzen Eugen schreiben zu dürfen, um gleiche Zugeständnisse wie seiner Zeit die Besatzung von Tournay zu erhalten. Denn diese sei zwar als Kriegsgefangen erklärt, jedoch mit dem Versprechen nach Frankreich entlassen worden, bis zur Auswechslung nicht gegen die Verbündeten zu dienen.

Ist aber war es weniger als je an der Zeit, gegen französische Truppen Großmuth zu üben. Eugen beharrte darauf, daß die Besatzung sich ohne irgend eine Bedingung Kriegsgefangen ergeben müsse. Noch am Abend des 4. Juli geschah dieß, und am Mitternacht unterzeichnete Eugen die Capitulation. Die Besatzung, aus zehn Bataillonen und einem Dragoner-Regimente bestehend, wurde über Marchiennes nach Holland abgeordnet. Generaladjutant Graf Zill überbrachte die Nachricht von Duesnoy's Eroberung nach Wien <sup>27</sup>).

Auf daß aber dem erfreulichen Ereignisse auch die Schattenseite nicht fehle, so wurde an demselben Tage, an welchem Eugen Duesnoy besetzte, der Oberst Saint-Amant, welcher mit sechshundert Pferden ausgeschildt worden war, dem Feinde Abbruch zu thun, von überlegener Streitmacht angegriffen. Saint-Amant sowohl als sein Waffengenosse, Oberst Spleny, der die Infanterie befehligte, setzten sich tapfer zur Wehr, aber sie vermochten der Uebermacht auf die Länge nicht zu widerstehen. Nachdem sie dem Feinde beträchtlichen Schaden zugefügt und auch ihrerseits gegen fünfzig Mann verloren hatten, mußte sich Saint-Amant mit ungefähr zweihundert fünfzig seiner Leute ergeben. Den Uebrigen gelang es zu entkommen und sie kehrten in Eugens Lager zurück <sup>28</sup>).

Man hatte seit längerer Zeit an dem kaiserlichen Hofe so wenig glänzige Nachrichten erhalten, daß diejenige von Duesnoy's Eroberung doppelte Freude erregte. Der Kaiser, damals in Preßburg zur Robung anwesend,

gab sich der Hoffnung hin, durch dieses glückliche Ereigniß Bande in den gesamten Verhältnissen eine große Milderung herbeigeführt werden. Da Karl einsah, daßelbe sei einzig und allein der Standhaftigkeit zuzuschreiben, mit welcher Eugen, angetrieben durch das was um ihn her vorging, seinen Weg verfolgte, so benutzte er diesen Anlaß, um dem Prinzen in lebhaftester Weise die Versicherungen der Dankbarkeit zu wiederholen, welche er gegen ihn empfand. „Nichts als Ihr großer Eifer,“ so schrieb ihm der Kaiser eigenhändig, „Ihre Liebe zu meinem Dienste, Ihr höchst lobwürdiges „und vernünftiges Verrathen hat es so weit zu bringen vermocht. Ich erkenne „die jetzigen Umstände, die üblen Erklärungen und noch übleren Absichten „der Engländer, so wie den zu besorgenden Wankelmuth der Holländer, als „so gefährlich, daß ich nichts Gutes hoffen könnte, wenn ich mich nicht völlig „und allein auf Ihre allzeit gegen mein Haus und insbesondere gegen mich „erzeigte Liebe und Ihren Eifer verlassen dürfte“.

„Ich hoffe also“, fuhr Karl fort, „daß Sie jetzt, da es am meisten „nöthig, mir beizustehen und Ihre Liebe zu zeigen nicht unterlassen, noch „mich Ihrer vernünftigen und tapferen Assistent, deren ich nun am meisten „nöthig habe und auch allein darauf verlasse, berathen, sondern mir „mit Rath und That treulich und so beistehen werden, daß Sie Ihren schon „so glänzenden Ruhm noch vermehren, und mein Haus den Nutzen, ich „aber zu den großen Ursachen, die bereits vorhanden, noch immer mehrere „haben möge, Ihnen mit beständiger Erkenntlichkeit und Dankbarkeit ver- „bunden zu sein. Sie wissen daß ich mich allein auf Sie verlasse und neben „der allzeit gegen Sie gehabten ganz besonderen Estime und Affection mich „dazu Ihre Operationen und die Dienste und Treue, welche Sie meinem „seligen Bruder und Vater erzeigt haben, bewegen, wie ich denn hoffe, „daß Sie in eben der Liebe gegen mich fortfahren werden, welche Sie „gegen Jene so lobwürdig bewiesen haben“.

„Ich hoffe im künftigen Winter“, so schloß noch einer längeren Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten der Kaiser sein Schreiben, „Ihre Liebden hier zu unarnien, wo Sie sich noch mehr überzeugen werden „von dem Vertrauen und der wahren Freundschaft, die ich allein für Sie „habe und welche kein Mensch und nichts jemals wird verringern können. „Es gibt wohl Leute welche um sich wichtig zu machen, oft suchen Jemandem „wichtige Gedanken in den Kopf zu bringen. Ich bin aber sicher, daß wenn

„auch dergleichen zu Tuer Plebden kommen, was Sie niemals zu einem „Zweifel an meinem wahren Vertrauen gegen Sie werbe bewegen können, „welches Sie allzeit erfahren sollen, absonderlich wenn ich die Freude „haben werde Sie hier zu umarmen, wo man mündlich mehr sagen und sich „klarer ausdrücken kann als durch Briefe. Ich verlaße daher mein Interesse „und mich selbst völlig auf Tuer Plebden Giffr, Capacität und Erfahrung, „und versichere Sie der Beständigkeit meiner Estime und Affection so wie „meines Vertrauens, welches sich wohl vergrößern, niemals aber wegen „der Verpflichtungen, welche ich gegen Sie habe, wird ändern können““.

Quemoy war kaum noch gefallen, als Eugen schon nachdrücklich auf eine neue Unternehmung drang. Als solche schlug er eine Belagerung von Balenciennes oder von Landrecy vor. „Denn jetzt in Unthätigkeit bleiben“, schrieb er dem Grafen Sinsendorf, „wäre nach meiner Meinung noch „schlechter als das was die Engländer thun. Ich glaube daß wenn man „sich ungefähr hundert läßt, ich mit der einen oder der anderen Belagerung „zum Ziele zu kommen, oder was noch besser, dem Feinde, wenn er sich „adhern sollte, eine glückliche Schlacht zu liefern im Stande sein werde““.

Eugen, der nicht gewohnt war, zu viel zu versprechen, hätte gewiß auch jetzt Wort gehalten und entweder die Beagnahme einer Festung bewerkstelligt oder einen neuen Sieg über die Franzosen errungen. Aber hierzu wäre es unerlässlich gewesen, die von ihm selbst gestellte Bedingung zu erfüllen und ihn bei der Verfolgung seiner Pläne ungefähr zu lassen. Leider geschah gerade das Gegentheil hiervon, und insbesondere war es das noch immer nicht völlig entschiedene Verhältniß der Engländer, wodurch Eugen bei jedem Schritte gehemmt wurde. Denn es handelte sich nicht allein darum, eine gewisse Truppenzahl von seinem Heere zu verlieren. Noch wußte Eugen nicht mit Bestimmtheit, ob alle, oder wie viele der bis jetzt im englischen Solde befindlichen Streuträfte bei ihm verbleiben würden. Man weißten beunruhigte ihn aber die Ungewißheit über die zukünftige Haltung der Engländer selbst Ohne der Hoffnung Raum zu geben, Ormond vielleicht von der so lang schon vorher verkündeten Trennung absehen zu sehen, beschränkte Eugen vielmehr, daß derselbe sich nicht auf seine Entfernung beschränken, sondern sich völlig zu den Franzosen schlagen und gegen seine früheren Kampfgenossen feindlich auftreten würde. Der Prinz glaubte daher nicht nur gegen die französischen, sondern auch wider die englischen

Truppen auf seiner Hut sein zu müssen<sup>17)</sup>. Die Lage in der er sich befand, war so peinlich, daß er um jeden Preis eine Beendigung desselben, und statt der bisherigen Ungewißheit völlige Klarheit in das Verhältniß zu dem englischen Heerführer und zu dessen Streitkräften gebracht zu sehen verlangte.

Eugens Wunsch sollte nicht lange auf seine Erfüllung zu warten haben. Auch die englische Regierung that, freilich nur in ihrem Sinne, alles mögliche, um die Sache einer baldigen Entscheidung zuzuführen. Den Generälen der deutschen und dänischen Soldtruppen wurde die Liste zugesandt, welche Bellingbrooke an die in London befindlichen Repräsentanten ihrer Regierungen gehalten hatte. Die früheren Drohungen wegen Einstellung des Soldes und wegen Nichtbezahlung der Rückstände wurden wiederholt und die Versicherungen erneuert, daß England sich durch nichts und in keiner Weise von dem eingeschlagenen Wege abbringen lassen werde<sup>18)</sup>.

Aber auch dieser Schritt des britischen Cabinetes verfehlte seine Wirkung völlig. Die Generale der Soldtruppen hatten inzwischen von ihren Regierungen Befehle erhalten, durch welche sie in ihrem bisherigen Betragen bekräftigt und angewiesen wurden, bei dem Heere Eugens zu bleiben und an dessen kriegerischen Unternehmungen Antheil zu nehmen. Der König von Preußen erhob noch überdies in London die ernstesten Vorstellungen gegen das Vorgehen der englischen Regierung. Er erklärte, daß er von dem Interesse des Kaisers und des Reiches sich nicht absondern könne, ohne sich dem Schicksale auszuliefern, von welchem die Kurfürsten von Rhein und von Baiern betroffen worden seien. Er bat die Könige noch einmal, sich von der Allianz nicht loszureißen zu lassen. Gleichzeitig drang er auf die Auszahlung der ihm gebührenden Rückstände, welche sich auf die Summe von siebenmillionen hunderttausend Thalern beliefen<sup>19)</sup>.

Die englische Regierung war jedoch schon zu weit gegangen, um solche Vorstellungen noch beachten zu können. Dieselben brachten daher keine andere Wirkung hervor, als sie mehr und mehr gegen diejenigen zu erhitzen, welche sich ihren Absichten zu widersetzen wagten. Die Minister und insbesondere Bellingbrooke, welcher die Seele und der eigentliche Urheber dieser Vorgänge war, glaubten, daß Ormoud es an der nöthigen Schärfe habe mangeln lassen, um den widerspäsigen Generälen zu imponiren.

Sie beschloßen einen anderen zu senden, welcher dieser Aufgabe besser gewachsen wäre.

Der Graf von Strafford wurde dazu ausersehen, derselbe welcher zugleich mit dem Bischofe von Bristol die englische Regierung bei den Konferenzen zu Utrecht vertrat. Immer in Intriguen jeder Art verflochten, stets mit geheimen Plänen sich beschäftigend und daher solche auch überall vermittelnd, war Strafford der rechte Mann für die damalige britische Regierung. Denn auch sie bestrich sich ja durch eierde Winkelzüge höchwichtige Zwecke zu erreichen.

Keinmal zufrieden mit seinem Loos und stets nach neuen Vortheilen gierig, nach Beförderung oder nach Geldgewinn, war Strafford einer der ersten, welche sich von dem sinkenden Schiffe des früheren Ministeriums an Bord des neuen gerettet hatten. Ihm diente er nun mit all dem Eifer, welchen Neubefehzte auch auf dem Felde der Politik an den Tag zu legen gewohnt sind, und in welcher Weise er verwendet werden mochte, stets bewährte er sich als eines der brauchbarsten Werkzeuge des britischen Cabinetes.

Ihm werde es gelingen, so hoffte man in London, die in englischem Solde befindlichen Truppen von Eugen zu trennen und zur Unterordnung unter Ormonds Befehle, welche dieselben auch sein mochten, zu veranlassen. Einen zweifachen Weg sollte Strafford hien einschlagen, wie es schon bisher, aber ohne Erfolg geschehen war. Auf die Regierungen, denen diese Truppen angehörten, so wie auf die Generale, die sie führten, sollte in gleicher Weise, auf die erstern durch Vorstellungen an ihre Bevollmächtigten in Utrecht, auf die letztern durch Straffords Anwesenheit im Lager gewirkt werden.

Durch einen geheimen Berichterstatter, welchen Eugen im englischen Hauptquartier besaß, wurde er von diesen Absichten der britischen Regierung in Kenntniß gesetzt. General Gabogaz, der noch wie zu Marlboroughs Zeiten als Generalquartiermeister im englischen Heerlager stand, war es höchst wahrscheinlich, welcher Eugen mit diesen wichtigen Nachrichten versah. Auch von Sijensborff wurden sie dem Prinzen bestätigt. Strafford habe den holländischen Deputirten erklärt, so schrieb Sijensborff an Eugen<sup>24)</sup>, er sei befehligt, sich persönlich in das Lager zu verfügen, um von den Generalen zu vernehmen, ob sie den Anordnungen des Herzogs von Ormond zu gehorchen bereit seien oder nicht. In dem letztern Falle habe er ihnen ausdrücklich zu erklären, daß die Königin von England sich

allen Fürstenthümern mit ihren Regierungen als unbedingt ansehen, sich zu keiner wie immer gearteten Bezahlung, auch der Rückstände nicht, verpflichten halten, ja daß sie es als einen völligen Bruch aufzunehmen und er die weitere Maßregeln dagegen mit dem Herzoge von Ormonde treffen werde. Dem Grafen Sinsendorff aber bemerkte Strafford, die Königin habe es sehr bedauert, daß Eugen die in ihrem Solde stehenden Truppen abzurufen gemacht und sie bisher verhindert habe Dünkirchen zu besetzen, welches von einer weit größeren Wichtigkeit als Oudenarde sei.

Sinsendorff ließ sich durch diese hochfahrende Sprache des englischen Staatsmannes nicht einschüchtern. Er sah wohl, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, schon zurückzumeichen vor den herausfordernden Worten jener Männer, welche allen Verbündeten Weishe vorzuschreiben sich anmaßen wollten. Er versicherte dem Grafen Strafford, daß Eugen die englischen Soldatentruppen, so lang sie nach den Bestimmungen der großen Allianz und nach ihrer Verpflichtung gegen Kaiser und Reich an dem Kriege wider den gemeinsamen Feind Antheil nähmen, durchaus nicht von der Unterordnung unter die Befehle der Königin von England loszulösen suche. Wenn aber die Erfahrung, wie es jetzt der Fall sei, zur den einzigen Zweck habe, das zurückbleibende Heer der Alliiirten Frankreichs preiszugeben, dann könne es Eugen nicht verdaucht werden, daß er solches um jeden Preis zu verhindern trachte. Strafford möge nur so gewiß überzeugt sein, es fehle dem Kaiserhofs weder an Muth noch an Standhaftigkeit, um sich ungerechten Forderungen schlechterdings nicht zu unterwerfen. Man habe gesehen wie Kaiser Leopold nur mit vierzigtausend Mann und ohne einen einzigen Verbündeten zu besitzen, den Krieg wider die ganze französische Macht in Italien begonnen habe. Um so weniger werde in einem Augenblicke, in welchem er mehr als hunderttausend Mann auf den Beinen habe, der jeizige Kaiser sich scheuen, seine Gerechtsame, wenn man denselben allmah zu treten sich anmaße, auf das äußerste zu verteidigen. Es sei ebenso eine niemals erhörte Sache, ohne vorheriges Einvernehmen mit seinen Verbündeten einen Waffenstillstand einzugehen, als es geradezu wider die Ehre der kaiserlichen Waffen gewesen wäre, nach Ormondes Begehren unvorbereiteter Dinge von der Belagerung von Oudenarde abzustehen.

In demselben Sinne, in welchem Sinsendorff gegen den Grafen Strafford sich aussprach, handelte Eugen. Nachdem er von Strafford

bewerkstelligender Kurfürst im Kaiser Vortheil erhalten hatte, versammelte er noch einmal die Deputirten der Generalstaaten und die Führer der englischen Soldatruppen zu sich. In Gegenwart der Ersteren wurde den Generalen eine bestimmte und klare Erklärung über dasjenige abgefordert, was sie zu thun gedächten.

Fürst Leopold von Anhalt war es, welcher die vorgelegte Frage zuerst klärend beantwortete. Er theilte die Befehle mit, die ihm von dem Könige von Preußen zugekommen und welche im wesentlichen gleichlautend war<sup>26)</sup> mit dem Rescripte, das der preussische Bevollmächtigte zu London in dieser Angelegenheit empfangen hatte. Er sei befohlen, erklärte der Fürst von Anhalt, so lang bei dem Herzoge von Ormonde zu verbleiben, als derselbe die Arme nicht verlasse. Wenn dies jedoch geschehe, so habe er ihm nicht zu folgen, sondern sich mit Eugen zu vereinigen und mit seinem Armeecorps den Befehlen des Prinzen zu gehorchen. Dies sei seine Order und man möge sich darauf verlassen, daß er ihr getreulich nachkommen werde<sup>27)</sup>.

Ähnlich lautete die Erklärung, welche der hannoverische General Dillon und der sächsisch General Diele abgaben. Von letzterem war sie um so verdienstlicher, da er vom Könige August seinen speziellen Befehl erhalten hatte und nur die allgemein lautende Befehl befahl, sich von den übrigen Verbündeten nicht zu trennen. Ungünstiger als Diele aber war der Prinz Karl Rudolph von Württemberg, welcher die bairischen Hilfstruppen befehligte. Auch er hatte keine spezielle Order von seinem Könige empfangen, und er glaubte es nicht auf sich nehmen zu dürfen, sich von den Engländern zu trennen. Denn seine Truppen seien von Geld ganz entblößt und er somit völlig außer Stande, ohne Englands Beihilfe für deren Unterhalt zu sorgen.

So wenig tröstlich diese Erklärung auch klang, so gab Eugen doch nicht die Hoffnung auf den Prinzen von Württemberg, besser Ergebnissen für des Kaisers Sache ihm wohl bekannt war<sup>28)</sup>, auf seine Seite zu bringen. Nur von dem polnischen Generalfeldwachtmeister von Berner durfte der Prinz dies nicht erwarten. Derselbe war von seinem Fürsten beauftragt worden, nach Verhältniß der Subsidien und des Soldes, den er von England bezog, mit einem Bataillon und vier Schwadronen bei dem Herzoge von Ormonde zu bleiben. Er vermüthe, so hatte der Fürst von Polen erklärt, die englischen Subsidien nicht zu entbehren. „Ich habe



„darauf nicht viel geantwortet,“ berichtete der Prinz an den Kaiser, „und noch weniger gute Worte gegeben, weil ich geglaubt, daß es nicht der Mühe werth sei. Gleichwohl habe ich ihm vorgeworfen, daß alle übrigen „sowohl Königl. als kaiserliche und fürstliche Truppen alle Hindernisse beiseite hätten. Von einem einzigen Reichsgliede das entgegengesetzte Verfahren zu sehen, müsse auf den Gedanken bringen, daß der Fürst von „Polstein durch irgend eine besondere Absicht hiezu betrogen worden sei. „Und so bin ich denn auch,“ setzte der Prinz hinzu, „der Meinung, daß „man es von Seitz Cuvier kaiserlichen Majestät und des römischen Reiches „nicht ungeahndet hingehen lassen solle“ <sup>20)</sup>.

Es war ein erfreulicher Umstand für Eugen, daß eben zu der Zeit, während welcher er sich rastlos bemühte, die Entfernung der englischen Soldtruppen zu verhindern, die Nachricht eintraf, der Kaiser habe sich entschlossen, die künftige Entrichtung eines Theiles der bisher von England bezahlten Gelder auf sich zu nehmen <sup>21)</sup>. Erst jetzt konnte gehofft werden, daß der Beschluß, welcher gefaßt worden war, auch ein dauernder sein werde. Denn sonst hätte das Ausbleiben dieser Beträge gar bald eine Faltung erschüttert, welche von jeder der betreffenden Regierungen nur unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen worden war, es müsse für die Herbeischaffung der bisher von England bezogenen Gelder ununterbrochene Sorge getragen werden.

Nachdem in solcher Weise den üblichen Wirkungen von Straffords Kuhnheit ähnlichst vorgebeugt war, konnte Eugen derselben ruhig entgegensehen. Er verabredete sich mit den holländischen Deputirten, mit Strafford nichts zu verhandeln, ja nicht einmal mit ihm zu sprechen, und wenn Oranien eine Zusammenkunft zu veranstalten suchte, dieselbe abzulehnen. Sollte sich aber Strafford persönlich bei ihm einstellen, so werde er, versicherte Eugen den Grafen Singendorff, nicht ermangeth, zu ihm „in hohem Tone“ zu reden, und ihm in nichts auch nur das geringste nachzugeben. „Denn alles,“ fügte der Prinz hinzu, „hängt nur von unserer „Standhaftigkeit, so wie davon ab, daß man mit Festigkeit auf den gefaßten Entschlüssen verharre“ <sup>22)</sup>.

Wie Eugen über die Vorgänge in Ormonds Hauptquartiere, so mag auch dieser über diejenigen in der Umgebung des Princes wohl unterrichtet gewesen sein. Eugens entschlossenes Auftreten scheint dem Grafen Strafford

die Meinung bestimmen zu haben, den Prinzen auf andere Gedanken zu bringen und ihn zu einer den Wünschen der englischen Regierung entsprechenden Haltung zu veranlassen. Strafford mag wohl absichtlich eine Zusammenkunft vermieden haben, von welcher er sich ein günstiges Ergebnis versprach. Eugen aber beschloß gerade während der Anwesenheit des britischen Bevollmächtigten die Sache zur Entscheidung zu bringen und dadurch den kräftigsten Beweis zu liefern, daß man sich nicht durch eine etwaige Furcht vor der englischen Regierung abhalten lasse, unerschrocken auf dem Wege vorwärts zu schreiten, welchen Pflicht und Ehre geboten.

Eugen entsandte dem Generaladjutanten Grafen Rollart an den Herzog von Ormond mit der Botschaft, daß er am 16. Juli Morgens vier Uhr die Armee aus ihrer bisherigen Stellung hinwegzuführen und eine neue Unternehmung ir's Wert zu setzen gedenke. Graf Rollart hatte die Anfrage zu stellen, ob der Herzog sich an dem Marsche betheiligen, und ob er für diesen Fall sich über die beabsichtigten Operationen mit Eugen verständigen wolle.

Die Mittheilung des Prinzen schien den Herzog von Ormond in die äußerste Verlegenheit zu bringen. Er wußte im Voraus, daß seine Absicht und diejenige der englischen Regierung, die Soldtruppen mit hinwegzuführen, als gescheitert anzusehen sei. Aber noch größern Besorgniß bereitete ihm die Stimmung, welche unter den eigenen Truppen herrschte. Ein Heer, das eine so lange Reihe von Jahren hindurch unter einem so großen Feldherrn wie Marlborough von Sieg zu Sieg geschritten, läßt sich nicht so leicht durch einen ruhmlosen Führer wie Ormond zu die Vorherrschaft der früheren Tage betragen. So groß war die Erbitterung der britischen Offiziere und Soldaten über die Zornthatung, welche man ihnen machte, daß Eugen die Meinung aussprach, wenn der Kurfürst von Hannover oder sein Sohn in diesem Augenblicke bei dem Heere erschiene, so würde fast das ganze englische Armeecorps bei demselben zurückbleiben<sup>41</sup>).

Am späten Abende des 15. Juli kam der britische General Cadogan mit der nichtsagenden Botschaft von Ormond, derselbe werde am nächsten Tage seine eigentliche Antwort sagen lassen. Eugen erwiderte kurz, daß man ihn von vier Uhr Morgens anfangen am linken Flügel der Armee antreffen könne<sup>42</sup>). Was er vorher verkündigt hatte, führte er auch aus. Am dem grauen Morgen des 16. Juli, es war an einem Sonn-

abende, wurden die Zeichen zum Ausbruche des Feeres gegeben. Zwischen vier und fünf Uhr erfolgte derselbe wirklich. Eugen hatte die Genehmigung, die bisher in englischem Solde gestandenen Truppen, die Preußen, die Hannoveraner und Sachsen, ja endlich auch, was ihn mit besonderer Freude erfüllte, die Dänen zu seinem Heere ziehen zu sehen. Der Prinz von Württemberg, noch immer ohne Verhaltungsbeefehle, that auf seine eigene Gefahr hin diesen entscheidenden Schritt. Seine Soldatruppen blieben bei Ormond zurück, als das kleine holländische Corps unter General Werner und das sächsische Dragoner-Regiment Bales.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie Eugen brach auch Ormond aus seinem Lager auf. Aber statt gleich dem Prinzen in der Richtung zu marschiren, in welcher der Feind stand, trat Ormond eine Art freiwilligen Rückzuges an, und schlug mit seinen Truppen, welche ungefähr zwölftausend Mann stark waren, die Straße nach Oranah ein. Nichts war trauriger als diese Trennung von Heerestheilen, welche so lange Zeit hindurch Koffengenosfen gewesen waren und manch glänzenden Sieg miteinander erfochten hatten. Die Soldaten selbst befanden sich in einer schwer zu beschreibenden Aufregung. Diejenigen der früheren britischen Soldatruppen waren vermögen erbittert gegen die Engländer, daß man ihnen strenge verbieten mußte, mit denselben zu sprechen, aus Furcht, daß Beleidigungen vorfallen und dieselben zum Handgemenge führen könnten. Durch nichts aber war ihre Wuth in höherem Grade erregt worden, als durch die Drohung der englischen Regierung, auch die noch anhaftenden Rückstände der Subsidien aus des Landes nicht mehr bezahlen zu wollen. Man hegte ernste Befürchtungen, daß die Soldaten sich der Person des Herzogs von Oranah zu bemächtigen versuchen würden, um an ihm entweder eine Belohnung für die Befriedigung ihrer Forderungen zu besitzen, oder Rache zu nehmen für das Unrecht, welches man ihnen anzuthun beabsichtigte.

Nicht viel günstiger für den Herzog von Oranah und diejenigen, in deren Ein und Austrag er handelte, war die Stimmung der englischen Soldaten selbst. Ormond hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, sie würden ihm dafür dankbar sein, daß sie durch ihn von den Rückschlägen des Krieges befreit würden. Aber bald sollte er bitter enttäuscht werden. Denn als er nach der Beendigung des ersten Marsches an der Spitze jedes Regiments den Beschluß des Waffenstillstandes verkünden ließ, da brach

der allgemeine Mordthaten unerschrocken war. Man hatte sich alle Mühe gegeben, es zu bewirken, daß die Umbewachung nach englischer Sitte von den Soldaten mit vortheilhaften Paraphrasen begrißt werde<sup>45</sup>). Aber es gelang nicht, und statt der Insultirung hörte man nur allgemeines Lachen und Werten durch das ganze Lager.

Nach den Worten eines englischen Geschichtschreibers jener Zeit gaben sich die britischen Soldaten den heftigsten Ausbrüchen des Ingrimmes hin. Man sah deren, welche sich die Haare ausraufen und die Kleider zerrissen, während sie in die furchtbarsten Verwünschungen und Flüche gegen den Herzog von Ormonde ausbrachen und ihn mit den entehrendsten Schimpfwörtern belegten. Die Offiziere aber, von welchem Range sie auch sein mochten, waren so erbittert und zugleich so sehr von Scham über die ihnen aufgetragene Rolle erfüllt, daß sie sich in ihre Zelte zurückzogen und einer die Gegenwart des andern zu meiden suchten. Viele verließen ihre Bataillone und nahmen Dienste bei den Verbündeten, andere entsagten dem Waffenhandwerke gänzlich, und wenn je wieder Mordbetrugh's Name vor ihnen genannt wurde, dachten sie mit Stolz und Schmerz jener ruhmreichen Tage, die nun für immer verflorht waren, und ihre Augen füllten sich mit Thränen<sup>46</sup>).

Von den Zeichen der allgemeinen Mißachtung begleitet, setzte Ormonde seinen Marsch fort, bald als ein offener Feind von allen denjenigen angesehen, welche bisher Englands Verbündete gewesen waren. In Bruchsal, in Tournay und in Douay schlossen die holländischen Festungscommandanten ihre Thore vor ihm und verweigerten den englischen Truppen den Eintritt. Zu gleicher Zeit aber erklärte der König von Frankreich, daß England seine Aufgabe nicht gelöst habe, indem die Truppen, welche in seinem Solde gestanden, bei Eugens Horte zurückgeblieben seien. Nun müsse sich auch Frankreich seines Versprechens, Orländs zu übergeben, für enthalten ansehen<sup>47</sup>). Ohne einen Platz zu besitzen, in welchem er Unterkunft finden, oder auf den er sich stützen konnte, die Rache der Verbündeten fürchtend, gegen die Franzosen in gleicher Weise Verdacht hegend, ja sogar ohne Vertrauen zu seinen eigenen Truppen, blieb Ormonde nichts anderes übrig, als bis auf's Neue und Brüche zurückzugehen und sich daselbst festzusetzen.

## Fünftes Capitel.

Während dieß bei dem englischen Armeecorps vorging, hatte Eugen seinem Vorhaben getreu, die Offensivbewegungen fortgesetzt, als wenn von einer irgend beträchtlichen Verminderung seiner Streitkräfte nicht die Rede gesehen wörr. Nur durch ein energisches Auftreten durfte er hoffen, den von Tag zu Tag zunehmenden Maaßnahmen der englischen und der französischen Regierung Einhalt zu thun und für seinen Kaiser und Herrn sowie für dessen Verbündete noch erträgliche Friedensbedingungen erzwingen zu können. Schon am 17. Juli sandte er den Fürsten Leopold von Anhalt zur Umschließung von Landrech ab. Er selbst nahm zu Querimeing sein Hauptquartier und bezog mit seinem Heere eine Stellung, durch welche er die beabsichtigte Belagerung von Landrech gegen die Franzosen deckte.

Der Marschall Villars war durch den Waffenstillstand mit den Engländern in den Stand gesetzt worden, einen großen Theil der Besatzungen aus all den Festungen, welche nicht unmittelbar bedroht waren, an sich zu ziehen und dadurch sein Heer ansehnlich zu verstärken. Er überschritt am 18. Juli die Schelde bei Cambrai, um den Unternehmungen Eugens näher zu sein. Der Prinz behielt seine schützende Stellung bei, indem sein rechter Flügel die Verbindung mit Denain und Marchiennes herstellte, sein linker sich bis an die Sambre ausdehnte und seine Front durch die Selle gedeckt war <sup>1)</sup>.

Es zeigte sich jetzt als ein großer Uebelstand, daß auf Anbringen der holländischen Deputirten, welche die Kosten eines weiteren Transportes hatten vermeiden wollen, das Hauptdepot zu Marchiennes, also neun Stunden von der zu belagernden Festung errichtet worden war. Eugen wollte daher die Magazine nach Quenast verlegen, aber auch dieser Vorschlag scheiterte an der ängstlichen Sparsamkeit der Holländer. So blieb dem Prinzen nichts übrig, als für die Sicherheit seiner Verbindung mit Denain und Marchiennes thunlichst Sorge zu tragen. Er ließ zu diesem Ende an den am meisten exponirten Stellen Erdwerke aufwerfen. Marchiennes

wurde mit viertausend, das Lager zu Drenth aber, in welchem der holländische General Albemarle stand, um die dortige Gegend gegen etwaige Ausfälle aus den französischen Festungen Condé und Valenciennes zu decken, mit elftausend Mann besetzt.

Es entschlossen die Haltung, welche Eugen annahm, auch gegen außen erscheinen mochte, so lebhaft fühlte er doch selbst das Unsichere seiner Lage, und wie es ihm auf die Länge an jedem sicheren Stützpunkte völlig mangelte. Sein Heer bot ihm insofern keinen dar, als es nicht aus kaiserlichen, sondern nur aus den verschiedenen deutschen Soldtruppen und aus den holländischen Einheitskräften zusammengesetzt war. Die ersteren hatten sich zwar durch die Trennung mit Ormond und ihre Berrückung mit Eugen ein ganz ansehnliches Verdienst erworben. Durch die lebhaften Bemühungen, mit welchen man sich um ihr Bleiben beworben hatte, war ihnen aber die Uebersetzung von dem Werthe, den man auf sie legte, noch deutlicher geworden. Die Unbotmäßigkeit, der sie sich gern überließen und von welcher insbesondere die Preußen gar oft ein solches Beispiel gaben, wurde dadurch wesentlich gesteigert.

Die meisten Kenntnisse aber wurden dem Prinzen durch die Holländer bereitet. Die bei ihnen herrschende Einrichtung der sogenannten Feldbeputzten war gewiß eine der unglücklichsten, welche es geben konnte. Es ereigneten sich zwar Fälle in welchen sie, wie der moderne Gossinga bei Malplaquet, die wesentlichsten Dienste leisteten. Welt öfter aber waren sie nur ein Hinderniß für die kriegerischen Unternehmungen der Feldherren, welche im Berthe mit ihnen zu handeln berufen waren. Da sie selbst nur wenig, oft nichts vom Kriege verstanden, aber dennoch im Kriegsrathe Sitz und Stimme führten, so mußten sie stets, bevor sie sich in denselben verfügten, von ihren eigenen Generalen Aufklärung über den Stand der Dinge und über dasjenige einholen was zu geschehen habe. Wurde nun plötzlich von irgend einer Seite her ein neuer Vorschlag gemacht oder trat ein unermuthetes Ereigniß ein, so langte ihre Vorbereitung nicht aus und sie sprachen über Dinge mit, welche sie nicht zu beurtheilen wußten und über die ihnen dennoch ein entscheidendes Wort eingeräumt war.

Es ist leicht begreiflich, daß einem Feldherren ersten Ranges wie Eugen solche Rathgeber nur lästig sein konnten. Sie vermochten ihm nichts zu bieten, nur ihn zu hemmen waren sie im Stande, und das thaten sie

beim auch reichlich. Als noch Eugen und Marlborough zusammen das Heer befehligten, da war die Eintracht und das Ansehen der beiden Heerführer so überwiegend, daß die holländischen Felddeputirten so ziemlich in den Hintergrund gedrängt wurden. Seit den letzten politischen Ereignissen aber, seit der Absonderung der englischen Regierung von der großen Allianz stülten die Holländer, daß es dem Kaiser schlechterdings unmöglich wäre, ohne ihre Beihilfe den Krieg in den Niederlanden fortzuführen. Diese Ueberzeugung sprach sich in der Art und Weise ihres Auftretens aus, welches dem Prinzen bald so lästig wurde, daß er für den Fall einer Fortdauer des Krieges die Festsetzung einer genauen Reichthum für den Wirkungskreis der Deputirten als höchst wünschenswerth bezeichnete \*).

Nur jetzt aber gab der Prinz sich alle Mühe, das gute Einvernehmen mit den Holländern aufrecht zu erhalten. Zeiber bestand das wirksamste Mittel hiezu in der Nachgiebigkeit, welche er für ihre Ansichten und Begehren am den Tag legen mußte. Diese Nachgiebigkeit war auch in Bezug auf das Verbleiben des Hauptdepots in Marchiennes eingetreten, welches wieder die Besetzung des Lagers von Denais nothwendig machte. Die üblen Folgen davon sollten nicht lange ausbleiben.

Dem scharfen Blicke des Königs von Frankreich war es nicht entgangen, daß Eugen sich trotz seiner hohen Haltung seit dem Abzuge der Engländer in einer wenig erfreulichen Lage befand. Es war nicht der Abgang eines Corps von ungefähr zwölftausend Mann, noch weniger aber der Verlust eines Feldherrntalentes, wie dasjenige Dumas, sondern weit mehr die Kleinmüthigkeit derrer, welche bei Eugens Heere geblieben waren, wodurch der Prinz sich die Hände gebunden sah. Villars erhielt Befehl, diesen Umstand nach Thunischkeit zu benützen und wenn es nur irgend möglich sei, Landrech zu entsetzen.

Der Marschall handelte mit Talent und Entschlossenheit. Am 20. Juli recognoscirte er Eugens Stellung hinter der Selle, fand sie aber zu stark um sie mit Hoffnung auf Erfolg anzugreifen. Auch die Umschließungslinie vor Landrech, an welcher Eugen mit rastloser Thätigkeit arbeiten ließ, fand er schon zu weit vorgerückt. Er beschloß also durch einen Angriff auf Denais und auf Marchiennes, so wie durch die Zerstörung der dortigen Magazine Eugen zur Aufhebung der Belagerung von Landrech zu zwingen. Der Marschall Wentzenhausen hatte ihm diesen Vorschlag gemacht und mit

ihm verabredete Villars die nöthigen Vorbereitungen zur Erreichung seines Zweckes?).

Der Erfolg hing davon ab, dem Prinzen Eugen glauben zu machen, daß es der unmittelbare Entschluß von Landrech sei, welchen man beabsichtige. Dadurch würde er sich veranlaßt sehen, so hofften die französischen Marschälle, seine Hauptkräfte noch näher an diesen Platz heranzuziehen und sie vom Deunau zu entfernen. Zu diesem Ende wurde nicht nur das fleißige Beobachten über das eigentliche Vorhaben beobachtet, sondern zu gleicher Zeit alles angewendet, um den Prinzen in der Meinung zu bestärken, daß der Feind es auf seine Auen abgesehen habe. Selbst viele der höchsten gestellten französischen Offiziere wußten bis auf den letzten Augenblick nicht, warum es sich handele, und es geschah, daß Generalleutnant Albergotti dem Marschall Villars mit den nachschicklichsten Vorstellungen von einem Angriffe auf Eugens Stellung abrieth, welchen jener gar nicht beabsichtigte.

Am 22. Juli 1712 setzte sich Villars mit seinem Heere nach dem Ursprunge der Selle in Marsch, fortwährend das Gerücht ausstreuend, daß seine Bewegungen auf den Entschluß von Landrech abzielten. Durch eine Entsendung des Generalleutenants Loigny mit dreißig Schwadronen über die Sambre machte er dieß noch wahrscheinlicher. Er selbst aber schritt am Abende des 23. Juli zur Ausführung seines eigentlichen Vorhabens. Dem Grafen Praglin befohl er, mit vierzig Schwadronen gegen die Selle vorzurücken und alle Uebergangspunkte über dieses Flößchen genau zu beobachten. Keine Patrouille, ja kein einzelner Mann von Eugens Heer dürfe herübergelassen werden, weil sonst die Marschrichtung der französischen Armee dem Prinzen verrathen werden könnte. Gleichzeitig entsandete Villars den Generalleutnanten Marquis Bieng Pont mit dreißig Bataillonen, um bei Renneville zwischen Douchain und Deunau Brücken über die Schelde zu schlagen. Ihm folgte Albergotti mit zwanzig Bataillonen, und sodann der Rest des Heeres in fünf Colonnen.

Es ist ein Irrthum zu glauben, daß die Vorkehrungen des Marschalls Villars dem Prinzen Eugen wirklich den Marsch des französischen Heeres verbergen hielten. Er wußte genau den Aufbruch seiner Gegner, und die Bewegungen, welche sie bis zum Abende des 23. Juli vorgenommen hatten. Ueber deren eigentliches Ziel aber war er sich allerdings nicht klar geworden, und es schien ihm selbst, als ob es auf einen Angriff auf die



Umschließungslinie von Landrecy abgesehen sei<sup>4)</sup>. Bald aber traten die wahren Absichten des Marschalls Villars unverhüllt zu Tage.

Am Morgen des 24. Juli traf Generalleutnant Biez Pont bei Renfouille ein und schlug unverzüglich drei Brücken über die Schelde. Bald schloß sich ihm der Graf von Broglio mit der Reiterei und endlich der Marschall Villars mit dem Reste des Heeres an. Unverzüglich bewerkstelligten sie den Uebergang. Die schwach besetzte Beschanzungslinie zwischen Courches und Denain wurde genommen und der Marschall führte sein Heer in Schlachtlage gegen das Lager, das bei dem letzteren Dorfe sich befand.

Der Graf von Albemarle, welcher daselbst befehligte, war trotz des englischen Abseitszugs, den er führte, seiner Geburt nach ein Holländer. Er hatte früher van Ruytel geheißen und war einer adeligen Familie in Geldern entstammend. Mit König Wilhelm III., als dessen treuer Anhänger er sich immer benahm, hatte van Ruytel sich nach England eingeschifft und war dort im Jahre 1696 zum Grafen von Albemarle erhoben worden. Nun kam er als Generalleutnant in Diensten seiner früheren Regierung und commandirte die Truppen, welche die Generalstaaten unter Eugen Oberbefehl zu dem Heere wider Frankreich gestellt hatten.

Es scheint, daß Albemarle durch längere Zeit keine Nachricht von dem Marsche des französischen Heeres und vom dessen Uebergang über die Schelde erhielt. Eugen selbst wurde erst am 24. Juli um sieben Uhr Morgens davon in Kenntniß gesetzt. Er ließ dem Grafen Albemarle sagen, daß er sogleich zu dessen Unterstützung aufbrechen werde.

Durch den dienstthuenden General Posthumus war inzwischen auch Albemarle von dem Umanmarsche der Feinde benachrichtigt worden. Mittels des verabredeten Signales von sechs Kanonenschüssen unterrichtete er die Garnisonen von Bouchain, Marquennes und St. Amant von der Landheerung der Franzosen und lief seine eigene Reiterei nach dem Lager jenseit. Er stellte den Generalmajor Grafen Groix mit sieben Schwadronen holländischer Cavallerie vor dem rechten Flügel seiner Beschanzung gegen Valenciennes auf, um die französische Garnison dieses Platzes, welche auf den vor demselben liegenden Höhen sichtbar wurde, zu beobachten. Mit sechszehn anderen Schwadronen wollte er die Verbindungslinie mit Marquennes besetzen. Als er jedoch die ungeheure Ueberzahl des Feindes gewahr

wurde, zog Albernati diese Reiterei schnelligst wieder in die innere Verschanzung zurück. Mit den zehn schwachen Bataillonen, die ihm zur Verfügung standen, hielt er die Linien von Denain so gut als er es vermochte, besetzt.

Es war ungefähr zehn Uhr Morgens als Prinz Eugen mit mehreren seiner Generale bei Albernati eintraf. Er recognoscirte in Person den Marsch und die Bewegungen des Feindes, untersuchte die Verschanzungen und die Auffstellung des Fußvolles und rief die Reiterei über die Schanze zurück, weil sie jenseits von ihrem Nutzen mehr sein konnte. Da endlich das Fußvolk kaum zur Besetzung der Hälfte der Linien gerichtet und diejenigen am rechten Flügel ganz ungeschützt waren, zog Eugen in der Eile noch die zunächst postirten sechs Bataillone kaiserlicher und päpstlicher Infanterie herbei.

Während man inzwischen fortwährend in Schloßordnung vorgerückt, das Fußvolk in den vorderen, die Reiterei in den hinteren Reihen. Er feuerte von Zeit zu Zeit Kanonenschüsse ab, jedoch mit der geringen Wirkung welche ein in steter Bewegung befindliches Geschütz hervorzubringen pflegt. Als er auf häufig Schritte an die Verschanzungen herangekommen war, wurde er mit einem heftigen Feuer aus denselben empfangen. Eugen hatte, als er sich aus dem Lager entfernte, um den Ausgang jenes Doeres zu beschleunigen, dem Grafen Albernati den gemessenen Befehl hinterlassen, sich mit Beharrlichkeit zu verteidigen. So lange sollte er ausharren, bis es Eugens Truppen möglich sein würde, zum Entsatze herbeizukommen, die Franzosen im Rücken anzugreifen und dieselben, welche in solcher Weise zwischen zwei Feuer gebracht worden wären, hoffentlich zu schlagen.

Es kann nicht gesagt werden, daß die Vorkehrungen, welche Albernati traf, nicht zweckentsprechend gewesen wären. Aber es schloß an der Hauptsache, an dem Muth und der Ausdauer der Truppen. Gerade noch dem Centrum hin war der heftigste Ansturm der Franzosen gerichtet, und dort standen die holländischen Bataillone, welche nur schwachen Widerstand leisteten. Die geringe Höhe der Verschanzungen, das Steingeröll, welches sie bildete und schon nach einigen Schüssen in den Graben fiel, den es ausfüllen half, erleichterten noch die Ueberstigung. Sie wurde von den französischen Truppen mit größter Unerbittlichkeit ausgeführt. Mit ausgeplantem Behemmen schlugen sich die Angreifer auf die holländischen Soldaten. Nach wenigen Minuten verließen die letzteren ihre Posten und

ergriffen nach allen Seiten hin die Flucht. Alle Anstrengungen des Grafen Albemarle und der übrigen Generale, sie wieder zu sammeln, blieben fruchtlos. Noch versuchte Albemarle einige Bataillone seines rechten Flügels in die Häuser von Denain zu werfen und sich dort zu vertheidigen, aber es war zu spät. Er wurde verwundet und gefangen.

Der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Sickingen, die Generalfeldwachtmeister von Zobel und von Dalberg theilten das Schicksal des Grafen Albemarle. Der holländische Generallieutenant Graf Dohna und der Generalfeldwachtmeister Graf Corneli ertranken in der Schelde.

Mit lebhaftem Bedauern hatte Eugen den kurzen Widerstand der holländischen Truppen gesehen und wie dadurch die Verwirklichung seiner Absicht, dem Grafen Albemarle zu Hülfe zu kommen und das Ergebniß des Kampfes zum Schaden des Feindes zu wenden, vereitelt wurde. Ein unglückliches Ereigniß, welches eintret, machte dem Prinzen jede Hülfsleistung vollends unmöglich. In solchen Massen und in so wilder Unordnung drängten sich die Flüchtlinge über die Schiffbrücke bei Denain, über welche Eugen seine Truppen herbeiführen wollte, daß diese brach und den Uebergang über den Fluß für den Augenblick wenigstens unanführbar machte. Dennoch gelang es dem Prinzen, wie er selbst bezeugt, die ganze Reiterei, welche im Lager von Denain gestanden hatte, in seine Reihen aufzunehmen und den größten Theil des Gepäcks zu retten <sup>3)</sup>.

Die Behauptung ist vollkommen irrig, daß Eugen den Unfall von Denain für ein Ereigniß von ganz unermeßlichen Folgen angesehen habe<sup>4)</sup>. Seine zahlreichen Briefe und Berichte aus jener Zeit beweisen vielmehr gerade das Gegentheil. So erklärt er dem Kaiser, daß der Verlust, den man erlitten, bei weitem nicht so bedeutend sei, als man in dem ersten Augenblicke vermuthet habe. Denn eine außerordentlich große Anzahl Soldaten, welche nur versprengt gewesen, hätten sich bei ihren Fahnen wieder eingefunden. So kam es daß einige der Bataillone, welche das Treffen mitgemacht hatten, schon wenige Tage nach demselben ihren Dienst wieder verrichten konnten <sup>5)</sup>.

Das unglückliche Ereigniß von Denain erregte in einem Augenblicke, in welchem die Erringung eines günstigen Erfolges doppelt erwünscht gewesen wäre, große Verstärkung in Holland. Wie immer bei solchen Anlässen, so suchte man auch jetzt nach irgend Jemand, gegen welchen man

den allgemeinen Mißstimmung freien Lauf lassen konnte. Eugen aber zeigte die Befestigung seiner Humanität, die ihn befehlte, auch bei diesem Anlasse. Gegen Niemand ließ er eine Beschwerde laut werden und in seinem vertrauten Briefe an Singsendorf bemerkte er über das ganze Ereigniß nur: „Obgleich freilich viel dabei zu sagen wäre, so wissen Sie doch wohl, daß es mein Gebrauch nicht ist, die Schuld auf Jemanden zu werfen.“

Aber nicht allein in diesem Punkte machte Eugen eine rühmliche Ausnahme von den gewöhnlichen Menschen, welche nichts lieber thun als demjenigen, den ein Unglücksfall betroffen hat, auch die volle Schuld davon zuzuschreiben. Der Prinz ging noch weiter, und als die Erbitterung gegen Albernarle in Holland so hoch gestiegen war, daß es Niemand mehr wagen wollte, sich seiner anzunehmen, da trat Eugen für ihn in die Schranken. Die Vertheidigung war eben so wichtig dessen, von dem sie ausging, als ehrend für denjenigen, für welchen sie geführt wurde.

„Ich hörte mit Erstaunen und zugleich mit Schmerz“, schrieb Eugen am 1. September 1712 an den Großpensionär Prinzins, „von der Ungerechtigkeit, welche man gegen den Grafen Albernarle an den Tag legt, und von den unedelmüthigen Reden, die man aus Mangel des Treffens von Denseln wider ihn führt. Ich weiß seit langer Zeit daß man im Allgemeinen die Dinge nur nach dem Erfolge beurtheilt, und daß die Unglücklichen immer den Klagen ausgesetzt sind. Aber was mich überraschte, ist daß diese Verleumdungen auch bei Leuten gelageneren Charakters Eingang finden, und daß kann nur eine Frucht der Beuldungen der Feinde des Grafen sein. Ich würde glauben die Pflicht eines ehrlichen Mannes zu verletzen, wenn ich die Wahrheit nicht verstanden würde, von welcher ich Zeuge gewesen bin. Der Graf hat bei dieser Gelegenheit alles gethan, was ein tapferer, verständiger und wechsammer General zu thun konnte, und wenn die Truppen ihre Pflicht erfüllt hätten, so würde die Sache einen anderen Ausgang genommen haben. Wenn die Soldaten aber noch der ersten Desobedienz die Hand ergreifen, wenn nichts zu verhindern kann, da gibt es keinen General auf der Welt, der unter solchen Umständen zu helfen vermag.“

Sogleich nachdem der Unfall von Denseln eine geschehene und nicht mehr zu ändernde Thatsache war, beschäftigte Eugen sich mit den Nachregeln, welche ergriffen werden mußten, um dessen Folgen so wenig

verderblich als möglich werden zu lassen. Unverzüglich berief er die holländischen Deputirten zu sich. Er sprach ihnen Muth ein und stellte ihnen vor, daß die wichtigsten politischen und militärischen Rücksichten es gebieterisch verlangten, von den früher beabsichtigten Operationen nicht abzustehen und die Belagerung von Landreux fortzusetzen. Vom Standpunkte der Politik sei dies notwendig, weil ein Zurückweichen nach Brabant mit einer tödlichen Wirkung hervorbringen und der ohnedies schon zu mächtigen Partei, welche um jeden Preis den Frieden wollte, neuen Anlaß geben würde, mit noch größerem Ungestüm als bisher auf denselben zu dringen. Vom militärischen Gesichtspunkte aber müsse es geschehen, weil die weitere zurückgelegenen Länder durch den langen Krieg völlig entkräftet seien und also die Subsistenz daselbst ungemein schwer gemacht würde. Außerdem hätte sich die Sachlage durch das Ereigniß von Denain durchaus nicht so wesentlich verändert, um alle früher gehegten Einwürfe allsogleich aufzugeben. Nur handle es sich vor allem darum, den ferneren Bezug des Proviantes und der Munition sicher zu stellen und hierauf müsse denn ein ganz vorzügliches Augenmerk gerichtet sein.

Es zuversichtlich und so ermunternd lautete Eugens Sprache, daß sie sogar auf Gemüther, welche eines höheren Aufschwunges so wenig fähig waren wie diejenigen der holländischen Deputirten, einen mächtigen Eindruck hervorbrachte. Nur einer aus ihnen, van Hov, glaubte einige Einwendungen und Schwierigkeiten erheben zu sollen. Bald aber vereinigten sich alle in dem Beschlusse, dasjenige müsse ausgeführt werden, was Eugen für gut finde. Es sei daher nach wie vor angriffsweise vorzugehen und die Belagerung von Landreux fortzusetzen. Einer der Deputirten aber, van Begehin, habe sich unverzüglich nach Mons zu begeben, um von dort Proviant und Munition nach Eugens Heerlager zu senden \*).

Inzwischen war auch Villars nicht müßig gewesen, sondern er hatte den in so kurzer Zeit erzwungenen Erfolg mit gleicher Schnelligkeit zu verfolgen gesucht. Schon am 26. Juli 1712 ergab sich St. Amand, hierauf Mortagne und was noch weit wichtiger war, drei Tage später fiel Marchiennes, der Hauptwaffenplatz der Verbündeten, den Franzosen in die Hände, welche beträchtliche Vorräthe daselbst erbeuteten.

Es war weniger dieses Ereigniß an und für sich, welches Eugens Lage bedeutend verschlänmert, als die Zaghaftigkeit, mit der es die

holländischen Deputirten erfüllte und sie für jede fernere Vorstellung unzugänglich machte. Unsonst trachtete Eugen sie zu überzeugen, daß durch rückgängige Bewegungen der gemeinsamen Sache weit mehr geschadet würde als durch die bisher vom Feinde erlangten Erfolge. Unsonst suchte er ihnen zu beweisen, daß das Vorbringen des Marschalls Villars nach den Niederlanden durch nichts wirksamer als durch das Verbleiben des verblüdeten Heeres an der französischen Grenze gehemmt werden könne. Unsonst bestrebte er sich, ihnen die Gefahr zu schildern, der man sich aussetzen würde, wenn die bisherigen Rollen vertauscht und man statt der so glänzend verfolgten Offensivbewegungen sich ferner nur auf die Vertheidigung beschränken, den angriffsweisen Vorgang aber dem Marschall Villars überlassen würde. Nichts fruchtete mehr bei dem gänzlich eingeschüchterten Gemüthern der holländischen Deputirten. Sie sahen im Geiste schon alle die längst eroberten Festungen, welche zum Theil ihre Barriere gegen Frankreich bilden sollten, in den Händen des Feindes. Sie bestanden darauf, daß der Gedanke weiteren Vorbringens aufgegeben und die Armeen näher zum Schutze der bedrohten Festungen herbeigezogen werde (<sup>1</sup>).

Durch das hartnäckige Verlangen der holländischen Deputirten sah Eugen sich endlich gezwungen, nachzugeben und die nöthigen Befehle zu der verlangten rückgängigen Bewegung zu ertheilen. Wer vermag jedoch das Erstaunen und den Unmuth des Prinzen zu schildern, als kurze Zeit nachdem der Marsch angetreten war, dieselben Deputirten zu ihm kamen und nun gerade das Gegentheil ihres früheren Verlangens und die Einstellung des ferneren Rückzuges begehrien. Sie hatten in der Zwischenzeit sich mit verschiedenen Offizieren besprochen und da die Ansicht derselben mit derjenigen gleichlautend war, welche Eugen vertheidigt hatte, so waren sie an ihrer eigenen Meinung irre geworden. „Es geschehe dich „nur“, schrieb der Prinz dem Grafen Stargendorff, „theils weil sie das „Wort nicht verstehen, und sich von Jedem täuschen lassen, und theils weil „sie voll Furcht sind und so zu sagen vor jedem Schatzen erschrecken. Ich „habe ihnen aber mit kurzer Vorstellung klar bedruckt, daß ich dasjenige, „was ich einmal beschloffen, darum nicht mehr ändern und andere Maß- „regeln nehmen dürfte, weil dieß bei dem Feinde den Muth vergrößern, „bei uns aber denselben sinken machen würde. Niemand kann glauben,“ fuhr Eugen fort, „was man mit diesen Leuten anstellen muß, und wie

„schwer mit ihnen anzukommen ist. Ich aber setze mich an nichts und „alle diese Betrüblichkeiten rauben mir weder den Muth noch die Obforge, „dasjenige nach den Umständen, der Lage des Feindes und der sich erge- „benden Gelegenheit vorzunehmen, was zu des Kaisers Dienst und zur „Förderung der geuchisamen Sache gereichen kann“ <sup>15)</sup>.

Diesen Grundsätzen blieb Eugen auch fortan unerschütterlich treu. Von Tag zu Tag gestalteten sich die Verhältnisse trüber, unter welchen er den Kampf fortzuführen hatte. In Denain und Marquennes, dann in den kleineren Plätzen, welche sich an die Franzosen ergeben hatten, war dem Prinzen eine nicht unbeträchtliche Streitmacht verloren gegangen. Villars hingegen, welcher nichts mehr von den Engländern zu beforgen hatte, zog neuerdings zahlreiche Besatzungen an sich, so daß sein Heer demjenigen des Prinzen um mehr als zwanzigtausend Mann überlegen war.

Ein größeres Uebergewicht noch als diese Mehrzahl seiner Streitkräfte verlieh dem Marschall Villars die Art der Zusammensetzung seines Heeres im Vergleiche zu demjenigen, welches Eugen befehligte. Die ganze französische Armee, aus Soldaten einer einzigen Nationalität, aus Unterthanen eines einzigen Herrschers gebildet, stand, wie es in der Natur der Sache lag, unbedingt unter den Befehlen ihres Feldherrn und er war unbeschränkter Gebieter bei derselben. Gerade das Gegentheil davon fand bei Eugens Heere statt. In jeder Beziehung waren dem Prinzen, wie er selbst zu oft wiederholten Malen beklagt, „die Hände gebunden“ <sup>16)</sup>, und dieser Mangel nahm überdies noch von Tag zu Tage zu. Denn immer deutlicher stellte es sich heraus, was Eugen längst vorher gesagt hatte, daß auch Holland sich aufs ernstlichste mit Friedensgeheimen beschäftigte. „Wenn die Secretaatsaaken“, so versicherte Eugen den Kaiser, „die Handels- „vorteile erlangen, nach denen sie streben, und wenn man ihnen die „Barriere zugesteht, welche sie gegen Frankreich zu bedürfen glauben, so wird „nichts in der Welt mehr sie abhalten Frieden zu schließen“ <sup>17)</sup>.

Auch die übrigen Verbündeten begannen nach und nach schwankend zu werden. Insbesondere war es der Kdzig von Preußen, welcher sich immer mehr zu überzeugen schien, daß bei der Noth, in der sich der Kaiser befand, und bei der geringen Gewisheit der Holländer, die verheißene Last der Kriegskosten noch zu vermehren, auf einem Ersatz der ihm seit Englands Hofe entgehenden Subsidien und Geldbeträge laun zu rechnen

sein werde. Umsonst hatte Eugen gleich nachdem der König seinen Truppen befohlen hatte, bei dem Heere des Prinzen auszuharren, sich dahin erklärt, „da der König alles gethan habe was er vermöge, sei es billig, daß man „jetzt auch für ihn thue was man nur immer im Stande sei“ <sup>24</sup>). Umsonst bemerkte er, es sei bekannter Maßen unmöglich, daß der König seine Truppen selbst erhalte und man müsse ihn dabei nach Kräften unterstützen, sonst werde man sich die üblen Folgen davon selbst zuschreiben haben. Auch bei den Dänen und Sachsen walteten ähnliche Verhältnisse ob, und Eugen hielt sich um so mehr für verpflichtet, auf Bezahlung derselben zu dringen, als er selbst ja das meiste dazu beigetragen hatte, sie durch das Versprechen einer baldigen und befriedigenden Schlichtung der Geldangelegenheit zur Lösung von den Engländern und zum Verbleiben bei seinem Heere zu bewegen <sup>25</sup>). Aber alle Vorstellungen des Prinzen, so lebhaft sie auch sein mochten, scheiterten immer wieder an dem, daß der Kaiser nichts zu geben hatte und die Holländer nichts mehr geben wollten. Dadurch aber wurde die Stimmung der Verbündeten immer getrübt, ihre Geneigtheit zur Befolgung der Befehle Eugens immer geringer und dessen Lage zunehmend schwieriger.

Dieserjenige des Marschalls Villars war in jeder Beziehung eine weit glücklichere zu nennen. Die Erfolge von Denain und Marsblennes hatten den früher so tief darnieder getragenen Sinn der französischen Truppen rasch gehoben. Auf die vorige Entmutigung war eine frohliche Zuversicht gefolgt, welche schnell wieder von einer Reihe zu erringender Siege träumte, in dieselben wohl mit prahlerischem Munde im voraus verklärte. „Ueber „des Feindes gegenwärtige Hoffart soll sich Niemand besremden,“ schrieb Eugen an Sauerdorf, „der die Natur dieser Nation kennt“ <sup>26</sup>). In Kriegssachen ist jedoch dieses gesteigerte Selbstvertrauen eben nicht selten von bedeutendem Werthe. Jetzt bewußte es, daß während Eugen bei seinem eigenen Heere mit üblem Willen, mit Unentschlossenheit und Mühseligkeit in fruchtlosem Kampfe lag, die Franzosen mit stolzer Freudigkeit die errungenen Vortheile weiter zu verfolgen sich bestreben.

Villars hatte sich, nachdem Marsblennes gefallen war, nach Donay gewendet und die Umschließung dieses Platzes bewerkstelligt. Nachdem er seine eigene Stellung durch starke Verschanzungen zu sichern gesucht, begann er am 14. August durch Eröffnung der Saupgräben die Belagerung



dieser Festung, welche General Graf Pompeij mit neun Bataillonen besetzt hielt.

Donau zu retten und zu gleicher Zeit Villars auf's Haupt zu schlagen, hienach aber dem Kriege eine völlige neue Wendung zu geben, hienach auf was Eugen's Stanken unablässig gerichtet. Trotz der Hindernisse, welche er zu besiegen hatte, traf er doch rastlos alle Vorbereitungen dazu. In Chateaulien hatte der Prinz sich festgesetzt, einige Tage der genauen Reconnoissance der feindlichen Stellung gewidmet und darauf den holländischen Deputirten einen wohl ausgedachten Angriffsplan vorgelegt. Da Eugen selbst erst wenige Tage zuvor die Versicherung abgegeben hatte, er werde nichts unternehmen, wobei man nicht mit Zuvorsicht auf glücklichen Erfolg hoffen könne<sup>17)</sup>, so mochte der Plan des Prinzen keineswegs ein allzu gewagter sein. Den jaghaften Gemüthern der holländischen Deputirten erschien er jedoch als ein solcher. Da sie behaupteten, daß unter den gegenwärtigen Umständen eine allgemeine Schlacht eher zu vermeiden als aufzusuchen sei, so wollte Eugen, auf's äußerste getrieben, sich endlich verpflichten, es zu einer Schlacht nicht kommen zu lassen und sich nur auf den Entsatz von Donau zu beschränken. Aber auch hierauf wollten sie nicht eingehen, weil sie der Ansicht waren, daß Donau in dem bevorstehenden Frieden ohnedieß nicht zur Vortiere werde geschlagen werden und dessen Gewinn oder Verlust daher für sie von keinem Werthe sei<sup>18)</sup>.

Durch keinerlei Vorstellung vermochte Eugen die Deputirten von ihrer Meinung abzubringen. Insbesondere war es der Vertreter von Amsterdam, van Hop, an dessen Starrsinn alle Vernunftgründe des Prinzen völlig scheiterten. Hop kannte die Lebhaftigkeit, mit welcher die reiche Handelsstadt, die er repräsentirte, die Vermeidung des Krieges wünschte, und daher war er allem entgegen, wodurch eine kräftigere Wiederaufnahme der Feindseligkeiten hervorgerufen werden konnte. Aber die Sprache welche er dabei führte, war oft so verlegend, daß wie Eugen selbst sagt, es unglaublich schwer fiel sich zurückzuhalten und sich mit den Deputirten nicht völlig zu überwerfen<sup>19)</sup>.

Obgleich nun auch diese Zusammenkunft fruchtlos abgelaufen war, so verlor doch Eugen noch immer die Geduld nicht. Stets trat er mit neuen Plänen hervor, um doch etwas zu unternehmen und den Fortschritten des Feindes nicht mit verchränkten Armen zuzusehen. Da die Holländer für

die Rettung von Donay nicht thun wollten, schlug Eugen vor, sich für den voranzusehenden Verlust dieses Plazes durch die Wegnahme eines andern zu entschädigen. Als solchen bezeichnete er das an der Sambre gelegene Raubenge. Man solle, meinte Eugen, Pille, Tournay und Menin mit zureichender Besatzung, mit jeder Art von Kriegsvorrath wohl versehen und sich dann gegen Raubenge wenden. Die Eroberung dieses Plazes werde nicht schwer fallen, weil der größte Theil der Garnison aus demselben gezogen und es nur mit drei oder vier schwachen Bataillonen besetzt sei. Ueber Mons wurde die Zusuhr bewerkstelligt und die Verbindung mit den Niederlanden aufrecht erhalten werden. Das schwere Geschütz befand sich schon zu Quenay und es werde daher dessen Transport nach Raubenge keine Schwierigkeiten bereiten. Man habe Zeit genug, während der Feind mit Donay beschäftigt sei, sich vorthellhaft zu verschanzen. Für die Wegnahme von Raubenge spreche der gemüthige Umstand, daß man dadurch des Landes zwischen der Sambre und der Maas Meister werde, woher der Feind den größten Theil seiner Fourage beziehe. Diese würde von nun an dem Heere der Verbündeten zufließen, einem fühlbaren Mangel bei demselben abhelfen und insbesondere für den Aufenthalt in den Winterquartieren von unberechenbarem Nutzen sein.

Eugens Beweisführung war so klar, daß selbst die holländischen Deputirten nicht umhin konnten, die Richtigkeit seiner Ansichten zuzugeben. Aber es war einmal beschlossene Sache bei ihnen, daß nichts mehr unternommen werden sollte, und sie geriethen nicht in Verlegenheit um Vorwände, die Verwirklichung jedes Planes, so zweckmäßig derselbe auch immer sein möchte, zu hintertreiben. Sie behaupteten, Pille, Menin und Tournay seien nicht genügend mit Munition und Proviant versehen, um eine Belagerung auszuhalten zu können. Auch erscheine es als unausführbar, ausreichende Mengen hievon aufzubringen und dorthin zu schaffen.

Sie verweigerten jede Hülfsleistung dazu, so daß dem Betragen endlich die Geduld riß und er den Deputirten unumwunden erklärte, auf solche Weise sei es ganz unmöglich Krieg zu führen. Kein General, wer er auch sei, vermöge ein solches Commando auf sich zu nehmen, wenn er jeden Unfall, der sich ereignen könnte, zu verantworten habe, die günstigen Gelegenheiten aber, welche in dem einen Augenblicke sich darbieten, im nächsten jedoch schon wieder vorüber sind, nicht zu benützen im Stande sei.

Dem Kaiser aber schrieb der Prinz, er möge selbst beurtheilen, wie ihm zu Rathe sein müsse, wenn es ihm durch solche Einwürfe unmöglich gemacht werde, seine besten Entwürfe in Vollzug zu setzen und den Krieg zu führen, wie es die Umstände erheischen <sup>19</sup>).

Wie es unter solchen Verhältnissen leicht vorauszusehen war, so geschah es auch in der That. Da General Pompei ohne Hülfe gelassen wurde, so mußte er am 8. September Donau nach moderner Verteidigung dem Feinde übergeben. Die Besatzung blieb kriegsgefangen. Nun wandte sich der Marschall Villars, ganz wie Eugen es den holländischen Deputirten vorhergesagt hatte, allsogleich gegen Luesdun, wohin er nur einen oder zwei Märsche zurückzulegen brauchte. Am 14. September war die Festung von allen Seiten eingeschlossen und der Anfang zur regelmäßigen Belagerung gemacht. Villars stellte sich mit der Hauptarmee vor Luesdun auf, seine Fronte durch den Lauf des Douneau gedeckt.

Noch einmal glaubte Eugen einen Versuch machen zu müssen, die Entwürfe seines thätigen Gegners zu vereiteln. Noch einmal schmeichelte er sich mit der Hoffnung, seine lässigen und angstverfüllten Verbündeten zu einem mannhafte Entschlusse zu vermögen. Noch einmal führte er sein Heer in die Nähe des Feindes.

Am 11. September 1712 traf der Prinz am Saume des Waldes von Enz ein, dem weltberühmten Schauplatze der kühnen Feldherrnthaten, welche er vor kurz Jahren an demselben Tage in der Niesenischlacht bei Walplaque vollbracht hatte. Daß er diesen Umstand in seinem Berichte an den Kaiser erwähnt <sup>20</sup>), ist eine sichere Andeutung, daß Eugen sich die daselbst vorgefallenen Ereignisse lebhaft in's Gedächtniß zurückgerufen und den Unterschied zwischen damals und jetzt schmerzlich empfunden haben mochte. Wenn es dessen noch bedurft hätte, so wäre diese Rück Erinnerung wohl geeignet gewesen, Eugen zu einer nochmaligen Anstrengung zu vermögen. Es war sein Unglück, daß er hiezu nicht allein seines eigenen Entschlusses, sondern auch der Zustimmung der holländischen Deputirten bedurfte.

Der Prinz machte einen erneuerten Versuch, um dieselbe zu erlangen. Er stellte den Deputirten vor, daß sie nun nahe genug an den Feind herangekommen seien, um ihn in einem einzigen Marsche zu erreichen und zum Kampfe zu zwingen. Außer den mannigfachen militärischen Gründen, mit welchen Eugen den Vorschlag unterstützte, dem Feinde eine Schlacht zu

liefern, führte er auch ein den politischen Verhältnissen entnommenes Motiv an. Schon aus der Ursache, so meinte Eugen, solle man um jeden Preis ein Treffen herbeizuführen suchen, weil bei demselben viel zu gewinnen, aber wenig zu verlieren sei. Ein glücklicher Ausgang desselben werde die Franzosen wieder ganz in die alte Lage zurückwerfen, in welcher sie sich bei dem Beginn des Feldzuges befunden hätten. Fiele aber die Schlacht unglücklich für die Verbündeten aus, so könnten die Friedensbedingungen, die man ihnen aufzuerlegen suchte, auch nicht unvortheilhafter sein, als diejenigen, welche schon zwischen England und Frankreich verabredet worden seien.

Die Gründe, aus welchen der Prinz auf die Lieferung einer Schlacht drang, hatten sich des Beifalls der holländischen Deputirten nur in geringem Maße zu erfreuen. Aber genügt durch dasjenige, was vor wenig Wochen in einem ähnlichen Falle sichgetragen hatte, erklärten sie eine bestimmte Aeußerung erst dann abgeben zu können, nachdem sie sich mit ihren Generälen besprochen hätten. Sie versägten sich daher zu dem Feldmarschall Grafen Tilly, wozu sie auch die übrigen holländischen Generale beriefen. Nach einer Beratung, welche mehrere Stunden gedauert hatte, leiteten sie zu Eugen zurück. Die Generale hätten, so berichteten sie dem Prinzen, so viele Schwierigkeiten, ja wie sie sich ausdrückten, „Unmöglichkeit“ gefunden, daß man nicht einträte, wie der von Eugen vorgeschlagene Plan zur Ausführung gebracht werden könnte. „Dennit geht nicht allein,“ schrieb der Prinz dem Grafen Sinjendroff, „Quincy verloren, da jetzt keine Festung, der nicht Hilfe gebracht wird, sich halten und retten kann, sondern es wird auch Douchain, ohne einen Schuß zu thun, fallen müssen, weil es durch den Verlust von Douch und durch die bevorstehende Wegnahme von Quenach völlig abgeschnitten wird, auch kein einziger Platz mit demjenigen versehen ist, was zu dessen Vertheidigung erforderlich wäre“.

Den holländischen Deputirten bedeutete Eugen, daß unter solchen Umständen während des ganzen Feldzuges nichts anderes mehr zu thun sei, als Mous, Elle, Tournay und die anderen tiefer in den Niederlanden gelegenen Plätze zu bedecken. Das einzige aber stehe fest bei ihm, erklärte der Prinz, daß wenn der Krieg auch hundert Jahre hindurch dauern sollte, er niemals mehr den Oberbefehl auf sich nehmen würde, wenn nicht schon im Anfange des Feldzuges unumstößlich beschlossen wäre, ob angriffsweise vorzugehen sei oder man sich bloß auf die Vertheidigung beschränken wolle,

wonach er ohne weitere Verathungen dasjenige ausführen konnte, was er zu unternehmen für gut fände <sup>23)</sup>).

Die Zeit, während welcher Eugen mit gebundenen Händen die Fortschritte des Feindes geschehen lassen mußte, wurde von dem Marschall Villars thätigst benützt. Bald waren die Verteidigungswerke, mit denen er seine Stellung vor Quesnoy zu schützen sich bestrebt, so stark geworden, daß ein Angriff derselben nicht mehr zu denken war <sup>24)</sup>. Eugen mußte sich darauf beschränken, mit den wenigen kaiserlichen Truppen, den einzigen auf welche er sich völlig verlassen konnte, dem Feinde hier und da, wo sich eben die Gelegenheit darbot, Nachtheil zuzufügen. So entsandte er am 16. September den Generalfeldwachtmeister Grafen Althaus mit vierzehnhundert Pferden, ein starkes Commando französischer Truppen anzugreifen, welches auf Bourtignon ausgegangen war. Althaus erludigte sich seines Auftrages zu voller Zufriedenheit des Prinzen. Er warf die Feinde bei dem ersten Angriffe und brachte sechzig Gefangene und mehr als dreihundert Pferde in Eugens Lager.

Auch der böhmischen Reiterei gelang ein ähnlicher Streich. Sie bemächtigte sich eines Dorfes, welches vom Feinde besetzt war, und nahm demselben dreißig Gefangene und hundertvierzig Pferde ab <sup>25)</sup>.

Solche Erfolge waren jedoch völlig unzureichend, um auf den Gang des Krieges im großen irgend einen Einfluß zu üben. Von Punkt zu Punkt trafen Eugens Vorhersehungen ein. Die Besatzung von Quesnoy unter dem holländischen General Jouby folgte zwar Anfangs dem Feinde durch hartes Geschützfeuer beträchtlichen Schaden zu. Bald aber erlahmte ihr Widerstand und am 5. October 1712 ergab sie sich auf dieselben Bedingungen, welche die französische Garnison dieses Places seiner Zeit von Eugen erhalten hatte <sup>26)</sup>.

Noch war Quesnoy nicht gefallen, als Villars schon Truppenabtheilungen zur Einschließung von Bouchain absandte. Eugen mußte es ruhig geschehen lassen, daß auch wider diese Festung die Laufgräben eröffnet wurden und sie sich nach kurzer Belagerung ergab. Zwar nur einen geringen, aber doch immer einigen Ersatz für diesen Verlust erhielt Eugen durch die Einnahme des Forts von Anode, unfern von Dixmuiden, welches eine Abtheilung der Garnison von Ostende überrumpelte. Der Prinz von Holstein, Gouverneur von Lille, eilte sogleich mit einigen Bataillonen dorthin,

an die neue Eroberung mit ausreichender Garnison zu versehen und gegen einen etwaigen feindlichen Angriff sicher zu stellen <sup>16)</sup>).

Der Feldzug nahm seinem Ende. Die Heerführer beider streitenden Theile wünschten ihn zu beschließen; Villars um nach Versailles zu eilen, sich im Glanze seines Ruhmes zu sonnen und die enthusiastischen Fobeserhebungen seiner Landsleute zu ernten, welche denjenigen ihrer Generale, der gegen Eugen mit Glück gekämpft hatte, bis in die Wolken erhoben. Eugen aber war überzeugt davon, daß von dem gegenwärtigen Feldzuge nichts Gutes mehr zu erwarten sei. Man müsse sich, so erklärte er unumwunden, vor allem klar machen was man wolle, ob Frieden oder Krieg. Sei man für den ersteren, so möge man ihn rasch zu Stande bringen, denn jede Zögerung verschlechtere nur noch die Friedensbedingungen. Bleibe man aber bei dem Kriege, so müsse man denselben im nächsten Feldzuge mit Nachdruck und Energie führen.

„Es ist vollkommen gewiß,“ schrieb der Prinz dem Grafen Sinsendorf, „daß wenn wir nur mit Entschlossenheit handeln, diese Franzosen, „welche heute so stolz sind, und ihre neuen Freunde noch vor uns zittern „werden. Denn der üble Erfolg des Feldzuges darf nicht dem Treffen „von Denain, sondern einzig und allein jenem Geiste der Furcht und der „Unentschlossenheit zugeschrieben werden, welcher in Holland regiert und „dessen Abgeordnete und Generale ergriffen hat. Ohne diesen Umstand „hätten wir meiner Ueberzeugung nach die Plätze nicht verloren, welche „die Franzosen eingenommen haben“ <sup>17)</sup>.

Eine nur etwas eingehende Betrachtung der Verhältnisse, in welchen Eugen sich damals befand, kann die Wichtigkeit seines Urtheils nur bestätigen. In welch drückender Lage er sich befand, und wie er bis auf die kleinste Kleinigkeit herab in allem gehemmt war, in nichts aber freie Hand besaß, mag ein an und für sich nur unbedeutender Umstand beweisen. Als Eugen sein Heer abseinander gehen ließ, beorderte er vier Bataillone und ein Regiment zu Pferde von den hannoverschen Truppen nach Mons. Der Commandant dieser Streitkräfte, General von Bülow, schlug es jedoch rund ab, die Truppen dorthin zu entsenden. Mit vieler Mühe gelang es nun dem Prinzen, den Fürsten von Anhalt zu bewegen, zwei preussische Bataillone nach Mons abgehen zu lassen. Im Haag aber änderte man diese Verfügung wieder und bestimmte statt der Preussen ein holländisches

Bataillon nach der Festung <sup>17)</sup>. Daß diese dadurch ohne zureichende Besatzung blieb und einem unermutheten Angriffe von Seite der Franzosen völlig preisgegeben war, lag klar am Tage. Hätte sich ein Unfall ereignet, er wäre gewiß Eugen als dem Oberfeldherrn zur Last gelegt worden. Die Holländer wußten dieß, sie schienen es jedoch gar nicht zu beachten und nur durch die nachdrücklichsten Vorstellungen konnte der Prinz eine Verstärkung der Besatzung von Mons erlangen.

Auch von Wien aus wurde Eugen fast ganz ohne Unterstützung gelassen. Auf sein Anbringen um Bezahlung der Soldaten hatte man ihm geantwortet, es sei ja auch den kaiserlichen Truppen auf dem übrigen Kriegsschauplatzen schon seit langer Zeit kein Sold verabfolgt worden. Man sehe nicht ein, warum diejenigen in den Niederlanden etwas vor den andern voraushaben wollten. „Man sagt damit geradezu,“ bemerkte der Prinz, „wenn schon an einem Orte die Truppen zu Grunde gehen sollen, so hat es wenig zu bedeuten, daß dieß überall geschehe“ <sup>18)</sup>.

Man würde jedoch dem Wiener Hofe, insbesondere der Person des Kaisers Unrecht thun, wenn man eine solche Aeußerung einem Mangel an Sorgfalt für das Wohl der Truppen zuschreiben wollte. Sie war eben nichts mehr und nichts weniger als ein schlecht gewählter Vorwand, um den Creditverlust des kaiserlichen Heeres, den tief eingetissenen Geldmangel, einigermaßen zu verdecken. Wohl eingedenk war der Kaiser des wiederholten Versprechens, das er dem Prinzen gegeben hatte, die Sorge für die Truppen werde das erste sein, dem er alle Aufmerksamkeit zuzuwenden beabsichtige. Wenn wollte er, hatte er erklärt, die nöthigen Summen sich selbst vom Grunde absparen, um sie jener allernöthwendigsten Bestimmung zu widmen. Aber er hatte nicht geglaubt an eine so trostlose Leere der öffentlichen Kassen wie er sie wirklich vorfand, und was ihm während seines Aufenthaltes in Spanien nur zu oft als eine Mangelart des Wiener Hofes erschienen war, das fand er jetzt leider nur zu sehr in der Wirklichkeit begründet. Die Geldverlegenheiten des Staates erinnerten an die trübsten Zeiten der Noth, welche unter Leopold I. geherrscht hatte, und nur mit der größten Anstrengung und durch die Ergreifung von Hilfsmitteln jeder Art gelang es, wenigstens die unabweislichsten Bedürfnisse decken zu können.

In nicht geringerm Grade als durch die Sorge für Verbrückung der nöthigen Geldmittel war die Aufmerksamkeit des Kaisershofes durch die

Zettelschritte des Friedensgeschäftes in Utrecht und durch die noch immerfort andauernde geheime Verhandlung mit der englischen Regierung in Anspruch genommen.

In Utrecht bemühte sich vollkommen wieder das damals sprichwörtlich gewordene Uebergewicht der Franzosen bei diplomatischen Verhandlungen. Es war dieß umsomehr der Fall, als sie diesmal die Engländer für sich und nicht wider sich hatten. Das gebieterische Auftreten der letzteren war geradezu unerträglich, und die Freigebigkeit, mit welcher die Holländer sich alles gefallen ließen, steigerte ihren Uebermuth nur noch mehr. „Der „Fergang der Engländer,“ schreibt Eugen dem Grafen Eynenborff in etwas bitterer Weise, in welcher sein ganzer Unmuth sich ausdrückt, „ist noch ungewöhnlicher als derjenige der Franzosen. Die letzteren bemühen sich ihnen günstigen Umstände und thun daran nicht Unrecht. Die ersteren aber verdienen wohl im wahren Sinne des Wortes den Namen. Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß die Haltung der Verbündeten, insbesondere der Holländer so ist, welche ihre Unverschämtheit verursacht. Straßford glaubt den ganzen Congreß nach seinen Gutdünken, die einen durch Drohungen, die anderen aber durch lägenhafte Verspiegelungen lenken zu können“ \*).

Bei solchen Ansichten über die Haltung der englischen Staatsräthe ist es leicht begreiflich, daß Eugen auch von der Verhandlung nichts erwartete, welche sich das ganze Jahr hindurch, seit seiner Abreise aus England, zwischen zwischen dem britischen Cabinet und dem Kaiserhofe fortgesponnen hatte. Orford sprach im Namen des ersteren, der Generaladjutant Baron Hohenborff repräsenteirte den letzteren, und der sächsische Resident Steingens hatte noch immer die Hand im Spiele. Jenseit ein Rückblick auf die spanische Halbinsel war der Ritter, womit man gegen seine bessere Ueberzeugung den Kaiser festhielt. Denn so wie Eugen, so war auch Karl VI. persönlich der Ansicht, daß es dem englischen Ministerium nicht Ernst sei mit seinen Versprechungen und daß es ihn nur zu hintergehen juche. Den Unterhändler Steingens sah er als von England entsandt und als eine mehr wie zweideutige Persönlichkeit an. Den Freiherrn von Hohenborff aber, welcher versicherte, daß Orford es ehrlich meine, glaubte er von diesem völlig getäuscht \*).

Bei einer so bösen Meinung, wie sie der Kaiser und Eugen von den Absichten der englischen Regierung hegten, war es natürlich, daß noch



einmal ein Versuch bei den Generalstaaten gemacht wurde, das frühere gute Einvernehmen mit denselben und das energische Zusammenwirken mit ihnen zu dem gleichen großen Ziele wieder herzustellen. So wenig er auch auf ein Gelingen dieses Versuches hoffte, so gab Eugen sich doch bereitwillig zu demselben her. Nachdem er seine Armee in die Winterquartiere entlassen hatte, verfügte der Prinz sich nach dem Haag, um dort in persönlicher Berührung mit dem Pensionär, dem alldemselben Genossen früherer ruhmvoller Tage zu sehen, ob noch irgend eine günstige Entschleßung von den Generalstaaten zu erwarten sei.

Am 1. November traf Eugen im Haag ein, und es lag in der Natur der Sache, daß gleich das erste Gespräch mit Pensins auf die Ereignisse des vergangenen Feldzuges fiel. Der Prinz war zu freimüthig, um mit seiner wahren Meinung irgendwie hinter dem Berge zu halten. Unumwunden erklärte er, daß viele Dinge, welche zum Nachtheile der gemeinsamen Sache vorgefallen seien, gar leicht hätten verhindert werden können. Wie er es dem Kaiser längst geschrieben, so bemerkte er auch dem Pensionär, daß der Verlust der Festungen gewiß verhindert worden wäre, wenn man ihm die Hände frei gelassen und dasjenige gethan hätte, was er so oft und in so angelegentlichen Vorstellungen als dringend nothwendig geschildert habe. Es wäre unantwortlich, daß wegen des Eigensinnes, der Schwäche oder auch der Privatabsichten des einen oder des andern Deputirten, ohne daß die holländische Regierung selbst dabei theilhaftig gewesen wäre, das allgemeine Wohl leiden und ein Feldherr seine früher erdorbene Waffenherrlichkeit aufs Spiel setzen mußte. Wenn es je wieder zu einem gemeinsamen Feldzuge kommen sollte, so werde er nie mehr, erklärte Eugen, unter solchen Verhältnissen das Commando auf sich nehmen <sup>29</sup>).

An diese einleitenden Bemerkungen knüpfte der Prinz eine Reihe von Vorschlägen, welche auf die Fortführung des Krieges gegen Frankreich, auf die Bildung der Armee in den Niederlanden, am Rheine, in Italien und Spanien Bezug hatten. Was seinen Vetter, den Herzog von Savoyen betreffe, bemerkte Eugen, so würde es für die Sache der Verbündeten von geringerem Schaden sein, ihn offen auf die Seite Frankreichs treten, als in der Weise wie bisher an der großen Allianz Theil nehmen zu sehen. Schon die Million Reichsthaler, welche er an Subsidien beziehe, würde auf einem andern Kriegsschauplatze verwendet, zu weit größeren Nutzen:

gangen befähigen als Herzog Victor seit einer Reihe von Jahren gegen Frankreich gemacht habe.

Eugen fand die Generalstaaten in scheinbar besserer Stimmung, als er es erwartet hatte. Seine Vorschläge wurden alle genehmigt, mit einziger Ausnahme desjenigen, der sich auf die Fortsetzung des Kampfes in Spanien bezog. Das Anerbieten des Kaisers, von den vier Millionen Thälern, auf welche man die jährlichen Kosten des Krieges daselbst veranschlagte, die Hälfte zu tragen, wenn die andere Hälfte von Holland bestritten würde, erfuhr daselbst eine ablehnende Antwort. Wenn sie sich auch vielleicht gezwungen sehen sollten, ließen die Generalstaaten dem Prinzen erklären, dem Krieg wider Frankreich fortzuführen, um den Rechten des Kaisers in Italien Geltung zu verschaffen und eine bessere Barriere am Rheine so wie in den Niederlanden zu erhalten, so sei doch die Fortsetzung des Kampfes in Spanien geradezu eine Unmöglichkeit. Holland könne weder eine ausreichende Flotte in das Mittelmeer entsenden, noch einem so bedeutenden Beitrag zu den Kriegskosten zahlen. Uebrigens habe ja auch Portugal erst vor kurzem einen Waffenstillstand mit Frankreich und dem Könige Philipp abgeschlossen. Unter diesen Umständen sei es nichts anderes zu denken, als je eher je besser die Kaiserin und die Truppen nach Italien überzuschießen und den Cataloniern so wie allen übrigen Spaniern, welche der Sache des Hauses Oesterreich gedient hätten, möglichst gute Bedingungen der Unterwerfung zu erwerben <sup>23</sup>).

Also auch von Holland her schallte dem Kaiser dasjenige Wort entgegen, das ihm am schmerzlichsten zu vernehmen war, die Darstellung der Nothwendigkeit, Spanien aufzugeben und der Hoffnung auf den vereinstigen Besitz dieses Landes völlig zu entsagen. Das Feinliche, welches diese Erklärung der Generalstaaten für den Kaiser hatte, wurde noch durch Eugens Mittheilung gesteigert, daß es denselben seiner Ansicht nach durchaus nicht Ernst mit ihrer Zustimmung zu denjenigen seiner Vorschläge sei, welche auf die Fortsetzung des Krieges wider Frankreich in den Niederlanden und in Deutschland Bezug hatten. Er hielt es nur für allzugewiß, daß Holland, wenn es halbwegs die Bedingungen erlangen sollte, die es für sich wünsche, den Kaiser verlassen und entweder in Gemeinschaft mit England oder für sich allein den Frieden mit Frankreich abschließen werde.

Unter solchen Umständen erschien es fast noch besser, die Vorschläge Englands anzuhören, welches durch so lange Zeit, freilich in zweideutigster Weise, dem Kaiser wenigstens einige Aussicht auf einen Antheil an dem Besitze der spanischen Halbinsel eröffnet hatte. Eugen verfügte sich daher nach Utrecht um Näheres über die Stimmung der englischen Regierung zu vernehmen. Nach kurzem Aufenthalte daselbst eilte er jedoch nach Wien, um dort den Verhandlungen über die Friedensbedingungen beizuwohnen, welche die englische Regierung durch den Grafen Strafford ihren ehemaligen Verbündeten hatte vorlegen lassen.

Aber auch diese Vorschläge lauteten weit übler als die Zugeständnisse, welche erlangen zu können der Kaiser sich noch immer geschmeichelt hatte. Auch sie trugen die Forderung an der Stirne, daß ganz Spanien und Indien dem Könige Philipp als erbliches Königreich zugesprochen werde. Und mit einem Tone des Bedauerns, der nicht gerade aufrichtig genannt werden konnte, hatte Strafford dem Grafen Sinzenborff erklärt, die Königin von England vermöge nach den Ereignissen des letzten Feldzuges nicht mehr dasjenige für den Kaiser auszuwirken, was sie ihm noch vor wenigen Monaten selbst angeboten habe.

Gegen die Verzichtleistung auf Spanien und Indien wurden dem Kaiser die Niederlande und alle ehemals spanischen Besitzungen in Italien zugesprochen, mit Ausnahme Siciliens, welches der Herzog von Savoyen, und Sardinien, das der Kurfürst von Baiern erhalten sollte. Letzterem war noch die Wiedereinsetzung in seine Erblande zugesagt, bleiben aber mit ihrem neuen Besitze die Erlangung der künftigen Würde in Aussicht gestellt.

Im Folge dieser Vorschläge Englands trat nun wieder dieselbe Frage in den Vordergrund, welche schon das ganze Jahr hindurch den eigentlichen Brennpunkt aller Verhandlungen über den zukünftigen Frieden gebildet hatte. Es war die Verzichtleistung auf Spanien und Indien, das völlige Ausgehen der innigsten Wünsche, welche jemals von dem Kaiser gehegt worden waren. Noch vor einem Jahre hatte er es wie ein Verbrechen bezeichnet, nur an die Möglichkeit eines solchen Verzichtes zu glauben. Aber schon vor Eugens Reise nach England waren die Ausichten auf die Erfüllung dieses Erbblutwunsches trüber und trüber geworden; nach seiner Rückkehr von dort waren sie für jedes Auge, welches klar in die Zukunft sah und nicht durch die Selbsttäuschung des eigenen Verlangens getäuscht wurde, völlig verschwunden.

Die trügerischen Vorspiegelungen jedoch, welche die englische Regierung durch ihre geheimen Eröffnungen an Hohenberff dem Kaiser machte, erhielten, so wenig er ihnen auch eigentlich traute, doch einen Schimmer von Hoffnung in ihm. Dazu kam, daß seine Umgebung, welche die tief eingewurzelte Vorliebe kannte, mit der er an dem Gedanken festhielt, Spanien dereinst dennoch zu besitzen, den Kaiser, um ihm zu schmeicheln, in dieser Idee noch bestärkte. Eugen war ja fern auf dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden und so befand sich nur mehr ein einziger Mann unter denjenigen, welchen das Ohr des Kaisers offenstand, der unbestimmt um sein Privatinteresse die so wenig willkommen aber doch so heilsame Sprache der Wahrheit zu ihm redete.

Niemand anderer war dieß als Eugens vertrauter Freund und Gesinnungsgenosse, Graf Johann Wenzel Bratislaw, welchen Karl im Anfange dieses Jahres zum obersten Kanzler des Königreiches Böhmen ernannt hatte. Er allein unternahm es, dem Kaiser die Lage der Dinge vorzustellen, wie sie in der That sich befand, und ihm mit überzeugenden Worten zu Gemüthe zu führen, daß es Unrecht sei, seine Erbländer zu Grunde zu richten, um der Verwirklichung eines Fiklingsgebankens nachzujagen, welcher bei so gänzlich veränderten Verhältnissen eine Chimäre geworden war. Es sei des Kaisers heiligste Pflicht, so bewies ihm Bratislaw, den Gegenstand seiner heißen Sehnsucht, den Besitz der spanischen Krone, einem mächtigeren Verhängnisse zum Opfer zu bringen, und nicht das Blut seiner Unterthanen zu vergießen und ihre besten Kräfte zu vergeuden in einem Kampfe, dessen wenig befriedigender Ausgang schon jetzt vorhergesehen werden müsse.

In der Ministerial-Conferenz, welche am 15. Juli 1712 in Preßburg vor dem Kaiser gehalten worden, hatte Bratislaw zum erstenmale dasjenige unternommen wozu jedem seiner Amtsgenossen der Muth fehlte. „Niemand wagte es,“ so schrieb er dem Grafen Sinzendorf, „auf die einzelnen Umstände einzugehen als ich allein. Die andern nickten theilweise mit zitternden Lippen, theilweise in so verworrenen Worten, daß es eben so viel war als ob sie nichts gesagt hätten. Man wollte die Sache der Beurtheilung der Uebrigen anheimstellen, noch fernere Nachrichten oder den Verlauf der Zeit abwarten, um sich mit größerer Bestimmtheit entschließen zu können. Ich aber, nachdem ich mich Gott empfohlen hatte,

„stellte dem Kaiser die Unmöglichkeit vor, den Krieg noch fortzusetzen, weil alle Mittel dazu mangelten. Ich erklärte ihm daß seine Erbländer die gegenwärtige Last nicht mehr, viel weniger eine noch größere zu ertragen vermöchten. Dieselbe Unmöglichkeit walte auch bei den Holländern ob, welche nur so lange noch einiger Maßen Stand hielten, bis sie sich selbst bessere Bedingungen erhalten würden. Von dem Herzoge von Savoyen und den übrigen Verbündeten sei nichts als die Befolgung des gleichen Beispiels zu erwarten. Da ich ging noch weiter und bewies, daß die Fortsetzung des Krieges uns mehr Uebles als Gutes mit sich bringen und daß man zuletzt unter noch viel ungünstigeren Bedingungen zum Frieden gezwungen sein würde.“

„Zwei Tage darauf“, führt Bratislaw fort, „sprach ich noch lange Zeit über denselben Gegenstand mit dem Kaiser, und obgleich die Bille bitter ist, so sehe ich doch daß die Einsicht es über die Neigung davon tragen und er die angemessenen Entschlüsse fassen wird, wenn er nur den Gattoloniern gegenüber den Ehrenpunkt rein zu bewahren vermag, und nicht zu sündlicher Entsagung verhalten werden soll“ <sup>24)</sup>.

Es war somit einzig und allein Bratislaw's Verdienst, dem Kaiser über die wahren Verhältnisse die Augen geöffnet zu haben. Er gewöhnte den widerstrebenden Sinn des Monarchen an den verhassten Gedanken, Spanien in den Händen des glücklicheren Nebenbuhlers Philipp zu sehen. In dieser Zeit der Selbstverläugnung, der härtesten für Karls Gemüth, welche unverkennbare Spuren in seiner Seele zurückließ, fand ihm Bratislaw als treuer mitfühlender Freund zur Seite.

Aber diese Stimme, die elasticschollste <sup>25)</sup> und zugleich die unelgenmäßigste und freimüthigste, welche neben derjenigen Eugens im Rathe des Kaisers mitzusprechen hatte, war nun verhallt. Es kann als ein wirkliches Unglück für Karl und das Haus Oesterreich gelten, daß Bratislaw noch in der Blüthe der Jahre, — er zählte deren nur wenig über vierzig — den schweren Leiden erlag, welche durch so lange Zeit an seiner Gesundheit gemagt hatten. Das äußere Kennzeichen derselben war ein maßloser Selbstumschlag, der ihm jede Körperbewegung, welche ihm sonst so nöthig gewesen wäre, fast unmöglich machte. Die Bäder von Baden bei Wien hatten ihn manchmal Binderung, niemals Heilung gewährt. Noch im Frühlinge des Jahres 1712 hatte er sie gebraucht, im Spätherbste dieses Jahres aber

nahe sein Leiden so überhand, daß man die Hoffnung aufgab, ihn zu retten. Bald konnte er das Lager nicht mehr verlassen und es wurde viel Aufhebens davon gemacht, daß während seiner Krankheit die Vorzimmer nicht leer wurden von Personen des höchsten Adels, welche, wie es sonst nur bei Mitgliedern des Kaiserhauses geschah, sich täglich zweimal nach seiner Wohnung begaben, um sich bei der Dienerschaft persönlich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Das große Ansehen, in welchem Bratislaw bei Jedermann stand, und die unbegrenzte Gastfreundschaft, die er von jeher gegen den Adel geübt hatte, sollen diese ungewöhnlichen Anteilnahmebezeugungen veranlaßt haben. Die hohe Gunst, welche der Kaiser, wie alle wußte, Bratislaw immer bewahrt hatte, mag denselben gleichfalls nicht fremd gewesen sein.

Eugen war eben recht nach Wien gekommen, um daselbst im Augenblicke von Bratislaws Tode amwesend zu sein. Am Abende des 9. Dezember traf der Prinz in der Hauptstadt ein. Augenblicklich begab er sich zum Kaiser, um denselben einstweilen kurzen Bericht abzustatten über den Verlauf des Feldzuges und seine Berichtigungen im Haag. Vom Kaiser weg eilte er an das Lager des schwer erkrankten Freundes. Er traf denselben bei voller Besinnung und unterredete sich lange mit ihm. Die Nacht darauf aber verschlimmerte sich Bratislaws Zustand, er verfiel in heftige Fieberphantasien und am Morgen des 21. Dezember starb er<sup>6)</sup>.

Eugen verlor in ihm den treuesten Freund, den begeistertsten Anhänger, und zugleich die mächtigste Stütze, welche er zu Wien und in der Nähe des Kaisers besaß. Bratislaw mit seinem feinen Verstande und zugleich seiner Empfänglichkeit für großartige Gedanken und weitreichende Entwürfe hatte besser als irgend Jemand den Prinzen aufzufassen, seinen Ideen als berebter und unerforschener Dolmetsch zu dienen gewagt. Die seltene Uebereinstimmung, die in ihrer Anschauungsweise herrschte, der rastlose Eifer, welcher sie beide gleichmäßig für den Glanz des Kaiserhauses und das Wohl Oesterreichs besetzte, hätten für die Zukunft ein Zusammenwirken dieser zwei hervorragenden Männer zu einem einzigen großen Ziele in Aussicht gestellt, welches von den bedeutamsten Resultaten sein konnte. Damit war es nun vorbei, und nichts blieb Eugen als die wehmüthigste Erinnerung an den tief betraurten Freund, welcher, ein letztes Zeichen

seiner Anhänglichkeit, auch in seinem Testamente außer seinen Verwandten nur noch des Prinzen gedacht.

Nach Bratiſlaw's Tode und bei Einzenborff's Abwesenheit im Haag war die geheime Conferenz nur aus Fugen, Trautson, Seisern und dem Hofkammerpräsidenten Starhemberg zusammengeſetzt. Trautson war nicht mehr erster Oberſthofmeiſter, welche Stelle er unter Kaiſer Joſeph bekleidet hatte. Jetzt war ſie dem Fürſten Anton Florian von Dieſtenſtein zugetheilt, der ſchon ſeit Karls früherer Jugend, zuerſt als Huſar, und während ſeines Aufenthaltes in Barcelona als Oberſthofmeiſter bei demſelben gedient hatte. Aber das lange Zusammenleben mit Dieſtenſtein hatte nicht dazu beigetragen, den Fürſten in Karls Waiſe zu befeſtigen. Wie es ſo oft ſich zu trägt, ſo war es auch hier der Fall, daß der frühere Mentor ſich nicht daran gewöhnen konnte, ſein ehemaliger Zögling habe den Thron beſteigen, und aus dem einſtigen Pflegebefohlenen ſei jetzt ſein Herr geworden. Nichts aber ertrug Karl weniger als den Gedanken, daß irgend Jemand ſich eine Herrſchaft über ihn anmaßen wolle <sup>27</sup>).

Dieſe kam noch die ungeliebte Beſtigelt, mit welcher der Kaiſer ſeinen Meinungen Geltung zu verſchaffen ſuchte. Daß er dem Intereſſe des Hauſes Oeſterreich wahrhaft ergeben war, hatte ſein ganzes Leben und insbesondere der Umſtand gezeigt, daß er ſich nicht ſchonte, den jungen König nach Spanien zu begleiten, auf eine Fahrt von welcher er wohl Mißſal und Ungemach, aber nur wenig ſchmerzliche Reſultate erwarten konnte. Unbeſtritten nun auch ſeine treue Gefinnung für das Kaiſerthum war, ſo mangelten ihm doch alle Eigenſchaften, um beſſen Sache wirklich zu fördern. Höherer Einſicht entbehrend, glaubte Dieſtenſtein das, was ihm an Talenten abging, durch den Starrſinn zu erſetzen, wozu er an vorgefaßten Meinungen feſthielt. Was aber ſchon während des Aufenthaltes in Barcelona das Uebel am ärgſten gemacht hatte, das war der Hochmuth, mit welchem Dieſtenſtein die Catalonier behandelte und durch die er ſie ſich zu Feinden machte. Wie konnten ſie ihm Aeußerungen vergeihen wie dieſenige, daß man ſich ihres aufſühreriſchen Charakters wegen nicht auf ſie verlaſſen könne, und daß ſie ſich gegen Philipp von Anjou nicht ſowohl aus Liebe zu dem Hauſe Oeſterreich als aus Furcht vor den Franzoſen erhoben hätten <sup>28</sup>). Die Catalonier, welche bei Karl alles galten, hatten wieder bei ihm über Dieſtenſtein. Heftige Aufſtritte waren die Folge davon,

und der letzte Rest von Liebe und Vertrauen, die Karl noch etwas für seinen ehemaligen Erzieher gefühlt haben mochte, wurde dadurch völlig vernichtet<sup>20)</sup>.

Da nun der Kaiser auch von Plichtenstein's Befähigung nur eine geringe Meinung hegte, so ließ er ihn nicht gern an den Beratungen Theil nehmen, welche die wichtigeren Staatsfachen betrafen. Plichtenstein genoß zwar den Rang eines ersten geheimen Rathes, denn damals wurden dieselben noch nicht nach der Zeit ihrer Ernennung, sondern nach dem Gutdünken des Kaisers gereiht, wonach jedoch auch ihr Rang bei Hofe galt. Aber mit dieser Ehre mußte er sich begnügen. Was die Staatsconferenzen betraf, so nahm er nur an der sogenannten großen oder allgemeinen Konferenz Theil, in der er dann auch, wenn der Kaiser nicht anwesend war, den Vorsitz führte. Von der kleineren oder geheimen Konferenz war Plichtenstein jedoch ausgeschlossen<sup>21)</sup>, und sie wurde von Eugen, wenn er sich in Wien befand, als zweitem geheimen Rathe präsidirt. Dann wurde die Versammlung auch in Eugens Behausung gehalten. War der Prinz jedoch im Felde, so führte Trautson als dritter geheimer Rath den Vorsitz in der Konferenz.

Diese Männer also, Eugen, Trautson, Sellen und Starhemberg waren es, zwischen welchen die folgenschwere Beratung über die Friedensvorschläge stattfand. Einstimmig hielten sie dafür, daß der Krieg nirgends mehr als höchstens am Rheine fortgeführt werden könne. In Spanien nicht, weil man völlig von dort abgeschnitten sei und zufrieden sein müsse, mit Hilfe der Genüchste die Person der Kaiserin und die Truppen nach Italien bringen zu können. In Italien nicht, weil dieß ohne Mitwirkung des Herzogs von Savoyen unmöglich sei, durch dessen Vöner ja der Angriff gegen Frankreich stattfinden müßte. In den Niederlanden endlich könne ohne Hollands Beihülfe nichts Erforderliches ausgeführt werden. Es bleibe daher einzig und allein der Kriegsschauplatz am Rheine übrig, auf welchem die Entscheidung der Waffen noch einmal wider Frankreich versucht werden könnte.

Es schloß jedoch nicht an Stimmen, welche die Fortführung des Krieges überhaupt, wo dieß auch immer sein möge, ernstlich widerrathen. Insbesondere war es von Seite des Fürsten Trautson der Fall, der sich für einfache Annahme der englischen Vorschläge aussprach. Nichts sei



wünschenswerther für den Kaiser und seine Erbländer, ja für ganz Deutschland, als endlich einmal aus diesem aufreibenden Kriege zu kommen. Die nachdrückliche Fortführung desselben hatte er für unmöglich, während eine fruchtlose weit mehr Schaden als Nutzen bringen werde. Außerdem seien die Gefahren, welche dem deutschen Reiche von Schweden, den österreichischen Erbländern aber von der Flotte drohten, durchaus nicht gering anzuschlagen, und es wäre wünschenswerth, von denselben nicht unvorbereitet betroffen zu werden <sup>41)</sup>.

Daß Eugen aus Feindschaft wider Frankreich zur Fortsetzung des Krieges gerathen habe, ist zwar oft wiederholt worden, aber dennoch ein bössiger Irrthum. Im Gegentheil war es eben der Prinz, der von dem Augenblicke, als an dem Abfalle Hollands nicht mehr gezweifelt werden konnte, bei jeder Gelegenheit die Ueberzeugung aussprach, der Kaiser allein vermöge den Kampf gegen Frankreich nicht mit Aussicht auf günstigen Erfolg fortzuführen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß die für den Frieden stimmenden Rathschläge hauptsächlich an des Kaisers persönlicher Neigung zum Kriege scheiterten. Karl war zwar so weit gekommen, diejenigen wenigstens anzuhören, welche dafür sprachen, daß der Hoffnung auf den Besitz von Spanien ein für allemal zu entsagen, dem Kriege ein Ende zu machen und der Vorschlag Englands einfach anzunehmen sei. Aber die Wünsche die der Kaiser insofern noch immer nährte und von welchen er sich so schnell nicht loszureißen vermochte, standen dem geradezu entgegen. Hierzu kamen noch die Einflüsterungen seiner spanischen Anhänger, deren er viele mit sich nach Wien gebracht hatte und von welchen eine weit größere Anzahl noch fortwährend dorthin strömte. Sie sahen in dem Aufgeben Spaniens auch für sich die Zerstörung aller der Hoffnungen, welche sie gehegt hatten, als sie dem Kaiser sich zuwandten, sie sahen Trennung von den Ihrigen, Verlust ihrer Güter, ewige Verbannung aus dem Vaterlande vorant. Was lag ihnen andererseits an dem Wohl oder Wehe der deutschen Erbländer des Kaisers? Was kümmerte es sie, ob dieselben ausgefogen und entvölkert wurden? Wenn nur Spanien nicht verloren ging, dann war ja Alles erreicht, was den Gegenstand ihrer Wünsche bildete.

Als aber auch die spanische Umgebung des Kaisers, welche so großen Einfluß auf ihn übte, endlich einsah, daß die Krone ihres Vaterlandes

für Karl VI. nicht mehr zu gewinnen sei, da richtete sie ihr heftigstes Verlangen dahin, wenigstens so viele ehemals spanische Provinzen als nur immer möglich dem Scepter des Kaisers gehorchen zu sehen. Denn nicht in den deutschen oder ungarischen Ländern, deren Klima, deren Sitten ihnen nicht behagten, deren Sprache sie nicht kannten, hofften und erwarteten sie Versorgung, angesehen und einträglich Stellung. Nur in den Ländern, welche früher von Spanien aus regiert worden waren, konnten ihre Absichten Befriedigung erhalten. Daher stellten sie dem Kaiser die Friedensvorschläge, durch welche Sicilien an den Herzog von Savoyen, Serbien aber an den Kurfürsten von Baiern gelangen sollte, im höchsten Lichte dar.

Eine andere Rücksicht fiel noch bei Karl schwer in's Gewicht. Dem Kurfürsten Maximilian Emanuel, welcher dem Kaiser die Treue gebrochen, sich mit dem Reichsfürsten verbunden und sein rechtmäßiges Oberhaupt mit den Waffen in der Hand bekriegt hatte, der dafür in die Reichsacht erklärt worden war, ihm sollte für alles dieß halt verbleibter Strafe reiche Belohnung, ihm sollte ein Abzugreich dafür zu Theil werden. Sag darin nicht eigentlich ein Sporn für die ohnehin schon viel zu selbstständigen und aus diesem Grunde fast jeder Unterordnung unter den Kaiser sich entziehenden Reichsfürsten, bei nächster Gelegenheit den gleichen Weg zu betreten, welchen Maximilian Emanuel gegangen war und der ihm so glänzenden Lohn gebracht hatte? Und von dem Kurfürsten selbst, mußte man von ihm nicht besorgen, daß er durch diesen Zuwachs an Ansehen und Macht ein noch gefährlicherer Nachbar der österreichischen Erbklüber werden würde, als er es bisher schon gewesen? .

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, welche den Kaiser abhielten, sich für die Friedensvorschläge zu erklären. Aber er wies sie auch nicht ablig von sich, und so kam ein gewisses Schwanken in seine Entschlüsse, welches nach Eugens Meinung das Beste war was stattfinden konnte<sup>49</sup>). Denn dadurch wurden England und Frankreich willig Meister der Verhandlung. Sie waren angeführt in ihren Bemühungen, nach und nach die übrigen Theilnehmer an der Allianz von derselben ab und auf ihre Seite zu ziehen.

Das Bestreben der beiden Mächte wurde mit günstigem Erfolge gefördert. Binnen acht Tagen, so hatte Straßburg den Deputirten der Generalstaaten es anferlegt, sollten sie eine ungetrübte Erklärung abgeben, ob sie

genommen seien, mit England zugleich den Frieden zu unterzeichnen<sup>69)</sup>. Groß war die Bedrängniß der holländischen Staatsmänner, in so kurzer Zeit einen entscheidenden Entschluß fassen zu müssen. Es handelte sich darum, sich entweder vom Kaiser oder von England völlig loszulagen, sich für den Krieg oder den Frieden auszusprechen. Die Fortsetzung des Kampfes ohne Englands Beihilfe schien auf die Länge ganz unausführbar. Der Staatsschatz war erschöpft und die Unfälle des vergangenen Feldzuges hatten das frühere Selbstvertrauen gar sehr herabgestimmt. Englands Freundschaft war für die Republik unter allen Umständen von hohem Werthe. Doch verlor sie nicht wenig durch das Bedenken, daß ein Toryministerium an der Spitze der britischen Regierung stand, welches sich Holland niemals geneigt erwiesen hatte und das nun, seiner langen Verbindung mit Frankreich wegen, der Republik noch verdächtiger erscheinen mußte. Die bekannte Hinneigung der englischen Minister zu dem Prästendenten steigerte noch dieses Mißtrauen. Denn sollte dieser jemals den Thron bestiegen, von welchem Wilhelm von Oranien dessen Vater vertrieben hatte, so hätten die Generalstaaten von ihm nur die Beweise tief eingewurzelter Abneigung zu erwarten gehabt. Dann wäre Holland völlig vereinzelt, ohne Freunde, ohne Stütze da gestanden, wenn es zuvor den Kaiser und das Reich verlassen hätte, von denen es sonst als von seinen nächsten Nachbarn und von jenen, an welche es durch gleiche Interessen und durch gleiche Befürchtungen geknüpft war, den kräftigsten Beistand zu erwarten hatte.

Trotz alledem trugen es die überwiegenden Interessen ihres Handels, der nur im Frieden gedeihen konnte, so wie die Unerträglichkeit der Wärb, welche die Fortdauer des Krieges verursachen mußte, über jedes andere Bedenken davon. Die mächtige Stimme der Stadt Amsterdam war es, welche darauf hinarief, daß das Sichere dem Zufälligen, das Gegenwärtige dem Zukünftigen, die Ruhe des Friedens dem Schrecken des Krieges vorgezogen werden müsse. Die Republik kündigte der Königin ihre Bereitwilligkeit an, auf die Friedensvorschläge einzugehen.

Als der Kaiser sich endlich davon überzeugt hatte, daß keine Hoffnung mehr sei, die Republik Holland am Kriege überhaupt, am allerwenigsten aber an einer Fortsetzung des Kampfes in Spanien Antheil nehmen zu sehen, da ließ er sich endlich bereit finden, mit England und Frank-

wich wegen der Räumung Cataloniens in Verhandlung zu treten. Es schien hohe Zeit dazu, denn die Gefahr war nicht gering, die Kaiserin selbst und die dortigen Truppen aus Mangel an Schiffen völlig von Italien abgeschnitten zu sehen. England aber verlangte, hauptsächlich auf Antrieb des Herzogs von Savoyen, daß zugleich mit der Räumung Cataloniens über die Neutralität Italiens verhandelt werde.

Hätte der Krieg in Italien fortgedauert, so wäre Herzog Victor gezwungen gewesen, diejenigen Verpflichtungen zu erfüllen, durch welche er vom England die Zusage der Ueberlassung Siciliens erlangt hatte. Er hätte sich vom Kaiser trennen und sich zum zweitenmale aus einem Verbündeten in einen Feind verwandeln müssen. Würde es sich um nichts als um einen Armbruch gehandelt haben, so wäre das Bedenken für den Herzog wohl nicht groß gewesen<sup>44</sup>). Aber er fürchtete, daß bei einer so offenen Verletzung der mit Kaiser Leopold abgeschlossenen Verträge auch die dadurch geschehenen Abtretungen vom mailändischen Gebiete ungültig gemacht und ihm bei ungünstigem Erfolge des Krieges wieder abgenommen werden könnten. Herzog Victor begriff, daß für diesmal durch Aufrechterhaltung der Waffenruhe weit größerer Vortheil als durch offenen Kampf zu erreichen war. Mit seiner gewohnten Geschicklichkeit wogte er auf der einen Seite den Gewinn zu ernten, welcher als Preis seiner Trennung vom Kaiser versprochen worden war, und auf der anderen Seite noch den Schaden davon zu verhüten.

Aber auch der Wiener Hof fand seine Rechnung bei der Festsetzung der Neutralität in Italien. Mehr und mehr entschlossen zur Fortführung des Kampfes am Rheine, wurde durch dessen Aufhören in Italien eine große Anzahl Truppen für den Kriegsschauplatz in Deutschland verfügbar. Welches das Ergebniß dieses Streites auch sein mochte, so blieben dem Kaiser doch seine italienischen Besitzungen gesichert, von denen die eine Erwerbung, das Herzogthum Mailand, mit so großen Opfern an Menschenleben und an Geldsummen erkaufte worden war, während die zweite, das Königreich Neapel, einem Angriffe zur See, mochte er von Frankreich oder England, oder von beiden vereint kommen, wohl kaum zu widerstehen vermocht hätte.

Am 14. März 1713 wurde zu Utrecht der Vertrag unterzeichnet, demzufolge Catalonien von den kaiserlichen Truppen geräumt werden sollte. Um die Einschiffung ruhig bewerkstelligen zu können, wurde ein Waffen-

Wißtand verabschiedet. Der neunte Artikel des Vertrages bestimmte eine völlige Neutralität für ganz Italien.

Dies war alles wozu der Kaiser damals vermocht werden konnte. Wie man auch jetzt über die Haltung denken mag, welche er annahm, gewiß ist es, daß schon zu jener Zeit unparteiische Augen darin ein seltenes und ruhmvolles Beispiel des Muthes und der Standhaftigkeit erblickten<sup>49)</sup>. Auch zeigte es sich immer mehr, daß man ihm einen solchen Entschluß nicht zugestrand und mit Bestimmtheit darauf gerechnet hatte, er werde, wenn erst alle übrigen Theilnehmer am Kriege den Frieden unterzeichnet hätten, auch seinerseits, wie es sein Vater zu Rymwegen und Ryswid gethan, es nicht wagen seinen Beitritt zu verweigern.

Am 11. April 1713 um zwei Uhr Nachmittag wurde zu Utrecht in dem Hause, welches der Bischof von Bristol bewohnte, zuerst zwischen England und Frankreich der Friede unterzeichnet. Um vier Uhr folgte Savoyen, um acht Uhr Portugal, um elf Uhr Preußen, Holland aber eine halbe Stunde nach Mitternacht. Auch der Kaiser wurde nicht vergessen, denn noch an demselben Tage unterzeichneten die Bevollmächtigten von England und Frankreich ein Dokument, in welchem die Friedensbedingungen enthalten waren, die man dem Kaiser vorgeschlagen hatte. Man erklärte ihm bis zum ersten Juni Zeit zum Beitritte zu lassen; zu dieser Frist aber werde sich Frankreich von jeder Verpflichtung entbunden ansehen. Am Tage nach der Unterzeichnung begaben sich die beiden englischen Botschafter zu dem Grafen Sinjemborff und händigten ihm eine beglaubigte Abschrift jenes Dokumentes ein, welches in dem Protokolle niedergelegt wurde.

Jedermann glaubte, daß der Kaiser, auf das Krüppelste getrieben, sich nun auch zu dem Beitritte zum Frieden bequemen werde. Diejenigen hatten sich jedoch verrechnet, welche meinten, derselbe Vorgang, der zu Rymwegen und Ryswid beobachtet worden war, müsse auch jetzt die gleiche Wirkung nach sich ziehen. „Denn seither“, sagt der venetianische Botschafter Ruggini, „hatte die Macht des Hauses Oesterreich sich beträchtlich em-  
„winkelt, und ein junger thatkräftiger Fürst saß auf dem Kaiserthron, der  
„nicht unerfahren war im Kriege, welcher genau seine Interessen kannte und  
„abwog, und der auch jetzt einen ganz andern als den erwarteten Entschluß  
„faßte, zum Erschrecken der Welt und zur Verstärkung seiner Feinde.“

Das erste untrügliche Zeichen, daß der Kaiser die Annahme der Friedensbedingungen verweigere, welche man ihm aufzubringen dachte, und daß er fest entschlossen sei, seinen eigenen Weg zu gehen, bestand in der schon am 15. April erfolgenden Abreise des Grafen Sinzendorf. Mit Festigkeit sprach derselbe sich zuvor noch über das Benehmen der Holländer aus, welche sich so weit vergessen hatten, daß in ihrem Traktate mit Frankreich Karl VI. nicht der Kaisertitel gegeben, sondern um dieß zu vermeiden, nur das Haus Oesterreich genannt worden war. Sinzendorf erklärte, daß wenn der Kaiser sich jemals entschließen sollte, einen Frieden einzugehen, so werde dieß wenigstens nicht auf holländischem Boden geschehen, wo sein erlauchtes Haus nun schon zum drittenmale betrogen und aufgeopfert worden sei.

Karl VI. ließ es nicht bloß bei hochtönenden Worten bewenden, die entscheidenden Schritte folgten ihnen auf dem Fuße. Schon am 1. April hatte Eugen dem General der Cavallerie Grafen Fels, welcher während des Prinzen Abwesenheit die kaiserlichen Truppen in den Niederlanden befehligte, den gemessenen Auftrag ertheilt, wenn Holland den Frieden mit Frankreich wirklich unterzeichnen sollte, mit seinen sämtlichen Streitkräften allsogleich nach dem Oberrhein aufzubrechen \*).

Eugens Anordnung wurde von dem Grafen Fels pünktlich befolgt. Kaum war es ihm möglich geworden, die Truppen in Marschbereitschaft zu setzen, als er auch mit denselben wirklich aufbrach. Schon am 26. April verließ er Brüssel und marschirte bis Löwen, wo er Halt machte, um all die verschiedenen Streitkräfte des Kaisers, welche in den Niederlanden be-theilt waren, an sich zu ziehen. Am 6. Mai überschritt er bei Koernoube die Maas, am 10. bei Rülz den Rhein. Durch den Westerwald wandte er sich gegen Mannheim, und stieß dann mit dem Reichsheere zusammen, welches am Oberrheine in den Winterquartieren gestanden hatte.

## Wölftes Capitel.

Nur sich allein und ohne einen einzigen Allirten hatte vor zwölf Jahren Kaiser Rudolph den Krieg begonnen. So wie damals der Vater, so fand sich nun der Sohn wieder vereinzelt auf dem Kampfplatze, von all den früheren Bundesgenossen verlassen, und nur das deutsche Reich erklärte seinem Oberhaupte treulich zur Seite stehen zu wollen. Erider aber blieb die That hinter den vielversprechenden Worten zurück. Die südlichen und die westlichen Reichstheile waren erschöpft durch die lang erduldeten Uebelthun des Krieges. Im Norden Deutschlands aber tobte ein anderer verheerender Kampf, welchen die Könige von Dänemark und Polen gegen die der Krone Schweden gehörenden deutschen Länder führten. Denn die zum Schutze derselben vom Kaiser getroffenen Anstalten hatte Karl XII. zurückgewiesen und dadurch seinen Feinden selbst den Weg zu seinem Verderben gebahnt. Hesse-Cassel, Münster, Braunschweig, Holstein und Mecklenburg wurden in diesen Streift verheert \*).

Um denselben mit größerer Kraft führen zu können, machte Mecklenburg den Anfang, sein Contingent von dem Reichsheere am Rheine abzurufen. Auf einen von seinem Herzoge erhaltenen Befehl verließ der Oberst von Waldau mit dem mecklenburgischen Regimente Ludwig die Armees und zog vorerstreichs der Primath zu. Auch die anderen Fürsten, insbesondere der von Holstein, verlangten die Zurücksendung ihrer Truppen, und es bedurfte einer strengen Order des Kaisers an den Herzog von Württemberg, unter keinem wie immer gearteten Vorwande die Reichscontingente von dem Heere zu entlassen, um es zu hindern, daß statt einer Verstärkung desselben schon im Beginn des Feldzuges die theilweise Auflösung der Reichsarmee eintrete \*).

Ueberhaupt bestand sich das Reichsheer damals in einer höchst kläglichen Verfassung. Seit einer Reihe von Jahren war mit demselben nichts Bedeutendes geleistet worden. Unthätig hatte es nur eine Art Grenzbesatzung geübt, während die großen Kriegsbewegnisse in den Niederlanden

ganzt Europa mit ihrem Glanze erfüllen. Die able Wirkung, welche es immer mit sich bringt, wenn ein Heer Jahre hindurch im Felde steht, ohne wirklich zum Kampfe zu kommen, zeigte sich auch hier. Das mühsame Lagerleben war den Soldaten zur Gewohnheit, der eigentliche kriegerische Geist ihnen fremd geworden. Niemals war dies in traurigerer Weise zu Tage getreten, als in dem vergangenen Feldzuge, da der regierende Herzog von Württemberg, von Eugen dringend aufgefordert, durch eine Unternehmung gegen den Feind eine Diversion zu machen, einen Angriff gegen die Weißenburger Linien beschlossen hatte.

Der Prinz Alexander von Württemberg war beauftragt worden, die Linien zu umgehen und dem Rücken in dieselben einzubringen, während sie der Herzog mit dem Hauptheere von vorn angreifen wollte. Am 15. August 1712 schritt Prinz Alexander an die Ausführung des Unternehmens. Alles ging noch Wunsch und lautlos näherte sich in der Stille der Nacht die Truppenabtheilung den feindlichen Verschanzungen. Auf die Entfernung einer Stunde war sie gegen dieselben vorgerückt. Da schlugen plötzlich zwei Punde an, und dieses Geräusch war hinreichend, das ganze Corps, insbesondere aber das Fußvolf, welches aus fünf Bataillonen bestand, in panischen Schrecken zu versetzen. Fast Alle feuerten zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab, so viele schloßerten sie von sich und obgleich sie wußten, daß auf eine Stunde im Umkreise sich kein Feind befand, so ergriffen sie doch eiligst die Flucht. Mit dem Degen in der Faust warfen sich der Prinz von Württemberg und seine Offiziere den Fliehenden entgegen, und als dies nichts half, mußte die Cavallerie in geschlossenem Reihen wider sie anrücken, um sie zum Stehen zu bringen. Es begreift sich leicht daß dadurch der Aufschlag verrathen und dessen Ausführung völlig vereitelt wurde. „Was man aber mit Deuten“, so schloß der Prinz von Württemberg seinen Bericht an Eugen, „auszurichten vermag, welche aus bloßem Schrecken solches thun, das lasse ich Eure Durchlaucht selbst erachten“.

Das war die Armee an deren Spitze Eugen aus zu treten hatte. Der Prinz kannte sie genau und er wußte im voraus, welch schwaches Werkzeug ihm in die Hand gegeben wurde um einen wohlbewehrten und übermächtigen Feind damit zu bekämpfen. Aber dennoch ging er kühnen Muthes an die schwierige Aufgabe. Am 18. Mai 1713 verließ er Wien, am folgenden Tage schrieb ihm der Kaiser, und versicherte den Prinzen, wie er



es vor dessen Abreise mündlich gethan hatte, nun schriftlich des unbegrenzten Vertrauens, welches er in ihn setzte<sup>4)</sup>. Am 23. Mal nach Mitternacht langte Eugen in dem Hauptquartiere zu Mühlberg an und übernahm hier von dem regierenden Herzoge von Württemberg den Oberbefehl.

Raslos war die Thätigkeit, die Eugen nach allen Seiten hin zu entwickeln begann und durch welche allein dem betrübenden Zustande, in dem er Alles antraf, wenigstens einiger Mäßen abgeholfen werden konnte. Da er bei seiner Ankunft zu Mühlberg seiner eigenen Versicherung nach auch nicht den allergeringsten Geldebetrag in der Operationskasse vorfand, so richtete Eugen allfogleich dringende Schreiben an die Kurfürsten von Mainz und Hannover, den Landgrafen von Hessen-Cassel, den schwäbischen, fränkischen und oberheynischen Kreis wegen Auszahlung der auf sie entfallenden Summen von den vier Millionen Thalern, welche das Reich als Beitrag zu den Kriegeslasten bewilligt hatte<sup>5)</sup>. An den Grafen Schönborn, kaiserlichen Gesandten zu Berlin, erging die Aufforderung, sich in ähnlichem Sinne bei dem Könige von Preußen zu verwenden. Alle diese Reichsfürsten wurden zugleich ausgegangen, ihre Truppencontingente schleunigst in Marsch und durch deren baldige Ankunft das Heer in den Stand zu setzen, dem Feinde die Spitze bieten zu können. Den Kaiser aber bat Eugen dringend, ihn doch wenigstens mit einigen Völkern zu versehen, weil man sonst den Abzug derjenigen Truppen, welche nicht zu den Reichscontingenten gehörten, sondern in kaiserlichen Solde standen, nicht hindern könne. Und wirklich verließ ein Reiterregiment des Markgrafen von Anspach, nachdem Eugen sich vergeblich bestrebt hatte dasselbe zurückzuhalten, binnen kurzem das Heer. Das Infanterie-Regiment des Markgrafen wurde nur dadurch verhindert, ein gleiches zu thun, daß es sich in Landau befand, und wegen der Annäherung der französischen Truppen die Festung nicht mehr mit Sicherheit zu verlassen vermochte.

Während der Prinz überall hin mit dem angelegentlichsten Verlangen um die beiden Hauptbedürfnisse zur Kriegsführung, um Truppen und Geld sich wandte, traf er jede mögliche Vorkehrung, den feindlichen Unternehmungen, welche er als nahe bevorstehend ansah, Widerstand zu leisten. Schon vor Eugens Ankunft zu Mühlberg war der Prinz Alexander von Württemberg nach Landau gesandt worden, um die Vertheidigung dieser Festung zu übernehmen, welche vom Feinde zunächst bedroht erschien. Eugen

befichtigte in Person die Ettlinger Linien, welche den Rhein entlang angelegt waren, und ordnete verschiedene Arbeiten zu deren Verstärkung an. Die sogenannten oberen Linien aber, welche sich im Schwarzwalde befanden und einem etwaigen Durchbruche des Feindes nach dem Innern von Deutschland vorbeugen sollten, fand er bei ihrer großen Ausdehnung noch mehr als vierzig Stunden außerordentlich schwach besetzt. Der General der Cavallerie Marquis Joseph Baulonne wurde daher mit acht Bataillonen und fünfzehn Schwadronen dorthin entsendet. Er erhielt den gemessenen Auftrag, ohne Zeitverlust und mit Ausbietung aller Kräfte, welche zu seiner Verfügung standen, die Linien dort, wo sie schwach geworden waren, auszubessern und sie an diejenigen Stellen, an welchen es nothwendig erschien, mit neuen Befestigungswerken zu versehen.

Baulonne war derselbe wackere Reitergeneral, welcher bei dem Zuge des Feldmarschalls Grafen Daun nach Rastatt im Jahre 1707 die kaiserliche Cavallerie befehligte hatte. Hier wie überall benahm er sich mit vollstem Zufriedenheit Eugens, der ihn denn auch als einen lang dienenden Offizier, dessen Körper mit rühmlich empfangenen Wunden bedeckt war, immer gern hervorzog und sein unbestreitbares Verdienst dem Kaiser zu gerechter Anerkennung empfahl. Auch jetzt war die Wahl des Marquis Baulonne zu dem schwierigen Posten, auf welchen Eugen ihn stellte, ein Beweis des Vertrauens, das er in denselben setzte.

Eugens Absicht war, daß Baulonne den Oberrhein bis zur Schweizer Grenze, er selbst denselben in den Ettlinger Linien, ein Corps aber, welches er aus preussischen, hannoverschen und heilischen Truppen zu bilden gedachte, dem Mittelrhein so lang gegen einen etwaigen Einfall des Feindes schützen sollten, bis man hier dessen eigentliche Absichten in's Klare gekommen sein würde <sup>1)</sup>. Erforderlichen Falles wäre es ihm dann leicht geworden, die verschiedenen Herababtheilungen zusammenzuziehen und sie zur Ausführung eines einzigen großen Unternehmens zu vereinigen.

Aber unglücklich waren die Schwierigkeiten, welche dem Bringen durch den Eigennuz und die Selbstsucht der Mehrzahl unter den deutschen Fürsten bereitet wurden. Da war der Landgraf von Hessen-Cassel, der seine Streikräfte Eugens Commando nicht unterwerthen und sie durchaus nicht weiter als bis an den Mittelrhein vordringen lassen wollte. Die Truppen von Sachsen-Weimar hatten wieder Befehl nur bis an den Neckar zu gehen <sup>2)</sup>. Von

dem Kaiserthum von der Pfalz befand sich gar nichts als vier schwache Schwabtruppen und ein Bataillon bei der Armee. Die preussischen Regimenter blieben unbeweglich in den blaisischen Landen stehen, Erdrefugien jeglicher Art verklebend, so daß Eugen in gerechtem Unmuth dem kaiserlichen Gesandten in Berlin schrieb „es wäre weit besser, diese Truppen ganz „nach Hause zurückgehen, als ohne daß sie der gemeinsamen Sache einen „Dienst erwiesen, das Reich von ihnen“, wie der Prinz soldatisch sich ausdrückte, „aufzessen zu lassen“). Er setzte wohl ein, fuhr Eugen fort, „daß „nichts beabsichtigt werde, als nur dem Könige den Vertheil zu verschaffen, „unter dem Vorwande, sein Contingent zu stellen, sich von dem Kaiser „Erzstirke den Unterhalt für sechstausend Mann zu verschaffen“).“ Von dem Anmarsche der übrigen Truppencontingente war noch gar nichts zu hören und der Prinz zeigte sich darüber um so mehr entrüstet, als die deutschen Fürsten an Kriegsvölkern nur mehr als zuviel auf den Heinen hatten und wetternd sich anboten, dieselben gegen gute Subsidien und hohen Sold zu des Kaisers Verfügung zu stellen. Der ewige Streich des Kastrobes aber, der jede Beschreibung übersteigende Geldmangel hinderte oder verzögerte wenigstens das Zustandekommen der Uebereinkünfte über die Bestimmung dieser Truppen. Eugen beschwor den Kaiser um unermessliche Beendigung dieses Geschäftes \*), denn er selbst befand sich mit den wenigen kaiserlichen Regimentern, welche schon bei ihm eingeetroffen waren, mit den päpstlichen und den Reichsvölkern durchaus nicht in der Lage, einem etwaigen Angriffe des Feindes mit Aussicht auf Erfolg begegnen zu können.

Der Marschall Villars war es, Eugens Gegner in den vergangenen Feldzügen, welchen der Prinz sich auch jetzt wieder gegenüber sah. Marschall Bejoud und Generalleutnant d'Asfeld commandirten unter Villars, der erstere das Armee-corps, welches gegen Trier seine Richtung nahm, der letztere ein zweites Corps, das Villars bei Fort Louis über den Rhein sandte und bei Sellingen Stellung nehmen ließ. Am 4. Juni verfügte sich Villars in Person zu d'Asfelds Corps und ging mit demselben auf der Straße gegen Kastadt vor, als beabsichtige er einen Angriff auf die Ettlinger Linien. Er drückte dadurch Eugen einen Theil der Truppen, welche in der Nähe von Philippsburg standen, gegen Ettlingen hervorzuziehen. Das war es eben was Villars beabsichtigt hatte. Denn in der Nacht noch kehrte er nach Lauterburg zurück, und sandte den General Broglie mit sechzehn

Bataillonen und zwei und zwanzig Schwabronen auf dem linken Ufer des Rheins gegen Philippsburg ab. Er selbst folgte demselben am 5. Juni mit vierzig Bataillonen. Nachts um 11 Uhr bemächtigte sich Broglie des Dorfes Holland, Philippsburg gegenüber, und setzte sich in demselben fest, so daß dadurch dem Kaiserlichen jeder Uebergang auf der Brücke bei Philippsburg unmöglich gemacht wurde. Am 5. rückte Villars in Speyer ein und nahm Stellung an dem Speyerbache, wodurch er den Kaiserlichen die Verbindung zwischen dem Rheine und Landau abschchnitt.

Die Absicht des Marschalls Villars ging dahin, Landau zu belagern. Hierzu bestimmte er den Marschall Bezons mit neun und fünfzig Bataillonen und fünfzig Schwabronen. Vorher beschloß er sich jedoch gegen jeden Angriff zu sichern. Er stellte daher den Generalleutnant Du Bourg mit einem Truppcorps bei Fort Louis, den Generalleutnant Mägre mit einem andern, meistens aus Reiterei bestehenden bei Worms auf. Philippsburg gegenüber ließ er ein verschanztes Lager anlegen. Das Beobachtungsheer unter seinem persönlichen Befehle behielt sich von der Lauter bis unterhalb Mannheim auf<sup>1)</sup>.

Während Bezons mit der Anlegung der Circumvallationslinie um Landau begann, sandte Villars den Generalleutnant Albergotti zum Angriffe des Mannheimer Brückenkopfes ab. Die Besatzung desselben bestand aus vierhundert sechzig Mann, welche mittelst einer fliegenden Brücke eine ununterbrochene Verbindung mit dem bei Mannheim stehenden Corps unterhielten. Albergotti war genöthigt, den Brückenkopf durch die Eröffnung förmlicher Laufgräben anzugreifen. Nach zehntägigem Widerstande räumte die kaiserliche Besatzung denselben und zog sich am 28. Juni 1713 mit sämmtlichen Geschützen nach Mannheim zurück. Denn Eugen war der Ansicht, daß es nutzlos sei, dort Leute zu opfern, indem der Posten, in welchem sich nichts als ein gewöhnliches Wachhaus befand, weder ihm noch dem Feinde wirklichen Vortheil gewähren konnte<sup>2)</sup>. Und es scheint fast daß Villars diese Unternehmung nur aus dem Grunde in's Werk gesetzt habe, um im Stande zu sein, ihr Gelingen in Paris als einen rühmlichen Erfolg darzustellen.

Inzwischen war auch mit der Belagerung von Landau ein ernstlicher Anfang gemacht worden. Zum vierten Male schon wurde diese Festung im Laufe des spanischen Erbfolgekrieges der Gegenstand eines erbitterten

Kampfes. Setzt man die Reihe hier zu vertheidigen, an dem kaiserlichen Feldzeugmeister Prinzen Alexander von Württemberg, welcher die in Saubau beständige, ungefähr achtausend Mann starke Besatzung befehligte.

Prinz Karl Alexander von Württemberg war der älteste Sohn des Herzogs Friedrich Karl, Administrators der Württembergischen Lande während der Minderjährigkeit des Herzogs Eberhard Ludwig. Im Jahre 1684 geboren, zählte Prinz Alexander erst vierzehn Jahre, als er schon kaiserlicher Oberst war und in dem letzten Feldzuge, welcher dem Rheinländer Frieden voranging, gegen Frankreich wirkliche Kriegsdienste leistete. Der spanische Erbfolgekrieg sah ihn in Deutschland, in Italien, wo er insbesondere in den Schlachten von Cassano und Turin durch kühnblütige Tapferkeit sich hervorthat, in den Niederlanden und endlich wieder in Deutschland, wo er seit dem Jahre 1709 die Stelle eines Gouverneurs von Saubau bekleidete. Eugen hielt große Stücke auf ihn <sup>13)</sup>, und betraute ihn besonders gern mit Aufträgen, bei welchen der unerschrockene Sinn und die glänzende Dadaone, die der Prinz bei jedem Anlasse an dem Tag legte, so recht an ihrem Plage waren. Denn gerade diese militärischen Eigenschaften hatte man an Alexander von Württemberg vorzugsweise zu schätzen. Ob der Prinz, welcher unter der Leitung eines Vaters, insbesondere aber Eugens, ein ganz vorzügliches Werkzeug abgab zur Ausführung ruhmwürdiger Kriegsthaten, jemals als selbstständiger Feldherr hervorgetreten leisten werde, glaubte man von mancher Seite bezweifeln zu müssen <sup>14)</sup>.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Juni 1713 eröffneten die Franzosen die Laufgräben gegen Saubau. Schon seit Wochen waren sie, mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehen, in ihren Operationen begriffen, während ihnen gegenüber die Lage, in welcher Eugen sich befand, gerade das entgegenge setzte Schauspiel darbot. Noch immer war die Mehrzahl der Reichscontingente nicht bei dem Heere eingetroffen und Eugen erschöpfte sich in dringenden Vorstellungen zu Wien, bei der Reichsversammlung zu Regensburg und bei den Fürsten selbst, denen die Truppen gehörten, um deren Annäherung zu beschleunigen. Da der kaiserliche Gesandte Graf Schöbörn den Prinzen versicherte, nur ein Schreiben, welches er selbst an den König richtete, vermöge in Berlin noch Eindruck zu machen, folgte Eugen dieser Anweisung. Dringend bat er den König, sein Truppen-

contingent zur Vereinigung mit der Hauptarmee und zur Unterwerfung unter den Oberfeldherrn anzuweisen. „Sollten aber Eure Majestät,“ so schloß der Prinz sein Schreiben, „diesem Begehren des Allergnädigsten Beifall nicht geben und trotzdem Eere Truppen an Orten stehen bleiben, wo keine Befehle ist, so würde es ebensoviel sein als wenn Sie gar nicht verhandeln würden“<sup>18</sup>).“

Vielleicht noch tadelnswerther als die Haltung Friedrich war diejenige, welche der Landgraf von Hessen-Kassel, der Herzog von Mecklenburg und der Kurfürst von Kaspach beobachteten. Eugen fürchtete sogar, daß diese Fürsten, welche in Schlachtenbad zusammengetroffen waren, sich über ein Complot zum Schaden des Kaisers und des Reiches verständigt haben könnten. Die Triebfeder der Handlungsmethode des Landgrafen war nach Eugens Meinung dessen Haß gegen die Kurpfälzer und seine Begierde, sich zum Haupte des deutschen Fürstencollegiums zu erheben. Was aber der Prinz am meisten besorgte, war, daß Preußen sich mit denjenigen wenigstens zum Theile einverstanden stante, welche so nachtheilige Absichten hegten. „Denn es sei ja,“ schrieb Eugen dem Kaiser, „eine bekannte Sache, daß bei dem Hofe von Berlin es seit langer Zeit her als Hauptgrundsatz gegolten habe, von den Verbindungen Nutzen zu ziehen und dabei etwas zu gewinnen“<sup>19</sup>).“

Das einzige Mittel, welches dem Prinzen sich darbot, um den Mangel an Truppen einigermaßen abzuheben, bestand darin, deren von ihren Fürsten mit Geld zu erkaufen. Es war sehrbedeutend zu sehen, wie diejenigen Reichsfürsten, welche überreich an Verbindungen waren, um die Stellung ihrer Contingente zu verzögern, sich eifrig herandrängten, wenn es sich darum handelte, ihre Truppen zu vermiethen. Binnen wenig Wochen hatte Eugen eine beträchtliche Anzahl solcher Verträge abgeschlossen, wobei freilich die Anweisung auf die vom Reiche verwilligten vier Millionen Thaler die Stelle des baaren Geldes vertreten mußte.

In solcher Weise gab der Herzog von Württemberg sechs Bataillone und fünf Schwadronen für viermahlshundert, der Landgraf von Hessen-Kassel aber sein in zwei Schwadronen bestehendes Leibregiment für fünfzigtausend Gulden. Der Bischof von Münster empfing für fünf Bataillone und zwei Schwadronen hundertmehzigtausend, der Herzog von Sachsen-Weimar aber für zwei Bataillone und zwei Schwadronen, welche wohl weit stärker an

Zahl als die übrigen gewesen sein müssen, gar dreihunderttausend Gulden<sup>17)</sup>. In ähnlichen Verhältnissen waren die Beträge, welche Krier, Dammert, Wolfenbüttel, Rastau und Andern für die Stellung von Truppen zugesprochen wurden. Die Auszahlung geschah meistens in der Art, daß die Summen, welche diese Fürsten in die Operationskasse zu zahlen gehabt hätten, von den ihnen zugesprochenen Beträgen abgezogen wurden. Dieß hatte aber wieder den Nachtheil, daß noch weniger in diese Kasse einging, als bei der Willigkeit so „besser Zahler,“ wie die Reichsfürsten waren, schon im Voraus befürchtet werden mußte.

Man kann sich einen Begriff von der unglaublichen Schwermuth machen, in welcher Eugen sich befand und durch die alle seine Pläne gelähmt wurden, wenn man erzählt, daß im Monate September, zu einer Zeit in welcher der Feldzug sich bereits seinem Ende nahte, von den verwilligten vier Millionen Thalern erst zweihundert fünfundsiebenzigtausend in die Reichsoperationskasse zu Frankfurt einbezahlt waren<sup>18)</sup>. Eugen mußte sich zu persönlichen Bitten bequemen um den Frankfurter Wechsel Christian Rost zu vermögen, über den Vorchuß von fünfundsiebenzigtausend Gulden, welchen derselbe auf die eingehenden Gelber angeboten hatte, noch hunderttausend Gulden zu geben. Seine „fürstliche parole“ mußte der Prinz versprechen, daß dieser Betrag auf's vollständigste zurück-erstattet werden sollte<sup>19)</sup>. Rost aber erklärte, es sei kaum von ihm zu begehren, daß er auf Eugens Verlangen eingehen solle. Denn die Einzahlungen geschähen ja durchaus nicht regelmäßig und er müßte jeglicher Deckung entbehren.

Dem Prinzen blieb nichts übrig, als dem Kaiser zu Gemüthe zu führen, welche Able Folgen daraus entstehen würden, wenn die Armee aus Mangel zu Grunde gehen müsse, und daß in demselben Augenblicke, in welchem der Feind mit so großer und wohl ausgerüsteter Streitmacht im Felde stehe und in voller Operation begriffen sei<sup>20)</sup>. Aber nichts half gegen den glücklichen Mangel an Geld, der in den kaiserlichen Kassen herrschte. Es war ein Glück, daß es Eugen endlich doch gelang, den Wechsel Rost, der es ihm für sich ein Recht vom bestem Willen und patriotischer Ermahnung zu sein schien, zu dem gewünschten Vorchuße zu vermögen<sup>21)</sup>.

Während Eugens Lage sich so peinlich gestaltet und er die ärgsten Streitigkeiten mit denjenigen durchzukämpfen hatte, von welchen er sich

der ausgiebigsten Unterstützung hätte erfreuen sollen, setzte der Feind die Belagerung von Landau ungebrochen fort. Die Vertheidigung des Prinzen von Württemberg war seines bisher erworbenen Kriegsrufmes würdig. In verschiedenen Ausfällen so wie durch ein fast ununterbrochenes Geschützfeuer fügte er den Franzosen beträchtlichen Schaden zu. Eine außerordentlich große Anzahl Mienen hatte er angelegt und wußte dadurch den Feind, Gegenarbeiten auszuführen, wodurch die Belagerten nach ihrem eigenen Geschick viele Zeit verloren <sup>29)</sup>. Doch konnte dies nicht hindern, daß während des Zeitraumes vom 12. Juli bis zum 4. August nach und nach mehrere Werke weggenommen wurden, welche der Festung als Schutzmittel gedient hatten und deren Verlust dieselbe immer mehr und mehr bloßstellte.

Eugen empfand es schmerzlich, daß es ihm nicht vergünst war, einem Plaze zu Hülfe zu kommen, dessen Besitz für Kaiser und Reich so große Wichtigkeit besaß. Aber er hielt es aus den verschiedensten Rücksichten für unthunlich, den Entsatz von Landau zu versuchen. Die außerordentlich bedeutende Uebersahl der feindlichen Truppen und die ungemein vortheilhafte Stellung, welche das französische Heer, das die Belagerung hatte, bei Frontenthal einnahm, ließen eine Unternehmung gegen dasselbe als ein nicht anzunehmendes Wagniß erscheinen. Gelänge es aber auch, so meinte der Prinz, dem Feinde diese vielfach geschützten Stellung zu vertreiben, so vermöge doch nichts ihn zu hindern, sich hinter den Speyerbach zurückzuziehen, und sich dort von neuem festzusetzen, wo seine Stellung noch unangreifbarer wäre.

Dennoch würde die Schulerichtigkeit einer solchen Unternehmung den Prinzen nicht abgehalten haben, etwas für die Rettung Landau's zu wagen, wenn er nicht von einer Schlappe des eigenen Heeres die übelsten Folgen für zu befürchten müßten. „Wenn jenseits des Rheines,“ so schrieb er dem Kaiser, „sich ein Unglück ereignete, was Gott verhüte, so wäre das „ganze Reich einer augenscheinlichen Gefahr preisgegeben, und es wäre „also für jetzt nichts anderes zu thun sein als zu erwarten, was eine „nach Landau's Eroberung weiter geschehen werde <sup>30)</sup>.“

Daß aber diese Eroberung so lang als möglich verzögert werde, mußte Eugen aus mehr als einer Rücksicht lebhaft wünschen. Um den Prinzen von Württemberg, mit dessen bisheriger Haltung er vollkommen zufrieden



war, zu standhaftem Aushalten zu ermuntern, schrieb ihm Eugen und stellte ihm die Alternative, wenn der freie Abzug der Garnison noch zu erreichen wäre, Sandom zu einige Tage früher zu übergeben. Sollte jedoch, wie es wohl anzunehmen sei und der Forderung auch abemal anspitze, der Marschall Villars von keiner anderen Capitulation als auf Kriegsgefangenschaft der Besatzung etwas hören wollen, so wies er nicht, erklärte Eugen dem Prinzen Alexander, daß derselbe, „um sich Ehre und ewigen Ruhm in der Welt zu erwerben,“ so lang als möglich aushalten werde, denn, fügte der Prinz hinzu, „als Kriegsgefangen sich zu ergeben bleibt immer noch Zeit genug“).

Eugen bemerkte sehr, daß der Brief, welcher von in Ziffern geschriebenen Brief nach Sandom bringen sollte, nicht mehr in die Festung zu gelangen vermochte. Dieselbe war schon von allen Seiten zu hart bedrängt, als daß noch eine Verabredung mit Außen möglich gewesen wäre. Am 18. August endlich lagen die Räder bereitgestellt im Schutze, daß der Marschall Villars Aufstehen zu einem allgemeinen Sturme traf. Prinz Alexander glaubte denselben nicht mehr abzuwehren zu können. Insbesondere war es der Mangel an tüchtigem Feuergetöse, der ihm ferneren Widerstand unmöglich erscheinen ließ. Er suchte am 19. August 1713 die weiße Fahne auf und verlangte zu capituliren.

Villars befehlte darauf, daß die Besatzung sich Kriegsgefangen ergeben solle. Der Prinz von Württemberg verweigerte dies anfangs. Als er aber die Festigkeit des Marschalls sah, ergab er sich am 20. August. Die Garnison wurde nach Jagenau geführt, und Prinz Alexander erhielt Erlaubniß sich zu Eugen zu begeben, um ihm Rechenschaft abzulegen von dem Verlaufe der Belagerung und der Haltung, welche er während derselben beobachtet hatte.

Eugen wurde, wie seine Schreiben an den Kaiser bezeugen, durch den Bericht des Prinzen Alexander völlig befriedigt. Derselbe sei, erklärte Eugen, hauptsächlich durch Mangel an Pulver und an brauchbarem Feuergetöse zur Uebergabe gezwungen worden, und die Tapferkeit, welche er bei der Vertheidigung an den Tag gelegt habe, müsse ebenso gerühmt werden als diejenige, mit der ihn der Generalmajor von Büschau und die ganze Garnison unterstützt hätten<sup>25)</sup>.

Kaum war Sandom gefallen, als der Marschall Villars die beabsichtigten seiner Generale zum Kriegsrathe nach Speyer berief, um sich über eine

Unternehmung zu vertheidigen, welche noch im gegenwärtigen Feldzuge in's Werk gesetzt werden sollte. Angriffe auf Rheinfels, auf Ebernberg und Erzbach, welche im Vorschlag kamen, schienen von zu geringer Bedeutung, eine Belagerung von Stein aber mit zu großen Schwierigkeiten verbunden. Nach einigen Schwanken entschied sich Villars endlich für einen Angriff auf die Linien, welche General Banbonne im Schwarzwalde besetzt hielt. Er beschloß dieselben zu durchbrechen und entweder in Schwaben einzubringen, hiernach aber Eugen aus seiner festen Stellung bei Esslingen zu locken, oder wenn dies letztere nicht gelänge, Freiburg zu belagern.

In der Ungewißheit mochten die eigentliche Absicht des Feindes zielen, ob auf Stein, auf Freiburg oder auf die von Banbonne besetzten Linien, hatte Eugen die Besatzungen an allen drei Posten erschwerlich verstärkt. Der Prinz war fest entschlossen, dieselben so lang als möglich zu behaupten. Insbesondere waren es die Linien die er zuerst bedroht glaubte. Sie erstreckten sich den Rottkopf entlang und schloßen St. Peter, St. Mergen und den sogenannten hohen Graben, in welchem letzterem sich die damals angelegte Schanze noch bis auf den heutigen Tag in gutem Zustande erhalten hat.

Schon längst und zu wiederholten Malen war Banbonne von dem Prinzen beordert worden, daß die Linien, deren Vertheidigung ihm oblag, am besten Preis gehalten werden müßten. Die in's kleinste Detail hatte ihm Eugen die hierzu nothwendigen Maßregeln und Anordnungen vorgezeichnet. Selber waren die Linien selbst nicht überall vortheilhaft angelegt. Die Brustwehren bestanden aus schlechtem Material und bis einzelnen Posten waren zu weit von einander entfernt, wodurch ihre Vertheidigung sehr erschwert wurde<sup>66)</sup>. Deste größere Vorsicht und Wachsamkeit wurde Banbonne zur Pflicht gemacht<sup>67)</sup>. Und als endlich Karbau gefallen war und die Gefahr für die Linien dringend zu werden begann, sandte Eugen den Feldmarschall-Lieutenant Baron d'Arnan mit fünfzehn Bataillonen, und den Generalfeldwachtmeister Grafen Mithau mit drei Cavallerie-Regimenten dem Marquis Banbonne zu Hülfe<sup>68)</sup>.

Eugen mußte der Meinung sein, durch diese ausgiebige Verstärkung den General Banbonne in den Stand gesetzt zu haben, die Linien wider einen Angriff des Marschalls Villars zu behaupten. Die ihm zur Verfügung gestellten Truppen schienen zahlreich genug zu sein, und in der Person des

Baron d'Arnan hatte Baubourne weithin den besten Schülern erhalten, welchen er nur verlangen konnte.

Ein und zwanzig Jahre waren vorübergegangen, seit sich d'Arnan, welcher einer vornehmen burgundischen Familie angehörte und damals als Hauptmann im kaiserlichen Infanterie-Regimente Mannsfeld diente, durch die außerordentliche Tapferkeit, mit der er die sogenannte Vaterländische Höhle verteidigte, einen weitberühmten Namen gemacht hatte. Dreihundert Mann nur standen unter seinem Commando, mit welchen er die fünf Stunden von Dijon am Doubsstrom gelegene Felsengrotte gegen die Lürken hielt. Erst nach fünf und vierzig Tagen heftigster Gegenwehr, als die Albanesen mit Strickleiten die Höfen ober der Höhle erklettert hatten und mit herabgewälzten Felsstücken die muthigen Verteidiger jermalmten, als der Wassermangel ganz unerträglich geworden war, ergab sich das tapfere Häuflein. Seitdem hatte d'Arnan alle Kriege des Hauses Oesterreich mitgekämpft, sich von Stufe zu Stufe emporgeschwungen und galt zuletzt für den besten Infanterie-General, welchen der Kaiser nach Guido Starhemberg besaß <sup>17)</sup>.

Während Eugen in solcher Weise für die Sicherstellung der Italien im Schwarzwalde Besorge traf, vernachlässigte er ebenso wenig dasjenige, was zum Schutze der Gegend den Rhein abwärts erforderlich war. Die hannoverschen, württembergischen und preussischen Regimenter, welche endlich zur Vereinigung mit dem Hauptheere angrücken worden waren, die Bataillone von Karlsruhe und Münster verwendete er dazu. Von Föhringen bis Rheinz suchte er den Rhein sorgfältig zu besetzen, und es war natürlich, daß ihm selbst nur wenig Truppen mehr übrig blieben, um die Stützpunkte zu behaupten.

Nach längerer Zögerung, während welcher Villars durch verschiedene Scheinbewegungen den Prinzen Eugen über seine wahre Absicht zu täuschen suchte, schritt der Marschall endlich an's Werk. Am Morgen des 18. September 1713 ging er bei Straßburg über den Rhein, nicht ohne zwei starke Corps, eines an der Rhodig und das andere in den Bantzenburger Thälern zu hinterlassen. Am 20. erschien Villars vor Freiburg, wendete sich aber allfogleich gegen die Verschanzungen auf dem Rasthofe, und eine überlegene Macht auf einem einzigen Punkte vereinigend, durchbrach er die Thäler. Denn vierzig Bataillone warf er zugleich auf das mit Mauerwerk

vielleicht bezeichnet Blockhaus, in welchem zwei sächsische Bataillone mit hundert Dettingischen Dragonern lagen. Die Vertheidigung war lobenswerth <sup>20)</sup>, aber der angegriffene Posten wurde von den benachbarten Truppenabtheilungen nicht unterstützt. Bonbonne hatte die Befehlshaber der letzteren angewiesen, nicht von ihrem Plaze zu weichen. Denn er beschränkte, daß die Franzosen nur Scheinangriffe versuchen würden, um ein Zusammenstürzen von Truppen auf einzelnen Punkten zu veranlassen und sodann die von Besatzung entblößten Posten desto leichter erobern zu können.

Die Anordnung Bonbonne's hatte aber die üble Folge, daß das kleine Dörflein, gegen welches der Angriff gerichtet war, der Uebermacht nicht zu widerstehen vermochte. Als die Franzosen sich eines Theiles der Linien bemächtigt hatten, schien auch der Rest nicht länger haltbar. Die elf Bataillone welche Freiburg zunächst standen, warfen sich in die Festung. Feldmarschall-Lieutenant d'Urban zog sich mit den Truppen, die er unmittelbar befehligte, auf Bonbonne zurück, welcher das Hauptwerk, die Schanze im hohen Graben besetzt hielt.

Nachdem jedoch der Feind einmal innerhalb der Linien eingedrungen war, glaubte auch Bonbonne sich nicht mehr sicher in seinem Posten. Auf die Kunde, daß die Franzosen Pläne machten, ihn zu umgehen und von Billingen und Rottweil abzuschneiden, entschloß er sich seine bisherige Stellung aufzugeben. Denn er besorgte in derselben gänzlich umringt und vielleicht durch Hunger zum Niederlegen der Waffen gezwungen zu werden. Er kündigte daher dem Prinzen Eugen seinen Entschluß an, unterweil erst jubringen, bis Billingen zurückzugehen, diesen Plaz zu besetzen und die Verbindung mit Rottweil und Hornberg, wo General Roth stand, aufrecht zu erhalten <sup>21)</sup>.

Bonbonne setzte sein Vorhaben allsofort in's Werk. Bald glaubte er jedoch nicht bloß nach Billingen, sondern bis Rottweil zurückgehen zu sollen, weil er diesen Plaz für besonders vorthailhaft gelegen und sich erst dort für gesichert hielt. In Rottweil verchanzte er sich, die Fronte seines Lagers gegen die Stadt gerichtet, die Flanken aber durch tiefe und schon zugängliche Schanzen gedeckt.

Eugen hatte keine Ursache, mit dem Vordringen, welches Bonbonne beobachtet hatte, besonders zufrieden zu sein. Es entging ihm nicht, daß in

den Dispositionen, welche in dem Augenblicke des furchtbaren Angriffes auf die Flanken getroffen worden waren, große Verwirrung geherrscht haben mußte. Aber er kannte Daubonne als einen Ehrenmann, als einen viel versuchten wackeren Krieger, und so fiel denn der Befehl, da er ihn dem General Daubonne nicht völlig ersparen konnte, so schonend als möglich aus <sup>25</sup>). Nach damit, daß Daubonne den Posten im hohen Graben so schnell aufgegeben hatte, war Eugen durchaus nicht einverstanden, denn er hielt den Besitz desselben für notwendig um dem Feinde die Streifzüge in das Innere von Schwaben, ja wohl gar das Einbringen mit einem größeren Armeecorps zu verhüten. Daubonne erhielt Befehl sich der verlassenen Stellung wieder zu bemächtigen und sie mit aller Anstrengung gegen den Feind zu behaupten.

Es war nicht Feigheit, denn ein Mann von der Erprobtheit Daubonne's war davon nicht fähig, sondern feste Ueberzeugung, welche denselben bewog, dem Prinzen gegen den Befehl, den hohen Graben wieder zu besetzen, Vorstellungen zu machen. „Wenn dieser Posten zu behaupten „gesehen wäre,“ versicherte er, „so würde ich gewiß keinen Schritt „davon gewichen sein. Nur Durchsicht müßten versichert sein, daß wenn „ich aus Nachlässigkeit oder Feigheit einen Fehler begangen hätte, Sie „mich niemals lebendig wiedersehen würden. Um dies zu zeigen werde ich „allfogleich dorthin marschiren und mit Freude als ein christlicher Mann bis „auf den letzten Blutstropfen daselbst ansharren <sup>26</sup>).“

— In dem Augenblicke in welchem Daubonne sich anschickte dieß entgegenzu-  
stehen, kam ein Gegenbefehl von Seite des Prinzen. Daubonne wurde angewiesen, sich einzustellen nur bei Rottweil gut zu verhalten und Ob-  
sorge zu tragen, daß der Feind keine Streifzüge in das Land auszusüßten  
vermöge. Denn es war klar geworden, was Eugen bis auf den letzten  
Augenblick bezweifelt hatte, daß Dillers den Schwaben aufgab, nach  
Schwaben und Baiern durchzudringen, und daß er die Belagerung von  
Stirling unternehmen werde.

Daubonne befolgte Eugens Anweisung und warf keine Mühe, seine  
Stellung bei Rottweil aus allen Kräften zu verthäten. Wohl machte er  
einen Angriff des Feindes auf dieselbe und dadurch die Gelegenheit herbe-  
führen, den Schwaben zu tügen, welchen der Verlust der Flanken auf seinen  
Rücken geworfen hatte. Aber Daubonne hoffte unsonst auf eine Entschlo-

zung des Brudes. Ihm war das traurige Los derjenigen beschieden, welche statt am Ende ihrer Tage den reichlich verdienten Lohn einer glänzenden Vergangenheit zu ernten, durch ein unheilvolles Ereigniß denselben einbüßen, und deren statt Ruhm und Ehre, wonach ein ganzes rustlos bewegtes Leben hindurch ihr Streben gerichtet war, zur Tadel und Geringschätzung zu Theil wird. Mag es ohne oder durch ihr Verschulden so gekommen sein, immer ist ein so hartes Schicksal gleich beklagenswerth.

Der kaiserliche Baubourgeois gab Bericht zu Ehren, daß man in Wien in den megereferendsten Ausdrücken von seinem Vernehmen spreche, ja daß es sogar nicht an Leuten fehle, welche ihn geradezu des Verrathes anklagten<sup>24)</sup>. In dem Bewußtsein gekränkter Ansehens wandte er sich an Eugen mit der flehentlichen Bitte, sich seiner verletzten Ehre anzunehmen. Wenn sagte ihm der Prinz dieß zu. Er versprach ihn in Wien rechtserfüllen zu wollen, und fügte den Trostspruch bei, daß der Tadel der Krone in solchen Fällen gewöhnlich, und nicht allzuhoch anzuschlagen sei<sup>25)</sup>.

Baubourgeois war jedoch schon zu verführten Gemüthes, als daß solche Betrachtungen bei ihm noch Eingang gefunden hätten. Auch begannen die ersten Anzeichen der Uagnade schon sichtbar zu werden, in welche er bei dem Wiener Hofe gefallen war. Trotz der vielen edlen Gaben des Geistes und des Herzens, welche den Kaiser schmückten, war ihm doch jene Schwermuth fremd, die in ehrenbem Ruhenden langer und treuer Dienste ein eingetretenes Verschulden gütig nachsieht. In nicht einmal eines begangenen Fehlers bedurfte es, schon ein Mißlingen geuligte, um stillere Anzei-  
 chung vergessen zu machen. Es aber so sehr nach dem Erfolge gerichtet wurde, durfte Baubourgeois nicht auf wohlwollende Entschuldigun-  
 gen hoffen. Wie es um seine Sache in Wien stand, merkte er bald an dem Vernehmen derjenigen seiner Generale, welche mit dem Hofe enge Verbindungen unterhielten. Der Feldmarschall-Lieutenant Graf Joseph Dattach und der Generalfeldwachmeister Graf Gundacker Althaus weigerten ihm beinahe den Gehorsam, und als er sie durch Strenge zu ihrer Pflicht zu verhalten suchte, lud er den Haß einer mächtigen Partei auf sich<sup>26)</sup>, welche ihn in allen seinen Plänen zu durchkreuzen wachte. Immer tiefer und tiefer wurde die Schwermuth, welcher Baubourgeois sich hingab, nichts vermochte ihn mehr derselben zu entreißen, und er endete endlich, sechzig Jahre alt, am 2. August 1715 in Wien durch einen Sprung aus dem Fenster.

Es war Eugen nicht unwillkommen gewesen, daß der Herzog von Villars, statt nach der Durchbruchung der Eiseln weiter in Schwaben und gegen Bayern vorzubringen, sich zur Belagerung von Freiburg gewendet hatte. Die späte Jahreszeit und die Stärke der Besatzung ließen den Prinzen erwarten, daß Villars lange Zeit vor der Festung zubringen und sich nur mit großer Anstrengung und mit bedeutenden Opfern derselben bemächtigen werde. Die beste Bürgschaft dafür lag ihm in der Persönlichkeit des Feldmarschall-Lieutenants Ferdinand Freiherrn von Darsch, welchem das Commando von Freiburg anvertraut war.

Darsch war ein Mann, der in jeder Zeit und in allen Kreisen durch eine außerordentliche geistige Begabung, durch den Drang, die Welt zu sehen, sich Kenntnisse zu erwerben und durch persönliche Leistung sich zu erheben über die Alltagsmenschen, eine hervorragende Stellung erworben haben würde. Um wie viel mehr mußte dieß damals und in einer Umgebung der Fall sein, in welcher geistige Bildung noch bei wenigen und nur als Ausnahme sich bemerkbar machte. Darsch war im Elsaß geboren, hatte zuerst unter den Schweizer Truppen in Frankreich gedient und war dann, als um zwanzig Jahre alt, als Freiwilliger nach Ungarn gegangen, wo er unter Karl von Rothringen und Caprara socht und Kämpfe erlebte. Als schließlich in venetianische Dienste getreten, kämpfte er auf Verona und wachte bei der Schlacht bei Bassano, dann der Einnahme von Venedig und Cortina bei. Obgleich auf Regimentsstärke verwundet, fand er sich doch schon wenige Jahre später unter den kaiserlichen Truppen, welche am Rheine gegen Frankreich kämpften. Insbesondere war es Prinz Ludwig von Baden, dessen Gunst er gewann und bei welchem er als General-quartiermeister Dienste that.

Durch den Ryswicker Frieden wurde Deutschland, für kurze Zeit wenigstens, die Ruhe wiedergegeben. Darsch aber dachte nicht daran, sich derselben zu überlassen. Er hoffte die Zeit benutzen und sich dem Drange, der ihn besaß, hingeben zu können, nach weit entlegenen Ländern zu gehen, welche damals von Europäern, wenigstens von Deutschen des deutschen Vaterlandes nur selten besucht wurden. Schon einmal war er nach Spanien geritten um sich von dort nach Amerika einzuschiffen. Damals hatte jedoch ein Zufall seine Pläne vereitelt. Jetzt nahm er sie wieder auf, um sie, wenn gleich noch einer anderen Richtung hin zur Ausführung zu

bringen. Er ging nach dem Orient, besuchte Persien und traf auf der Rückreise mit dem kaiserlichen Botschafter Grafen Wolfgang Lottbogen, welcher nach Abschluß des Carlsruher Friedens an die Flotte geschickt worden war, in Constantinopel zusammen. Mit ihm schickte Harisch nach Wien zurück.

Dem spanischen Successionskriege wohnte Harisch von Anfang an bei. Er kämpfte das Treffen am Schellenberge mit; bei Cassano stand er als Generalleutnant unter Eugen und wurde ebenfalls verwundet. Dann erhielt er das Commando von Freiburg und die Führung dieses wichtigen Grenzpostens konnte in der That in keine besseren Hände gelegt werden. Immer besorgte, die Festung in guten Verteidigungsstand zu setzen, verdoppelte er seine Thätigkeit, als er erwarren konnte, daß nach Sardan's Falle die Reihe an ihn kommen werde<sup>77</sup>). Eugen wußte das und beschränkte den Freiherrn von Harisch in seinem restlosen Eifer fortwährend durch aufmunternde Schreiben. „Wenn es wirklich“, hatte er ihm gleich nach Sardan's Verlust erklärt, „zur Belagerung von Freiburg kommen sollte, so verlasse ich mich auf Sie, daß Sie mit Ihrer bisher erprobten Bravour, bewachten Commando und Heer im Willkürlosen habenden Kriegserfahrung dem Feinde die Belagerung so schwer und kostbar machen, als es die Möglichkeit und die Kräfte nur immer zulassen werden. Wenn es aber auf das Unerbittliche ankommen sollte, so müssen Sie sich durchaus in keine Capitulation als Kriegsgefangen einlassen, weil es bekannt ist, daß jedes Remanquament hinter der Hauptmauer oder dem Corps de la Place, so schnell es auch sein mag, oder endlich jedes Haus und jeder Winkel gut genug und dienlich ist, sich Kriegsgefangen zu ergeben. Mit einem Worte“, schloß Eugen sein Schreiben, „ich empfehle Ihnen die Vertheidigung dieses Hauptpostens um so mehr, als Sie bei dieser Belagerung dem selbst trachten werden sich Ruhm in der Welt zu erwerben, da der Platz jaumt den beiden Schiffen vergleicht „clement“, daß wenn dem Feinde schon Fußrecht Erde zu bestreuen vermag<sup>78</sup>).“

Noch zu wiederholten Malen schrieb Eugen dem Feldmarschall. Nientaux von Harisch in gleichem Sinne. Er ermahnte ihn den Auftrag, „bis auf die letzte Extremität zu halten, alle ordentliche Gegenwehr zu thun und dem Feinde bei so weit vorgerückter Jahreszeit die Belagerung um so schwerer zu machen, als die Vertheidigung dadurch erleichtert wird und sich bis tief in den Winter hinein verzögern kann.“



Nachdem er ihm verschiedene Aufzeichnungen gegeben, wie dem Fall zu Fall die Verhältnisse der Feinde zu berechnen seien, fuhr Eugen fort: „Man darf nur in keinen Zweifel stellen, es werde die Ihn untergeordnete Garnison, welche meistens aus kaiserlichen Truppen zusammengesetzt ist, dieselbe Ehre und Reputation zu behaupten suchen, welche die kaiserlichen Waffen bisher allzeit befohlen und an allen Orten der Welt davon getragen haben. Es wird dieselbe aber gleichwohl anzuweisen sein, daß sie sich mit der an kaiserlichen Soldaten gewohnten Standhaftigkeit und Bravour gegen den belagernden Feind vertheidige und nicht nur den erworbenen Ruhm aufrecht erhalte, sondern sich durch ihre bei dieser Gelegenheit zu beweisende Tapferkeit der kaiserlichen Gnade theilhaftig mache. Bei der ganzen Welt wird sie sich dadurch einen ewigen Nachruhm erwerben, sowohl dem Feinde im Ausfällen sowohl als Angreifen zu bewiesen, daß wenn er es zu thun habe, daß bei den kaiserlichen Waffen der alte Ruhm und die alte Tapferkeit sich nicht verringert, wohl aber vermehrt haben.“

Auch bei einem Manne von geringerer Entschlossenheit als Harsch es war, hätten Eugens beredte Worte den Vorsatz erwecken und befestigen müssen, durch strengste Pflichterfüllung dem Vertrauen des Befehlshabers zu entsprechen. Bei Harsch aber bedurfte es in der That solcher Ermahnungen nicht, und schon lang bevor man ernsthaft an die Belagerung von Freiburg dachte, war er völlig bereit, auf den Ruin der ihm anvertrauten Festung den Feind zu erwarten. Doch suchte auch er die Nothwendigkeit der Mittel bedauern, welche ihm zu Gebote standen. „Wollte Gott, daß ich nur einiges Geld zur Verfügung hätte,“ schrieb er schon am 22. Juli 1713 an Eugen, „ich wollte die beiden Schiffe gern noch weit mehr als die Stadt selbst mit allem Nöthigen versehen, denn sie sind das größte Capital. Die Stadt werde ich mit Gottes Hülfe nie anders als durch schrecklichen Sturm verlieren und dann soll es erst in den Schiffen recht angehen, wo man mich und meine Garnison Stück für Stück mit Wein-herausopferungen muß.“

Harsch sollte nicht lang auf die Gelegenheit zu warten haben, um zu zeigen, daß die Worte die er an Eugen richtete, keine reine Prahlerei, sondern daß sie nur der Ausdruck dessen seien, was er zu thun entschlossen war. Man hatte Villars die Union auf dem Kopfe durchbrochen, so

scherte er sich Freiburg. Am 26. September 1713 war die Umschließung der Stadt vollendet; in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober wurden die Laufgräben gegen dieselbe eröffnet. Einen zweiten Tag darauf richteten die Franzosen gegen das obere Schloß.

Reiflos war nun die Thätigkeit, welche Festmarschall-Dienstaum von Darsch rathweilte, um den Fortschritten des Feindes so viel als nur immer möglich Einhalt zu thun. Auf allen Punkten wurden häufig wiederholte Ausfälle unternommen, die Belagerer aus den Laufgräben vertrieben, ihre Arbeiten theilweise zerstört. Von besonderer Wirkung war der Ausfall, welchen Darsch am Nachmittage des 15. Oktober aus der Festung unternahm. Auf beiden Seiten wurde mit unglaublicher Erbitterung gekämpft und Villars gesteht selbst, daß er in dem Gefechte zweitausend Mann verlor <sup>42)</sup>.

Am Ende des Monats Oktober, nachdem die Franzosen durch die Tapferkeit der Besatzung von Freiburg und durch die vielen Wirkungen der weit vorhergehenden Jahreszeit schon stark gelitten hatten, waren sie endlich so weit gekommen, daß alles zum Sturme bereit schien. Darsch hätte denselben nicht ungern abgewartet. Die einstimmige Ansicht der vornehmsten Offiziere, daß bei einem Sturm alles verloren gehen könnte <sup>43)</sup>, bewog ihn jedoch die Stadt ihrem Schicksale zu überlassen und sich nur mit den dienstfähigen Soldaten nach dem unteren Schlosse zurück zu ziehen.

Villars hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß er mit der Stadt zugleich die Schloßler durch Capitulation in seine Gewalt bekommen werde. Noch hoffte er diesen Zweck durch Unterhandlungen erreichen zu können, und er ließ daher dem General Darsch den Antrag machen, gegen freien Abzug der Besatzung die Schloßler zu übergeben. Sollte er nicht darauf eingehen, so sei auf keine andere Capitulation als eine solche zu rechnen, durch welche die Besatzung Kriegsgefangenen erklärt werde. Darsch möge einen Offizier seines Vertrauens an Eugen abgeben und den Prinzen um seine Einwilligung zu diesem Schritte ersuchen lassen.

Die Antwort, welche auf die Erklärung des Kurshalles ertheilt wurde, war des kaiserlichen Festungscommandanten würdig. Seine Befehle, die Schloßler von Freiburg zu vertheidigen, erwiderte Darsch, seien streng, und seine Pflicht gebiete ihm deren vollständige Vollziehung. Doch wolle man sich nicht weigern, einem Offizier an Eugen abgehen zu lassen, nicht

um eine Uebertragung der empfangenen Ordre zu erbitten, sondern um überhaupt dessen Befehle einzuholen und sodann dasjenige zu befolgen was der Prinz anordnen werde. Die Kranken und Verwundeten so wie die Frauen der Offiziere, fügte Marsch hinzu, habe er nicht nach dem Schloßern mit sich führen können, weil es ihm dort an Raum für dieselben gebrähe. Er empfahl sie jedoch der Menschlichkeit des Marschalls und sei überzeugt, daß Willars den hohen Kriegsrath, welchen er sich erworben habe, durch keine Barbarei beschämen werde, gegen Wehrlose und Frauen geköt.

Es zeigte sich bald, daß General Marsch eine zu günstige Meinung vom feindlichen Gegner hegte. Die rothe Grausamkeit, welche die Franzosen zu so oft wiederholten Malen in jenen gesegneten deutschen Landstrichen verübten, welche durch ihre Lage vernachlässigt waren, den Schauplatz langwieriger Kriege zu bilden, entsaltete sich auch jetzt wieder in erschreckender Weise. Niemals kann das Andenken daran oft genug in's Gedächtniß zurückgerufen werden. Willars berückte sich Alle, welche Marsch in der Stadt zurückgelassen hatte und die in irgend einer Beziehung zur Garnison gestanden waren, Kranke, Verwundete, Frauen der Offiziere und wer es auch sein mochte, über fünftausend an der Zahl, in das Capuziner-Kloster zusammen zu sperren. Hier aber weigerte er ihnen jeglichen Unterhalt, wenn sie nicht von den Schloßern aus mit solchem versehen würden. Er beabsichtigte dadurch die Aufzehrung der dortigen Vorräthe zu beschleunigen. Und als Marsch hierauf nicht eingehen zu können erklärte, ließ Willars eine Anzahl verwundeter und kranker Soldaten, welche schon durch mehrere Tage keine Nahrung erhalten hatten, vor die Thore des untern Schloßes (schleppen<sup>45</sup>), um dort vor den Augen der Besatzung Hungers zu sterben. Es war rührend zu sehen, wie die kaiserlichen Soldaten freiwillig sich erbieten, ihre ohnehin nur lang zugemessenen Portionen mit den armen Mißhandelten zu theilen.

Während diese Schreckensscenen in Freiburg vorfielen, war der Artilleriehauptmann Deluge im Auftrage des Freiherrn von Marsch zu Eugen geritt, um dem Prinzen die Beschlage zu schildern und seine Befehle einzuholen. Charakteristisch für Marsch war es, daß auch sein Schreiben an Eugen mit den Worten begann, er besitze seine Ordre und begehre keine andere zu erhalten. Nur auf den Wunsch seiner Offiziere habe er dem Hauptmann Deluge abgeschickt, welcher sich darauf beschränken solle,

dem Prinzen genannten Bericht, sowohl über alles was vorgegangen sei, als über den Stand der Dinge in den Schloßern zu erstaten, und ihn um seine Aufträge zu bitten“<sup>44</sup>).

Eugen war fortwährend in den Grinstinger Linien geblieben. Denn diese Stellung hielt er für „das rechte Thor in das römische Reich und „von um so größerer Wichtigkeit, als durch sie auch Philippsburg vor „einer Belagerung behahrt werde“<sup>45</sup>). Seitdem Villars sich vor Freiburg festgesetzt hatte, war jedoch die Befestigung für Philippsburg verächtlicher. Eugen begab sich daher für seine Person nach Reims, von wo aus er sämtliche Posten im Schwarzwald, den hohen Graben und Büllingen besuchte, um zu sehen ob von einer Wiederbesetzung der verlassenen Linien Nothwendigkeit zu erwarten, und ob dieselben gegen den Feind gehalten werden könnten. Insbesondere war es ihm darum zu thun, aus größerer Nähe über die Lage Freiburgs sichere Nachricht einzuholen und zu erforchen, ob nicht zu dessen Rettung ein Versuch zu machen sei. Es werde jedoch gar schwer damit halten, berichtete er dem Kaiser, indem man dem Feinde nur über das Gebirge zukommen könne, derselbe seine Stellung aber durch starke Verschanzungen gewahrt habe“<sup>46</sup>).

Eugen war nach seinem früheren Hauptquartiere Mählsberg zurückgekommen, als der Abgesandte aus Freiburg bei ihm eintraf. Der Prinz wollte es nicht auf sich nehmen, eine Frage von solcher Wichtigkeit wie diejenige der Uebergabe von Freiburg allein zu entscheiden. Niemand war aber mehr dabei betheiligt als der Herzog von Württemberg, dessen Ränder nach dem Verluste der Festung einem Einbruche der Feinde am meisten ausgesetzt waren. Hierzu kam noch, daß Herzog Eberhard Ludwig nach Eugen den ersten Rang in der kaiserlichen sowohl als in der Reichsarmee bekleidete.

Um durch eine Berufung des Herzogs keine Zeit zu verlieren, eilte Eugen in Person zu demselben nach Ludwigsburg. Hier theilte er ihm den Entwurf der Antwort mit, welche er dem Geheimrath-Sekretair von Harsch zukunftsorgen gedachte.

Nach einer warmen Belobung der Haltung, welche Harsh sowohl als seine Offiziere und Soldaten bloßes beobachtet hatten, bemerkte ihm Eugen, daß hundert Beispiele vorgekommen seien, in welchen man Verwundete und Kranke in der Gewalt des Feindes habe zurücklassen müssen. Er könne

nicht glauben, daß Villars viele Leute Abel behandeln lassen werde, „indem dieß ja eine poltische christlichen Waffen ungenothhaliche und „barbarische Sache wäre.“ Villars sei auch nicht gar zu anlegentlich darum zu bitten, weil nach dem oft von Augenblick zu Augenblick sich verändernden Kriegszustand, was heute mit Einem sich zutrage, morgen leicht dem Andern geschehen könne.

Auf die Hauptsache selbst übergehend, stellte Eugen dem General Dorsch folgende Wahl. Wenn er sich stark genug glaube und mit allen Erfordernissen ausreichend versehen sei, um sich noch durch mehrere Monate in dem Schloßern von Freiburg zu halten, jedoch nur in diesem einzigen Falle möge er es thun und dabei jene Draveur und Kriegserfahrung zeigen, welche er bei der Vertheidigung der Stadt zu seinem nicht geringen Nachruhm an den Tag gelegt habe. Vermöge aber Dorsch dieß nicht auszuführen, und müsse er sich früher aus Mangel an Proviant oder Munition ergeben, so sei es besser die sieben Bataillone der Besatzung zu retten und eine Capitulation einzugehen, durch welche derselben gestattet werde, mit allen Kriegsgeheeren nach Rottweil abzumarschiren<sup>47)</sup>.

Dorsch war jedoch nicht befriedigt durch den Befehl, welchen er von dem Prinzen empfing. Er bat, ihm keine Wahl einzuräumen, sondern ihm nichts als einen bestimmt lautenden Befehl zu ertheilen. „Ich will aus diesen „zwei Schloßern“, schrieb er an Eugen, „nicht mit Verantwortung für mich, „sondern nicht anders als mit einer positiven Order, nicht mit Schanden, „sondern mit Ehren vor den Augen der ganzen Welt.“ Vier Wochen könne er sich noch halten, dann aber müsse er sich kriegsgefangen ergeben. Er erwartete Eugens unzweideutigen Befehl, was er zu thun habe<sup>48)</sup>.

Am denselben Tage, an welchem General Dorsch diese erneuerte Anfrage an Eugen richtete, hatte ihm der Prinz geschrieben und erklärt, wenn er noch durch sechs Wochen Widerstand zu leisten vermöge, so solle er es thun. Set er dieß nicht im Stande, so möge er die Schloßer abgeben, jedoch hierbei die Freilassung der Garnison, welche zu Landau in Gefangenschaft gehalten war, zu erwirken suchen<sup>49)</sup>.

Nach der Ueberzeugung des Freiherrn von Dorsch waren vier Wochen der äußerste Termin, bis zu welchem die Vertheidigung dauern konnte. Er sah also in Eugens Schreiben, obgleich die verlangte Freigebung der Garnison von Landau von den Franzosen nicht zugestanden wurde, doch den

positiven Befehl, zur Capitulation zu schreiten. Am 17. November 1713 wurde sie unterzeichnet. Vier Tage darauf geschah der Auszug in größter Parade und die tapfere Besatzung begab sich nach Rottweil in das besetzte Lager des Generals Saubonne.

In warmen Ausdrücken rühmte Eugen dem Kaiser die außerordentliche Tapferkeit und Ausdauer, welche die Vertheidiger Freiburgs an dem Tag gezeigt hatten. Besonders Lob aber sollte der Prinz dem Heldenthum des wackeren Harsch, und auch der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Wachtendonk, welcher während einer Erkrankung des Festungscommandanten mit Muth und Hingebung dessen Stelle versehen hatte, wurde ehrend erwähnt. Der Kaiser erhob zum Zeichen seiner Dankbarkeit den Freiherrn von Harsch in den Grafenstand.

## Dritzehntes Capitel.

Während des Feldzuges, der eben zu Ende gieng, hatte sich die Unglückseligkeit der Mittel, welche dem Kaiser zur Fortsetzung des Krieges zu Gebote standen, in empfindlichster Weise gezeigt. Der Erschöpfung der Kräfte des Hauses Oesterreich und der lästigen Hülfe des Reiches mußten einzügig und allein die Erfolge zugeschrieben werden, welche der Fehd errang. Eugen aber wurde durch diese Ereignisse in der Ueberzeugung befestigt, daß unter solchen Umständen eine Fortführung des Kampfes nur immer größeren Schaden verursachen, und die Friedensbedingungen, auf die man ja doch einmal zurückkommen müsse, mehr und mehr verschlechtern werde. Aus diesem Grunde erklärte er sich mit Entschiedenheit gegen den Gedanken des Kaisers, dem es nicht genug war am dem Kriege in Deutschland, sondern welcher, aufgehetzt durch die Emüßigungen der in Wien befindlichen Spanier, den Kampf auch in Italien neuerdings zu entzünden beabsichtigte.

Man behauptete am Kaiserthofe gewisse Nachrichten zu haben, daß Frankreich beabsichtige, die für Italien abgeschlossene Neutralität zu brechen, und im Vereine mit dem Herzoge von Savoyen den Kaiser daselbst anzugreifen. Karl VI. bezeugte die größte Lust, diesem Anfälle durch Eröffnung der Feindseligkeiten wider Frankreich und Savoyen zuvorkommen. Er hoffte hierdurch zu verhindern, daß Herzog Victor Amadeus in Besitz des ihm durch den Utrechter Frieden zugesprochenen Königreichs Sicilien gelange. Bei einem Wiederausbruche des Krieges in Italien werde sich, so meinte der Kaiser, die Belagenheit ergeben, die Widerspenstigkeit derjenigen Sicilianer, welche sich dem Herzoge von Savoyen nicht unterwerfen wollten, zu unterstützen, ihre herrliche Insel aber für die Herrschaft des Hauses Oesterreich zu gewinnen.

Von solchen Absichten geleitet hatte der Kaiser einem Theile der Regimenter, welche aus Italien zu Eugens Heere nach Deutschland beordert waren, den Befehl gegeben ihren Marsch einzustellen. Den Prinzen aber forderte er auf, hierüber seine Meinung kundzugeben und diejenigen Truppen-

abtheilungen zu bezeichnen, welche zur Vermittelung dieser Pläne aus Deutschland nach Italien gesendet werden könnten?).

So lebhaft war Karl VI. von diesem Gedanken ergriffen und so sehr scheint er in demselben von den Spaniern, welche ihn umgaben, bekräftigt worden zu sein, daß keiner von seinen deutschen Räten mehr den Muth besaß, ihn auf das Unheilvolle eines solchen Entschlusses aufmerksam zu machen. Der treue Bretislav war nicht mehr, welcher sonst furchtlos die Stimme der Wahrheit erhoben hatte am Kaiserhofe. Niemand fand sich der es gewagt hätte, in seine Fußstapfen zu treten. Alle die Mitglieder der Konferenz, Sellen, Sinjendorf, Starhemberg gaben ihre Stimmen in dem Sinne ab, welcher dem Wunsche des Kaisers, nicht aber seinem Interesse entsprach. Ja sogar der friedliebende Trautson erklärte sich, gewiß mit blutendem Herzen, für die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in Italien.

Eugen war der einzige, welcher die Unabhängigkeit der Meinung, die ihn besetzte, auch jetzt bewährte. Er mußte genau welche Meinungsäußerung man zu Wien von ihm wünschte und erwartete. Aber er ließ sich dadurch nicht irre machen, sich einzig und allein für das zu erklären, was er als Recht und für den Vortheil des Kaisers ansah. In seiner Antwort vom 30. September 1718 bemerkte er, daß die Jahreszeit zu weit vorgerückt sei, um an eine Eröffnung des Krieges in Italien noch in diesem Feldzuge zu denken. Die vereinigten Heeresmacht des Kaisers und des Reiches betrage ja nicht viel mehr als die Hälfte derjenigen, welche Frankreich nach Deutschland gesendet habe. Er begreife nicht wie man so unzulängliche Streitkräfte noch schwächen wolle. Den Sicilianern sei für dieß Jahr weder Hülfe zu versprechen, noch möge man sie zu einem Aufstande anreizen, der leicht mit ihrem Verderben endigen könne. Es müsse abgewartet werden, wie sich für das künftige Jahr die Verhältnisse gestalten würden. Wollte man auch dann noch in Italien Krieg führen, so möge man es im Gottes Namen thun, vor allem aber auf die Herbeischaffung der nöthigen Geldmittel bedacht sein, ohne welche auf die Erreichung eines günstigen Erfolges niemals gehofft werden dürfe?).

Eugens freiwillige Aeußerung war um so mehr an ihrem Orte, als in der That eine gänzliche Aenderung der Verhältnisse für das künftige Jahr erwartet werden mußte. Denn die gleichzeitigen Friedens-



anträge, welche Frankreich um dieselbe Zeit auf verschiedenen Wegen gemacht hatte, ließen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Verdacht, es wolle auch in Italien den Krieg von neuem beginnen, ein unbegründeter, und es ihm mehr um Beendigung des langen Kampfes als um dessen erneuerte Ausdehnung zu thun sei.

Eugen war ganz recht daran, wenn er versicherte, daß Frankreich nicht weniger den Frieden wünsche als er in dem Interesse des Kaisers gelegen sei. Die furchtbare Erschöpfung des eignen Landes, der Ueberdruß, daß trotz der eroberten Festungen der Erfolg des Feldzuges ein weit geringerer war als man in Paris erwartet hatte, die Standhaftigkeit welche Kaiser und Reich an den Tag legten, das immer mehr sich sichtbar machende Alter König Ludwigs endlich und der sehnüchtlige Wunsch, seine letzten Regierungsjahre in Frieden zuzubringen und die Wunden noch vernarben zu sehen, welche der blutige Krieg seinem Lande geschlagen, alles dies zusammengenommen bewirkte, daß der König von Frankreich die ersten Schritte that um die Beendigung des Kampfes herbeizuführen. In seinem Auftrage war es, daß sein Minister Zorzi, freilich mit der Behauptung, es geschehe nur aus eigenem Antriebe und ohne Vorwissen des Königs, dem löstingischen Minister Barrois zu Paris Aushandlungen machte, welche zur Grundlage einer Friedensverhandlung dienen sollten.

Eugen war vollkommen damit einverstanden, daß der Kaiser diesen Eröffnungen, der Form wegen in welcher sie geschehen waren, keinen Werth beilegte und sie keiner Gegenklärung würdigte. Denn es sei nur zu leicht möglich, meinte der Prinz, daß die französische Regierung ihrer Gewohnheit nach eine Witttheilung des Wiener Hofes dazu bedürfen würde, die Welt glauben zu machen, der Kaiser habe zuerst den Frieden gesucht und um denselben gleichsam gebeten. Drei Dinge kämen hierbei vorzugsweise in Betracht, daß des Kaisers Ehre und Ansehen nicht leide, daß es dem deutschen Reiche nicht übel gedeutet werde, wenn man ohne dessen Beziehung zu einer Zusammenkunft sich herbeilasse, und daß man andererseits dem Kaiser nicht anlege, er allein wolle den Frieden verhindern und jedem dahin abzielenden Versuch von vorne herein vereiteln \*). Endlich sprach Eugen sich dafür aus, daß es, wenn es wirklich zu Verhandlungen käme, besser sei sich unmittelbar mit Frankreich in Verkehr zu setzen, als sich der Dazwischenkunft von Mächten zu bedienen, welche wie England

und Holland sich erst vor Letztem des Vertrauens des Kaisers in so hohem Grade unwürdig gemacht hätten.

Es zeigte sich bald wie richtig Eugen urtheilte, als er bei dem Könige von Frankreich große Sehnsucht nach Herbeiführung des Friedens voraussetzte. Kaum waren die ersten Schritte hiezu fruchtlos geblieben, als auch schon neue geschahen, von denen man sich in Paris besseren Erfolg versprach. Diesmal war es der Marschall Villars selbst, welcher im Auftrage des Königs handelnd auftrat. Er ließ nicht nur dem Kurfürsten von Mainz einige allgemeine Andeutungen machen, welche die Bereitwilligkeit Frankreichs zum Frieden darthun sollten, sondern er rühte gegen den kaiserlichen Contributionscommissär Beders mit noch bestimmteren Eröffnungen herans.

Man hielt es damals für einen Act hoher politischer Weisheit, in solchen Geschäften Personen zu gebrauchen, welchen weder ihre Stellung, noch ihre blühende Verwendung oder ihre Kenntnisse im Rechte hiezu gaben. Sei es daß man hieburch das Geheimniß besser gewahrt, daß man sich den Rückweg offen zu halten und leichter alles widerrufen zu können glaubte, es war dies einer der gerühmtesten Schicksale damaliger diplomatischer Kunst, von den Franzosen, welche als die Meister in derselben galten, gar gern beobachtet. Gleiches war auch jetzt wieder der Fall.

Die Eröffnungen des Marschalls Villars gelangten durch Beders an seinen Herrn, den Kurfürsten von der Pfalz, der sie wieder durch seinen ersten Minister, den Freiherrn von Hundheim, dem Grafen Sizingendorff mittheilte. Die französischen Vorschläge hielten sich vorerst noch ganz im allgemeinen und glichen so ziemlich denjenigen, welche auf dem Ulrecht Congress gemacht worden waren. Was das deutsche Reich betraf, so sollte der Moskauer Vertrag zur Friedensgrundlage gemacht werden. Für den Kurfürsten Maximilian Emanuel wurde völlige Wiedererstattung in seine Länder und Würden und die Vermählung der ältesten Tochter des Kaisers Joseph I. an den Erbprinzen von Bayern verlangt. Dem Kurfürsten von der Pfalz sollte zur Schadloshaltung für die Zurückstellung der Oberpfalz an Bayern die Insel Sardinien als Königreich oder die Markgrafschaft Burgau zu Theil werden 9).

Die Mitglieder der geheimen Conferenz, Trantion, Grilern, Sizingendorff und Starckenberg waren vom Kaiser angewiesen worden, diese Vorschläge in Berathung zu ziehen, und es gelang ihnen den Monarchen zu

vermögen, sie nicht unmittelbar von der Hand zu weisen. Man glaubte denselben Weg, welchen die französischen Mittheilungen genommen waren, beschreiten zu sollen, um die Gegenerklärungen an Frankreich gelangen zu lassen. Bald war man jedoch unzufrieden mit der Art und Weise, in welcher der Kaiser die Sache auffaßte und seine Antworten an Villars richtete. Der Rath den auch Eugen gegeben hatte, unmittelbar mit Frankreich zu verhandeln, schien weitent der beste zu sein.

Schon seit Anfangs September 1713 war der Marschall Villars mit den Vollmachten König Ludwig versehen. Was konnte da natürlicher sein als daß man auf den Gedanken kam, dem Repräsentanten des Königs von Frankreich denjenigen gegenüber zu stellen, welcher auch auf dem Felde kriegerischer Thätigkeit durch so lange Zeit sein Gegner gewesen war. Schon bei den mannigfaltigen Gelegenheiten hatte Eugen seine außerordentliche Geschicklichkeit in Verhandlungen in Staatsfachen bewiesen. Der Kaiser beschloß daher, ihn auch jetzt wieder damit zu betrauen.

Der kaiserliche Minister Freiherr von Hundheim, welcher bisher in dieser wichtigen Angelegenheit von seinem Herrn gebraucht worden war, wurde nun an Eugen gewiesen. Nach des Prinzen Zeugniß war Hundheim ein Mann von anerkannter Reclität und von den besten Gesinnungen für den Kaiser besetzt<sup>7)</sup>. Einen Beweis dafür lieferte er sogleich, indem er dem Prinzen auszusprechen gestand, daß man dessen Einmischung in das Friedensgeschäft von Seite Frankreichs nicht gern sehe. Denn man hielt dort Eugen weit mehr für den Krieg als für den Frieden gesinnt.

Der Prinz erklärte dem Freiherrn von Hundheim, daß er keine andere Richtschnur für sein Verhalten kenne, als den ausgesprochenen Willen seines Herrn und Kaisers. Dieser wünsche nicht minder den Frieden als der König von Frankreich. Die abgebrochene Friedensverhandlung zu Utrecht habe bloß klar gezeigt, indem der Kaiser dabei weiter gegangen sei als man es nur immer verlangen konnte. Die französischen Bedingungen seien jedoch, und zwar insbesondere diejenigen, welche die Sicherheit des deutschen Reiches betrafen, so unter aller Erwartung gewesen, daß deren Annahme ganz annehmlich erschienen wäre. Wenn bessere Bedingungen gestellt würden, so werde man sich über die vorgebliche Partheilichkeit des Kaisers nicht zu beklagen haben. Für jetzt sei aber noch wenig Aussicht dazu, wie denn Frankreich schon von Anfang an Dinge in die Verhandlung

zu wenigen Leute, welche offenbar nicht zu derselben gehörten. Dieß sei insbesondere mit dem Begehren der Kaiserin, dem Erbprinzen von Baiern eine Tochter des Kaisers Joseph I. zu vermählen. Ein solches Verlangen wüßte der Kaiser sich nicht als eine Friedensbedingung aufbürden lassen. Die Verheirathung mit einer seiner Töchter müßte von Jedermann, wer es auch sei, als eine besondere Gnade angesehen werden, und um sie zu erlangen, hätte man sich ihrer erst durch persönliche Verdienste würdig zu machen \*).

Nach diesen vorläufigen Erklärungen beauftragte der Prinz den Freiherrn von Hundheim, dem Marschall Villars von Eugens Ernennung zum Friedensbevollmächtigten des Kaisers Kenntniß zu geben. Wenn es, wie gehofft werden dürfe, zu einer persönlichen Zusammentretung zwischen Eugen und Villars kommen sollte, so möge er ihm zwischen Rastadt, Speyer und Basel die Wahl frei stellen. Sorgfältig sei darüber zu wachen, daß es Frankreich nicht gelinge, glauben zu machen, die ersten Friedensanträge wären statt von ihm, vom Kaiser ausgegangen. Auch mit den Bedingungen eines etwaigen Friedens, wie der Kaiser sie wünschte, wurde Hundheim im allgemeinen bekannt gemacht. Vor Allem habe er dem Marschall zu erklären, daß auf Grundlage der Utrechter Vorschläge nicht unterhandelt werden könne, sondern daß sie herabgestimmt werden müßten, um sie für Kaiser und Reich annehmbar zu machen.

Ueber Straßburg, wo er mit Beckers zusammentraf, begab sich Hundheim mit demselben nach Bülzingen, wohin Villars sie befohlen hatte. In längerem Gespräche mit dem Marschall überzeugte sich Hundheim von dessen sehnlichem Wunsche, den Frieden zu Stande zu bringen, und dem Ruhme eines siegreichen Feldherrn auch denjenigen eines außerordentlichen Staatsmannes, dem Namen des Retters von Frankreich, wie er so gern sich nennen hörte, auch denjenigen des Pacificators von Europa hinzuzufügen zu können.

In weitläufiger Rede \*) suchte der Marschall darzuthun, wie dem deutschen Reiche der Frieden unumgänglich nöthig sei, und er behauptete nur, daß er sich mit Hundheim, welcher sich nicht im Besitze einer Vollmacht befinde, zu keiner näheren Erörterung über die Erklärungen einlassen könne, die ihm derselbe in Bezug auf die einzelnen Friedenspunkte machte. Nur das mußte er ihm sagen, daß der König von Spanien niemals dem Reiche zuzuh-

geben, und daß er auf des Kaisers vom Kaiser völlig Willkür in seine früheren Glanz und Würden beharren werde, weil er sich hiezu gegen denselben verpflichtet habe. Mit all der geographischen Unwissenheit eines Franzosen fragte Villars, in welchem Theile von Deutschland Rindelsheim liege, weil man nicht zugeben werde, daß Warburg daselbe behalte. Endlich bestand er darauf, daß Eugen sich nicht mit einem allgemeinen Auftrage des Kaisers, sondern mit einer ganz speziellen Vollmacht, wie er selbst eine solche von seinem Könige besitze, als Abgesandter zu den Friedensverhandlungen beglaubigen müsse. Es sollte damit vorgebracht werden, daß nicht der Prinz, wie die Franzosen selbst es so oft gethan hatten, seine Mittheilungen bloß als Privatgedanken hinstelle, welche von der kaiserlichen Regierung, wenn es ihr beliebt, widerrufen werden könnten<sup>9</sup>).

Die Erfüllung dieser Forderung, auf welcher Villars als auf einer unerlässlichen Bedingung bestand, nahm wieder eine geraume Zeit in Anspruch. Endlich traf die Vollmacht bei Eugen ein. Er gab dem Marschall Villars hiervon durch einen Emissar Nachricht und schickte ihn Kaschau als Zusammenkunftsort vor. Sparer hatte man fallen gelassen, weil man die zu nahe Verührung mit dem Kaiserlichen vor der Hand und dessen fernere Betheiligung an den Verhandlungen vermeiden zu sehen wünschte.

Die Mittheilungen Eugens fanden bei Villars die zuvorkommendste Aufnahme. Der Marschall hatte immer, wenn er auch dem Prinzen feindlich gegenüber stand, die größte Verehrung für ihn an den Tag gelegt. Er selbst erklärte, daß er oft die Gelegenheit gesucht habe, Eugen während der Feldzüge ansichtig zu werden<sup>9</sup>) und die alte Bekanntschaft zu erneuern, welche sie am Kaiserhofe gemacht hatten, als Villars daselbst den Posten eines französischen Gesandten bekleidete. Unter den Feldzügen befanden sich viele höchst verbindliche Schreiben des Marschalls an Eugen. Auch jetzt beantwortete er dessen Mittheilung in solcher Weise. Er billigte die Wahl von Kaschau als den Ort, welchen er selbst immer für den bequemsten zur Zusammenkunft angesehen habe. Er stimmte Eugens Wünsche bei, daß das beiderseitige Gefolge nur gering an Zahl sein solle und schloß mit der schmeichelehaften Wendung, seine Begleitung würde außerordentlich groß sein, wenn er alle diejenigen mit sich nehmen wollte, welche von dem gerechten Wunsche befehl seien, einen so großen Herrscher wie Eugen von Angesicht zu sehen<sup>10</sup>).

Der 26. November 1718 wurde als Tag des Zusammentreffens der beiden Heerhöftherrn festgesetzt. Dieselben Männer, welche so lange Jahre hindurch sich feindselig gegenüber gestanden hatten, deren Namen man nur mit der Erzählung kriegertischer Thaten in Verbindung bringen zu können glaubte, und die man von beiden Seiten als diejenigen ansah, welche die Fortsetzung des Krieges am meisten wünschten, sie sollten sich jetzt begegnen, um den blutigen Streit in friedlicher Weise zu beendigen. In ihre Hände sollte man das große Werk legen, und die Personen, welche sie begleiteten, waren mehr zur Gesellschaft und zur Dienstleistung, denn als Beirath berufen worden.

Nur von einem Einzigen hieß Eugen verlangt, daß er ihm als Mitarbeiter für den schriftlichen Theil des ihm übertragenen Geschäftes beigegeben werde<sup>11)</sup>. Es war dieß der kaiserliche Gesandtschaftssecretär und österreichische Regierungsrath von Pentenrieder, welcher sich schon in der Begleitung der kaiserlichen Botschafter zu Utrecht befunden und von dem Gange des ganzen Friedensgeschäftes die genaueste Kenntniß hatte. Damals schon erkannte man in Pentenrieder einen Mann von ausgebreiteter Kenntniß in Staatsfachen, und von ungewöhnlicher Gewandtheit in allen darauf bezüglichen Geschäften<sup>12)</sup>. Und als solcher hat er sich denn auch während seiner ganzen Laufbahn gleichmäßig bewährt. Was damals für einen Mann von bürgerlicher Herkunft als fast unmöglich galt, gelang ihm. Durch rastlose Thätigkeit schwang er sich zu dem Posten eines kaiserlichen Gesandten, Anfangs in Frankreich und dann in England empor. Aber die unablässige Anstrengung, und vielleicht mehr noch der ungemessene Ehrgeiz, der ihn befeuerte, untergraben seine Gesundheit. Er starb, bevor es ihm vergönnt war, die Früchte seines Strebens recht zu genießen.

Außer Pentenrieder war es noch Eugen's vertrauter Secretär von Langett, welcher ihn wie überall hin, so auch nach Rastadt begleitete und von ihm zur Ausarbeitung seiner geheimen Berichte an den Kaiserhof gebraucht wurde. Sonst waren die Generale Rönigsegg und Hallensleben im Eugen's Gefolge, jedoch ohne daß sie an den Friedensverhandlungen Antheil nahmen<sup>13)</sup>. Eine Ehrengarde von zweihundert Mann wurde sowohl von kaiserlicher, als von französischer Seite nach Rastadt verlegt.

Die weiten Räume des schönen Schlosses zu Rastadt, welches Markgraf Ludwig von Baden erbaut und in dem er seinen letzten Senfter auf-

gebraucht hatte, waren zur Aufnahme Eugens und Villars bestimmt. Diejenige Seite des Schlosses, welche dem Eintretenden zur rechten liegt, war für den Prinzen, die andere für den Marschall in Bereitschaft gesetzt. Am 26. November gegen drei Uhr Nachmittags traf Eugen zu Kastadt ein. Der Marschall Villars, welcher ungefähr eine halbe Stunde früher dasselbst angelangt war, kam dem Prinzen, als er zur Schloßsporte einfuhr, mit seinem ganzen Gefolge einige Stufen über die große Treppe herab entgegen. Er umarmte Eugen, begleitete ihn nach seiner Wohnung, stellte ihm den Prinzen Nohan und die Generale seines Gefolges vor, und empfing hiawieder von Eugen die Vorstellung der Generale Falkenstein und Königsegg. Als Villars aufbrach, begleitete ihn Eugen nach seiner Wohnung, und so waren denn äußerlich die verbindlichsten Verkehrsformen hergestellt. Jeder bemühte sich, dem Andern mit höchster Auszeichnung zu begegnen, und keinem fiel es ein, die thörichten Kleinlichkeiten bannaliger diplomatischer Etikette anzukraken, durch welche die wichtigsten Verhandlungen gar oft in's Unendliche verzögert wurden.

Trotz dieses aufrichtigen Wunsches der beiden Abgesandten, so viel als nur immer möglich zur Befreiung jedes Hindernisses und zu schneller Erreichung des Zweckes ihrer Sendung beizutragen, erhoben sich doch gleich Anfangs und bevor noch die Verhandlungen wirklich begannen, unerhörte Schwierigkeiten. Die Vergleichung der beiden Vollmachten, welche Presterlieder und der französische Legationssekretär Pantreval vorzunehmen hatten, zeigte daß in derjenigen des Marschalls Villars, herrt wo vom Kaiser die Rede war, demselben nicht einmal dieser Titel gegeben, sondern er nur als Herr seiner Erblande bezeichnet wurde. Welt größeren Anstand aber als Eugen hieran nahm, fand Villars darin, daß des Prinzen Vollmacht nicht wie die seinige auf Unterzeichnung eines Friedens, sondern nur auf eine Unterhandlung über denselben lautete.

Die lebhafteste Erörterung, welche sich über diese Punkte am nächsten Morgen erhob, als Villars sich bei dem Prinzen zur Eröffnung der Verhandlungen einfand, konnte als Beispiel und Anzeichen dessen gelten, was für die Dauer derselben erwartet werden mußte. Es trat die grundsätzliche Verschiedenheit zu Tage, daß es eigentlich vom Seite des Kaisers nur auf Präliminarien zu einem künftigen Frieden, von derjenigen Frankreichs aber auf den Frieden selbst abgesehen war. Umsonst stellte Eugen dem Marschall

vor, daß der Kaiser ohne förmliche Vollmacht des Reiches im Namen desselben über den Frieden nicht verhandeln, noch weniger aber ihn abschließen könne. Doch vermöge man sich über die Grundlagen eines solchen Friedens zu einigen und den Kaiser dadurch in den Stand zu setzen, die Vollmacht und Zustimmung des Reiches zum wirklichen Abschlusse zu erlangen. Villars blieb hartnäckig bei seinem Bedenken stehen, und auch der zweite Morgen verging, ohne daß es gelang ihn zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Erst als Eugen sich herbeiließ eine Schrift anzustellen, in welcher er seine Ueberzeugung aussprach, daß die in seinem Händen befindliche Vollmacht ihn auch zur Unterzeichnung des Vertrages befähige, beruhigte sich der Marschall, und es konnte am Abende des 28. November mit der Erörterung der Friedenspunkte der Anfang gemacht werden. Auf des Marschalls Verlangen wohnten die beiden Gesandtschaftssecretäre Bentenrieder und Hautefeuille der Sitzung bei, um die nöthigen Aufzeichnungen zu machen.

Wie Eugen es beantragte, so wurde mit den Angelegenheiten des deutschen Reiches der Anfang gemacht. Villars erklärte, daß sein König Landau behalten werde, für Freiburg aber, das er zurückzugeben sich herbeilassen wolle, einen angemessenen Ersatz verlange. Es sei dieß eine geringe Vergütung für die ungeheuren Summen, welche der letzte Feldzug Frankreich gekostet habe. Landau sei überdies von höchster Wichtigkeit für Frankreichs Sicherheit, indem man von dort aus leicht an die Saar gelangen und ohne ferneren Widerstand bis gegen Metz vorbringen könnte.

Die Antworten, welche Eugen dem Marschall erteilte, zeigten dessen geistige Ueberlegenheit über Villars im klaren Lichte. Auch dem Kaiser habe, erwiederte der Prinz, der Feldzug Summen gekostet, welche aufzubringen ihm schwer genug geworden sei. Es wolle nur der Umstand ob, daß nicht der Kaiser, sondern einzig und allein Frankreich an der Fortsetzung des Krieges Schuld trage, indem es völlig unannehmliche Friedensbedingungen zu Utrecht gestellt habe. Warum also dem letzteren zum Schaden des ersteren ein Ersatz der Kriegskosten zu Theil werden solle, sei schwer zu entscheiden. Geradezu überraschend müsse aber die plötzliche Nothwendigkeit erscheinen, die französische Grenze gegen Einfälle von Deutschland aus sicher zu stellen. Er wisse sich keines Beispiels, daß Frankreich vom Kaiserthume und dem deutschen Reiche angegriffen wurde, wohl aber vieler Fälle



zu erinnern, in welchen das Ungerathene stattgefunden habe. Und jedesmal sei dieß in einem Augenblicke geschehen, in welchem man sich dessen am wenigsten versehen und zur Gegenwehr nicht vorbereitet war.

Eugen rief dem Marschall all die treulosen Friedensbrüche u's Gedächtniß zurück, deren König Ludwig sich gegen Deutschland schuldig gemacht habe. Er leitete daraus für das Reich die Nothwendigkeit her, seinerseits auf die Sicherstellung der Grenze bedacht zu sein, und er bewies seinem Gegner, daß so lang Straßburg in den Händen Frankreichs bleibe, Deutschland gegen einen plötzlichen Angriff von dem ohnedieß niemals einigen Schatz gewinne.

Ohne daß über diese Punkte irgend eine Verständigung erzielt worden wäre, brachte nun Villars die nöthige Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Köln und Baiern in ihre vorige Würden und Länder zur Sprache. Die Königswürde für Maximilian Emanuel, die zu Utrecht mit solchem Nachdrucke gefordert worden war, wurde zwar neuerdings, aber doch in einer Weise angeregt, welche hinsichtlich dieses Punktes ein Nachgeben in Aussicht stellte. Hingegen verlangte Villars Vergütung des Schadens, welcher dem Kurfürsten von Baiern durch die angebliche Verletzung des *Indespenner Tractates* verursacht worden sei. Dem Kurfürsten von der Pfalz aber sollte der Kaiser Ersatz gewähren für die an Baiern zurückfallende Oberpfalz.

Mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, aber mit einem Nachdrucke, welcher keinem Gegner sichlich imponirte, erklärte Eugen dem Marschall, wenn er keine anderen Vorschläge zu thun habe, so wäre es besser die Zeit nicht durch fruchtlose Zusammenkünfte zu verlieren. Denn eben die Unablässigkeit der Forderungen, welche den Kaiser und das Reich gezwungen hätte, die Verhandlungen zu Utrecht abzubrechen, würde ihnen jetzt die Nothwendigkeit auferlegen, den Krieg noch weiter fortzuführen. Es könne nichts ungerechteres geben als daß der Kaiser den Kurfürsten von Baiern nicht nur in dem vorigen Stand einsetze, sondern noch überdies ganz unbegründete Forderungen desselben befriedigen solle. Es gebe keinen Fall in der deutschen Geschichte, in welchem ein Kurfürst, der sich nur halb so arg wie Maximilian Emanuel gegen Kaiser und Reich vergangen habe, in alle seine Würden und Länder wieder eingesetzt worden sei. Das letzte Beispiel hiervon habe im Hause Pfalz sich ergeben, durch welches Ereigniß ja eben Baiern zur Oberpfalz und zu seinem Range unter den Kurfürsten gelangte. Auch in

dem Hause Sachsen sei bekannt, daß die Krone von einer Stule verloren worden und auf eine andere übergegangen. Den Nibschheimer Vertrag habe man bairischer Seits zuerst verletzt, in wenig Punkten gehalten, in den meisten ihm gerade entgegen gehandelt. Da sei denn natürlicher Weise auch der Kaiser an denselben nicht mehr gebunden gewesen.

Villars gab es seinerseits wieder als ein großes Zugeständniß von Frankreich aus, daß es jetzt nicht mehr so wie früher zu Utrecht auf der Verleihung der kaiserlichen Würde und der Insel Cerdinien an den Kurfürsten von Baiern bestehn. So stellten sich denn, was Deutschland betraf, gleich Anfangs die drei Punkte heraus, um welche voraussichtlich die ganze Verhandlung sich drehen werde, die Verfügung mit Lombar, der Erbsatz für Freiburg, die völlige Wiedererrichtung und Entschädigung des Kurfürsten von Baiern. Beide Gegner erklärten hinsichtlich keines dieser Punkte nachgeben zu wollen, und nur die Erbsatzsprüche des Kurfürsten wurden von Villars als ein Gegenstand bezeichnet, zu welchem einige Nachgiebigkeit erwartet werden dürfe.

So lange Zeit die Erörterung über die Punkte in Anspruch genommen hatte, welche Deutschland betrafen, so leicht glitt man über diejenigen hinweg, die Italien angingen. Denn man versah sich keiner ersten Schwierigkeit bei denselben. Mit desto größerem Nachdruck betonte jedoch Eugen einen Gegenstand, welchen er jetzt zur Sprache brachte. Denn er mußte daß dieser dem Kaiser nicht als alle übrigen am Herzen lag. Es war dies die Forderung einer freierlichen Bestätigung der Privilegien, in deren Besitze Catalonien bisher gewesen war, und einer allgemeinen und vollständigen Amnestie für sämtliche Spanier, welche zu Karls Partei gezählt hatten.

Dieses Verlangen war das einzige Begehren, welches der Kaiser zu Gunsten derjenigen stellen konnte, die er wider seinen Willen, ja zu seinem größten Schmerze hatte verlassen müssen und denen er mit wahrhafter, tief eingewurzelter Reizung zugethan war. Sich ihrer anzunehmen und sie nicht dem Nachbarfeind des Königs Philipp, der Stämmeheifersucht der Kastilier preiszugeben, erkannte Karl als seine heilige Pflicht. Eugen stellte daher die Aufrechterhaltung der catalonischen Privilegien und die Ertheilung einer allgemeinen Amnestie als eine Bedingung hin, ohne deren Erfüllung auch von den übrigen Friedenspunkten nicht die Rede sein konnte. Er bewies dem Marschall, daß wie der Kaiser zu solcher Forderung, auch der

Abzig von Frankreich zu ihrer Wendung verpflichtet sei. Dem letzteren würde es bei seinem hohen Alter zu schlechtem Mahne gereichen, wenn er das Verbot eines an sich unschuldigen Volkes verurtheilen wollte, oder es wenigstens abzuwenden sich nicht angelegen sein ließe. Es sei dies nun so mehr zu erwarten, als die französischen und die englischen Minister bei den Utrechter Verhandlungen zugesagt hätten, dieser Punkt solle bei dem Abschlusse des Friedens nach den Wünschen der Catalonier festgestellt werden.

Villars begab sich von seinem Standpunkte aus der Forderung des Kaisers eben nicht abgeneigt. Er behauptete jedoch über diese Frage ohne alle Instruktion zu sein und hinsichtlich derselben erst die Befehle seines Abzigs einholen zu müssen. Das Gespräch über die spanischen Verhältnisse brachte die Verhandlung auf die Niederlande, und nun trat Villars sogleich mit dem Verlangen hervor, daß der Fürstin Orsini, die bekanntlich damals in Spanien Alles nach ihrem Willen lenkte, ein Verdictum zugesprochen werden möge, welches ungefähr dreißigtausend Taler jährlichen Einkommens abwerfe. „Wie sehr ich ihm auch“, berichtet Eugen dem Kaiser, „die Verschuldung einer so ungerechten Proposition vorgestellt habe und „er davon vielleicht auch in seinem Innern überzeugt sein mochte, so wenig „hat er doch von meinem Begehren abgehen zu dürfen erklärt“.

Von einem Austausch Valerius gegen die Niederlande zu sprechen, denukt Villars sichlich, ungeachtet Eugen ihm hiezu mehrmals Anlaß zu geben suchte. Ueberhaupt fand der Prinz den Marschall ungemein ängstlich, furchtsam und misstrauisch. Villars war weit entfernt von der hohen Zuversichtlichkeit, die er sich als eine seiner Haupteigenschaften beizulegen pflegte, wenn er, was fast immer der Fall war, von sich selbst sprach. Eugen schrieb diese Unsicherheit des Marschalls dem Umstande zu, daß derselbe niemals eine ähnliche Verhandlung geführt habe und sich schone, den zahlreichen Feinden, deren er unter den einflussreichsten Persönlichkeiten am Hofe von Versailles genug besaß, eine Mißthe zu geben, die sie wider ihn benützen konnten<sup>14)</sup>. Diese Stimmung des Marschalls machte sich denn auch in den Verhandlungen ungemein fühlbar. Oft widersprach er sich, oft beharrte er auf irgend einer Behauptung mit Festigkeit, um wenige Minuten später nicht den mindesten Werth mehr darauf zu legen. Die Neben des Marschalls, sagte Eugen von ihm, seien „weislich, unordentlich „und veränderlich“, er selbst aber „wunderlich, nicht immer der Wahrheit

„getrennt und in all seinem Reden und Thun vermaßen wandelbar, daß so „lang ein Punkt nicht ordentlich verglichen und aufgezeichnet sei, man sich „in keiner Weise darauf verlassen dürfe. Denn bekanntlich suche die franz- „sische Regierung stets zu ändern und Anfangs wenige, nach der Hand aber „immer neue Schwelergleiten und Forderungen, gleich wie es zu Utrecht „geschehen, in Vorſchein zu bringen“ 17).

Dennoch wußte Eugen mit dem ihm eigenen Tacte immer das befriedigendste Einvernehmen mit dem Marschall aufrecht zu halten. Villars mochte sich noch so sehr errißten und von seiner natürlichen Festigkeit fortreißen lassen, immer verstand es Eugen wieder, den überströmenden Wortschwall zu die gebührenden Schranken zurückzubringen. Dadurch daß er selbst den Gegenstand, über welchen zu verhandeln war, streng von der Person unterschied, die ihn zu vertreten hatte, vermochte Eugen gleiches auch von Villars zu erzwingen. Durch nichts aber wußte er ihn mehr im Zaume zu halten, als durch die Versicherung, wenn Frankreich auf seinen überspannten Anforderungen beharrte, Rußland verlassen zu wollen. „Denn „gewiß ist es,“ schrieb Eugen nach Wien, „daß des Marschalls eitle Absicht bei diesem Werke vornehmlich darauf abzielt, die Ehre zu haben, den „Frieden hier zu verabreden und zu unterzeichnen. Denn er bildet sich ein, „daß zu seinem Ruhme in Frankreich nichts mehr als dieses mangle, und „befürchtet dabei, daß wenn ich weggehen sollte, er gleichfalls abgerufen „und zur Unterzeichnung des Vertrages ein Maberre geschickt werden „wäre“ 18).

Die Nothwendigkeit solcher Drohung, welche schon während der ersten Verhandlung angewendet werden mußte, ergab sich auch bei der zweiten Zusammenkunft von neuem und in noch höherem Maße. Denn als das erste Gespräch zu keinem bestimmten Ergebnisse geführt hatte, erbat Villars sich kurze Frist, um sich selbst durch nochmalige Durchlesung seiner Instruktionen genauer belehren zu können. Er wolle, so bot er sich an, zur Vermeidung jeglichen Irrthums bei der nächsten Zusammenkunft einem schriftlichen Auszug aus seinen Verhaltungsbeehlen vorliegen.

Dies geschah denn auch als Eugen sich am Morgen des 29. November zur Fortsetzung der Verhandlung bei Villars einfind. Hatte der Prinz schon früher die Begehren Frankreichs als übertrieben bezeichnet, so wurde jetzt sein Erstaunen aufs höchste gesteigert, als Villars ihm noch

die übrigen Forderungen vorlas, welche er im Namen seines Königs erheben sollte. Als Ersatz für Freiburg wurden Breisach, Rehl oder Philppenburg verlangt. Die Stadt sammt dem Herzogthume Mantua wäre dem Herzoge von Guastalla zu geben, Comaphio dem Papste zurückzustellen, der Herzog von Mirandola in sein Besitzthum wieder einzusetzen. Die Demolirung der besetzten Plätze an der toscanischen Küste, eine völlige Verzichtleistung des Kaisers auf Spanien, ja sogar die Wiederbesetzung des Fürsten Rasozh in seine Güter wurde in Anspruch genommen.

Eugen erklärte sich mit Entschiedenheit gegen diese Bedingungen. So „fremd, unbillig und ärgerlich“ seien sie, behauptete der Prinz, daß er dem Legationssecretär Bentivoglio verbieten müsse sie in das Protokoll aufzunehmen. Denn man könne sie weder dem Kaiser hinterbringen noch irgend eine Antwort darauf ertheilen. Und als der Marschall, um Eugen zu beschwichtigen, einsprechen lassen wollte, seine Vorschläge seien sein Ultimatum und man könne sich ja über dieselben noch weiter besprechen, da antwortete der Prinz, ein solches Benehmen wäre vielleicht zu entschuldigen, wenn man sich noch in dem ersten Stadium einer Verhandlung befände oder wenn man eine solche geßentlich in die Länge ziehen wollte. Es hätte jedoch eine ganz andere Bewandniß mit ihnen. Denn nicht um das Friedensgeschäft zu beginnen, sondern um es zu beenden, seien sie auf Frankreichs Verlangen in Neapel zusammengestritten. Nun aber trete Frankreich mit Forderungen hervor, welche entweder niemals gestellt, oder von Anfang an verworfen worden seien. Nicht ungereimter würde es klingen, wenn Eugen die Begehren erneuern wollte, welche vor nicht gar zu langer Zeit dem Hause Habsburg wirklich zugesprochen wurden. Auch er kenne den Besitz der ganzen spanischen Monarchie, des Elsass, Straßburgs fordern und dabei bemerken, er sei nicht ungeneigt, hinsichtlich des einen oder des anderen Punktes sich nachgiebig zu zeigen. Ein solches Verhalten müsse als ein schlechter Beweis für die von dem Marschall so oft behauptete Hineineigung Frankreichs zum Frieden angesehen werden. Es wäre vielmehr ein Kennzeichen geßentlicher Verzögerung und vielleicht noch anderer verborgener Absichten, so daß wohl nichts übrig bleibe als bei Zeiten wieder von einander zu schreiben, und das Werk der göttlichen Vorsehung anheim zu stellen.

Eugen erhob sich bei diesen Worten und schickte sich an die Zimmer des Marschalls zu verlassen. Villars aber beiferte sich den Prinzen zurückzuhalten, und mit angelegentlicher Vorstellung drang er in denselben, ihm seine Einwendungen gegen die vorgebrachten Punkte schriftlich zustellen zu wollen. Der Prinz ging darauf ein, hauptsächlich um durch die Aufzeichnung der Friedensvorschläge von der Hand des Marschalls ein Dokument in die Hand zu bekommen, durch welches vereinst der Welt gezeigt werden könnte, daß die Verhandlung, wenn sie resultatlos bleiben sollte, an der Ueberpanntheit der Forderungen Frankreichs und nicht etwa an dem Starrsinn des Kaisers gescheitert sei <sup>27</sup>).

Nach langen und wechselvollen Verhandlungen kam es endlich dazu, daß Villars am 5. Dezember einen Kurier nach Versailles mit den Erklärungen absenden konnte, welche Eugen über die einzelnen Punkte der französischen Vorschläge abgegeben hatte. Auch der Prinz berichtete, obgleich nur insgeheim, über das was bisher vorgefallen war nach Wien. Seiner Ansicht nach kam es hauptsächlich auf den Punkt von Landau und denjenigen eines Ersatzes für Freiburg an. Denn was die völlige Wiedereinsetzung des Kurfürsten von Baden in den vorigen Stand betraf, so wußte er, daß der Kaiser hierin nachzugeben nicht abgeneigt sei.

Hinsichtlich der beiden ersten Punkte würde Villars, so glaubte Eugen, unerschütterlich sein. Denn nachdem er die Belagerung von Landau eigentlich wider die Meinung des französischen Hofes unternommen und während des Feldzuges bei weitem nicht dasjenige ausgeführt habe, was er versprochen, so werde er das Gewonnene durch Beibehaltung Landau's und durch Erlangung eines Aequivalentes für Freiburg auch zu erhalten suchen. Als der angemessenste Ersatz für Freiburg dürfte wohl Fort Louis anzusehen sein.

Eugen zögerte nicht, dem Kaiser mit gewohntem Freimuth seine eigene Meinung über die Lage kund zu thun, in der man sich befand. „Wenn ich die gegenwärtigen Zeitläufte,“ so schrieb der Prinz nach Wien, „die innerliche Beschaffenheit des Reiches, das große Uebergewicht der feindlichen Macht, den schlechten Geist bei den mächtigeren Reichsfürsten, die von den vorigen Allirten bermalen noch keineswegs zu hoffende Hilfe, wohl aber die an dem einen und dem andern Hofe in dem Reiche „und insbesondere in Preußen hervortretenden gefährlichen und weltjeden-

„den Risiken, nicht weniger die ungewissen Aufschläge des Herzogs von  
 „Savoyen und endlich die Möglichkeit eines Krieges betrachte, welcher über  
 „die nordischen Unruhen sich vielleicht noch mit den Türken anspannen  
 „könnte, und bedenke, daß alles dieß Frankreich bei der Fortsetzung des  
 „Krieges mächtigen Vortheil leisten wird, wie es denn nach des Mar-  
 „schalls Rethen zu schließen mit den Höfen von Preußen und Savoyen  
 „schon ziemlich weit gekommen sein dürfte; so halte ich dafür, daß wenn  
 „man mit einigemmaßen leiblichen Bedingungen, das ist mit Behauptung  
 „aller übrigen von Eurer Majestät für das Reich sowohl als für das  
 „durchlauchtigste Erzhaus gestellten Begehren und mit Umgehung der von  
 „Bayern noch außer der völligen Wiedereinsetzung gemachten Ansprüche  
 „durch die gegenwärtige Verhandlung aus dem Kriege zu kommen ver-  
 „müchte, es rathamer sei als sich einem ungewissen Ausgange und schwer  
 „vorherzusehenden Begebenheiten neuerdings auszusetzen“<sup>19)</sup>.

Zu gleicher Zeit als er dieß nach Wien berichtete, gab Eugen dem  
 Kurfürsten von Mainz als Erzkanzler des Reiches und dem Fürsten  
 Löwenstein als kaiserlichem Prinzipalcommissär zu Regensburg Kenntniß  
 von dem Stande der Verhandlungen. Er machte sie darauf aufmerksam,  
 daß die Hauptschwierigkeiten der Einigung bei den Angelegenheiten des  
 deutschen Reiches sich ergeben hätten. Nicht dasjenige was das Haus  
 Oesterreich betreffe, sondern der Mangel an genügender Sicherheit für das  
 Reich stehe dem Frieden im Wege. Es sei daher auch Sache desselben sich  
 die Mächtigungen zum Kriege mehr als bisher angelegen sein zu lassen, um  
 einerseits durch solche Vorbereitungen die Franzosen nachgiebiger zu stimmen,  
 andererseits aber, wenn es wieder zum Kriege käme, sich mehr als früher  
 bei einem Kampfe zu betheiligen, welcher dann nur mehr des Reiches  
 wegen geführt werde.

So große Enttäuschung die überspannten Forderungen der Franzosen  
 in Wien hervorriefen, so hoch befriedigt war man daseibst über Eugens  
 Vertheuen zu Rastadt, und die Haltung, welche er Villars gegenüber  
 beobachtete. „Die Aufführung des Prinzen,“ berichtete die geheime Konferenz  
 dem Kaiser, „sei bei dieser Verhandlung durchgehends so klug und vorsichtig  
 „gewesen, daß er darüber alles Lob, und nicht allein von Seite des Kaisers,  
 „sondern auch von der des Reiches, wenn ihm dereinst die Verhandlung  
 „vorgelegt würde, vollständigste Billigung verdiene“<sup>20)</sup>.“ Und diese wurde

ihm denn auch vom Kaiser im wärmsten Maße geollt. „Wir mögen Deinet „Siebden nicht bergen,“ (schrieb ihm Karl VI. am 17. Dezember 77), „daß „Was dieser des Billars so unthunwillige als schimpfliche Vortrag dergestalt „gedrget, daß wenn uns die Vergnügung, welche Wir aus Deinet Siebden „dagegen gehaltenet sehr kluger und wahrhaftig hochweiser Aufführung „geschöpft, in dem darüber gefassten Unwillen nicht innegehalten hätte, „Wir zu einem schnellen Entschlusse zu schreiten Was schwerlich hätten „enthalten können. Vergnüglich aber und sehr trostreich war Was aus dem „bisherigen Verlaufe der Handlung zu erschen, wie metierhaft Deine „Siebden die Sache gegen das beständige Einbringen des Marschalls aufrecht „zu erhalten gewußt, und daß Sie sich mit und gegen den Marschall in „Staatsverhandlungen sowohl als mit Waffen unbedenklich in Kampf „einlassen können.“

Mehrere Tage jedoch bevor noch dieses anerkennende Schreiben des Kaisers an Eugen von Wien abging, traf der Kurier in Rastadt ein, welchen der Marschall Billars nach Versailles entsendet hatte. Aber er brachte keine Erklärung mit, wie Eugen sie verlangt und Billars sie bringend beantwortet hatte. Die französische Regierung schien den Bogen noch höher spannen zu wollen. König Ludwig beauftragte dem Marschall, daß von dem Punkte wegen Randon auf keinen Fall abzugeben sei, daß ihm Fort Louis als Ersatz für Hildburg zu geringfügig erscheine und daher noch überdies die Schließung von Albrechtsch begehrt, daß endlich für den Kurfürsten von Baiern außer der völligen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand auch noch die Entschädigung für den angeblichen Bruch des Thesheimer Vertrages verlangt werden müsse.

Billars selbst war so bestürzt über den Inhalt der Antwort, die aus Versailles ihm gelang, daß er nicht den Muth besaß, Eugen persönlich davon im Kenntniß zu setzen. Er hat dem Freiherrn von Hundheim zu sich, welchen der Prinz vor kurzem auf den Wunsch des Marschalls nach Rastadt berufen hatte, und übertrug ihm das peinliche Geschäft, Eugen die aus Frankreich gekommene Erklärung mitzutheilen. In so Unruhig war Billars daß er, während dieß geschah, gar nicht in Rastadt blieb, sondern sich nach Baden zur Markgräfin begab und erst am Abende desselben Tages — es war der dreizehnte Dezember — wieder nach Rastadt zurückkehrte.



Gleich nach seinem Eintreffen dasebst verfügte Villars sich zu Eugen. Der Prinz verhehlte ihm nicht die große Befremdung, mit welcher Frankreichs Mittheilung ihn erfüllt habe. Diefelbe sei nicht zu erwarten gewesen, erklärte Eugen dem Marschall, weil sie den bisherigen Friedensversicherungen des französischen Hofes geradezu widerspreche. Man zeige dadurch nur zu deutlich die Absicht, das Friedenswerk in die Länge zu ziehen, den Kaiser und das Reich aber von den Vorbereitungen zum Kriege abzuhalten, um sie im nächsten Feldzuge desto leichter überwinden zu können. Man wisse wie notwendig Eugens Rückkehr nach Wien sei, wo ihn als Präsidenten des Hofkriegsrathes und obersten Feldherrn der kaiserlichen Heere die wichtigsten Geschäfte erwarteten. Da nun Frankreich, statt ernsthafte Schritte zum Frieden zu machen, immer weiter zurückgehe und mit Anträgen hervortrete, welche der Kaiser nun und nimmermehr annehmen vermöge, so sehe Eugen nicht ein, wie er sich nur noch einen Tag länger in Rastadt aufhalten könne.

Er wäre gewiß, sagte der Prinz hinzu, schon längst abgereiset, wenn Villars ihm nicht von Tag zu Tag versichert hätte, nach der Zurückkunft seines Kuriers alles bis etwa auf den einzigen Punkt von Landau beliegen zu können. Da aber das Gegentheil erfolgt sei, bleibe ihm nichts übrig als Absehen zu nehmen und das übrige Gott anheimgestellen. Nur das möge man in Frankreich nicht glauben, daß der Kaiser und das Reich durch die Nachtheile des dreijährigen Feldzuges erschreckt und gezwungen werden seien, auf alles einzugehen, was man von ihnen zu begehren sich bestimmen könne. Man würde sich dabei sehr betrügen und im künftigen Jahre hoffentlich eine Armee vor sich finden, welche den Franzosen noch unter die Augen treten könne. Sollte das Kriegsglück dem Kaiser günstig sein, so dürften die beiden längst verlorenen Festungen und wohl noch mehr bald wieder erobert sein. Ein englischer Krieg wäre aber erst das rechte Mittel, um sowohl die abtrünnigen Verbündeten, welche doch den Untergang des deutschen Reiches nicht ruhig mit ansehen könnten, von neuem, und die Reichsstände selbst erst recht unter die Waffen zu bringen.

Das Friedenswerk sei, fuhr Eugen fort, von Villars und ihm auf so gutem Weg gebracht worden, daß zwischen den beiden mächtigsten Fürstenhäusern Europa's zum Vortheile des katholischen Glaubensbekenntnisses und zu ihrem gegenseitigen Interesse ein enges und dauerndes Bündniß

für alle Zeiten hätte errichtet werden können. Da aber Frankreich so wenig die Hand dazu biete, so sei nicht abzusehen, wann sobald wieder eine ähnliche Zusammenkunft werde stattfinden können. Denn man möge sich nur mit der Hoffnung nicht schmiegeln, daß der Kaiser sich der Vermittlung Englands, Hollands oder sonst irgend einer Regierung bedienen, oder daß er jemals Bedingungen seine Zustimmung geben werde, welche seiner Ehre und dem Ansehen seiner Würde zuwider liefen.

Eine solche aber sei das Verlangen, einen gedächten Kurfürsten, welcher gegen sein Oberhaupt und das Reich so sehr sich veründigt habe, nicht allein völlig wieder einzusetzen in den vorigen Stand, wovon schon an und für sich kein Beispiel vorhanden, sondern ihm auch noch aus Anlaß eines Vertrages Entschädigung zu gewähren, der von Seite Baierns zuerst gebrochen und in keinem Punkte gehalten wurde. Zu einer so schmerzlichen Bedingung werde der Kaiser sich niemals bequemen, sollte auch die feindliche Armee bis Linz gekommen sein, wovon sie doch noch hundert Meilen entfernt sei. Der Kaiser und nicht der Kurfürst besitze sich im Besitze von Baiern, und wenn der letztere durch die Gewalt der Waffen nach seinem Lande kommen wolle, so müsse er dasselbe erst erobern. Dieß dürfte ihm jedoch schwerer fallen, als er es etwa in Frankreich dem Könige Ludwig vorstellen möge.

Eugen schloß seine lange aber anbrudvolle Rede mit einer freundlichen Anerkennung des zuvorkommenden Benehmens, welches Villars während ihrer gemeinschaftlichen Anwesenheit in Rastadt gegen ihn beobachtet habe. Er gehe mit der Gewißheit von hinnen, sagte er ihm, daß wenn der König dem Marschall die Sache allein übergeben hätte, sie wohl zu einem ganz andern und einem glücklichen Ergebnisse gelangt wären. Er verlange keinen besseren Zeugen als ihn selbst, daß der Kaiser und Eugen als dessen Organ alles gethan hätten, was zur Beendigung des Krieges und zur Herbeiführung eines für beide Theile ehrenvollen Friedens nur immer möglich gewesen wäre. Es sei dieß das einzige erfreuliche Gefühl, welches Eugen von Rastadt mit hინwegnehme.

Hatte schon der Prinz diese Worte nicht ohne Bewegung gesprochen, denn es war ihm wahrhafter Ernst mit dem Vorsatze Rastadt zu verlassen, so verschloß sie vollends nicht auf Villars einen gewaltigen Eindruck hervorzubringen. Ganz verblüfft war er über das, was er eben gehört, denn

aß die stolzen Pläne, welche er auf das Zustandekommen des Friedens gebaut hatte, schienen ihm zertrümmert zu sein. Alles wandte er an um Eugen von seinem Entschlusse abzubringen. Er bat ihn doch wenigstens die Zurückkunft des am 5. Dezember nach Wien abgegangenen Kuriers zu erwarten. Eugen aber erwiderte, daß derselbe, wie es auch in der That also war, nicht die Bitte um neue Instruktionen, sondern nur den Bericht über dasjenige, was zu Rastadt vorgefallen sei, an den Kaiserhof überbracht habe. Villars brach nun in Klagen aus über seine Feinde am Hofe von Versailles, insbesondere aber über den Kurfürsten von Baiern, welcher an allem Uebel die Schuld trage und Himmel und Erde in Bewegung setze, um den Frieden scheitern zu machen. Denn der Kurfürst wolle gar nicht nach seinem Lande zurück und befinde sich viel besser in Paris, wo er in Auschweltung lebe und weit mehr vom Könige erhalte als die Einkünfte Baierns betrügen, so daß er sich um das Ende des Krieges und das Gluck, welches dessen Fortsetzung über Frankreich sowohl als über seine eigenen Unterthanen bringen müsse, auch nicht im mindesten kümmere.

Villars thatigte dem Prinzen seinen Entschluß an, ohne Gémüthlich einen Kurier nach Versailles abzuschicken und dem Könige die ernstesten Gegenüberstellungen gegen den Inhalt seiner letzten Erklärungen zu machen. Er beschwor den Prinzen noch so lange in Rastadt zu verweilen, bis der Bote aus Frankreich zurück sein könne. Und als Eugen sich nicht dazu herbeilassen wollte, drang der Marschall am nächsten Morgen in Furdheim, um den Prinzen zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Durch ihn ließ er an Eugen die Anträge richten, ob er den Kurier abschicken und dem Könige melden dürfe, daß Eugen eingewilligt habe, die Zurückkunft des Sendboten zu erwarten.

Nach einigen Schwanken ließ Eugen dem Marschall antworten, bloß aus persönlicher Rücksicht für ihn habe er sich entschlossen, noch acht oder neun Tage in Rastadt zu bleiben. Sollte jedoch der Kurier bis dahin nicht zurück sein oder keine günstigeren Erklärungen mitbringen, auf deren Grundlage die Hauptpunkte allogleich in's Reine gebracht werden könnten, so werde ihm der Marschall hoffentlich nicht zumuthen, auch nur einen Tag länger in Rastadt zu verweilen<sup>27)</sup>.

Daß der Prinz sich zu diesem Entschlusse durch die Rücksicht an Villars habe bestimmen lassen, war eine Probe der Höflichkeit, welche

bei einem Manne von so großer Gütetheit wie der Marschall jedenfalls gut angebracht schien. Eugens eigentlicher Beweggrund aber bestand darin, nicht nur das ganze deutsche Reich und die übrigen europäischen Mächte, sondern auch die Friedenspartei in Frankreich selbst und die Anhänger des Marschalls davon zu überzeugen, daß nicht der Kaiser, sondern König Ludwig das Scheitern des Friedens veranlasse. Villars selbst, der gleichwohl der einflussreichste unter den französischen Generalen sei, welchem das Commando der Armeen anvertraut werden könne, werde sich, so meinte Eugen, wenn seine Gegenvorstellungen zu Versailles kein Gehör finden sollten, dadurch tief beleidigt fühlen. Denn er habe die feste Meinung, ihm allein verbleibe Frankreich die Rettung vom gänzlichen Untergange, und es sei daher nur die Pflicht des französischen Hofes, auf seine Rathschläge das größte Gewicht zu legen. Endlich werde die ohnehin schon bestehende Uneinigkeit zwischen dem Marschall und dem Kaiserlichen noch vermehrt, und Villars sich der Angelegenheiten des letzteren, sei es im Krieg oder Frieden, mit noch geringerem Eifer als zuvor annehmen<sup>27)</sup>.

Eugen hatte sich in der Darstellung des Marschalls nicht getäuscht. Sein Glück sei, so sagte er von ihm, in den beiden letzten Feldzügen höher gestiegen, als Villars es sich jemals habe vorstellen können. Er wisse aber daß das Schicksal der Kriege wunderbar sei und er es im nächsten Feldzuge mit einer guten und starken Armee zu thun haben werde. Villars werde daher jetzt möglichstes thun um eine Herabminderung der französischen Forderungen zu erwirken. Und in der That schrieb der Marschall an den König und die Minister, ja sogar an From von Walpole mit einem Nachdruck, welcher von einem Manne seines Charakters unter anderen Umständen nicht hätte erwartet werden können<sup>28)</sup>. Die stolze Hoffnung, die Würde eines Connétable von Frankreich in seiner Person wieder aufleben zu sehen<sup>29)</sup>, belebte seine Sprache und machte sie nachdrücklich und überzeugend.

Der Inhalt seiner Vorstellungen schrieb Villars es zu, daß der König von Frankreich wirklich in dem Punkte, welcher die Entschädigung für den Kurfürsten von Bayern betraf, nachgab und von dieser Forderung absehen zu wollen erklärte. Mit triumphirender Miene erschien Villars am Morgen des 26. December bei Eugen, um ihm dieß anzukündigen, und wie er meinte, aber zu glauben sich wenigstens das Ansehen

gab, nun die letzte Hand an das Friedenswerk zu legen. Mit Leichtsin und als eine Nebensache berührte er den sonstigen Inhalt der ihm von seinem Könige gemordenen Aufträge, durch welche ihm befohlen wurde, als neuen Ersatz für Freilassung des Kmt Ormerodheim bis an die Durich zu verlangen, welche fortan in jener Gegend die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bilden sollte.

Bismarck begleitete diese Mittheilung mit einer langathmigen Anpreisung der Nachgiebigkeit des Königs und des bedeutenden Einflusses, welchen er selbst hierauf geübt habe. Nur dadurch sei es möglich gewesen, die angekränkten Bemühungen einer mächtigen Gegenpartei zu vereiteln, indem der größte Theil der Umgebung des Königs weit lieber gesehen hätte, wenn der Krieg fortgesetzt, als daß in dem Punkte, welcher Bayern betraf, nachgegeben werde.

Je tiefer sich Bismarck in diese Verwunderung der Handlungsweise des Königs und seiner selbst versenkt hatte, desto unanfechtbarer war das Erwachen, welches Eugen ihm bereitete. Denn der Prinz erklärte ihm, daß zwar allerdings ein ganz unzulässiger Punkt aus dem Wege geräumt werden, daß aber ein nicht minder verwerflicher neu aufgetaucht sei. In die Abtretung des Landstriches, um den es sich handle, werde der Kaiser durchaus nicht eingehen. Niemals wolle man dem päpstlichen Antrage so großes Unrecht widerfahren lassen. Der Marschall würde selbst einsehen, daß hinsichtlich dieses Punktes, an welchen zu denken man sich nie habe beikommen lassen, Eugen sich ganz ohne Instruktion befinden müsse. Er sei auch weit entfernt, hierüber eine Befehlsurkunde einholen zu wollen, weil er ohnehin wisse wie sie lauten würde. Eugen sehe vielmehr hierta eine Bestätigung dessen was er immer geglaubt habe, daß es Frankreich nicht Ernst sei mit dem Wunsche nach dem Frieden. Es erscheine daher besser, eine Zusammenkunft ein für allemal abzubrechen, deren Fortbestehen sich nutzlos erweise, Eugen aber von den wichtigen Verpflichtungen abhalte, welche seiner harrten.

Da der Prinz in seiner Antwort die Worte hatte einfließen lassen, der Kaiser würde die Abtretung eines Landstriches wie des Kmtes Ormerodheim an Frankreich vor dem deutschen Volke nicht verantworten können, so erlaubte Bismarck sich zu sagen, das Reich wünsche durchaus nichts als den Frieden und es sei weder fähig noch gewillt, den Krieg fortzusetzen. Anders sei es mit Frankreich, wo man sich von einem künftigen Besatze

große Ergebnisse verspreche, indem man dort gut wohl den Zustand der Erschöpfung kenne, in welchem sich die verschiedenen Theile des deutschen Reiches und die kaiserlichen Erbländer befänden.

Es kann nicht gelängert werden, daß die Worte des Marschalls, insofern sie auf Deutschland und Oesterreich sich bezogen, der Wahrheit nicht ferne lagen. Wie tief der Wohlstand der österreichischen Provinzen gemindert war, wußte Jedermann. Und daß es um das deutsche Reich nicht besser stand, zeigten die dringenden Briefe der Kurfürsten von Mainz und der Pfalz, welche den Frieden als unthätlich und kein Opfer zu groß anzusehen um denselben zu erlangen. Eugen war dieß kein Geheimniß, aber er durfte eine Bemerkung nicht hingehen lassen, welche für Deutschland verlegend klang. Mit Lebhaftigkeit erwiderte er dem Marschall, wenn man von Seite Frankreichs mit solcher Vorstellung zur Friedensverhandlung gekommen sei, so hätte man besser gethan ganz davon wegzubleiben. Wer den Frieden ehrlich wolle, müsse sich derlei „hochmüthige Gedanken“ fernhalten und nichts begehren als was für billig angesehen werden könnte. Es wäre überflüssig nochmals zu wiederholen, daß nur des Marschalls insändige Bitten ihn bisher abgehalten hätten, Kaputt schon längst zu verlassen. Man solle nur niemals glauben, daß die in dem letzten Feldzuge von Frankreich erzwungenen Erfolge den Kaiser vermögen würden, irgend etwas einzugehen, was wider seine Ehre oder des Interesse des Reiches sei. Der Kaiser brauche dieß um so weniger zu thun, als er unsehrbar eine genügende Anzahl guter Truppen und kaum weniger Geldmittel als König Ludwig zur Verfügung haben werde, denn man wisse wohl daß Frankreich des Friedens nicht mehr als irgend ein anderer Staat bedürftig sei. Was das Reich betreffe, so warte man sich hinsichtlich desselben ein zweitesmal ebenso betrügen wie dieß zu Utrecht geschehen sei, wo man an dessen Einwilligung zur Fortsetzung des Krieges nicht glauben wollte, während es sich freudig dazu entschloß und auch die nöthigen Summen bewilligte. Es freute ihn, so erwiderte der Prinz, dem Marschall insändigen zu hören, daß das Reich standhaft auf diesem Wege verharre, wie es denn erst vor acht Tagen fünf Millionen Thaler, eine Million mehr als im vorigen Jahre, zur Fortsetzung des Krieges gewidmet habe.

Villars war es schon gewohnt, in der mündlichen Verhandlung vor Eugen die Segel streichen zu müssen. Auch jetzt war dieß wieder der Fall.

Der Marschall beging den großen Fehler, daß er immer seine eigenen Angelegenheiten mit denjenigen vermengte, welche er mit Eugen zu verhandeln hatte. Dadurch daß er nur zu deutlich zeigte, wie die ersteren ihm weit mehr als die letzteren am Herzen lagen, erlebte er von selbst seine Stellung weit unter diejenige Eugen's, welchem in seinem eignen Interesse nichts, in demjenigen der Sache aber alles an dem Ausgange der Unterhandlung lag. So hat auch jetzt wieder der Marschall den Prinzen flehentlich, ihm durch Zugestehung desjenigen, was der König in Bezug auf Deutschland verlange, zur Erhaltung seines Ansehens am französischen Hofe bedürftlich zu sein, und ihn dadurch in den Stand zu setzen, das nöthige Einverständnis in Bezug auf die übrigen, das Kaiserthum selbst angehenden Friedenspunkte herbeizuführen.

Eugen aber blieb unerschütterlich. Wenn der Vorwurf gegründet wäre, den man so oft dem Hause Habsburg gemacht hat, daß es über seine eignen Interessen diejenigen des deutschen Reiches vernachlässigte, so hätte sich hiezu niemals ein günstigeres Augenblick als bei den Friedensverhandlungen von Raftadt ergeben. Der Kaiser aber und sein Bewillmächtigter ließen sich durch die Zumuthungen Frankreichs nicht abdrängen von demjenigen, was ihnen als Recht erschien. Sie wiesen das Begehren einer Gebietsabtretung handhaft zurück, und Eugen verlangte, daß die das Reich angehenden Punkte einzeln auf sich beruhen und diejenigen vorgenommen werden möchten, welche das Haus Oesterreich als solches betrafen.

Longe Zeit weigerte sich Villars, auf dieses Begehren einzugehen; endlich mußte er sich doch dazu bequemen. Aber auch hier traten allsogleich die ernstesten Schwierigkeiten in den Vordergrund. Das Italien betraf, so war für den Kaiser die Einkünfte alles dessen begehrt worden, was Karl II. als letzter König von Spanien aus dem Hause Habsburg befallen hatte. Nun hielten aber noch immer spanische Truppen Porto Longone besetzt und der König von Frankreich behauptete, er könne sich wohl für die Räumung der Festung bei seinem Tode entschenden, keineswegs aber die Erfüllung dieses Begehrens verbürgen.

Eugen legte sehr zu großes Gewicht auf diesen Punkt, denn im schlimmsten Falle werde, so meinte er, auch die Eroberung von Porto Longone durch die Gewalt der Waffen keine beträchtlichen Schwierigkeiten darbieten. Um so erheblicher war es aber in den Augen des Prinzen, daß

dieselbe Ansucht, welche wegen Porto Leone vorgebracht wurde, auch die Beigerung des Königs beschönigen sollte, sich für die Aufrechthaltung der Privilegien der Catalonier und für Ertheilung einer Amnestie zu Gunsten aller Spanier, welche Karls Partei genommen hatten, zu verbürgen. Dem König Ludwig vermöge, so erklärte Villars, nicht mehr zu thun, als hinsichtlich dieser Sache bei seinem Enkel Fürsprache eintreten zu lassen.

Eugen wußte, daß dieser Punkt dem Kaiser persönlich mehr als alle übrigen am Herzen lag. Denn in seiner Ehre und seinem Gewissen hielt Karl VI. sich für verpflichtet, das möglichste zu thun für diejenigen, welche mit so beispielloser Treue und Hingebung an ihm hingen. Eugen wandte daher all seine Beredsamkeit an, welche gewöhnlich ernst und ruhig, sich doch leicht erodrant und dann von herrlicher Lebendigkeit war, um die Gegenbemerkungen des Marschalls zu entkräften. Es gelang ihm doch so vollkommen, daß Villars sich persönlich ganz in Eugens Ansicht bekannte. Er sei überzeugt, erklärte der Marschall, von der Billigkeit des Verlangens, welches Eugen stelle. Aber der König von Frankreich sei einmal nicht Herr in Spanien und er könne auf die dortige Regierung wohl einzumischen suchen, ihr aber keine Befehle vorschreiben.

Umsoweniger wurde von Eugen treffend bemerkt, vor vier Jahren sei ein solcher Unterschied noch unbekannt gewesen, indem damals der Marquis von Torch im Namen des Königs Philipp weit schwerigere Zugeständnisse ohne Aufstand auf sich genommen habe. Umsoweniger wies der Prinz darauf hin, daß man für Catalonien nichts neues, sondern nur die Selbsterhaltung seiner uralten Privilegien fordere, welche ihnen ja König Philipp selbst bei seiner Ankunft in Spanien bestätigt habe. Nicht nach den castilischen Privilegien verlangten sie, sondern nach denen des eigenen Landes. In diesen wolle der Kaiser sie schützen, und Eugen könne dem Marschall die Versicherung ertheilen, daß wenn alle andern Punkte ausgeglichen wären und nur dieser nicht, er mit ihm den Frieden nicht abschließen werde, es möge auch daraus entstehen was da wolle.

Von ängstlicher Sorge getrieben, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, welches das von ihm so heftig gewünschte Zustandekommen des Friedens hintertreiben könnte, schlug der Marschall einen Ausweg vor, auf dem sich seiner Meinung nach die beiderseitigen Begehren so ziemlich in Einklang bringen ließen. Der König von Frankreich sollte nicht allein seine



nachdrückliche Verwendung zu Gunsten der Catalonier versprechen, sondern sich noch überdies aufreizend machen, wenn dieselbe fruchtlos bliebe, seinen Entschluß im kriegertischen Unternehmungen wider Catalonien weder mit Truppen noch sonst in irgend einer Weise zu unterstützen, sondern allsogleich seine Streitkräfte aus Spanien zurückzurufen. Denn dieß sage, so bemerkte Villars, in des Königs Willkür, während ihm in der That kein Mittel zu Gebot stehe, seinen Entschluß nach seinen Wünschen handeln zu machen.

Eugen erwiderte, daß er auf seiner früheren Erklärung verharren müsse, indem ihm der Ratler hinsichtlich dieses Punktes blühende Instruction erteilt, nicht aber einen Spielraum zu selbstständigem Urtheil eingeräumt habe. Dennoch konnte und wollte der Prinz es nicht hindern, daß Villars in dem Sinne seines Vorschlages an den König schrieb und um dessen Genehmigung bat<sup>25)</sup>.

Nach Eugens Ansicht kam alles darauf an, ob die Weigerung des Königs von Frankreich, sich statt seines Entschlusses für die Aufrechterhaltung der catalonischen Privilegien zu verbürgen, nur eine Ausflucht sei, oder ob König Ludwig in Spanien wirklich so geringen Einfluß besitze wie Villars es darstellte. Man konnte nicht glauben, hatte der Marschall versichert, „wie wunderbar“ es am Hofe von Madrid zugehe. Selbst Ludwig XIV. vermöge daselbst gar nichts auszurichten, als wenn er sich der Vermittlung der Fürstin Orléans bediene. Denn der König von Frankreich, so bemerkte Villars im Vertrauen dem Prinzen, sei in jeder Hinsicht alt geworden; selbst am eigenen Hofe nad wie viel mehr erst an einem fremden werde sein Wille nicht mehr so hoch geachtet und so unvorbildlich befolgt als sonst. Und Villars zeigte in der That einen gewissen politischen Geruch, von welchem man sonst wenig Proben an ihm sah, wenn er bemerkte, es könne wohl geschehen, daß es in kürzerer Zeit als binnen drei Jahren, insbesondere wenn zwischen König Ludwig nicht mehr am Leben sein sollte, zum Kriege zwischen Frankreich und Spanien komme<sup>26)</sup>.

Weniger als in dieser Vorhersagung bewährte sich das Urtheil des Marschalls, wenn er mit ziemlicher Sicherheit geglaubt hatte, sein Ausgleichungs-vorschlag werde von dem Könige von Frankreich angenommen werden. Schon der nächste Kurier brachte ihm hierüber eine vollständige Enttäuschung. In hartem, ja verletzenden Ausdrücken wurde ihm die Eigengewichtigkeit verwiesen, mit Vorträgen hervorzutreten, welche der König für

eben so unverträglich mit seiner Ehre als mit den Verblüfflichkeiten ansehn mußte, die er gegen seinen Anteil eingegangen sei. Ludwig XIV. verblieb vielmehr bei seiner früheren Erklärung, er könne nicht mehr thun, als seine angelegentlichste Verwendung zu Gunsten der Catalonier bei König Philipp eintreten zu lassen. Auch er wies darauf hin, daß das beste Mittel zur Erreichung der Wünsche des Kaisers in der Gewinnung der Fürstin Orsini liege, welche gegen die Auflage der Grafschaft Ghisp in den Niederlanden gewiß zur Erwerbung alles dessen bereit sein werde, was der Kaiser zu Gunsten der Catalonier verlange.

So wenig der Prinz an und für sich den Antrag auf Gewährung einer Schenkung an die Fürstin Orsini gerechtfertigt fand, so glaubte er doch zur Annahme desselben dem Kaiser raten zu sollen. Denn bei der Belagerung Frankreichs bleibe wirklich kein anderer Weg übrig, die Catalonier im Besitze ihrer Privilegien zu erhalten, als die Vermittlung dieser Frau, welche über den schwachen König von Spanien Alles vermöge. Und gerade durch das Eingehen auf eine Bedingung, von welcher Jedermann sich leicht versetzen konnte, wie widerwärtig sie dem Kaiser sein müsse, zeige derselbe nur aller Welt, daß er für seine treuen Catalonier auch das empfindlichste Opfer zu bringen sich nicht scheue<sup>27)</sup>.

Der Kaiser jedoch sah die Sache anders an als der Prinz, und er war eben im Begriffe eine ablehnende Antwort zu ertheilen, als ein Umstand eintrat, welcher die Sachlage, was den Punkt von Catalonien betraf, völlig veränderte. Die Einwohner dieses Fürstenthums selbst waren es, die durch ihr Auftreten diesen Umschwung hervorbrachten. Es ließen zu Wien Schreiben von der provisorischen Regierung in Barcelona ein, worin die Catalonier dem Kaiser zu wissen machten, daß sie sich um ihre Privilegien nicht mehr kümmerten, sondern fest entschlossen seien, entweder unter Karls Regierung als derjenigen ihres rechtmäßigen Königs zu verbleiben oder unter den Händen seiner und ihrer Feinde ruhmwürdig zu sterben.

Auch andere Nachrichten erzählten, daß die Catalonier das Anerbieten des Herzogs von Popoli, des Oberbefehlshabers des spanischen Heeres, sie in ihren Privilegien zu bestätigen, zurückgewiesen haben sollten. Man erschien es vollkommen unpassend, an diesem Punkte, der für diejenigen, welche er zunächst anging, durchaus ohne Werth zu sein schien, vielleicht den ganzen

Frieden sichern zu machen, oder ihn nur durch die Schenkung an die Fürstin Orsini, somit durch eine Bezahlung zu erkaufen, welche den Kaiser noch immer schimpflich dänkte.

Eugen wurde daher beauftragt, die von dem Könige von Frankreich zugesagte Verweigerung nicht mehr zu Gunsten der catalanischen Privilegien, sondern nur noch dafür in Anspruch zu nehmen, daß den Catalaniern bis zum wirklichen Abschlusse des Friedens ein Waffenstillstand zugestanden werde. Sollte dies aber nicht zu erlangen sein, so wäre dem Kaiser völlige Freiheit anzubedingen, den Catalaniern auch mit Gewalt der Waffen Schutz und Hilfe leisten zu können, ohne daß dadurch der Vertrag, welcher wegen der Räumung des Fürstenthums von den kaiserlichen Truppen abgeschlossen worden war, als gebrochen angesehen werden könne. Es bleibe dann freilich dem Könige von Frankreich vorbehalten, seinem Enkel nach wie vor gleichfalls beizustehen, was er übelgens trotz aller etwa gegebenen Befehle ohnehin nicht unterlassen würde. „Denn wenn schon der König „von Frankreich,“ so schrieb der Kaiser an Eugen, „es für unvereinbar „mit seiner Ehre hält, durch Zurückziehung seiner Truppen seinen Enkel „zu verlassen, um wie viel mehr hätte ich es mir zur Unehre anzurechnen, „wenn ich so treuen Unterthanen allen Beistand entziehen und sie der „Noth der Feinde völlig überlassen würde.“

Wenn es jedoch Eugen nicht gelingen sollte, die Aufnahme eines solchen Artikels in den Vertrag zu erwirken, so möge hiervon, beauftragte ihn der Kaiser, lieber gar keine Erwähnung gemacht werden, indem er sich diejenigen ferneren Schritte zu thun vorbehalte, welche seine Verpflichtungen gegen die Catalaniern erforderten <sup>20</sup>).

Eugen und Villars, beide gleich wenig befriedigt von den geringen Fortschritten, welche ihre Verhandlung machte, versielen zur Förderung derselben auf den Gedanken, einmüthig wenigstens den Entwurf eines Vertrages aufzulegen und demselben bei allen streitigen Punkten ihre abweichende Meinung beizufügen. Die Artikel, über die man sich nicht einigen konnte, wurden dem definitiven Frieden vorbehalten, welcher für Kaiser und Reich auf einem förmlichen Congresse zum Abschlusse gebracht werden sollte.

Aber auch dieses Auskunftsmitel erwies sich als fruchtlos. Die Antwort der französischen Regierung auf den ihr übersendeten Vertragsent-

wort bestand fast nur in empfindlichen Vorwürfen, welche dem Marschall Villars über seine Zugeständnisse gemacht wurden. Man behauptete von ihm, er habe sich völlig von Eugen einnehmen, ja überantworten lassen, und sei überall blindlings dessen Begehren gefolgt. In seinen Berichten gebe er stets dem Prinzen Recht, während die Befehle des Königs ihm fast immer zu tadelnden Bemerkungen Anlaß geboten hätten. Es sei nicht genug, wohl und mit guter Absicht zu dienen, sondern man müsse auch suchen, dem Oberherrn zu gefallen und seinen Willen ohne Gegenrede zu vollziehen.

Der Entwurf, über welchen die beiden Bevollmächtigten übereingekommen waren, wurde in Paris völlig umgeändert und hatte eine Gestalt erhalten, in der er Eugen ganz unannehmbar schien. Das Bestreben Frankreichs war darin unverkennbar, den Kaiser mit dem deutschen Reiche zu entzweien, um sodann mit jedem Einzelnen leichter fertig zu werden. Es sei unmöglich, schrieb Eugen dem Kaiser, alles das zu wiederholen, was er dem Marschall über das Benehmen der französischen Regierung gesagt habe. „Meine Vorwürfe wären jedoch noch heftiger gewesen,“ fügt der Prinz hinzu, „wenn nicht der Marschall mir in allem Beifall gegeben und sich mit noch größerer Erbitterung als ich selbst über seinen Hof beschwert hätte. Daher wagte er auch nicht, als er mich zu unverzüglicher Abreise entschlossen sah, mir ein längeres Bleiben zuzumuthen. Nur um das Eine bat er, weil denn doch die Stunde des Schreibens gekommen sei, und da, wenn die Unterhandlung völlig abgebrochen werden sollte, der Frieden wahrscheinlich binnen einigen Jahren nicht zu Stande kommen würde, ich möge ihm eine Schrift hinterlassen, in welcher nicht nur unser bisheriges Benehmen gegen die Beschuldigungen, die wider dasselbe erhoben werden dürften, vertheidigt, sondern auch alles dasjenige wie in einem Ultimatum zusammengefaßt würde, was ich im Namen meines Hofes zu verlangen mich für berechtigt hielt. Endlich bat er mich, meine Reise derart einzurichten, daß eine Erklärung seiner Regierung, wenn sie käme, es sei Ernst mit dem Abbruche der Verhandlungen, mich noch in Stuttgart oder Augsburg antreffen könne.“

Nachdem Villars dem Prinzen sein Ehrenwort versprochen, daß Frankreichs letztes Wort wenigstens bestimmt lauten und nicht länger doppeldeutig sein werde, ging Eugen auf das Begehren des Marschalls

ein. Denn seiner Meinung nach mußte durch eine solche Bereitwilligkeit der Wunsch des Kaisers, den Frieden zu Stande zu bringen, in klares Licht gesetzt, und die Schuld der Fortsetzung des Krieges ganz auf Frankreich gedrückt werden. Durch angetrübte Einsicht in das was geschehen sei, werde aber, so meinte der Prinz, sogar das Reich zu größerer Einigkeit und zur Erkenntniß der Nothwendigkeit einer entschlossenen Kraftanstrengung gebracht werden<sup>20</sup>).

Am 6. Februar 1714 verließ Eugen Rastadt; Villars aber, welcher sich nach Straßburg zurückzog, sandte den Brigadier Marquis Comtales mit dem Ultimatum des Prinzen und den dringendsten Vorstellungen zur Annahme desselben nach Versailles. Denn für Frankreich sowohl, dessen erschöpften Zustand er kannte, als noch mehr für sich selbst wünschte Villars schärfste den Frieden. Comtales hatte daher den Auftrag, auf eine persönliche Unterredung mit dem Könige zu bringen und alles in Bewegung zu setzen, um dessen Bestimmung zu erlangen.

Eugen war von Rastadt zuerst nach Ettlingen gegangen, hauptsächlich in der Absicht, die Stellung der Truppen in Augenschein zu nehmen und sie gegen einen etwaigen Ueberfall der Feinde zu sichern. Denn er wußte wohl, daß man sich französischer Seite mit einem solchen Aufschlage trug, um wenn es wieder zu Feindseligkeiten kommen sollte, dieselben mit einem glänzenden Erfolge zu beginnen. Schon in Ettlingen hatte der Prinz Ursache, damit zufrieden zu sein, daß er die Unterhandlung nicht völlig abgebrochen, sondern sich noch habe bestimmen lassen, ein Ultimatum abzugeben. Denn er überzeugte sich immer mehr, daß trotz der vielversprechenden Beschlüsse, welche im Schoße der Reichsversammlung gefaßt worden waren, von Seite der deutschen Fürsten nur eine schwache Theiligung am Kriege zu erwarten sei. Selbst die mächtigsten Anhänger des Kaisers, die Kurfürsten von Mainz und Trier, hielten fast flüchtig am den Frieden, der immer noch besser sei als der Krieg, wenn auch die Bedingungen vieles zu wünschen übrig ließen. Und überdies hatte die Meinung, welche Marlborough beantwortete, daß der Krieg fortgesetzt werden solle, weil der Tod der Königin Anna und mit demselben der Sturz des britischen Ministeriums und Englands Wiedertheiligung am Kampfe als nahe bevorstehend anzusehen sei, durch die Besserung der Gesundheit der Königin wesentlich an Gewicht verloren. Endlich war der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und dem Herzoge

den Savoyen betruft im Einzelnen, daß dessen Bevollmächtigter Brocas in Wien nicht nur der Zutritt zum Hofe unterlegt, sondern er angewiesen wurde, binnen drei Tagen die Hauptstadt zu verlassen und geraden Weges nach Piemont zurückzukehren<sup>20)</sup>.

Unter so gefährlichen Umständen war es für Eugen doppelt erfreulich, daß ihm am 20. Februar in Stuttgart ein Schreiben des Marschalls Villars kam, welches die Nachricht enthielt, Eugens letzte Erklärung sei von König Ludwig fast vollständig genehmigt worden. Die in Versailles vorgenommenen Abänderungen wären nicht von der Art, um dem Abschlusse des Friedens ein ernstes Hinderniß in den Weg zu legen. Eugen wurde dringend gebeten nach Rastatt zurückzukehren und dort mit Villars neuerdings zusammenzutreffen.

Am späten Abende des 22. Februar langte der Marquis von Comades selbst in Stuttgart an. Nachdem er den Prinzen im Namen des Königs der wohlwollenden Erinnerung desselben versichert hatte, legte er Rechenschaft ab von seinen Berichtigungen in Versailles. Comades erzählt, daß er nicht bloß allen Verhandlungen beigewohnt, sondern stundenlang dem König allein gesprochen und bei demselben persönlich die lebhafteste Regung zum Frieden wahrgenommen habe. Nicht als einmal sei den Vorstellungen der Minister, welche die Fortsetzung des Krieges wollten, von König Ludwig eine scharfe Erwiderung geworden. Die größte Schwierigkeit habe jedoch darin bestanden, dem Könige den Muth zu beschaffen, daß der Kaiser den Frieden nicht aufrichtig wünsche und auf die ganze Zusammenkunft in Rastatt nur eingegangen sei um das Reich bei dem Bündnisse festzuhalten, während er eigentlich beabsichtige, in Spanien durch Unterstützung der Catalonen, in Italien aber durch Eröffnung der Feindseligkeiten wider den Herzog von Savoyen den Krieg von neuem anzufachen. Die Bevollmächtigten Spaniens, Englands und Sardeniens hätten sich unausgesetzt bemüht, den König in dieser trüben Meinung zu bestärken. Durch nichts aber wäre wesentlich beigetragen worden, diese Bestrebungen zu vereiteln, als durch die von Eugen seinem Ultimatum beigefügte Versicherung des redlichen Willens des Kaisers, den Frieden zu Stande zu bringen<sup>21)</sup>. Der König habe in voller Rathesversammlung erklärt, daß er Eugens Worten Glauben beimesse, und Villars sei ermächtigt worden, auf die von dem Prinzen aufgestellten Bedingungen hin den Vertrag ohne erhebliche Abänderungen zu unterzeichnen<sup>22)</sup>.

Am 28. Februar 1714 traf Eugen, ungefähr eine halbe Stunde vor Villars, in Rastadt ein. Kaum war der Marschall daselbst angelangt, als er sich sogleich zu dem Prinzen verfügte, ihm seine Freude über das Wiedersehen zu erkennen gab und, für einen diplomatischen Unterhändler allerdings nicht sehr geschickt, ihm voraus sagte, die Abänderungen beständen hauptsächlich nur in dem Titel für den Kurfürsten von Baiern und in der im Vertrage geschehenden Erwähnung des Königs Philipp. Ludwig XIV. wünsche die Aufnahme dieser Aenderungen so sehr, daß er ihn beauftragt habe, bis zum letzten Augenblicke der Unterzeichnung auf denselben zu bestehen. Den wirklichen Abschluß des Friedens habe er jedoch, wenn Eugen die Modificationen nicht zugehen wolle, um desswillen nicht zu verzögern.

Dem Prinzen wurde hiedurch der Widerspruch gegen diese Abänderungen wesentlich erleichtert. Er ließ es denn auch an solchem nicht fehlen. Eugen erklärte, daß nachdem man französischer Seite hinsichtlich des Punktes, der Catalonien betreffe, so wenig Nachgiebigkeit gezeigt habe, man nunmehr auf eine solche von Seite des Kaisers nicht rechnen dürfe.

Am nächsten Morgen begannen die beiden Bevollmächtigten die einzelnen Artikel des Vertrages durchzugehen. Gleich im Eingange behauptete Eugen für den Kaiser das Recht, sich des spanischen Königtums zu bedienen. Die Begehren Frankreichs zu Gunsten Katalon's wurden von Eugen abgelehnt. Sonst gab kein einziger der Friedensartikel zu merkwürdiger Meinungsverschiedenheit Anlaß als der ein und derselbe, welcher Italien betraf. Aber auch dieser wurde von dem Könige von Frankreich, an welchen Villars nochmals berichten zu sollen glaubte, ganz nach Eugens Begehren entschieden.

Kaum war der Courier, welcher diese Erklärung überbrachte, in Rastadt eingetroffen, als an die Ausfertigung der Friedensurkunden geschritten wurde. Am 6. März, oder da Mitternacht bereits vorüber war, am frühesten Morgen des 7. März 1714 wurden die beiden Exemplare des Friedensvertrages mit Aufmerksamkeit abgelesen, und sodann von den Bevollmächtigten unterschrieben und gesiegelt <sup>22)</sup>.

Frankreich befiel Landau, es gab aber die in den letzten Feldzügen gemachten Eroberungen, insbesondere Altkirch und Striuburg an den Kaiser, Rühl an das Reich zurück. Es erkannte die hannoversche Kurwürde

an und gestand dem Kaiser den Besitz der ehemaligen spanischen Niederlande, dann Mailands, Neapels, Sardinien und der Häfen von Genua an der toscanischen Küste zu. Der Kaiser bewilligte die Wiedererstattung der Fürstenthümer von Baiern und Köln in ihre Länder und Würden und sagte deren erneuerte Verleihung zu, wenn sie dieselbe ansuchen würden. Da der Kaiser bisher ohne die erforderliche Vollmacht des deutschen Reiches mit Frankreich unterhandelt habe, so sei dieselbe nachzuholen, und in einer der drei schwäbischen Städte Baden, Schaffhausen oder Straßburg der allgemeine und definitive Frieden zu Stande zu bringen.

Dies waren die Hauptbedingungen eines Vertrages, durch welchen ein langjähriger blutiger Krieg, der dem ganzen Westen Europa's unersägliche Drangsale bereitet hatte, zum Abchlusse kam. Die Resultate der unberechenbaren Opfer, welche dieser erbitterte Kampf gekostet, waren keine anderen, als solche die wahrscheinlich ohne allen Streit und vor Beginn des Krieges auf dem Wege friedlicher Unterhandlung gleichfalls hätten erreicht werden können. Wie dem aber auch sein mag, das muß dem unparteiischen Beurtheiler sich aufdrängen, daß von all den Theilnehmern an dem großen Bunde weder Frankreich während der Kriegsführung noch bei der Friedensverhandlung niemand ehrenvoller dastand als das Kaiserthum. Das Ansehen an England und Holland ruhmvollere Theilnahme am Kampfe, an die Standhaftigkeit, welche einige Jahre hindurch der Herzog von Savoyen an den Tag legte, es wurde, insbesondere was den ersten und den letztgenannten der Allirten betraf, wieder getilgt durch die schwachhohle Art, in welcher sie trennloser Weise den Kampf abbrachen und mit Aufgebung der erzwungenen Vortheile, den früheren Verbündeten feigherzig den Rücken kehrend, den Frieden mit Frankreich suchten.

Es hat nicht an Stimmen, sogar unter den Deutschen gefehlt, welche ihrer Majestät treu bleibend, Alles was vom Kaiserthume ausging, mit Erbitterung zu tadeln, denselben die Schuld davon zuschreiben wollen, daß das deutsche Reich im Resultat Frieden keine besseren Bedingungen erhielt. Die treue Darstellung der Verhandlungen, wie sie wirklich gepflogen wurden, wird denen, der sich nicht absichtlich dieser Erkenntniß verschließt, eines Besseren belehren. Niemals haben deutsche Fürsten oder ihre Beamten und Räte, welchem Stamme dieselben auch angehört hätten, mächtiger im Interesse Deutschlands ihre Stimmen



erhoben als Eugen zu Regent es that. Niemals trat jedoch auch der Unterschied greller zu Tage, der zwischen Eugen, diesem durch Abstammung und Geburt Deutschland fremden Prinzen, und den Fürsten des Landes obwaltete. Zwei von ihnen, die von Köln und von Bayern, standen völlig auf der Seite des Bräutigams, Preußen hatte mit Frankreich abgesondert Frieden geschlossen, Sachsen war fast einzig und allein mit den nordischen Mächten beschäftigt, die bestiegenen aber, Pfalz, Mainz und Trier ergaben sich in erbitterten Schilderungen der Noth und Gerechtigkeit, in welchen das Reich sich befand, und baten dringend um Frieden, sei es auch um jeden Preis. Der Kaiser von Hannover war der Einzige, welcher die Fortsetzung des Krieges wünschte, und auch dieser nicht, weil ihm die Friedensbedingungen nicht vortheilhaft genug für das deutsche Reich erschienen, sondern einzig und allein, weil er dessen zur Geltendmachung seiner Thronfolgerechte in England zu bedürfen glaubte.

Niemanden war diese Stimmung der deutschen Fürsten besser bekannt, als dem Könige von Frankreich. Nicht ohne eine gewisse Berechnung konnte Villars dem Prinzen Eugen, als er von den Vorbereitungen des deutschen Reiches zu dem bevorstehenden Feldzuge sprach, höhnend erwidern, die Fürsten Deutschlands müßten zu dem Kampfe für dasselbe bei dem Heere herbeigezogen werden und auch dann noch würde es nicht gelingen, sie zu energischer Anstrengung zu vermögen. War es unter solchen Umständen dem Kaiser irgend möglich, für Deutschland mehr zu erlangen? Daß es nicht schon als ein Erfolg angesehen werden, daß wenigstens Regh, Mürtzsch und Freiburg wieder gewonnen wurden? War es nicht dem Kaiser allein und Eugens standhafter Haltung zu danken, daß der König von Frankreich absehen mußte von dem so hartnäckig behaupteten Verlangen, das Amt Wormsheim als Ersatz für Freiburg zu erhalten? Ist da noch im mindesten zu zweifeln, daß wenn man in Deutschland irgend Grund zu haben glaubte zur Beschwerde über den Regulator Frieden, man einzig und allein sich selbst, nicht aber den Kaiser anzuklagen hatte?

Der Friedensschluß zu Rastatt darf überhaupt seit langer Zeit als der erste angesehen werden, bei welchem sich die früher immer sichher gemordene Überlegenheit der Franzosen in der Kunst der Unterhandlung nicht von neuem bewährte. Es gelang ihnen nicht, wie es sonst so oft geschehen war, Forderungen zur Geltung zu bringen, an deren Richtigkeit beim Beginn der Verhandlung Niemand gedacht hatte. Sie

mußten im Gegentheil von gar vielem absehen, was zu verlangen sie sich berechtigt glaubten. Den Schlüsseltheil der Pfalz, das Begehren der Grafschaft Salm für die Fürstin Orsini, eine Forderung, welche, wie das Conferenzprotokoll vom 22. Jänner 1714 sich ausdrückt, „ohne Scham, würde nicht erwähnt werden kann,“ des Kaisers Verzichtleistung auf Spanien, vor allem aber die von Frankreich so warm beantworteten Wünsche des Kurfürsten von Bayern waren standhaft und mit Erfolg abgelehnt worden. Wie es selbst französischer Seite, und mit nicht geringer Unzufriedenheit bemerkt wurde, hatte Eugen durch seine ernste, entschlossene Haltung, durch die Ueberlegenheit seines Geistes den Marschall Villars völlig in Schatten gestellt, sich ihm in jeder Beziehung überlegen gezeigt und eine Macht über ihn erlangt, welche in Frankreich zu den bittersten Etachetreden Anlaß gab. Mit Recht überbot sich Alles in Bewunderung dessen was Eugen zu Mastadt geleistet und wie er sich daselbst benommen hatte. Er aber in seiner Bescheidenheit sagte darüber nichts als daß er hoffe, des Kaisers „Approbation“ verdient zu haben, wie er denn wenigstens seine Instruktionen pünktlich befolgt habe. „Eurer Majestät Standhaftigkeit ist es zuzuschreiben,“ fährt Eugen fort, „daß trotz des Feindes „großer Uebermacht und der Abstraktheit fast aller Verbindungen gleichwohl noch viel vortheilhaftere und rühmlichere Friedensbedingungen erlangt „wurden, als sie zu Utrecht durch fremde Vermittlung zu erwarten gewesen „wären. Und obgleich nun diese Bedingungen nicht so günstig sind, als „man von einem so langen und siegreichen Kriege billig hätte hoffen können, wenn die Allirten bei Eurer Majestät und dem Reiche festgehalten „hätten, so gereicht es Ihnen doch bei Freund und Feind zu einem sehr „großen Ansehen, daß Sie der ganzen feindlichen Macht mit unerschrockenem „Germüthe sich allein entgegengestellt haben und ohne fremde Hülfe Ihre „und des Reiches Angelegenheiten selbst auszumachen im Stande gewesen „sind. Es ist dies geschehen, ungeachtet von denjenigen, welche Eurer „Majestät diesen Ruhm und Vortheil beneiden, bis auf den gegenwärtigen „Augenblick mit ungemeiner Erbitterung jedes nur mögliche Hinderniß in den „Weg gelegt wird, und man täglich aus den französischen, englischen und „holländischen Nachrichten die Ueberzeugung schöpfen kann, wie stark sowohl „England als verschiedene andere Mächte gegen diesen Frieden gearbeitet „haben und noch arbeiten.“

## Vierzehntes Capitel.

Wie Eugen es im höchsten Maße verdiente, so wurde er nach seiner Rückkunft zu Wien vom Kaiser mit höchster Auszeichnung und mit den Versicherungen ewigster Dankbarkeit empfangen <sup>7)</sup>. Schon zu Ende des Jahres 1712 hatte Karl dem Prinzen einen Beweis davon gegeben, wie sehr er sich ihm verpflichtet fühlte. Da bei dem herrschenden Geldmangel die Zahlungen, welche der kaiserliche Oberfactor Werthheimer dem Prinzen Eugen auf das ihm von Joseph I. versiehene Geschenk von dreihunderttausend Gulden zu leisten hatte, in's Stoden gerathen waren, befahl der Kaiser diese Angelegenheit eilig in Ordnung zu bringen. „Nach weß die Zeiten selber nicht zulassen,“ hatte er dem betreffenden Actenstücke eigenhändig beigelegt, „daß auch ich dem Prinzen meine Erkenntlichkeit nach Verlangen bezeigen könnte, so sollen ihm doch noch hunderttausend Gulden „zu der früheren Summe zugelegt werden“ <sup>8)</sup>.

Mit Decret vom 1. Mai 1713 wurde Eugen von dieser vermehrten Schenkung in Kenntniß gesetzt. Aber erst am 15. October 1714 kam der neue Vertrag mit Werthheimer wegen ratenweiser Entrichtung der ganzen Summ an Eugen zu Stande. Sogleich wurde mit den Zahlungen begonnen, und am 1. April 1717 war der Betrag von vierhunderttausend Gulden vollständig in des Prinzen Hände gelangt <sup>9)</sup>.

Daß die Zufriedenheit des Kaisers mit Eugens Benehmen zu Rastadt eine aufrichtige und lebhaft war, davon legen die Zusätze, welche er mit eigener Hand den Conferenzprotokollen beifügte, das verlässlichste Zeugniß ab. Bemerkungen wie „der Prinz hoch zu loben,“ „der Prinz redet gar wohl und vernünftig,“ „sehr zu loben,“ „zu loben in modo et re,“ „den Prinzen im Allern approbiren,“ „den Prinzen loben auf alle Weise, da er vernünftig, eifrig, vorsichtig“ finden sich in Menge vor und zeigen, wie Karl in allem und jedem nicht nur Eugens Haltung vollkommen billigte, sondern ihn des höchsten Lobes für würdig hielt.

So zufrieden nun auch der Kaiser mit Eugens Berichtigungen war, so sehr insbesondere das Volk über das Zustandekommen des Friedens jubelte, so dem es eine Erleichterung seiner fast unermüdlichen Belastung hoffte, so waren doch durch den Friedensschluß sehr viele Wünsche, viele Interessen verletzt worden, welche in so manchem Herzen die Freude über denselben nicht recht aufkommen ließen. Insbesondere gab sich diese Stimmung in den Kreisen kund, deren Mitglieder mehr oder minder an der Regierung theilhaftig waren. Hierzu gehörten nicht nur die früheren Minister, welche der Kaiser noch von seinem Bruder her gewissermaßen mit seinen Rändern ererbte, sondern auch die Umgebung, die Karl mit sich aus Spanien gebracht und die sich seiner Gunst vorzugsweise zu erfreuen hatte.

Was die deutschen Minister des Kaisers an dem Friedensvertrage auszusetzen hatten, bestand hauptsächlich darin, daß der von ihnen so lebhaft gewünschte Austausch Baierns gegen die spanischen Niederlande nicht zu Stande gekommen war. Aus zweifachem Grunde bildete die Verwirklichung dieses Planes den Gegenstand ihres schärfsten Verlangens. Sie fürchteten, und mit Recht, daß mit der Wiedererfassung des Kurfürsten in seine Länder auch die reichen Schenkungen zu nichte werden würden, welche ihrem Kaiser Joseph selbst verlichen hatte. Ein starker Beweggrund als dieser lag aber in der Ueberzeugung, daß der beabachtete Austausch im Interesse sämtlicher Theilnehmenden gelegen sei. Daß der Kurfürst ihn wünsche, wußte man schon längst, und daß er dem Kaiser nur von Nutzen sein könnte, schien gleichfalls nicht zu bezweifeln. Denn ein Abentheurer, höchst gefährlicher Nachbar wäre entfernt, und statt eines weit anliegenden, gegen mächtige Feinde schwer zu vertheidigenden Landes ein näheres, in Abstammung und Sitten der Einwohner denjenigen der österreichischen Provinzen verwandtes, seiner Lage nach zur Herstellung der Verbindung mit Tirol und Vorderösterreich fast unzerstörbares Gebiet gewonnen worden.

Was man dagegen auch sagen mag, noch heute ist es im Interesse Deutschlands wie in demjenigen Oesterreichs gleichmäßig zu behaupten, daß diese Pläne damals und später, als sie neuerdings aufgenommen wurden, nicht zur Verwirklichung gelangten. Im Interesse Deutschlands, denn wodurch hätte wohl dessen Einheit mächtiger gefördert werden können, als durch die Einverleibung Baierns in das österreichische Ländergebiet? Durch sie wäre Oesterreichs Übergewicht in Deutschland für alle Zeiten

gesichert und jede Mitbewerbung um die Suprematie von vornherein beseitigt worden. Im Interesse Oesterreichs aber, denn nichts hätte das deutsche Element in den kaiserlichen Erbländern wesentlicher zu kräftigen und der Monarchie den deutschen Charakter, dessen sie zu ihrem Gedeihen durchaus nicht entbehren kann, noch leichter zu wahren vermocht.

Ähnliche Gedanken mögen auch damals schon den kaiserlichen Ministern nahe gelegen haben, als sie einstimmig darauf drangen, daß wenn Spanien verloren gehe, doch Bayern dem Kaiserthume erhalten bleiben möge<sup>1)</sup>. Sie hofften dies um so leichter zu erreichen, als es durchaus kein Geheimniß war, daß der Kurfürst selbst um seine vorigen Bande und Unterthanen sich nicht kümmerte und es deutlich an den Tag legte, die Niederlande seien ihm weit lieber als Bayern<sup>2)</sup>, und das heitere, lebhaftes Drüßel ein viel menschenswertheter Aufbruch als sein stilles Mönchen. Ja man vermuthete sogar, der Kurfürst werde aus eigenem Antriebe mit dem Vorschlage zu dem Ränderausche hervortreten<sup>3)</sup>.

Da dieß aber doch nicht der Fall war, so erkannte es Engen sogleich, daß bei den Rastatter Verhandlungen dieser Plan sich nicht werde verwirklichen lassen<sup>4)</sup>. Frankreich selbst war es, welches jeden noch so leisen Hinweis hierzu sorgfältig von der Hand wies. Es wolle einen so unruhigen Nachbar wie den Kurfürsten nicht neben sich haben, meinte Engen. Und als er endlich bei Villars auf eine Erklärung über diesen Punkt drang, antwortete ihm derselbe, sein König müsse sich darauf beschränken, das Wort einzulassen, welches er wegen der Wiedererhebung Max Emmanuels in seine früheren Länder gegeben habe. Beküme er sich einmal daselbst, so sei er Herr über seine Besatzungen, wie der Kaiser über die seinigen, und wollten sie einen Austausch vornehmen, so habe sie Niemand daran zu hindern.

Dabei war es denn zu Rastatt so wie späterhin geblieben. Auch von Wien aus scheint die Sache nicht mit jenem Nachdrucke betrieben worden zu sein, dessen sie würdig gewesen wäre. Daß dieß nicht geschah, daran mochte wohl der allgemein große Einfluß Schuld tragen, welchen die spanische Umgebung des Kaisers auf denselben übte.

So wie dessen deutsche Minister es wünschten und für das Interesse ihres Monarchen als natürlich ansahen, daß das deutsche Element in seinen Erbländern überwiegenden Einfluß erhalte, so setzten dagegen die

Spanier, welche mit Karl nach Wien gekommen waren, alles in Bewegung, um möglichst viele Provinzen, welche ehemals unter spanischem Scepter gestanden hatten, nun unter demjenigen des Kaisers zu vereinigen. Es wußt ihnen durch die Kämpfe nicht zu nahe getreten, daß es bei ihnen mehr noch als bei jenen eigennützige Beweggründe waren, welche sie hiezu veranlaßten. Denn sie dachten, und mit Recht, daß je mehr ehemals spanische Länder dem Kaiser gehorchen würden, desto leichter sich für sie der Kainz zu reichlicher Versorgung ergeben müßte. Aus diesem Grunde suchten sie denn auch den Haß der Niederlande gegen Baiern zu untertreiben. Derselbe werde, so sagten sie gerathen dem Kaiser, von den deutschen Ministern nur aus dem Grunde so lebhaft beantwortet, weil sie mit Baiern auch ihre in diesem Lande gelegenen Besitzungen zu verlieren fürchteten. Karl VI., ohnehin zum Argwohn geneigt, wurde dadurch mißtrauisch gemacht und legte geringeres Gewicht auf die Rathschläge nieder, welchen er sonst wohl Gehör geschenkt hätte. Derjenige, auf den er am meisten gebaut, Bratislaw war gestorben, Stajendorff stand weit weniger bei ihm in Ansehen und Günst, und so fand sich Niemand, welcher ihn für die Einflüsterungen der Spanier weniger zugänglich zu machen vermocht hätte. Ihnen mag es vorzugsweise zugeschrieben werden, daß der Plan, Baiern gegen die Niederlande zu vertauschen, bald in den Hintergrund trat und endlich ganz fallen gelassen wurde.

Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich zum ersten Male in klarem Lichte, welch neues Element in Wien durch die Spanier eingebracht war, die sich theilweise schon mit dem Kaiser aus Catalonien nach Oesterreich begeben hatten. Mit der Kaiserin, als sie das Fürstenthum verließ, und den Truppen, welche nach Italien eingeschickt wurden, war deren eine noch größere Anzahl herübergekommen und kammer strömten neue herzu, um in einem Augenblicke, in welchem dem eigenen Vaterlande durch den Einbruch des französisch-spanischen Heeres ein trauriges Schicksal drohte, in fremdem Lande und unter einem Monarchen ihr Glück zu suchen, dessen Zuneigung für sie ihnen kein Geheimniß war.

Es konnte in der That nichts Auffallenderes geben als die unglaubliche Vorliebe, welche der Kaiser für die Spanier zeigte. Er hatte dieselbe während seines Aufnahmestandes im Lande eingelesen und blieb ihr auch nach seiner Rückkehr nach Deutschland treu. Von Jugend auf schon erntet, in sich

vergeschlossen und einem gewissen Dunge zur Melancholie hingegen, sagte ihm das abgemessene, gravitätische Wesen der Spanier besonders zu. Der hohen Meinung, welche er selbst von seiner kaiserlichen Würde hegte, entsprach die an göttliche Verehrung gemahnende Art und Weise, welche die Spanier gegen ihren Monarchen zu beobachten pflegten. So mild und wohlwollend das Gemüth des Kaisers, so weit entfernt es von jeglicher Verachtung der Menschen war, so liebte er es doch wenn diese sich vor ihm bemühten. Ja sogar in äußerlichkeiten sah er bloß gern, wie ihn denn die Kniebeugungen der Spanier bei ihren Begrüßungen, oder daß sie beim Nahe den Boden ihm gleichfalls nur knurrend darboten, gern gesehen (Fuldigungen waren?). Wegen diese gehalten, schien ihm das gerade, kaumwundene Auftreten der Deutschen fast wie eine Mißachtung der Ehrfurcht, welche sie ihm schuldig waren, und er fühlte sich unbehaglich und verstimmt unter ihnen, abgestoßen von ihrer Art und Weise, und widerstreblich hingezogen zu derjenigen der Spanier.

Diezu kam noch das in seiner Seele so edle, bei allen Menschen jedoch und also auch bei Fürsten so selten anzutreffende Gefühl wahrhafter Dankbarkeit, welchem Karl, gegen die Spanier wenigstens, in nicht gewöhnlichem Maße zugänglich war. Niemals erlosch in seiner Brust das Andenken an die Tage, in denen er, nur mit wenig Schiffen vor Barcelona angelangt, durch die offen sich kundgebenden Sympathien der Bevölkerung sich alsbald als Herr der Stadt und des Landes sah. Nie vergaß er die Beweise menschlicher Anhänglichkeit und aufopfernder Treue, welche ihm ein Jahr später die Catalonier während der Belagerung Barcelona's gaben. Wie nichts die Menschen so schnell einander nahe zu bringen und sie so innig zu verbinden vermag als gemeinsame erregenes Ungemach, so war es auch hier der Fall. Früher hatten sie Alles, Leid und Freude mit ihm getheilt, und sogar Karls nothgedrungene Entfernung aus dem Lande, die Einschiffung der Kaiserin und der Truppen hatte ihre Anhänglichkeit nicht zu schwächen vermocht. Noch immer erklärten sie, entweder unter Karls Scepter leben oder von den Händen ihrer Feinde sterben zu wollen.

Außer Stande den im Lande zurückgebliebenen Cataloniern seine Dankbarkeit zu beweisen für so heilig gehaltenen Treue, wollte der Kaiser bloß wenigstens an diejenigen thun, welche mit und noch ihm aus Spanien

nach Oesterreich herübergekommen waren. So lebendwerth diese Krönung nun auch vom rein menschlichen Standpunkte aus erscheinen mochte, so unheilvoll wurde sie doch durch das Uebermaß, mit welchem Karl sich ihr hingab. Noch war er erst wenige Monate in seiner Hauptstadt, und schon sagte man von ihm, er würde das deutsche Reich und alle seine Erbländer mit Freuden opfern, wenn er damit die Krone Spaniens sich erwerben könnte<sup>1)</sup>. Diese Vorliebe für die Freuden verleitete in Wien, wo dem Kaiser bei seiner Rückkehr aus Spanien im wahren Sinne des Wortes die Herzen entgegen geflogen waren. Man begann Vergleiche zwischen Karl anzustellen und seinem verstorbenen Bruder Joseph. Die Regierungszeit des Letzteren warre, so großes Ungemach auch während derselben die kaiserlichen Erbländer getroffen haben mochte, doch als eine Zeit des Glüdes gepriesen, so mächtig war der Eindruck, welchen die heitere, fröhliche, zuvorkommende Persönlichkeit Josephs überall hervorgerufen hatte. Mit jugendlichem Glanze war für auf diejenige seiner Vorgänger gefolgt, die mit rafter Strenge die Würde kaiserlicher Majestät wahren zu müssen meinten<sup>2)</sup>. Man glaubte man, mit der Ueberfluthung der Stadt und des Landes durch die Spanier werde jene frühere Zeit wieder zurückkehren. Man bezeugte sich mißvergnügt darüber. Geschäftige Zungen trugen dies wieder dem Kaiser zu, und dadurch konnte die Ueberspannung nur vermehrt werden, welche derselbe gegen die Deutschen allzu offen an den Tag legte.

Diese wurde noch dadurch gesteigert, daß der Kaiser eigentlich den Deutschen dasjenige zur Last legte, was er für das Unglück seines Lebens hielt, den Verlust der spanischen Krone. Statt sich in's Gedächtniß zurückzurufen, welche unermessliche Opfer die Erbländer seines Hauses hatten bringen müssen, um seine Thronbesteigung in Spanien zu erkämpfen, fand er daß viel zu wenig geschehen sei um dies Ziel, das höchste das ihm vorschwebte, zu erreichen. Man hätte ihn ausgiebiger mit Geld, mit Truppen unterstützen sollen, auf daß er noch bei Lebzeiten seines Bruders den spanischen Thron hätte besteigen können. Dann wären ihm nach Josephs Tode doch auch die Kaiserkrone und die kaiserlichen Erbsinaen zugesallen, und er hätte, davon war er überzeugt, den ganzen ungeheuren Länderbesitz Karls V. wieder unter seinem Scepter vereinigt. Daß dieser schoner Traum nicht verwirklicht wurde, daran trugen nach Karls Meinung die Deutschen



die Schuld. Aus diesem Grunde sollte ihnen auch nicht der allgeringste Einfluß auf die Regierung derjenigen Länder zu Theil werden, welche früher unter spanischer Herrschaft gestanden waren und jetzt dem Scepter des Kaisers untergeordnet wurden. Denn sie hätten ja ohnedieß, so stülleten keine spanischen Rathgeber ihm zu, keinen Sinn und kein Herz für diese Provinzen, und sie dürften daher auch in nichts was dieselben angehe, zu Rathe gezogen werden<sup>24)</sup>.

Mit Erstaunen und mit nicht unbedeutlicher Mißbilligung sah man zu Wien die feierliche und prunkhafte Einsetzung einer neuen, aus zahlreichen Mitgliedern bestehenden Regierungsbehörde, welche den Namen des spanischen Rathes erhielt. Da die spanische Sprache bei demselben als Geschäftssprache eingeführt wurde, so lag es auf der Hand, daß nur Spanier dort Anstellung fanden. Der neu eingesetzten Behörde wurde die Leitung der ehemals spanischen Provinzen, mit Ausnahme der Niederlande übertragen. Es war dieß ein um so ärgerer Mißgriff, als diese Länder, insbesondere Mailand und Neapel, mit so großem Eifer sich dem Banner des Königs Karl zugewendet hatten, um der ihnen verhassten spanischen Regierung los zu werden. Jetzt sollten sie wieder unter eine solche, mit dem einzigen, nichts Bedeutenden Unterschiede gestellt werden, daß dieselbe zu Wien und nicht zu Madrid ihren Sitz hatte. Wieder sollten die meisten Plätze von Einfluß oder von beträchtlicherem Einkommen Spaniern zu Theil werden, und so erregte dasjenige, was in den österreichischen Erbländern Unzufriedenheit hervorrief, auch in den italienischen Provinzen Mißstimmung und Enttäuschung.

Dieß aber vermochte den Kaiser von dem Wege nicht abzubringen, welchen er eingeschlagen hatte. Er verharrte auf demselben, weil er ihn wirklich für den rechten hielt. Denn es war nicht allein seines Herzens Neigung, welche ihn zu den Spaniern hinzog, er hatte auch ein außerordentliches Vertrauen in ihre Geschicklichkeit und Verwendbarkeit. Ober von ihnen, so glaubte er in der That, sei tüchtiger zu den Geschäften, als die brauchbarsten unter den Deutschen. Durch die Einsetzung des spanischen Rathes sei daher nicht nur eine Einrichtung, welche Gelegenheit zu angemessener Versorgung der eingewanderten Spanier bot, sondern auch eine solche getroffen worden, die durch das Interesse der ihm untergeordneten Provinzen gefordert werde.

Das Haupt des spanischen Rathes und die wichtigste Persönlichkeit in demselben war dessen erster Präsident, Antonio Bolch y Cardena, Erzbischof von Valencia, ursprünglich dem Franziskanerorden angehörig. Er hatte Anfangs, als Karl noch auf spanischem Boden um die Krone des Landes kämpfte, zu dessen erbittertesten Widerachtern gehört. Eine heftige Mache, welche er an die Truppen des Gegenkönigs Philipp hielt, um dieselben zur Tapferkeit zu entflammen, war die äußere Ausdehnung dieser Gesinnung. Da er aber bei Philipps Verräth nicht jene auszeichnende Auerkennung zu finden glaubte, die sein ungezügelter Ehrgeiz erstrebte, so wandte er Karls Sache sich zu und blieb derselben fortan in Glück und Unglück getreu. Seine hervorragende Individualität grünn und sicherte ihm bald den mächtigsten Einfluß. Und in der That war seine geistige Begabung auch von der größten Bedeutsamkeit. Mit seiner Auffassung und scharfer Urtheilskraft verband er eine unermüdlige Thätigkeit in den Geschäften des Staates. Vier Sprachen mächtig, besaß er in jeder derselben eine hinreichende Bedeutsamkeit, und verband mit ihr den Muth, sein Verstand seine Meinung zu sagen, wodurch er den Glauben erweckte, daß sie auch aus seiner tiefinnersten Ueberzeugung hervorgehe <sup>10)</sup>.

Die Festigkeit, mit welcher er zu sprechen pflegte, und der wilde Ugeistum, der sein ganzes Wesen beiedete, verursachten, daß man ihm gerne auswich und es sorglich vermied, in Streit mit ihm zu gerathen. Dadurch wurde sein Einfluß noch mächtiger, und er bediente sich desselben ungescheut, einzeln und allein zum Vortheile seiner Stammesgenossen, und in dem eifrigen Bestreben die Stellung derer zu untergraben, welche am Kaiserhof die entgegengesetzte Partei bildeten. An ihrer Spitze aber befand sich Eugen, und der Erzbischof zählte ebenso zu des Prinzen unversöhnlichen Feinden, wie Eugen ihm bei jedem Anlasse schädliche Abneigung zeigte <sup>11)</sup>.

Es war eigenthümlich, daß so wie der Erzbischof von Valencia seiner Geburt nach nicht den Großen des Landes angehörte, keiner der übrigen Spanier, welche in Regierungssachen auf den Kaiser Einfluß übten, zu dem höheren Adel ihres Heimatlandes zählte. Nicht als ob zu Karls Anhängern nicht auch Personen aus den ersten Familien des Landes gehört hätten. Da waren der Graf von Cardona, vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben und zum Oberhofmeister der Kaiserin ernannt, der Herzog von Uceda, Großschatzmeister des spanischen Rathes, Ferdinand Solor Graf

von Eispentes, ehemals Karls Vizekönig auf der Insel Sardinien, de Grafen Galbes, Gorzons, Orpesa, Faro, Javalá, Castaga, Varedes, Eril, der Graf von Monte Santo endlich, des Erzbischofs Nachfolger auf dem Posten eines Präsidenten des spanischen Rathes. Aber so oftmalige und gern gesehene Gesellschafter des Kaisers dieselben auch waren, so kam doch ihr politischer Einfluß demjenigen nicht gleich, welchem die beiden ersten Secretäre des spanischen Rathes, Romeo und Verlas genossen.

Don Antonio Romeo y Andera hatte schon unter Carl II. von Spanien gedient und war einer der ersten Secretäre Ubilla's gewesen. Noch im Jahre 1702 begleitete er den König Philipp auf seiner Reise nach Italien; bald darauf trat er zu Karls Partei über<sup>14)</sup>. Er galt als ein Mann von natürlichem Verstande, ja von Schlaueit, aber von sehr geringen Kenntnissen. Uebrigens war er von einer an das Unglaubliche grenzenden Trägheit, so daß er oft lange Zeit hindurch jegliche Arbeit unterließ. Wird nun dazu noch in Betracht gezogen, daß Romeo als habüchtig und für so unredlich galt, daß man ihn, während er sich noch mit Carl in Barcelona befand, stark in Verdacht hatte, er wage es dem Könige andere Befehle zur Unterzeichnung unterzuschreiben, als von demselben angeordnet worden seien, so vermag man sich nur ein sehr ungünstiges Bild dieses Mannes zu entwerfen. Nichts desto weniger befand er sich in höchst einflußreicher Stellung. Ihm waren fast alle auf die italienischen Provinzen bezüglichen Geschäfte übertragen. Der Kaiser erhob ihn in den Adelsstand und verlieh ihm den Titel eines Marquese von Grenbaja<sup>15)</sup>.

In größerem Vertrauen noch als Romeo stand sein Amtsgenosse bei dem Kaiser, Don Ramon de Vilana Verlas, durch Karls Gnade zum Marquese von Riap ernannt.

Verlas, im Jahre 1668 als der Sohn eines Notars in Catalonien geboren, widmete sich in Barcelona der Advocatur, jedoch ohne glänzenden Erfolg. Nach dem Ausbruche des spanischen Successionskrieges ließ er sich mit dem Prinzen Georg von Darmstadt, den er noch von der Zeit her kannte, in welcher derselbe sich als Statthalter in Barcelona aufhielt, in Verbindungen ein, um die Herrschaft des Königs Philipp in Catalonien zu stürzen. Seine geheime Correspondenz wurde jedoch entdeckt, er selbst in das Gefängniß geworfen und erst aus demselben befreit, als

Karl seinem Eingang in Barcelona hielt <sup>17)</sup>. Die Dankbarkeit, welche der Kaiser gegen alle Spanier hegte, die sich seiner Sache anhänglich bewiesen hatten, jag ihn in noch höherem Maße zu Verlaß hin, der für ihn sogar Reuehaftigkeit hatte erdulden müssen.

So lange Karl sich in Spanien befand, war Verlaß stets in seinem unmittelbaren Gefolge. Gleich Romeo bekleidete er die wichtige Stelle eines Cabinetssecrétärs. Als der Kaiser im Herbst des Jahres 1711 Catalonien verließ und zu Schiff nach Deutschland ging, ließ er seiner Gemahlin Elisabeth den Geheimsecrétär Verlaß, schon zum Marquis von Riap erhoben, in Barcelona zurück. Erst mit der Kaiserin verließ auch Verlaß sein Vaterland. In Wien angelangt, trat er allsogleich wieder in das frühere vertrauliche Verhältniß zu seinem erlauchtem Gebieter. Die genaue Kenntniß, welche er von dem Charakter seines Monarchen besaß, und die ungemessene Diebsamkeit, mit der er sich demselben anzuschließen wußte, waren Ursache, daß er von Tag zu Tag höher stieg in dessen Gunst. Niemand verstand es so wie er auf die Lieblingsgeheimnisse des Kaisers einzugehen, Niemand wußte ihn durch Befürderung in denselben seiner zu schmeicheln als Verlaß. Freilich verdamnte er darüber nicht selten die erste Pflicht eines wahrhaft getreuen Staatsdieners, offen dasjenige zu sagen, was er wirklich für das Rechte hielt, und nicht das wozu er annehmen durfte, es werde dem Kaiser das Angenehmste sein. Aber Verlaß kümmerte sich darum nicht; gleich Romeo und den übrigen Spaniern dachte er vorzugsweise an seinen eigenen Vortheil, und dieser war, das wußte er, bei Karl dann am besten bedacht, wenn ihn der Kaiser für ein blindes Werkzeug seiner eigenen Gedanken und Absichten ansah. Verlaß' Wünsche waren daher erreicht, wenn Karl von ihm sagte, was er oft zu thun pflegte, er sei derjenige, welcher ihn am pünktlichsten und am besten in seinem Sinne zu dienen verstehe <sup>18)</sup>.

Diese außerordentliche Bevorzugung des Marquis von Riap trat jedoch erst später, nach dem Tode des Mannes ein, welcher in dem Augenblicke, von welchem jetzt die Rede ist, weit größeren Einfluß als alle übrigen Minister auf den Kaiser übte. Es war dies der Neapolitaner Graf Rodrigo Stella, welcher gleichfalls schon in Spanien dem Kaiser nahe gestanden und ihn von dort nach Wien begleitet hatte, wo sich seiner Wirksamkeit ein weites Schauplatz eröffnete.

Auch Stella war ein Mann von geringer Herkunft und hatte in seiner Jugend dem Feldmarschall Grafen Tappara gedient. Durch die Vermittlung desselben trat er in das kaiserliche Heer, und rückte bis zum Grade eines Majors im Regimente Montecuccoli vor. Dem Fürsten von Siechtenstein war wie es scheint durch ihn dem Kaiser Leopold bekannt geworden, gewann er durch sein außerordentliches Gedächtniß die Gunst dieses Monarchen, welcher nicht ungern dergleichen Uebungen trieb. Durch diese Verbindungen erreichte Stella, daß er dem Gefolge beigegeben wurde, welches den jungen König Karl nach Spanien begleitete. Die ansehnliche Art und Weise, in der er seine Erlebnisse, insbesondere während der ungarischen Feldzüge zu erzählen wußte<sup>19)</sup>, gewann dem Grafen Stella Karls Gunst in vollem Maße, und bald stieg er so hoch in denselben, daß, so lange Karl noch in Spanien verweilte, Stella eigentlich für den einzigen Rathgeber galt, welcher in Staatsachen dessen volles Vertrauen besaß und großen Einfluß auf ihn übte.

Er mußte sich auch zu Wien in dieser Stellung zu erhalten. Karl war sehr überzeugt von der Uneigennützigkeit Stella's und daß er nicht auf seinen eignen Vortheil, sondern nur auf das Wohl seines Herrn bedacht sei<sup>20)</sup>. Aber es war sehr bedauerlich, daß auch Stella in seiner Bezeichnung der Aufgabe gewachsen war, welche des Kaisers Vertrauen ihm auferlegte. Die Kenntnisse und Fähigkeiten, die höchst bedeutend hätten sein müssen, um sich unter so völlig fremden Verhältnissen zurecht zu finden, wie diejenigen waren, in welche er plötzlich zu Wien versetzt wurde, mangelten ihm völlig. Unbegreiflich war es, daß der Kaiser, der selbst so tiefen Einsicht in die Geschäfte besaß und sich mit so großem Eifer denselben widmete<sup>21)</sup>, diesen Mangel an Stella durchaus nicht zu bemerken schien.

Dem Kaiser persönlich noch näher als Stella, wenn gleich den Staatsgeschäften entfernter stand Graf Michael von Althan, ein Enkel jenes Michael Adolph Althan, welcher seiner Familie den Grafenstand erwarb und wegen ruhmwürdiger Kriegesthaten und glücklich vollzogener Sendungen an fremde Höfe zu Oesterreichs hervorragendsten Persönlichkeiten während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gehörte.

Michael Johann von Althan, ein junger Mann von höchst einkommendem Aeußeren und den einschmeichelndsten Manieren, war einst Page des Kaisers Leopold gewesen, und hatte sich seit seiner frühesten Jugend

Karl's lebhaftester Zuneigung zu erfreuen. Auch er verdankte gleich Stella dem Fürsten Anton Puchtenstein sein Glück, dem er durch seine Mutter, welche diesem erlauchtem Hause angehörte, nahe verwandt war. Puchtenstein zog ihn aus dem Regimente Dugai, in welchem Althaus diente, und nahm ihn in das Gefolge auf, das den Erzherzog Karl nach Spanien begleitete. Dort vermählte er sich mit einer Catalonierin, der Gräfin Maria Anna Pignatelli, deren große Schönheit in ihrem Heimatlande um so mehr Aufsehen erregte, weil sie einer Deutschen oder Engländerin gleich, blondes Haar und eine frische, rosige Hautfarbe besaß<sup>22</sup>). Außerdem war sie eine Frau von glänzenden Geistesgaben und hatte nicht verfehlt auf dem jungen König einen gewissen Einbruch hervorzubringen, welcher der Stellung ihres Gatten bei demselben nur förderlich sein konnte.

Althaus besaß wenige, vielleicht noch geringere Befähigung, als Stella. Sinegen wußte er sich sonst von den meisten bösen Eigenschaften freizuhalten, welche Günstlingen so leicht anhaften und sie so oft bei Allen außer bei demjenigen verhaßt machen, auf dessen Wohlwollen sie sich eben stützen. Obwohl der Glanz der Gnade des Monarchen nicht verfehlen konnte, einen zahlreichen Kreis von solchen um Althaus zu versammeln, welche durch ihn etwas zu erreichen suchten, so blieb er doch dem stillen und bescheidenen Beizen treu, das ihm Karl's Günst zuerst gewonnen hatte. Durch die Uneigennützigkeit, die er jederzeit gleichmäßig an den Tag legte, und welche Ursache war, daß er niemals etwas für sich selbst verlangte, zeigte er, daß die Aufhänglichkeit, die er gegen Karl bewies, ihm wirklich von Herzen kam und er weit entfernt war, die Gnade des Kaisers zu seinem Vortheile auszunutzen. In Staatsachen mischte er sich damals noch wenig. Sie fielen meist Stella anheim, und wenn Althaus immer mehr in dieselben hineingezogen wurde, so war es nicht des Kaisers, als seine eigene Schuld. Denn da Karl ihm unbedingt trauete, so glaubte er auch die Geschäfte bei ihm in den besten Händen.

Obgleich Althaus seiner Geburt und seiner Familie nach Deutschland angehörte, so hielt er sich doch, wohl durch seinen langen Aufenthalt in Spanien und seine Heirath veranlaßt, zur spanischen Partei am Wiener Hofe. Auch Stella verband sich immer fester mit derselben, und so war denn der Kaiser in der That bald ganz in ihrer Macht.

Man sieht, daß die so schädliche Zerküftung in Parteien, welche unter dem Kaiser Leopold und Joseph am Wiener Hofe geherrscht hatte, unter ihrem Nachfolger Karl noch mehr die Oberhand gewann. Eine neue und mächtige tauchte auf, die spanische Partei, und alles was unter Josephs Regierung Geltung und Ansehen genossen hatte, war ihr ungünstig gesinnt. Dennoch würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß den Spaniern gegenüber alle die übrigen Personen von Einfluß unter dem Banner des hervorragendsten aus ihnen, unter demjenigen Eugen ihre Kräfte vereinigt hätten zu gemeinschaftlichem Widerstande. Dem war durchaus nicht so. Die Entschung einer neuen Partei am Kaiserhofe vermochte die, welche sich früher bekämpft hatten, nicht in ein gemeinsames Lager zu drängen. Noch wie vor standen sie sich scharf gegenüber, sich gegenseitig anfeindend und nur in einem einzigen Punkte, dem Widerwillen gegen die Spanier, sich in dem gleichen Gefühle beegnend.

Die weitaus mächtigere dieser beiden Parteien und die einzige, welche mit einiger Aussicht auf Erfolg den Spaniern Widerpart zu halten vermochte, war diejenige, an deren Spitze Eugen sich befand. In diesem Umfange und darin, daß alle Mitglieder der Konferenz, der Fürst von Trautson, Seilern, vor zwei Jahren in den Strafenstand erhoben, Singendorff und Gundacker Starhemberg ihr angehörten, bestand ihre eigentliche Macht. Freilich lag es in der Natur der Sache, daß je nach dem verschiedenen Charakter derjenigen, welche die Partei bildeten, ihr Festhalten an derselben mit größerer oder geringerer Entschiedenheit stattfand. Während der friedliebende Trautson, wohl um jeglichen Zwist zu vermeiden, und Graf Singendorff, leicht einsehend, daß des Kaisers Neigung ihn zu den Spaniern zog und daher auch die Gunstbezeugungen nach jener Seite reichlicher ausfallen dürften als nach dieser, gern zur Nachgiebigkeit neigten, waren Eugen, Seilern und Starhemberg solchen Beweggründen unzugänglich und verfolgten mit unerschütterlicher Festigkeit den Weg, welchen sie für den einzig richtigen hielten. Insbesondere war es Starhemberg, dessen hervorragende geistige Begabung immer mehr in den Vordergrund trat, und welcher durch die streng rechtliche Denkungsart und die Uebereizungstrenne, die ihn stets besetzte, immer höheres Ansehen gewann. Sein Verhältniß zu Eugen wurde zusehends weniger, und bald war er in

eine Stellung zu dem Prinzen getreten, welche derjenigen gleich, die Bratislava inne gehabt hatte.

Den Kern der Partei, welche diesen Männern gegenüber stand, bildeten der Graf Ernst Friedrich von Windischgrätz, Präsident des Reichshofrathes, und Graf Leopold Schill, früher Generalkriegscommissär und Feldmarschall, jetzt aber nach seines Schwagers Bratislavs Tode plötzlich der militärischen Laufbahn entrückt und an dessen Stelle zum Obersten Rangler des Kaiserreiches Böhmen ernannt.

Windischgrätz sowohl als Schill, insbesondere aber der letztere, ließen einen betrübenden Eindruck, wie wenig auch hervorragende Männer am Hofe sich in der Haltung, die sie beobachteten, von festem Grundsatze, sondern wie sie sich meist nur von Sympathien und Antipathien, von persönlichen, oft nur vorübergehenden Eindrücken bestimmen ließen. Daher kam ein Schwanken, eine Inconsequenz in ihr Benehmen, welche die Schilderung ihres Charakters als eine schwierige Aufgabe erscheinen läßt. So war Windischgrätz, der sich Eugens Partei sichtlich genähert hatte, plötzlich wieder davon zurückgekommen, ohne daß irgend ein Grund dafür angegeben zu werden vermag. Wahrscheinlich lag derselbe in persönlichen Differenzen, wie denn Windischgrätz in jeder Beziehung für einen wunderlichen, schwer umgänglichen Mann galt. „Er spricht viel und „schnell,“ sagt ein Zeitgenosse, der Feldmarschall Karaulo Merode von ihm, „und hat ein etwas außergewöhnliches Benehmen.“

Außerdem hielt man Windischgrätz für habgierig, und in Geldsachen allzusehr auf seinen eigenen Vortheil bedacht. Der Kaiser, der für solche Dinge ein gutes Gedächtniß besaß, vergaß es nicht so bald, daß Windischgrätz vom Staatskassir die damals außerordentlich bedeutende Summe von achtzigtausend Gulden in Anspruch genommen hatte, um sich als böhmischer Gesandter zu der Kaiserwahl zu begeben<sup>27)</sup>. Karls Unwille über diese Forderung und die langen Unterhandlungen, an deren Ergebniß Graf Windischgrätz die Annahme seiner Sendung nach Frankfurt knüpfte, war noch gemehrt worden durch die Unzufriedenheit, welche Windischgrätz, in wenig verdeckter Weise über den nach seiner Ansicht zu geringen Rang an den Tag legte, der ihm vom Kaiser unter den geheimen Raths angewiesen worden war<sup>28)</sup>. Dennoch verließ ihm Karl die Stelle eines Präsidenten des Reichshofrathes, denn Windischgrätz galt für einen ausgezeichneten



Nachstehenden und war somit dem ihm Vertragenen Kante wohl gewachsen.

Von weit größerer Bedeutung als Windischgrätz war der oberste Kommandant des Kaiserreiches Österreich, Feldmarschall Graf Leopold Schill. Von lebhaftem, leicht beweglichem Geiste, anregend im Gespräche, und wenn er es wollte, höchst einnehmend im Umgange, an Bildung den meisten seiner Standesgenossen überlegen, besaß er auch andererseits wieder die eben Eigenschaften, welche sich so leicht im Gefolge jener Vorzüge befinden. Er war anständig und unverläßlich, und wurde schnell aus einem treu scheinenden Anhänger ein erbitterter Gegner. Am leichtesten brachte ihn dazu eine Verletzung seiner in's maßlose gesteigerten Eigenliebe, und dieser Umstand mag wohl am meisten dazu beigetragen haben, daß er so oft Parthei und System gewechselt hat. Weil er beim Carlsruher Congresse mit glänzendem Erfolge gebraucht worden war, glaubte er jetzt auch in Staatsfachen ein entscheidendes Wort mitzusprechen zu dürfen. Selbst niemals glücklich im Kriege, führte er doch stets über Andere bestehende Tadel im Munde, und wurde dadurch und durch sein stetes Besserwissen die Pein seiner Vorgesetzten. Auch Eugen, zu dessen Gegnern er Anfangs gehört, dem er sich aber später, wohl zunächst durch seines Schwagers Draskólan's Vermittelung mit Eifer zugewendet hatte, mußte ihn mehrmals mit Schärfe in seine Schranken zurückweisen, wodurch er ihn sich wieder entfremdet haben mag. Es scheint daher nicht unwahrscheinlich, daß Eugen der Ernennung Schills zum obersten Kommandanten des Österreich nicht fremd war, um ihn aus der militärischen Dienstleistung zu entfernen.

Aber auch in seiner neuen Stellung fand Schill Gelegenheit, dem Könige Unannehmlichkeiten zu bereiten. Scherz war es nicht Eugen persönlich, sondern die Sache die er vertrat, welche unter solchen Umständen am meisten litt. „Eine Nothwendigkeit will es sein,“ schrieb der Prinz an den Grafen Stille, „den General Schill im Jazone zu halten, weil es „sein Naturell also fordert. Ob ich schon sein guter Freund zu sein präferirte, so muß ich doch der Wahrheit Zeugnis geben und was zu Detriment „ist, eher Umschweife sagen. Denn Niemand kennt diesen Minister besser als „ich, und wenn er schon in seiner früheren Stelle, in welcher er doch in einer „gewissen Abhängigkeit war, allerlei Unvernünftigkeiten verursacht hat, was „soll er nicht jetzt erst ungemein trachten, da er völlig unabhängig ist.“

Die Besorgniß, welche Eugen aussprach, erwies sich denn auch als völlig begründet. Schill versäumte nichts um dem Prinzen, dem er nicht wahrhaft zu schaden vermochte, sich wenigstens so freundlich als möglich zu erweisen. Er ist daher von nun an bis zu seinem Tode als das Haupt der Partei angesehen worden, welche Eugen abgeneigt war.

Außer Winzelsgerich und Schill zählte auch, damals wenigstens noch, der Reichsvicekanzler Graf Friedrich Karl Schönborn zu derselben. Er gehörte zu einer Familie, welche um jene Zeit, zumelß durch die Gunst des Kaiserhauses, eine sehr bedeutende Rolle spielte, Ehren, Würden und Reichthümer in hohem Maße auf ihre Mitglieder häufte und darin freilich so weit ging, daß ihr die allgemeine Stimme Eigennaz und Unrechtschheit vorwarf. In selbst Eugen sagte von ihr, daß in ihren Augen das eigene Interesse alles andere überwiege<sup>26)</sup>.

Der Kurfürst Franz Ertzar von Mainz wurde wegen seiner hervorragenden Stellung unter den Fürsten des deutschen Reiches als das Haupt der Familie Schönborn angesehen. Als ihr begabtestes Mitglied aber galt der Reichsvicekanzler Graf Friedrich Karl, ein Mann von ungemein vortheilhaftem Aussehen und bestechender Umgangsweise. Niemand gleich ihm zu Wien, insbesondere einige Jahre später, als er, um in den Besitz reicher kaiserlicher Pfründen, hauptsächlich des Bisthums Bamberg zu gelangen, in den geistlichen Stand trat, an fürstlichem Aufwand, an Erfassung glänzender Pracht. Allgemein pries man die Kostbarkeit seiner Gewichte, den Geschmack seiner Bauten, die Verschwendung, welche bei den zahlreichen Festen herrschte, die er gab. Diese Lebensweise gewann ihm sowohl bei denjenigen, denen er deren theilzunehmen gestattete, als unter der schaulustigen Bevölkerung der Hauptstadt zahlreiche Anhänger. Auch außer dem war die freuduliche Art, in der er zu sprechen, das offene Wesen, das er anzunehmen mußte, und die Zuerkennung, die er gegen Jedermann bezeugte, wohl geeignet, ihn überall beliebt zu machen<sup>27)</sup>. Denn einen strengeren Maßstab legte man noch nicht an die Lebensweise eines Kirchenfürsten in einer Zeit, in welcher die höchsten und reichsten Würden der Kirche zumelß nur als Versorgungsplätze für nachgeborene Söhne vornehmer Familien angesehen wurden.

Was Schönborns politische Haltung betraf, so war es natürlich, daß der Vicekanzler des Reiches zu derjenigen Partei zählte, welche an

Hofe vorzugswelse als die deutsche galt. Freilich behauptete Bracklesam, der ihm übrigens durchaus nicht wohlwollte, daß es nur die Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil sei, welche Schönborns Handlungen leite, daß er kein Vertrauen verdiene und es stichtliche Gefährte bringe, ihm zu großen Einfluß in den Geschäften einzuräumen <sup>29</sup>). Wie dem aber auch sein mochte, gewiß ist es, daß schon damals an ihm, wie es wohl bei der Dingsamkeit seines Charakters natürlich erschien, nicht jene scharfe Abgrenzung seiner Stellung gegen die übrigen Parteien wahrzunehmen war, wie etwa Windischgrätz und Eschill sie beobachteten.

Dies war im wesentlichen die Gestaltung, welche der Wiener Hof angenommen hatte, als Eugen von der Kaiserlichen Friedensverhandlung an denselben zurückkehrte. Die persönlichen Sympathien des Kaisers zeigten sich ohne allen Zweifel zu seiner spanischen Umgebung und zu denjenigen, die es mit derselben hielten. Die politische Macht aber lag, insofern der Kaiser sie nicht sich selber vorbehielt, in den Händen der Mitglieder der Konferenz, welche sämmtlich zu Eugens Anhängern zählten. Diesen gegenüber stand die dritte Partei, welche sich die deutsche nannte, und vor allem den Spaniern feindlich gesinnt war, wohl aber auch diejenigen befaßte, welche den obersten Rath des Kaisers bildeten. Daß ein so tiefgehender Zwiespalt zwischen denjenigen, welche die ersten Stellen im Staate und am Hofe bekleideten, nur den allergefährlichsten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausüben konnte, bedarf wohl keines näheren Beweises.

Die wichtigste unter diesen Staatsfachen war noch immer die völlige Kardinallung des Friedenswerkes durch Verletzung des deutschen Reiches zu demselben. Baden in der Schweiz wurde von König Schwiz unter den drei vom Kaiser bezeichneten Städten als Congreßort bestimmt. Kaiser Eugen, welcher jedoch erst zur Heurückheit der Unterzeichnung des Friedens sich nach Baden begeben sollte, wurde Graf Voch zum zweiten, und Graf Johann Friedrich Seikern, ein Neffe des Postamters Seikern, zum dritten kaiserlichen Vorschafert ernannt. Nachdem ihre Instruktion verfaßt und die Vollmacht des Reiches eingelangt war, verfügten sie sich nach Baden, um mit den französischen Vorschaferten, dem Gesandten Frankreichs in der Schweiz, Grafen du Ruc, und dem Intendanten von Metz, Herrn von Saint-Contest, die Friedensverhandlungen zu pflegen. Der Marschall Villars sollte erst mit Eugen zugleich in Baden eintreffen.

Um diese Zeit kam in der Konferenz, in der Eugen den Vorsitz führte, und zu welcher für diesen Fall auch spanische Räte beigezogen wurden, ein Vorschlag zur Sprache, der seiner Besonderheit wegen Erwähnung verdient.

Noch während Eugens Anwesenheit zu Rastadt hatte er von des Kaisers Residenten zu Bondon, Johann Philipp Hofmann, ein Schreiben erhalten, in welchem er ihm drei Engländer empfahl, die sich in geheimen Geschäften an den Prinzen zu wenden verlangten<sup>29</sup>). Der Zweck ihrer Reise war kein anderer, als im Namen einer größeren Anzahl einflußreicher Mitglieder der Whigpartei und englischer Rhetor den Vorschlag zu machen, auf ihre eigenen Kosten eine Flotte von zwanzig Schiffen auszusrüsten, um auf ihre Befehl hin, jedoch unter des Kaisers Namen und Flagge die Colonien Spaniens in Amerika anzugreifen, und dessen Handel den empfindlichsten Schaben zuzufügen. Den letzten Theil der zu machenden Deute wollten sie dem Kaiser abliefern. Jedoch nicht nur darauf erstreckte sich der Antrag der unternehmenden Engländer. Sie beabsichtigten den Versuch zu machen, die spanischen Besitzungen in Amerika ganz oder zum Theile zu erobern und sie unter des Kaisers Oberhoheit zu bringen.

Da Eugen für sich allein zu Rastadt in einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit nichts zu entscheiden vermochte, so verwies er die englischen Abgeordneten nach Wien, wohin sie sich denn auch wirklich begaben. Auf dem ersten Anblick schien ihr Vorschlag viel Verlockendes zu haben. Das Ausbleiben des letzten Theiles der Deute, insbesondere wenn es gelingen sollte, der spanischen Gallionen habhaft zu werden, schien hauptsächlich darum annehmbar zu sein, weil es den kaiserlichen Hof eigentlich gar nichts kostete. Dazu kam noch der Umstand, daß man sichers Nachricht zu haben glaubte, Cuba, Reugranada und andere spanische Besitzungen in Amerika hätten das Joch König Philipps abgeworfen und den Kaiser als ihren rechtmäßigen König und Herrn anerkannt. Diese Umwälzung konnte durch die auszurüstende Flotte unterstützt, und in der That dem Kaiser in unerhoffter Weise ein reiches Besitztum gewonnen werden.

Viel schwerer in's Gewicht fallend als die Gründe, welche für Annahme des Vorschlages sprachen, waren jedoch die Bedenken, die sich dagegen geltend machten. Des Kaisers eigentliche Konferenzräthe, Eugen, Selliern, Stenzendorff und Starckenberg machten ihn darauf aufmerksam, daß der in Aussicht gestellte Nutzen nicht nur höchst unsicher, sondern auch nicht in

mindesten der Gefahr entsprechend sei, der man sich durch ein Eingehen auf die Anträge der Engländer aussetzen würde. Die Absicht derselben sei ohne Zweifel auf nichts anderes als auf Seeräuberei gerichtet. Heute aber, welche einem solchen Gewerbe sich hingäben, hätten nicht die Gewohnheit, Treue und Glauben zu halten, sondern sie nähmen keinen Anstand, Freund oder Feind, je nachdem sich die Aussicht auf Beute darbot, anzugreifen und auszuplündern. Gegen solche Räuber würden alle Seemächte als gegen einen gemeinsamen Feind sich erheben und dadurch die Patente, die Flaggen, der Name des Kaisers in die höchste Gefahr kommen, in schimpflichster Weise verunehrt zu werden. Ja es könnte daraus dem Kaiser ein neuer Krieg, und nicht nur mit Frankreich allein, dessen Schiffe immer die spanischen Gallionen begleiteten, sondern noch überdies mit England und Holland entstehen.

Gesagt aber auch, so fuhr die Konferenz fort, die Flotte würde unter des Kaisers Flagge die spanischen Besitzungen in Amerika mit um so größerer Leichtigkeit wegnehmen, als dieselben dem Hause Oesterreich günstig gesinnt wären. Wer sollte dafür bürgen, daß diese Eroberungen wirklich dem Kaiser, daß sie nicht vielmehr der Krone England von deren eigenem Unterthanen, die sich dadurch Verzeihung der begangenen Seeräuberei erwarben, überliefert werden würden. Es sei vielmehr mit Bestimmtheit anzunehmen, daß jeder Gewinn einer solchen Unternehmung den Engländern allein, dem Kaiser aber nichts als Schimpf und Gefahr und eine allgemeine Feindseligkeit sämmtlicher seefahrenden Mächte zu Theil werden würde <sup>an</sup>).

Gegen eine so wohl begründete Auseinandersetzung konnten auch diejenigen nichts einwenden, welche wie der Graf von Gorzana geglaubt hatten, daß man sich der angebotenen Flotte bedienen könne, um dem schwer bedrängten Barcelona Hülfe zu bringen. Denn nicht dorthin, wurde dagegen erwidert, sondern einzig und allein darnach, für sich selbst in Amerika reiche Beute zu machen, sei die Absicht derjenigen gerichtet, von welchen der Vorschlag ausging. Es wurde daher beschlossen, denselben nicht anzunehmen, ihn aber auch nicht platterdings abzulehnen, um Rentn, welche doch immerhin von guter Absicht geleitet sein konnten, nicht Muth und Hoffnung auf einmal zu benehmen, sondern ihre Bereitwilligkeit für einmalige künftige Hülfe zu versparen.

Von weit größerer Wichtigkeit als dieser Zwischenfall war der am 1. August 1714 erfolgte Tod der Königin Anna von England. Wäre dieses Ereigniß um wenige Monate früher eingetreten, so hätte sich vielleicht der blutige Kampf gegen Frankreich und Spanien neuerdings entzündet, und ganz andere Ergebnisse geliefert als der bisherige Krieg. Jetzt aber war rich alles vorüber; der kaiserliche Hof dachte keinen Augenblick daran, den in Rußland eingegangenen Verpflichtungen antreu zu werden, und Eugens baldige Abreise nach Venedig wurde beschlossen. Man beschäftigte sich nur mit der Frage, wie sich der Kaiser bei der nicht zu bezweifelnden Vertheilung des englischen Thrones durch den Kurfürsten von Hannover zu verhalten habe.

Eugen hatte während der Belagerung wider Frankreich ausdrückende Belegenheit gehabt, den Kurfürsten Georg genau kennen zu lernen. Er hatte aber keinen günstigen Eindruck von ihm empfangen, denn der Kurfürst war bekannt wegen der unerbittlichen Treulosigkeit und Kälte, die er im Umgange mit Anderen am Tage legte. „Er ist so unfreundlich und kalt“, sagt die Herzogin von Orleans von ihm, „daß er alles in Eis verwanbelt“<sup>1)</sup>. War er doch schon gegen solche, wider die er keinen Haß hegte, wie wenig unvorsommend mag er erst gegen diejenigen gewesen sein, von denen er sich verletzt glaubte. Dieß war aber in Bezug auf Eugen und Marlborough in der That der Fall. Noch immer hatte der Kurfürst es ihnen nicht vergessen, daß sie ihn im Jahre 1708 in dem wahren Belagerungsplan nicht eingeweiht und ihm die wenig ruhmvolle Rolle eines Streitmächters zugetheilt hätten, während sie selbst eine Reihe glänzender Kriegesthaten vollbrachten. Daß dieß geschehen, war weil sie den Kurfürsten mit Recht für seinen ebenbürtigen Mitarbeiter hielten auf ihrer Siegesbahn, diese Betrachtung fand natürlicher Weise keinen Eingang in seine eigene Brust. Er glaubte sich von den beiden Feldherren zurückgesetzt, ja fast hintergangen, und daß diesen Gefühl ihn noch lebhaft beherrschte, dafür liefert das Benehmen, welches er vor und nach seiner Thronbesteigung gegen Marlborough beobachtete, den schlagendsten Beweis.

Bei Eugen verstand es sich wohl von selbst, daß die persönliche Bestimmung, die zwischen ihm und dem neuen Könige von England obwalten mochte, nicht auf die Rathschläge Einfluß haben, welche er hinsichtlich des Behaltens dem Kaiser ertheile. Eugens Meinung so wie diejenige der übrigen Konferenzmitglieder ging vielmehr dahin, daß der Kaiser ohne

Ansehen der Person desjenigen als König von England ansehen und erkennen möge, welchem die britische Nation als solchem huldigen werde. Nur dadurch könne er sich außer Schuld setzen, zur Ausschließung derjenigen, welche näher berechtigt seien und nur ihres katholischen Glaubensbekenntnisses halber nicht auf den englischen Thron gelangen könnten, beigetragen zu haben. Denn Niemand werde dem Kaiser gerechter Weise einen Vorwurf daraus machen können, wenn er das ruhig gesehen lasse, was zu hindern ganz außer seiner Macht stehe.

Und in der That hatte der Kaiser wirklich nur geringen Grund zur Freude über die Erhebung des Hauses Hannover auf den englischen Thron. In gewisser Beziehung war sie zwar ein günstiges Ereigniß, insofern dadurch die Ausschließung des Prätendenten aus dem Hause Stuart herbeigeführt und die Lösung Englands von dem tünigen Bündnisse mit Frankreich im Ausicht gestellt wurde. Dieser Vortheil aber wurde wieder aufgewogen durch den Abbruch, mit welchem der außerordentliche Zuwachs an Macht, der einem deutschen Fürsten zu Theil wurde, das Ansehen und die Autorität des Kaisers in Deutschland selbst bedrohte. Noch größere Gefahr war zu besorgen, wenn durch das etwaige Ableben des Kurprinzen von Hannover die Krone Englands nach der dort gesetzlichen Erbfolge auf dessen Schwester, die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen überginge. Es wäre dadurch dem Kaiserthume im Norden Deutschlands ein Nebenbuhler fürchtbarster Art erwachsen. Und dennoch set, so lautete das Entschien der Konferenz, dieser drohenden Gefahr gegenüber nichts zu thun, als in Ruhe den Gang der Ereignisse zu beobachten, einstweilen abzuwarten, welche Haltung der neue König von England gegen den Kaiser annehmen werde, und ihm zwar mit aller Zuvorkommenheit zu begegnen, in Sachen von Wichtigkeit aber ihm gegenüber noch einstweilen an sich zu halten <sup>25</sup>).

Dieser Entschluß, für jetzt unerrückt und als ob kein Ereigniß von so außerordentlicher Tragweite eingetreten wäre, auf dem eingeschlagenen Wege zu verharren, wurde denn auch in Bezug auf die Friedensverhandlungen zu Baden beobachtet. Obgleich eigentlich dort nichts von Wichtigkeit mehr ins Spiel zu bringen war, so hatten die beiderseitigen Botschafter doch Mittel gefunden, mit endlosen Höflichkeit und juristischer Haarspalterei lange Zeit zu vertilern. Endlich waren die Sachen so weit getrieben,

daß der Unterzeichnung des Vertrages nichts mehr im Wege stand. Eugen und Villars begaben sich zu diesem Ende nach Baden. Der Prinz traf am 5. September, Villars aber am zwei Tage später daselbst ein.

Am 8. September 1714 fand die feierliche Unterzeichnung des Friedensvertrages statt. Unter den Festlichkeiten, welche derselben vorhergingen und folgten, fanden Eugen und Villars doch Zeit, sich über die politische Weltlage im Allgemeinen zu besprechen, und ihre Ideen darüber auszutauschen, wie der Jahrhunderte langen Feindschaft zwischen den beiden Häusern Habsburg und Bourbon ein Ende zu machen sei. Die Feldherren erkannten wohl das mächtige Bindemittel, welches zu dem Ende in dem gleichen Glaubensbekenntnisse der zwei Regentenhäuser lag. Die Religionsstreitigkeiten, die in der Schweiz herrschten, sollten ihnen zum ersten Male wieder den Anlaß zu einmüthigem Zusammenwirken geben. Den Gewalthätigkeiten, von Zürich und Bern an den übrigen, insbesondere den katholischen Eidgenossen, an Saint Gallen, Basel und Constanz begangen, sollte ein Ziel gesetzt werden. Der französische Gesandte Graf de Luc drang sogar darauf, daß untermißt und mit gewaffneter Hand Zwangsmittel ergriffen würden.

Eugen erklärte sich jedoch mit Lebhaftigkeit gegen einen solchen Vorschlag. Er warnte davor, durch zu scharfe Maßregeln dasjenige, was er für das schrecklichste Uebel hielt, einen Religionskrieg zu entzünden. Dringender rietß der Prinz zu reiflicher Ueberlegung einer Sache, welche so wichtige Folgen nach sich ziehen konnte. Die französischen Bevollmächtigten fügten sich Eugens Ansicht, und die ferneren Schritte wurden dem Einvernehmen zwischen beiden Höfen vorbehalten. Um dasselbe so innig als möglich zu gestalten, verabredeten Eugen und Villars, für jetzt und bis die gegenseitige diplomatische Verbindung wieder hergestellt sein würde, eine vertrauliche Correspondenz, zu welchem Ende sie sich wechselseitig sogar mit einer Geheimschrift versehen<sup>40)</sup>.

Am 11. September trennten sich Eugen und Villars mit den lebhaftesten Versicherungen gegenseitiger Hochachtung und Freundschaft. Es entspann sich nun ein schriftlicher Verkehr zwischen ihnen, welcher Anfangs eifrig gepflegt wurde, nach und nach aber, wie dieß in der Natur der Sache gelegen ist, immer mehr und mehr in's Stocken gerieth, jedoch niemals völlig verfiel.



Schon am 27. September 1714 richtete Villars sein erstes Schreiben an Eugen. Er versicherte ihn, daß der König von Frankreich die Erfurchtsbezeugungen des Prinzen mit Wohlwollen entgegen genommen habe, daß er dessen Rathschläge im Bezug auf die Haltung, welche der Schweiz gegenüber anzunehmen wäre, vollkommen billige, und überhaupt in Allem und Jedem zur Herstellung des freundlichsten Einverständnisses zwischen beiden Höfen gern bereit sei<sup>24</sup>).

Im ähnlichen Sinne lauteten auch die Antworten, welche Eugen an Villars richtete. Durch allerlei persönliche Aufmerksamkeiten wußte der Prinz seine Schreiben dem Marschall noch angenehmer zu machen. So sandte er ihm im Spätherbste des Jahres 1714 eine be deutende Menge böllischen Tokajer Weines, und kaum hatte ihm Villars dafür gedankt<sup>25</sup>), so empfing derselbe ein prächtiges Bildniß Eugens, welches ihm der Prinz gleichfalls zum Geschenke machte.

In den lebhaftesten Ausdrücken gab ihm der Marschall hierüber seine Freude zu erkennen. „Ich hatte es“, schrieb er ihm, „für mein Haus in „Villars bestimmt, aber ich werde es würdiger in dem neuen Appartement „aufstellen, das mir die Güte des Königs zugewiesen hat und welches „dasselbe ist, das in letzterer Zeit der Herzog von Berry bewohnte. Alle „Welt beeilt sich zu mir zu kommen und Ihr Bildniß zu schauen, und ich „versichere Sie, daß der Zubrang der Leute eine wahre Prozession genannt „werden kann<sup>26</sup>).

Eugen fand bei seiner Rückkehr nach Wien den Kaiserhof in nicht geringe Aufregung versetzt. Ein Ereigniß war eingetreten, welches obgleich seit langer Zeit vorhergesehen, dennoch die allerschmerzlichste Wirkung auf den Kaiser hervorbrachte. Es war dieß der Fall von Barcelona, Karls ehemaliger Residenz, die er selbst vor weniger als einem Jahrzehent gegen dieselben Feinde mit so großer Standhaftigkeit vertheidigt hatte. Die wahrhaft heroische Tapferkeit, mit welcher die Catalonier dem übermächtigen französisch-spanischen Heere unter dem Herzoge von Bernad Widerstand leisteten, mußte auch an Orten, an welchen man nicht mit ihrer Sache sympathisirte, lebhafteste Theilnahme für sie erwecken. Um wie viel heftiger war erst das Mißgefühl von Seite des Kaisers, welcher dort seine eigene Sache mit so vielen Heldennamen verfochten sah, und mit gekundenen Händen bauen mußte, wie ein edles Volk, das in Leid und Freude beharr-

lich an ihm gehangen hatte, wohl eben dieser Treue wegen einem schrecklichen Untergange geweiht wurde.

Wie lebhaft der Drang in dem Kaiser war, seinen schwer bedrängten Anhängern zu Hülfe zu kommen, zeigte er bei dem Eintreffen der Nachricht, der Marquis von Rubi, welcher auf Mallorca commandirte, sei von Bernid zur Übergabe aufgefordert worden. Rubi verlangte einen Succurs von tausend Mann nebst einiger Artillerie und Munition, und sprach die Hoffnung aus, daß er sich dann der Angriffe Bernids wohl zu erwehren vermöge.

Daß die zu Wien befindlichen Spanier den innigsten Antheil nahmen an dem Schicksale ihrer Landsleute, ist natürlich und lobenswerth. Daß sie aber den Kaiser verleiteten, Schiffe auszusrüsten, um Mallorca zu Hülfe zu eilen, zeigte nur ein wirkliches Verkennen der Sachlage. Die Gründe, deren sie sich bedienten, um Karl VI. zur Hülfsleistung zu bewegen, beweisen wie wenig genau sie es mit der Wahrheit nahmen, wenn es sich um die Erreichung ihrer Sonderzwecke handelte. Um das einzige Mallorca zu retten und durch dessen Besitz, wie sie meinten, leichter wieder festen Fuß in Spanien fassen zu können, hätten sie sich nicht gescheut, den so eben beendigten allgemeinen Krieg wieder von neuem zu entzünden. Sie berebten den Kaiser, daß durch eine Entsendung von Truppen nach Mallorca der im vorigen Jahre abgeschlossene Vertrag wegen Räumung des spanischen Gebietes nicht gebrochen werde, denn man habe sich nur anheischig gemacht, die daselbst befindlichen kaiserlichen Regimenter hinweg zu ziehen, nicht aber neue Truppen dorthin einzuschiffen.

Es fühlten jedoch selbst die Spanier am Kaiserhofe, daß diese Behauptung auf einer Spitzfindigkeit beruhe und ihre Unwahrheit von Jedermann erkannt werden müsse. Sie fügten daher bei, daß wenn eine solche Absendung von Truppen auch als ein Bruch des Vertrages angesehen werden sollte, dieß doch den Kaiser von seinem Vorhaben nicht abzuschrecken habe. Denn er könne nicht länger an einen Tractat gebunden sein, welcher zuerst von England und Frankreich verletzt worden sei. Diese Mächte hätten sich anheischig gemacht, sich bei der spanischen Regierung für Erhaltung der catalonischen Privilegien zu verwenden. Dennoch sei von ihrer Seite niemals ein ernstlicher Schritt zur Erreichung dieses Zweckes geschehen.

So groß war die Macht der Spanier über Navis Gemüth, daß sie ihn, der sonst mit so außerordentlicher Gewissenhaftigkeit festhielt an jeder Verpflichtung, die er eingegangen war, wirklich zu einem Schritte bewegen, welcher wohl als Bruch des Räumungsvertrages hätte angesehen werden können. Der kaiserliche Vicekönig in Neapel, Feldmarschall Graf Daun, erhielt den Auftrag, ein Hülfscorps von tausend Mann und zugleich Schiffe in Bereitschaft zu setzen, um dasselbe auf den ersten Befehl nach Mallorca abgehen zu machen<sup>27)</sup>. Und diese letztere Weisung scheint ihm bald darauf wirklich zugekommen zu sein, denn es ist Thatsache, daß im Anfange des Monats Jänner 1715 das Hülfscorps aus Neapel nach Mallorca abfegelte<sup>28)</sup>.

Es war ein Glück zu nennen, daß solche übereilte Rathschläge, wenn sie auch nicht gänzlich hintangehalten werden konnten, doch nicht völlig die Oberhand erhielten. Es gab noch Männer am Hofe, welche es wagten, auch vermögten Künstlingen gegenüber dem Kaiser die Sachlage vorzustellen wie sie wirklich war. Die Mitglieder der Konferenz, Eugen an der Spitze, zeigten ihm, wie der Schritt, welchen er unternommen hatte, einerseits völlig anßers, indem ein dauernder Widerstand Mallorca's doch nicht gedacht werden konnte, und andererseits in seinen möglichen Folgen höchst gefährlich sei. Uebrigens konnte das ausgerüstete Hülfscorps selbst als hingepfercht erscheinen, indem die wenigen Schiffe und ihre geringe Besatzung höchst wahrscheinlich der vereinigten französisch-spanischen Seemacht in die Hände fallen müßten.

Trotz des lebendigsten Mitleids für seine ehemaligen Unterthanen konnte doch der Kaiser sich der Erkenntniß nicht verschließen, auf welcher Seite der sich widerstreitenden Rathschläge die Wahrheit liege. Er begriff daß er ohne eine ausreichende Flotte zur Verfügung zu haben, an die Erneuerung des Kampfes auf spanischem Boden veräußigter Weise nicht denken könne. Er beschloß daher sich an England um Hülf für Mallorca zu wenden. Sollte jedoch die britische Regierung hierauf nicht eingehen, so bliebe ihm nichts zu thun übrig, als nämlich der Kaiser, als den Despoten von Mallorca den dringenden Rath zu ertheilen, sich mit König Philipp in Güte zu vergleichen. Denn der Mangel einer hinreichenden Flotte machte es ihm bei dem besten Willen unmöglich, sie für einen längeren Zeitraum zu schützen und vor Barcelona's schrecklichem Schicksale zu bewahren<sup>29)</sup>.

König George Regierung aber war, wie es im voraus erwartet werden konnte, noch zu neu in England und zu sehr mit ihrer eigenen Befestigung beschäftigt, als daß sie auf eine Sache eingehen wollte, welche sie in neuen Streit mit Frankreich und Spanien zu verwickeln drohte. Es blieb den Bewohnern von Mallorca nichts übrig als dem Rathe des Kaisers zu folgen und sich in Gütz dem Könige Philipp zu unterwerfen. Der Marquis von Muhl verließ mit einigen der eifrigsten Anhänger des Hauses Oesterreich die Insel Mallorca und begab sich am dem Kaiserhof.

Hatte sich schon in dieser Sache der mächtige Einfluß sichtbar gemacht, welchen die spanische Umgebung des Kaisers auf denselben ausübte, so sollte dieß bald in einer Angelegenheit, welche Eugen selbst weit näher anging, noch mehr der Fall sein.

Es war Anfangs die Absicht all die Länder, welche früher unter spanischem Scepter gestanden waren, dem neu eingesetzten spanischen Rathe in Wien unterzuwerfen und sie durch denselben ganz in der alten Weise regieren zu lassen. Bald aber sah man, daß die strenge Durchführung dieses Systems im Bezug auf die Niederlande von den übelsten Wirkungen sein würde. Eugens Verdienst war es, daß er dem Kaiser die Unausführbarkeit einer solchen Einrichtung für die Niederlande nachwies <sup>40</sup>). Karl setzte daher den sogenannten Rath von Flandern ein, der zwar gleichfalls unter einen spanischen Präsidenten, den Fürsten von Cardona gestellt, und zu welchem spanische Räte, wie der Graf Oropesa und der Marquis von Mulp gezogen wurden. Dennoch nahm ihre Verwaltung nicht den vorherrschend spanischen Charakter an, wie dieß in Bezug auf die drei italienischen Länder, Mailand, Sardinien und Neapel der Fall war, welche sich dem spanischen Rathe unmittelbar untergeordnet sahen.

Es stellt sich als ein seltsamer Widerspruch dar, daß Karl, als er noch Catalonien, einen Theil von Aragonien und Valencia, als er Mallorca und noch überdieß dieselben italienischen Länder beherrschte, welche jetzt seiner Botmäßigkeit gehorchten, sich zu Barcelona an einer einfachen, aus wenig Personen zusammengesetzten Regierungsbehörde genügen ließ, während er jetzt nach dem Verluste aller spanischen Länder die Miene annahm, als ob thatsächlich ganz Spanien unter seiner Herrschaft stünde. Wenigstens wäre die mit dem prunkenden Titel eines obersten spanischen Rathes besetzte Behörde zahlreich genug gewesen, um ein ganzes Reich

zu regieren. In einer Zeit, in welcher, um nur einen einzigen Anhaltspunkt zum Vergleich zu geben, die ganze kaiserliche Staatskanzlei, alle Beamten des höchsten und niedersten Ranges mit eingerechnet, aus sieben Personen bestand, zählte der spanische Rath nicht weniger als fünfzig Individuen <sup>47)</sup>. Ihre Besoldungen waren mit dem höchsten Aufwande bemessen. Der Erzbischof von Valencia bezog als Präsident zwanzigtausend, der Herzog von Uceba als Generalschatzmeister zwölftausend Thaler, jeder der zahlreichen Räte aber zehntausend Gulden jährlichen Gehalts <sup>48)</sup>.

Seiner Wirkungskreise nach war der spanische Rath in drei Unterabtheilungen, den Rath von Neapel, den von Sarbinen und denjenigen von Mailand getheilt. Die eigentlichen Geschäfte aber wurden in der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, ganz von dem Erzbischofe von Valencia, von Stalla und Verlas besorgt. Es versteht sich wohl von selbst, daß bei der Herrschsucht und dem Eigennathe, welche wenigstens den Erzbischof und Verlas besaßen, sie in den Provinzen, die sie regierten, nur gefügige Werkzeuge, nicht aber Männer von selbstständiger und ihren Absichten widerstrebender Denkart an der Spitze der Geschäfte erblicken wollten. Es mußte ihnen daher vor Allem ein Gränzel sein, daß die Statthaltertschaft des Herzogthums Mailand noch immer in Eugens Händen lag.

Es scheint eine sonderbare Verkettung von Umständen gewesen zu sein, welche die seiner Zeit von Kaiser Joseph schon fest beschlossene, ja fast zur Thatfache gewordene Uebertragung der Statthaltertschaft von Mailand an den Herzog Michael von Modena nicht zur Ausführung gelangen ließ. Wog der plötzlich eingetretene Tod der Herzogin, einer Schwester der Kaiserin Maria, die eifrige Vermittlung der letzteren erlitten haben, mögen Stanislaus Rathschläge durchgedrungen sein, welcher von einem solchen Schritte eifrig abmahnte, war es Furcht, den Prinzen Eugen zu verlegen, der nach des Kaisers Ueberzeugung nur die höchste Belohnung, nicht aber empfindliche Zurücksetzung verdiente, gewiß ist nur, daß schon Joseph I. in der letzten Zeit seiner Regierung einzusehen begann, es wäre doch nicht gut, dem Herzoge von Modena die Regierung Mailands anzuvertrauen <sup>49)</sup>, weshalb das Ernennungspatent, obgleich schon angefertigt, niemals vollzogen wurde. Nach Kaiser Josephs plötzlichem Tode war schon gar nicht mehr die Rede davon, denn Karl hatte von jener diesen Plan mit Eifer bekämpft. Eugen blieb unbeirrt in seiner Würde; nur wurden die

eigentlichen Geschäfte derselben bei des Prinzen fortwährender Abwesenheit in den Feldlagern durch eine Junta besorgt, als deren hervorragendste Mitglieder der Großkanzler Marchese Pirro Visconti, der Marchese Giorgio Clerici und endlich der Marchese Guallo Visconti Krese angesehen werden müssen.

Der Posten des Großkanzlers von Mailand war der wichtigste und angesehenste nach dem des Statthalters. Seine Aufgabe bestand darin, dem letzteren in den Regierungsgeschäften nach allen Richtungen hin rathend zur Seite zu stehen, die Pflichterfüllung der Behörden und der einzelnen Beamten zu überwachen, in der Abwesenheit des Statthalters aber seine Stelle zu vertreten und den Vorsitz in der Regierungsjunta zu führen. Insbesondere war die Beaufsichtigung der Gerichte und die Verwaltung der Staatsgüter seiner Obhut anvertraut<sup>41)</sup>.

Der Marchese Pirro Visconti, welcher während Eugens Statthalterschaft und noch lange nachher den Posten des Großkanzlers von Mailand bekleidete, war von jeher ein eifriger Anhänger des Hauses Oesterreich gewesen. Aus diesem Grunde hatte er während der Herrschaft der Franzosen in Mailand emigriert von dort und in der Schweiz gelebt. Der damalige Statthalter Fürst von Vandemonst zog seine Güter ein und sprach wider ihn selbst das Todesurtheil aus. Eugens herrliche Siege in Italien gewannen jedoch Mailand dem Kaiserhause, und hielten den Vertriebenen, unter ihnen auch Pirro Visconti, die Thore ihrer Vaterstadt. Auf Eugens Rathen mag es geschehen sein, daß Visconti zum Großkanzler von Mailand ernannt wurde. Denn der Prinz hielt es für zweckmäßig, dieses wichtige Amt in die Hände eines Eingebornen von erprobter Gesinnung zu legen, während die spanische Umgebung des damaligen Königs Karl an solcher Stelle, wie es sonst gebräuchlich war, nur einen aus ihrer Mitte zu sehen verlangte.

Wenig ist es, daß die Wahl, welche auf Visconti fiel, nicht leicht einen Würdigeren hätte treffen können. Er war bewährter Freund, seiner Geschäftsgewandtheit und bekannten Redlichkeit kann nur rühmend gedacht werden. Freilich galt Visconti andererseits für zu wenig energisch, für leicht eingeschüchtert, und fremder Ueberredung in zu großem Maße zugänglich<sup>42)</sup>. Mit Eugen stand er in den besten Beziehungen, und er war dem Prinzen aufrichtig ergeben. An ihm fand er hinwieder eine feste Stütze

gegen die Anfeindungen, welche er von mancher Seite her, insbesondere aber von den Spaniern zu erdulden hatte, in deren Augen nicht nur der Besitz des Amtes, in dem er sich befand, sondern auch seine Vorliebe für die Deutschen als ein schwer zu entschuldigender Fehler galt.

Eine noch bedeutendere Persönlichkeit als Pirro Visconti scheint der Marschese Giorgio Clerici gewesen zu sein, welcher Anfangs das Amt eines Prääsidenten des Magistrates von Mailand bekleidete und dann zum Prääsidenten des dortigen Senates ernannt wurde. Er war früher ein warmer Anhänger der französischen Partei gewesen, nach der Einnahme Mailands durch Eugen aber wußte er sich in geschickter Weise denjenigen anzuschließen, welche nun das Scepter in Händen hielten<sup>46)</sup>. Wegen seiner Brauchbarkeit in den Geschäften, insbesondere in Finanzsachen auch von den neuen Machthabern hervorgehoben, verstand er es deren Vertrauen bald in so hohem Maße zu gewinnen, daß Karl mit dem Gedanken umging, ihn nach Barcelona zu berufen, um das zerstückte Finanzwesen daselbst in Ordnung zu bringen<sup>47)</sup>. Der Tod des Kaisers Joseph und Karls Rückkehr nach Deutschland vereitelten diesen Plan. Clerici verblieb zu Mailand, auch im hohen Alter noch seine wichtige Stelle bekleidend und immer mit Eugen in genauer, fast freundschaftlicher Verbindung.

Ähnliches war mit dem Marschese Giulio Visconti Arefe der Fall. Gleich seinem Namensvetter Pirro hatte auch Giulio Visconti bei dem Ausbruche des spanischen Successionskrieges für die Sache des Hauses Oesterreich Partei genommen. Vor den Franzosen aus Mailand flüchtig, ging er nach Wien, von da mit König Karl nach Spanien, und endlich zu Eugens Heere nach Italien, wo ihm die Stelle eines Generalkriegscommissärs des Staates von Mailand zu Theil wurde<sup>48)</sup>. Sein Amt bestand in der Unterbringung der Truppen durch deren Vertheilung im Lande, in der Vorlesung für dieselben bei Durchmärschen, der Vertheilung der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse für die kaiserlichen Streitkräfte. Es ist begreiflich, daß er es war, mit dem eben dieses Amtes wegen Eugen als Oberfeldherr in besonders häufigen Berührung stand, in welchem ehrenden Vertrauen auf der einen, lebhaften Anhänglichkeit auf der andern Seite deutlich zu Tage trat.

Dies waren die Männer, welche damals unter Eugens Oberaufsicht die Regierungsgeschäfte des Staates von Mailand besorgten. Freilich

konnte diese Aussicht des Prinzen wegen seiner weiten Entfernung und der steten Abwesenheit in den Feldlagern größtentheils nur als eine dem Namen nach bestehende angesehen werden. Hierzu kamen noch die fortwährenden Streifereien des Großkanzlers Visconti mit dem Mailänder Senate, welche auf die dortigen Geschäfte gleichfalls einen hemmenden Einfluß übten<sup>10)</sup>. Daher soll auch nicht gesagt werden, daß diese Art der Regierung als eine für Mailand besonders erprießliche anzusehen war. Und überdies hemmte in den ersten Jahren von Eugens Statthalterschaft das Zwittersverhältniß, das in Bezug auf den Besitz von Mailand bestand, jede freiere Bewegung der Behörden und dadurch die Entfaltung ihrer Thätigkeit zu Gunsten des ihnen anvertrauten Landes. Bei dem steten Widerspruch der Anordnungen, welche von Wien, mit denen die von Barcelona kamen, war Niemand im Klaren, was eigentlich zu geschehen habe, und man zog es vor, lieber nichts, als irgend etwas zu thun wovon man im Voraus wußte, daß es entweder zu Wien oder zu Barcelona Anstoß gebe.

Dem Prinzen Eugen gingen diese Uebelstände tief zu Herzen. Denn nichts war ihm empfindlicher, als wenn irgend eine Verpflichtung, die er übernommen hatte, nicht so erfüllt wurde, daß auch die höchst gespannten Anforderungen befriedigt erschienen. Das war der Ehrgeiz, welchem er ergeben, von dem er völlig durchdrungen war. Umsonst suchte Bratislaw durch mündliche Befänstigung in Wien, durch schriftliche Ermahnung in Barcelona dem Uebel zu steuern. Erst durch Josephs Tod wurde dasselbe behoben, denn nun konnte wenigstens Niemand mehr im Zweifel sein, wem Mailand gehörte und wessen Anordnungen daselbst zu befolgen seien.

Der Gewinn, welcher hienaus für Mailand hervorzugehen schien, wurde jedoch durch den Einfluß, der sich jetzt auf die dortige Regierung geltend machte, völlig wieder vernichtet. Denn nun erst traten die Spanier in Karls Umgebung recht ungehindert mit ihren Ansprüchen auf die Verwaltung eines Landes hervor, das ja seit Jahrhunderten eine spanische Provinz gewesen sei und welches, so behaupteten sie, nichts anderes verlange, als nach wie vor in spanischer Weise regiert zu werden.

Schon die ersten Schritte, welche nach dieser Richtung hin geschehen, waren der Art, um dem Prinzen das Verbleiben in seinem Posten eines Statthalters von Mailand recht gründlich zu verleiden. So wurde ein altes



Defret König Philipp II. hervorgehoben, durch welches den Spaniern zwei Plätze in dem Senate von Mailand, und zwei in jedem der beiden dortigen Registrate eingeräumt wurden<sup>90</sup>). Ferner sollte derjenige Theil der Einkünfte der italienischen Länder, welcher nicht dafelbst zur Bestreitung der Verwaltungskosten oder zum Unterhalte der Truppen verwendet wurde, von nun an nicht mehr in die allgemeinen Staatskassen, sondern in eine geheime Kasse geleitet werden, welche dem spanischen Namen *dominio segreto* führte. Die Verwaltung der einkommenden Gelder, wenn von einer solchen die Rede sein kann, wurde ganz in die Hände des Erzbischofs von Valencia gelegt, und fast alle die Summen, die eingingen, fanden unter der Bezeichnung von Schenkungen oder Pensionen den Weg in die Taschen der Spanier, welche dem Kaiser gefolgt waren, oder noch immer scharenweise harrüberliefen, und mit der Behauptung irgend eines Verdienstes, welches sie am Hofe Oesterreich sich erworben zu haben vorgaben, Karls Freigebigkeit in schamloser Weise ausbeuteten.

Diejenigen Spanier, welche den vornehmsten Familien angehörten, bezogen Jeder schon an und für sich und ohne daß sie ein Amt bekleideten, vom Kaiser eine Pension von sechstausend Gulden. Dies war der geringste Betrag den sie erhielten, bei den meisten belief er sich noch höher, und es wurde ihnen auch dann noch gelassen, wenn sie für die Stellen, welche sie inne hatten, noch insbesondere bezahlt wurden. So erhielt der Graf Monte Sento, als er dem Erzbischof von Valencia in der Würde eines Präsidenten des spanischen Rathes nachfolgte, außer dem Gehalte von sechszwanzigtausend Gulden, den er als solcher bezog, noch eine Pension von zwanzigtausend Gulden. Dem Grafen von Sisueiros wurde außer einer Pension von zwanzigtausend Gulden noch der Gehalt eines kaiserlichen Generals ausbezahlt, und wie weit die Begehrlichkeit der Spanier im allgemeinen ging, zeigt die noch vorhandene Eingabe eines aus ihnen, des Juan Henriquez de Cabrera, welcher, obgleich er nicht im öffentlichen Dienste stand, doch um Erhöhung der ihm vom Kaiser gewährten Gnabergabe von neuntausend Floren auf einundzwanzigtausend bat, weil er sich Pferde und Wagen halten müsse, ohne welche er nun einmal nicht leben könne<sup>91</sup>).

Die bedeutende Summen auch zu solchen Zwecken verwendet wurden, so genüßten sie doch nicht, um eine so unüberhältnißmäßig große Anzahl Menschen, welche der venetianische Botschafter Roscardi eine ganze

Verbilligung nennt<sup>29)</sup>, zu erhalten und zu bereichern. Man schritt daher zu einem zweiten Mittel, welches darin bestand, alle Stellen in Italien, die ein bedeutendes Einkünfte abwarfen, Spaniern zuzuwenden. Ob sie auch zur Ausfüllung derselben tauglich erschienen, darum kümmerte man sich in der That nur wenig.

Erlaube Maßregeln konnten von Eugen nur Mißbilligung und Widerspruch erfahren. Das unbequeme Hinderniß, welches daraus entstand, zu beseitigen, war nun der Gegenstand eifrigster Bemühung des Erzbischofs von Valencia. Es scheint, daß der Prinz diesen Bestrebungen nur geringen, vielleicht gar keinen Widerstand entgegensetzte. Er begriff, daß dem Kaiser dem Einflusse der Spanier entziehen zu wollen, für jetzt wenigstens nutzlos versuchen heiße. Es begnügte er sich damit, seinen Antheil an demjenigen zu nehmen, was von Seite derer, welche das Ansehen und den Namen des Kaisers mißbrauchten, in Italien geschah. Er lart den Spaniern, welche ihn von dem Posten eines Statthalters von Mailand zu verdrängen trachteten, auf halbem Wege entgegen, und so geschah es, daß zu Ende des Jahres 1715 mit dieser Stelle in anderer Weise verfügt wurde. In der Person des Fürsten von Löwenstein-Bertheim, desselben, welcher kaiserlicher Principalcommissär zu Regensburg gewesen, ward ein Statthalter nach Mailand gesandt, welcher völlig dem spanischen Rathe untergeordnet wurde. Die dortigen Behörden erhielten ganz die alte spanische Einrichtung, in der König Philipp II. sie im Jahre 1558 eingesetzt hatte, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie weit zahlreicher, reichlicher besetzt und daß die Einheimischen noch weniger berücksichtigt waren.

Die Kunde, daß Eugen nicht mehr den Posten eines Statthalters von Mailand bekleide, brachte in ganz Italien den tiefsten Eindruck hervor. Wenn er gleich nur in mittelbarer Weise die Verwaltung befehligte, so waren doch sein großer und von Allen verehrter Name, die bekannte Uneigennützigkeit seiner Person und die allgemein festgewurzelte Meinung, daß er sich lange in jenem Posten erhalten werde, Umstände, welche diese Maßregel nur mit Beschränkung aufnehmen ließen. Wohl mochte man auch darauf geachtet haben, daß der Prinz jetzt, nachdem der Krieg gegen Frankreich vorüber war, sich wieder in Person nach Mailand verfügen, und wie er im Jahre 1707 gethan, zum Wohle des ihm anvertrauten Landes

eine heilsame Wirksamkeit entfalten, oder daß er doch wenigstens das Interesse desselben am Kaiserhofe mit Nachdruck vertreten werde“). Solchen Hoffnungen mußte man jetzt mit einem Male entsagen. Es dauerte nicht lange und die bedauerlichsten Folgen dieses Schrittes wurden allgemein sichtbar.

Um dem Prinzen für den Verlust der Statthalterchaft von Mailand schades zu halten, wurde er vom Kaiser zum Generalgouverneur der Niederlande ernannt.

## Fünfzehntes Capitel.

Die Beendigung des blutigen Streites, der so lange den Westen Europa's durchtobt hatte, und das fast freundschaftliche Verhältniß, in welches der Kaiser nun plötzlich zu Frankreich trat, gestatteten ihm seine Blicke mit größerer Aufmerksamkeit als bisher auf die Vorgänge in dem übrigen Europa zu lenken. Vor allem mußten ihm die Ereignisse, in welche Schweden und die Pforte verwickelt waren, von höchster Wichtigkeit erscheinen.

Vorerst war es Karl XII., König von Schweden, mit welchem, nachdem er lange Zeit hindurch in der Türkei sich aufgehalten und nicht mehr durch seine Furchtbarkeit, sondern nur noch durch seine abenteuerlichen Schicksale die Augen der Welt auf sich gezogen hatte, der Kaiserhof in neue und wenig ehrenliche Verührung gerieth.

Bei der außerordentlich großen Verschiedenheit der beiden Männer erklärt es sich leicht, daß Eugen kein großer Bewunderer des Schwedenkönigs war. Weder die Individualität König Karls, seine excentrische Weise, noch die unüberlegte, ja tolle Art seiner Kriegsführung konnten Eugens Sinne auch nur im mindesten zufagen. Daß Eugen den Krieg nicht verabscheute, sondern ihn gerne führte, war natürlich, denn er hatte ihn ja nur als Stufe zum Ruhme und zur Größe gebient. Wie Karl XII. aber den Krieg nur des Kampfes wegen zu lieben, aus Eust an den Aufregungen und Wagnissen, die er mit sich brachte, unbekümmert um all das Glim, welches er verursachte, das war für Eugens höchst menschlichen Sinn in jeder Hinsicht ein Gräuel.

Das hauptsächlichste Verdienst, welches Karl für sich in Anspruch nehmen konnte, der wohlthätige Wuth, mit dem er seine Unternehmungen durchführte, galt in Eugens Augen nur wenig. Nicht daß der Pelag dem wahren Wuth, einer der schönsten Tugenden des Mannes, seine Anerkennung irgend versagt hätte. Bewährte er ihn ja doch selbst bei jeder Gelegenheit in wirklich erhebender Weise. Aber Karl besaß den Wuth nicht,

welcher den Raum auf's höchste füllt, die unerschütterliche Selbstthätigkeit in dringendster Gefahr, den ruhigen ungetrübten Blick im Augenblicke höchster Bedrängniß, das unbewußte Ausstarren in widerwärtigster Lage. In tollkühnem Wagnisse sein Leben um ein Nichts auf's Spiel zu setzen, darin bestand sein Stolz. In der verwegensten Weise Treppen hinauf zu jagen, sein Pferd über Holzsitze zu springen, einen gefangenen Storch zu reiten, das hielt er für Thaten, würdig um die Lebensverachtung eines Misanthropen zu berühren und seinen Ruhm zu begründen.

Nur mit mitleidiger Geringschätzung konnte Eugen von einem solchen Treiben sich abwenden. Ueberdies erkannte er auf den ersten Blick, wie wenig wirkliches militärisches Talent dem Könige von Schweden inwohnend, und auch die Erfolge, die derselbe errang, vermochten sein Urtheil über ihn nicht zu ändern. Um so mehr hatte den Prinzen das unversichtliche Auftreten des Königs in Deutschland und sein unerschütterliches Benehmen gegen den Kaiser entrückt. „Der Prinz Eugen ist so erkömt gegen den König von Schweden, als man es nur sein kann,“ schrieb schon im Jahre 1708 Schalsburg von ihm<sup>\*)</sup>. Die Unglücksfälle Karls hatten die Meinung von seiner Durchbarkeit größtentheils zerstreut und durch sein langes Verweilen in der Türkei war er den Augen des Prinzen so ziemlich entrückt worden. Die Art aber, wie er jetzt den politischen Schauplatz neuerdings betreten zu wollen schien, konnte nur dazu dienen, Eugens frühere Abneigung gegen ihn neuerdings nachzuarufen.

Am 29. September 1714 begab sich der in Wien befindliche schwedische Gesandtschafts-Secretär Stjernhöll zu Eugen, um im Namen seines Königs dem Prinzen zu danken, daß sich der Kaiser so angelegentlich bei der Pforte für Karl verwendet und ihm gestattet habe, frei durch Eiebenbürgen nach seinen Staaten zurückzukehren. Der König schreibe dem Kaiser nicht, fuhr Stjernhöll fort, auf daß man nicht sagen könnte, er habe sich die Bewilligung der Durchreise dadurch erkauft, daß er ihm den Titel eines Königs von Spanien gegeben habe. Andererseits wolle er ihm denselben auch nicht vorwerfen, weil er wisse, daß der Kaiser dieß als eine Beleidigung ansehen würde. Es scheint dem Könige von Schweden also seiner eigenen Ehre wie derjenigen des Kaisers würdiger zu sein, einstweilen gar keinen schriftlichen Verkehr zwischen beiden eintreten zu lassen. Nach seinem Staatsen zurückgekehrt, werde Karl XII. nicht verschlen, dem Kaiser seine

Erkenntlichkeit für dasjenige zu bezeigen, was er für ihn gethan habe. Was seine Durchreise durch die österreichischen Staaten betreffe, so bitte der König, daß dieselbe incognito geschehen könne und man ihn Niemanden zur Begrüßung und Begleitung zusende.

Den König von Schweden machte diese Erklärung freimüthig danken; dem kaiserlichen Hofe, an eine so unumwundene Ausdrucksweise nicht gewöhnt, kam eine solche Sprache von Seite eines Monarchen, der zu dem Kaiser in dem Verhältnisse eines Reichsfürsten zu seinem Oberherrn stand, in hohem Grade ungewöhnlich vor. Eugen begnügte sich, dem schwedischen Bevollmächtigten zu antworten, der Kaiser sei nicht minder besorgt für die Aufrechterhaltung seiner eigenen Ehre, als der König von Schweden es nur immer sein Wane. Dasjenige, was zu Constantinopel vorgegangen oder der Durchreise wegen gestattet worden, habe man ohne die mindeste Rücksicht auf des Kaisers eigenes Interesse gethan. Doch begreife man nicht, wie Karl XII. die österreichischen Lande zu betreten beabsichtige, ohne es dem Herrscher dieser Lande anzeigen zu wollen. Nichts desto weniger werde dem Könige volle Freiheit gelassen, in derjenigen Weise, in welcher es ihm beliebe, durch die kaiserlichen Länder zu reisen. Doch müsse man ihn darauf aufmerksam machen, daß in Ungarn und Siebenbürgen zahlreiche Räuberbanden, eine unausbleibliche Folge des langen Insurrectionskrieges, sich eingenistet hätten, welche dem Könige, wenn er nur mit geringer Begleitung das Land durchziehe, leicht Gefahr bereiten könnten.

Nach des Prinzen Anschauungsweise jersiel diese Angelegenheit in zwei Theile, das Benehmen des Königs gegen den Kaiser und die Durchreise desselben durch die österreichischen Erbländer. Was den erstern Punkt betraf, so beantragte Eugen, man solle mit Festigkeit darauf bestehen, daß der König von Schweden dem Kaiser den Titel eines Königs von Spanien beizulegen habe. „Man müsse,“ so lauteten die Worte des Prinzen, „dem Sturzsinn dieses Königs Standhaftigkeit entgegensetzen und gegen ihn weder Knechtschheit noch Furcht zeigen“.

Was jedoch Karls Reise betreffe, so möge der Commandirende im Siebenbürgen, General der Cavallerie Graf Steinville, beauftragt werden, darüber mit dem Könige Rücksprache zu pflegen und einerseits für dessen Sicherheit jede nur irgend mögliche Sorge zu tragen, andererseits aber

auch einen langen Aufenthalt desselben in des Kaisers Erbländern thunlichst zu verhindern?).

Diese letztere Vorsicht erwies sich als vollkommen unnöthig. Man weiß, daß sich der König fast ohne anzuhalten, im sechszehntägigen Rittes theils zu Pferde und theils zu Wagen von der Grenze Siebenbürgens bis Straßburg begab. Nirgends wurde ihm das geringste Hinderniß in den Weg gelegt.

Die Zuversichtlichkeit, welche der König von Seite des Kaisers erfahren hatte, trug jedoch nicht dazu bei, ihn zu einem angemessenen Betragen gegen das Oberhaupt des deutschen Reiches zu vermögen. Karls Ankunft zu Straßburg gab das Zeichen zu noch heftigerem Auflockern der Feindseligkeiten im Norden von Deutschland. Um dieselben zu beendigen, berief der Kaiser die betheiligten Reichsstände zu einem Congresse nach Braunschweig. Der König aber, statt dieser Einladung zu folgen, richtete durch seinen Gesandtschaftssecretär Stjeraböhl eine laconische Zuschrift an den Wiener Hof, worin er zu wissen begehrte, ob der Kaiser beabsichtige, ihn wieder in alle seine Besitzungen einzusetzen und ihn mit gewaffneter Hand gegen seine Feinde beizustehen. Sei der Kaiser dazu bereit, so wolle auch Karl XII. sich ihm freundlich gesinnt zeigen.

Wie gewöhnlich bei wichtigeren Angelegenheiten, so präsidirte Eugen auch derjenigen Konferenz, in welcher diese Mittheilung des schwedischen Bevollmächtigten zur Verathung kam. Unter Eugens Einfluß wurde beschlossen, hierauf kurz zu antworten, „man habe den Repräsentanten des Königs bis jetzt mehr aus Höflichkeit als aus Schuldigkeit angehört. In Zukunft werde man es aber nicht mehr thun, insbesondere dann nicht, wenn er mit so unpassenden Anträgen und Vorstellungen sich an die kaiserliche Regierung wende. Es sei wahrhaft unglaublich, daß der König sich „also geduldet und alles vergessen haben solle, was der Kaiser für ihn gethan. Als König von Schweden wolle Karl XII. dem Kaiser seine Freundschaft anbieten und es stünde bei dem letztern sie anzunehmen oder nicht. Als Reichsfürst aber habe der König das gefährliche Vernehmen „gegen den Kaiser zu beobachten, welcher, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die betheiligten Parteien zu dem Congresse nach Braunschweig berufen und den König selbst wiederholt dorthin geladen „habe.“

Karl XII. führte jedoch keinen Augenblick auf die warnenden Ermahnungen, die ihm von Wien aus zukamen. Binnen kürzester Zeit sah er sich wieder nach allen Seiten hin in Kampf verwickelt und brachte es dahin, daß auch der König Friedrich Wilhelm von Preußen und König Georg von England als Kurfürst von Hannover die Waffen wider ihn ergriffen. Seine Feinde beschäftigten sich eifrigst mit dem Gedanken, die Schweden völlig vom deutschen Boden zu vertreiben. Der Kaiserhof, welcher die Bedrohung nicht vergessen hatte, die ihm noch vor weniger als einem Jahrzehent Karl XII. bereitet hatte, wies solche Vorschläge durchaus nicht von der Hand. Doch sei darauf hinzuwirken, wurde im Schoße der Konferenz bemerkt, daß die Hafenorte am baltischen Meer nicht in der Gewalt der Verbündeten blieben, Stralsund und Wismar wieder zu freien Reichstädten gemacht werden müßten, und Hamburg von Dänemark's steten Insechtungen endlich einmal befreit werde<sup>4)</sup>.

Es herausfordernd war König Karls Benehmen, daß man zu Wien voraussetzen zu müssen glaubte, er würde mit Frankreich und der Pforte im Bunde und diese Mächte würden ihm plötzlich mit ansehnlicher Streikraft zu Hülfe eilen. Dem war jedoch nicht also. König Ludwig XIV. wünschte seine Tage in Ruhe zu beschließen, und er beantwortete die Einladung Karls zu einer Allianz mit dem Anerbieten einer Vermittlung, die jedoch fruchtlos blieb. Die Pforte aber war zu sehr in einem sie näher angehenden Streit verwickelt, als daß sie den fernliegenden nordischen Kämpfern Aufmerksamkeit zu schenken vermocht hätte.

Schon längere Zeit hindurch konnte es einem beobachtenden Auge nicht entgehen, daß der Divan eine Gelegenheit herbeizuführen trachtete, mit Venedig neuerdings in Fehde zu gerathen. Die zunehmende Schwäche der alternden Republik, die unthätige und wenig ruhmvolle Rolle, welche sie während des letzten Kampfes der europäischen Mächte gespielt hatte, mochten einen Theil ihres Gebietes der Pforte als leichtes Beute erscheinen lassen. Die Eroberung Morea's dünkte ihr nicht schwer zu bewerkstelligen und gleichzeitig einigen Ersatz für den Verlust der weiten Länderstrecken zu bieten, welche sie im Carlsruher Frieden abzutreten gezwungen ward. Der Großherr begann also zu handeln und zur That in einer Weise zu rüsten, welche die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen nicht verfehlen konnte.



Es entging der Pforte nicht, daß ihre Vorbereitungen zum Kriege den Wiener Hof im hohen Grade beunruhigen mußten. In der That wußte man hier nicht, ob es nicht türkischer Seits auf einen Angriff wider Ungarn und Siebenbürgen abgesehen sei. Um diese Befürchtungen zu bannen, die eigentliche Absicht der Pforte kundzutun und die Erwartung auszusprechen, daß der Kaiserhof, wie er es in dem letzten Kriege der Türkei wider Rußland gethan, auch in dem bevorstehenden Kampfe gegen Venedig seine Partei ergreifen werde, wurde die Absendung des Wutscherrilla Ibrahim nach Wien beschlossen.

Gegen Ende Februar 1715 verließ Ibrahim Constantinopel, nach türkischem Gebräuche mit einem Schreiben des Großwesirs an den Prinzen Eugen als Präsidenten des Hofkriegsrathes versehen. Zu Wien eingetroffen, wurde er am 13. Mai mit ungefähr gleicher Feierlichkeit nach Eugens Palaste zur Audienz geleitet, wie sie vor sechs Jahren in demselben Falle mit Seisulah Aga beobachtet worden war. In dem rothen, mit Gold gestickten Kriegerkleide, welches Eugen bei feierlichem Anlasse trug, bedeckten Hauptes, auf rothsammetnem gelbverbräuntem Sehnstuhle und unter einem gleichgeschmückten Baldachine sitzend, von den vornehmsten Generalen und Beamten des Hofkriegsrathes umgeben, empfing der Prinz den türkischen Abgesandten. Das Schreiben des Großwesirs enthielt nur Freundschaftsversicherungen des Großherrn gegen den Kaiser Ibrahim suchte sie durch mündliche Versicherungen zu unterstützen, und er vergaß nichts, was er für geeignet hielt, um den kaiserlichen Hof davon abzuhalten, dem Venezianern Beistand zu leisten.

Der Kaiser war wohl davon entfernt, der Pforte irgend eine bindende Zusage zu ertheilen. Er bot ihr vielmehr durch seinen Residenten Fleischmann in Constantinopel seine Vermittlung an und Eugen sprach sich in der Antwort an den Großwesir in gleichem Sinne aus. Da jedoch der Diban den Krieg wollte, gab er keinerlei bestimmte Antwort auf diesen Antrag. Er setzte seine Rüstungen unablässig fort, sandte eine Flotte durch die Dardanellen, landete ein Heer auf Thue und drang durch die Landenge von Corinth in Morea ein. Aegina, Rapoll el Romania, Modon und Malvasia fielen. Die Maina unterwarf sich, Gerigo that dergleichen. Nur Sign hielt sich, und unverrichteter Dinge mußte der Serascher von dessen Mauern abziehen \*).

Aber dieser geringe Erfolg konnte der Republik keinen Ersatz gewähren für die fürchterlichen Verluste, welche sie während des Feldzuges erlitten hatte. Noch Schrecklicheres war zu besorgen, wenn unter den mächtigen Staaten der Christenheit sich keiner fand, welcher Venedig hülfreiche Hand leistete wider den Feind des gemeinsamen Glaubens. So wenig auch die Republik durch ihr schwankendes Benehmen während des spanischen Successionskrieges sich um das Haus Oesterreich verdient gemacht hatte, so fühlte doch der Kaiser die Nothwendigkeit, das Vergangene in Vergessenheit zu begraben und der Republik Beistand zu leisten gegen den übermächtigen Feind. Nicht nur der Schutz christlichen Glaubens, auch das politische Interesse des Kaisers forberte dies. Denn jeder Zuwachs an Macht, den die Pforte erhielt, mußte auch für Oesterreich gefährlich erscheinen. Wäre Venedig niedergeworfen, so würde die Pforte, daran war nicht zu zweifeln, Muth und Lust gewinnen, an die Wiedereroberung desselben zu schreiten, was sie während des letzten Krieges in Ungarn eingeübt hatte.

Unter solchen Umständen fand das dringende Anliegen des venetianischen Botschafters Pietro Grimani um Abschluß eines Schutz- und Trugbündnisses mit Venedig willfährige Aufnahme am Kaiserhofe. Am 12. April 1716 kam die Allianz zu Stande, zu deren Unterhandlung und Abschluß Eugen, Trautson, Singendorff und Gundacker Starhemberg als kaiserliche Commissäre bevollmächtigt waren. Neunzehn Tage später empfahl Eugen in einem Schreiben an den Großwesir der Pforte nochmals die Wiederherstellung des Carlowitzer Friedens und die Vergütung des der Republik Venedig zugefügten Schadens. Sollte auch diese Vorstellung gleich den früheren, welche der Resident Fleischmann an die Pforte gerichtet habe, erfolglos bleiben, so müsse Fleischmann Constantinopel verlassen und nach Wien zurückkehren.

Dem kaiserlichen Residenten wurde gleichzeitig befohlen, wenn der Divan einen Waffenstillstand anbieten würde, denselben zuzusichern und sich dabey von der Reise nach Wien nicht abhalten zu lassen. Bevor er jedoch derselbe antrete, habe er die Minister von England und Holland anzugehen, selbst während der Dauer des Krieges auf das Zustandekommen des Friedens hinzuwirken. Dann könnten sie auf die erste Aufforderung des Kaisers, wie es in dem vergangenen Kriege der Fall gewesen sei, auch während des jetzt bevorstehenden als Vermittler auftreten <sup>5)</sup>.

Die Pforte, trunken gemacht durch die über Venedig errungenen Erfolge, nahm Eugens Erklärung mit hochschreiender Erbitterung auf. Der Kaiser sei, besagte das vom Großwesir Damad Alipascha eigenhändig aufgesetzte Manifest, durch den Carlowitzer Frieden zur Hülfeleistung an Venedig nicht verpflichtet. Er müsse daher als Friedensbrecher angesehen werden und es sei ihm der Krieg anzukündigen. Der Großwesir selbst, so erklärte der versammelte Divan, habe als Verlasener gegen die Deutschen zu ziehen, „indem diese nicht wie andere Ungläubige, sondern ein starker Feind seien“).

In diesem Sinne handelte denn auch die Pforte. Ohne zuerst eine Antwort auf Eugens Schreiben zu ertheilen, sammelte sie ein zahlreiches Kriegsheer, um es gegen Belgrad zu senden. Eine übermächtige Streitmacht sollte die beste Erwiderung auf die Erklärung des Kaiserhofes sein. Und in der That waren die Rüstungen der Osmanen in so großartigem Maßstabe angelegt, daß Eugen den venetianischen Botschafter Grimani darauf hinwies, wie sich fast die ganze Wehrkraft der Pforte gegen den Kaiser wende. Er hoffe, erklärte der Prinz, die Republik werde seine müßige Zuschauerin des Streites sein, welcher sich jetzt zwischen den beiden Hauptkämpfern entspinne. Es würde dieß, erwiderte Grimani auf Eugens Vorstellung, Venedigs eigenem Interesse geradezu widersprechen“).

Daß es nur die berechtigte Aufforderung zu kräftiger Betheiligung an dem gemeinsamen Streite, und durchaus nicht Furcht vor den Kriegsrüstungen der Türken, nicht Reue über die schon geschehenen Schritte war, wodurch Eugen zu solcher Sprache gegen den venetianischen Botschafter veranlaßt wurde, dieß bewies die ganze Haltung des Kaiserhofes. Noch in dem letzten Augenblicke lehnte er das Anerbieten des Königs von England, den Frieden noch vor dem Ausbruche des Krieges zu vermitteln, in verbindlicher, aber entschiedener Weise ab. Der hauptsächlichste Beweggrund der Türken zum Kriege bestche, so erklärte Eugen, in dem Ehrgeize, als das Belorne zurückzuerobern. Es sei aber des Kaisers heiligste Pflicht, die Macht der Pforte nicht wieder zu der früheren Stärke anwachsen zu lassen. Die Auslage für den Krieg sei schon gemacht, des Kaisers Herr sei fast ganz beisammen, man solle denn in Gottes Namen der Sache ihren Lauf lassen“).

Schon den ganzen Winter hindurch hatte Eugen als Präsident des Hofkriegsrathes nichts versäumt, um das kaiserliche Heer in kampffähigen Zustand zu versetzen. Denn durch die Tüchtigkeit der Truppen und durch die gute Ausrüstung der Armeen mußte dasjenige ergänzt werden, was derselben dem meist so außerordentlich zahlreichen Türkenheere gegenüber an Stärke abgehen mochte. Viele Verträge mit deutschen Fürsten zur Stellung von Regimentern waren abgeschlossen worden. Die kaiserlichen Erbländer, immer zu den größten Opfern bereit, wenn die Stimme ihres Landesherren sie dazu aufrief, gaben Meistren und Knechten in großer Zahl. Die Geschütze wurden ausgräbnet, beträchtliche Vorräthe aufgehäuft, und endlich Schiffe gebaut, um eine Donauflotte zu bilden, welche derjenigen der Türken Widerstand zu leisten bestimmt war.

Es und für sich eine der wichtigsten, aber auch wieder eine leicht zu entscheidende Frage war diejenige, welchen von des Kaisers Generalen die Führung seiner Truppen anvertraut werden sollte. Daß es die besten zu sein hätten, die zu Gebote standen, darüber konnte nicht der mindeste Zweifel obwalten. Denn nur wenn dieß der Fall war, durfte auf einen glücklichen Erfolg und was doch auch, so wenig man es eingesehen mochte, ein Hauptbeweggrund des Krieges war, auf erneuerte Ausdehnung des Ländergebietes gegen die Türkei gerechnet werden.

Schon am 23. Februar 1716 hatte Eugen dem Kaiser seine Anträge über die Generale erstattet, welche bei der kaiserlichen Armee in Ungarn zu dienen hätten. Was das Obercommando über dieselbe betraf, so habe es, erklärte der Prinz, wohl keinen Anstand, daß er als kaiserlicher Generalleutnant es über sich nehme, „und ich werde mir“, bemerkte Eugen, „die eifrigste Beforgung des Dienstes und der Armeen Eurer Majestät mit pflichtmäßigen Eifer treugehorsamst anzuwenden sein lassen.“

Schriftlich erwiderte der Kaiser, daß es mit seinem Dienste überall gut bestellt sein werde, wenn der Prinz, wie er sich antrage, sich selbst mit dem Commando der Armeen beladen wolle; „obgleich“, sagte Karl VI., „seine Person mir allzeit hier abgehen wird.“

Aber nicht nur um den Oberfeldherrn allein, auch um diejenigen handelte es sich, welche demselben an die Seite zu geben und zu seiner Unterstützung so wie zur geschickten Ausführung seiner Befehle zur Armee zu berufen waren.

Von den Generalen, die sich während des letzten langjährigen Krieges, sei es in dem Kampfe gegen Frankreich, sei es in demjenigen wider die ungarischen Insurgenten am meisten hervorgethan hatten, durften wohl die Feldmarschälle Guido Starhemberg, Ulrich Dann, Sigbert Heister, Johann Rabutin und Johann Pálffy in erster Linie genannt werden. Und ihnen hatte Eugen sonder Zweifel seine vornehmsten Unterfeldherren zu wählen. Aber bei der Mehrzahl derselben standen Hindernisse im Wege, welche ihre Berufung zu dem Herre unthunlich erscheinen ließen.

Der tuglichste von Allen wäre wohl unbestritten Guido Starhemberg gewesen, und es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß der Kaiser Anfangs daran gedacht hatte, ihn während des bevorstehenden Feldzuges nicht ohne Verwendung zu lassen. Aber solche Absichten begegneten in der Person des Feldmarschalls selbst fast unüberwindlichen Schwierigkeiten.

So schmerzlich waren Starhembergs letzte Erlebnisse in Spanien gewesen, daß sie den Entschluß des Feldmarschalls, sich für immer vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, vollends zur Reife gebracht hatten. Das gänzliche Scheitern all der hochfliegenden Pläne, mit denen er seiner Zeit nach Spanien gegangen war, die Abnahme des Vertrauens, welche er eben dieser unglücklichen, von Rumorsen weniger als von Starhemberg selbst verschuldeten Ereignisse wegen beim Kaiser wahrzunehmen glaubte, die giftigen Verläumdungen, mit denen ihn die catalanischen Günstlinge verfolgten<sup>11)</sup>, deren schwachhölle und nur auf ihre eigene Bereicherung abzielenden Untriebe der Feldmarschall schonungslos aufgedeckt hatte, die gänzliche Wärmung des Landes endlich, welches für das Haus Oesterreich erobern zu können er sich bestimmt glaubte, alles dies hatte das ehle und zugleich stolze Gemüth Guido Starhembergs tief gebeugt. Schwere körperliche Schmerzen gesellten sich zu diesen Leiden der Seele. So eilend seine Kraft auch bisher gewesen, so unerschütterlich sie Trost geboten hatte all den Stürmen, die über ihn hereingebrochen waren, jetzt hielt Starhemberg sie für erschöpft, und er sehnte sich nach nichts mehr als nach Ruhe, die er in seinem Ziehungsanferthalte, der Deutschordenskommende Salbach, genießen wollte.

Dorthin hatte sich Starhemberg, als er aus Spanien heimkehrte, unmittelbar und ohne Zien zu berühren, zurückgezogen. „Wer mich vertretet

„Ruhe und Freiheit berauben will, hat mich nicht lieb,“ schrieb der Feldmarschall seinem Neffen Gundomar Starhemberg, der ihn wahrscheinlich zur Rückkehr an den Hof, vielleicht sogar zum Wiedereintritt in die militärische Thätigkeit bereben wollte. „Ich bitte zu sehen,“ fuhr er fort, „daß man mich nicht vergessen und sich nicht erinnern möge, daß ich noch in der Welt bin. Denn meine bald sechzig Jahre und mein gebrochener Leib können nicht mehr arbeiten, und ich fürchte und scheue den Hof wie das Feuer<sup>17)</sup>.“

Starhemberg blieb auch bei dieser Erklärung, als man ihm von Wien aus darüber Andeutungen gab, daß ihn der Kaiser in dem bevorstehenden Türkenkriege zu verwenden gedenke. Um jedoch seiner Weigerung durchaus jeden Stachel zu nehmen, welcher am Hofe irgendwie verlesen konnte, hat er wiederholt seinem Neffen, diejenigen zu überlegen, welche böswilliger Weise ausgesprengt hätten, Starhemberg wolle „hohe, Bedingungen stellen oder ersucht sein,“ während doch die Ursache seines Benehmens in nichts Anderem liege, als daß er „alt, ausgearbeitet und zu fernem Diensten unvernünftig sei<sup>18)</sup>.“

Von der Sorge beunruhigt, daß seine abschlägige Antwort den Kaiser unangenehm berühren würde, wandte sich Starhemberg an seine gnädige Gönnerin, die edle Kaiserin Elisabeth, welcher er noch von ihrem gemeinsamen Aufenthalte in Spanien her mit einer wahrhaft rührenden Abhängigkeit ergeben war. Elisabeth aber versicherte den Feldmarschall, daß der Kaiser keinen Grund kenne, mit ihm unzufrieden zu sein, und daß es Starhemberg noch wie vor frei stehe, in Laibach zu bleiben und der ihm so nöthigen Ruhe daselbst zu pflegen<sup>19)</sup>.

Ähnliche Verhältnisse wie bei Starhemberg, walteten auch bei Rabutin ob. Nur war bei dem ersteren, der eine weit größere Spannkraft des Leibes wie der Seele besaß als Rabutin, auf eine Erholung eher zu hoffen. Bei dem letzteren mußte eine solche Erwartung völlig aufgegeben werden. Und er starb in der That schon im Jahre 1717 zu Wien, wo durch den glänzenden Kreis, welchen seine geistreiche Gemahlin um sich her zu versammeln pflegte, seine letzten Lebensjahre erhöht wurden.

Graf Ulrich Daun stand als Vizekönig des Kaisers in Neapel. Er durfte von dort, bei den gespannten Verhältnissen, die noch fortwährend mit Spanien obwalteten, und bei den Absichten, welche Karl auf Italien

legte, nicht abberufen werden. Es blieben also nur mehr Heister und Pálffy für die Armee in Ungarn verfügbar.

Was Heister betraf, so war Eugen während des ganzen spanischen Erbfolgekrieges sorgfältig bemüht gewesen, dessen Aufteilung zu dem Heere, das er selbst befehligte, zu vermeiden. Insbesondere während des Feldzuges des Jahres 1708 in Italien war dies der Fall, und Eugen hatte sogar die bereits beschlossene Absendung Heisters dorthin wieder zu hinterziehen gemußt<sup>18)</sup>. Denn er kannte ihn als einen excentrischen, schwer zu regirenden Kopf, der wie schon einmal bemerkt worden ist, von der unglücklichen Idee ergriffen war, daß er eine neue und unsehbare Art, den Krieg zu führen, erfunden habe, welcher Niemand widerstehen könne. Sie jedoch durch den Augenschein irgend einer fremden Macht zu lehren, sei wider des Kaisers höchstes Interesse. Trotz dieser Absonderlichkeiten war aber nicht zu verkennen, daß Heister auch ganz vorzügliche kriegerische Eigenschaften besaß. Die Schnelligkeit seiner Bewegungen, die Raschheit seiner Angriffe, die unermüdete Durchführung eines gefassten Planes, die persönliche Betrachtung jeglicher Gefahr, alles dies ließ von Heister, wenn er unter einer Oberleitung stand, welche ihn gehörig zu zügeln vermochte, Ausgezeichnetes erwarten. Ihm wurde daher unter Eugen das Commando über das kaiserliche Fußvolk übertragen.

Erhielt der Prinz in Heisters Person einen halben Gegner in sein Heer, so war Johann Pálffy, welchem die Führung der Reiterei zu Theil wurde, ein um so treuerer Anhänger desselben. Schon seit einer langen Reihe von Jahren war er zu Eugen in freundschaftlichen Verhältnisse gestanden. Der Prinz hielt ihn, wenn gleich nicht zur Führung eines Obercommando's, so doch zu derjenigen eines Armeekorps für vorzugsweise geeignet. Nicht aber noch als durch Kriegsthaten war Pálffy's Name durch den Abschluß des Gyathmarer Vertrages und durch die Sacrification von Ungarn berühmt geworden. Wohl mag er auch aus dem Grunde zu einem der höchsten Posten im Heere gewählt worden sein, um seinen Landknechten, welche so gern ungarische Namen in hervorragenden Stellungen erblickten, auch diese Genugthuung zu gewähren.

Außer Eugen selbst, Heister und Pálffy, dann dem Feldmarschall Prinzen Alexander von Württemberg wurden nicht weniger als zwölf Feldzugmeister und Generale der Cavallerie zur Armee bestimmt. Der Prinz

Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern, die Grafen Merck und Maximilian Starhemberg, die Freiherrn von Ebersteini, Ebberholz und Bathe waren die bemerkenswertheiten unter ihnen.

Prinz Alexander von Württemberg war derselbe, dessen Namen sich an einem der letzten Ereignisse des spanischen Erbfolgekrieges, die Belagerung von Landau knüpfte. Die sehr Eugen ihm wohlwollte, hatte er durch die Lebhaftigkeit gereizt, mit welcher er dessen Benchmen gegen die Angriffe in Schutz nahm, die dasselbe am Wiener Hofe erfahren mußte.

Auch Prinz Oederu galt für einen persönlichen Anhänger Eugens. Er war ein Berater der Kaiserin, und schon aus diesem Grunde dem Prinzen Eugen werth. Sein sanftes, einnehmendes Wesen und der Eifer, mit welchem er sich auf die Kriegswissenschaften verlegte <sup>16)</sup>, steigerten Eugens Neigung zu ihm. Von seiner militärischen Vergabung aber hatte der Prinz von Oederu noch keine Proben abgelegt, und es sollte noch erst jetzt, freilich in einer für einen Anfänger schon etwas zu hervorragenden Stellung geschehen.

Der General der Cavallerie Graf Maximus Florianus von Merck wurde von jeher von Eugen für einen seiner tüchtigsten Offiziere angesehen. Er war ein Enkel jenes berühmten Freiherrn Franz von Merck, der durch seine Waffenthaten in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges glänzte und in dem blutigen Treffen bei Mülheim dem Heldentod starb. Dem Vater gleich sei sein Sohn, der kaiserliche Generaladjutantmeister Graf Merck, im Jahre 1688 der Dien. Vier Jahre zuvor war auch Florianus, erst sechzehn Jahre alt, in kaiserlichen Kriegsdienst getreten. Mit dem größten Eifer widmete er sich dem Waffenhausewerke, obgleich es für Vater und Großvater verderblich geworden war, und es ist kein Zweifel, daß er die meisten Eigenschaften besaß, welche in dieser Laufbahn glänzenden Erfolg sichern. Merck war tapfer, wachsam, reich an schöpferischen Gedanken, eine gerade feurige Natur, jedoch wie dieß so oft der Fall ist bei Menschen, welche andere überragen, stolz auf seine allerdings nicht gewöhnliche Begabung, und daher hochmüthig, oft rauh gegen seine Untergebenen <sup>17)</sup>. Das schärfste Schreien an Merck, wenn es so genannt werden kann, war jedoch daß jenes Etwas ihm fehlte, von welchem man nicht weiß, wie man es sich zu eigen machen kann, und das doch überall, insbesondere aber in Kriegssachen, ein notwendiges Erforderniß ist. Ihm fehlte das Glück.



Schon Voltaire bannt von Mercy, er gehöre einer Familie an, welche die Eigenthümlichkeit besäße, daß ihre Mitglieder von jeher eben so geachtet als unglücklich gewesen seien<sup>10)</sup>. Auf Niemanden konnte dieses Wort besser passen als auf Florianus Mercy. Seine ganze Laufbahn mag als Beweis dafür dienen. Immer voran, wo die Gefahr ihn wollte und das Kampfgelärmel erscholl, wurde sein Name zwar stets unter denen der Bravsten, aber meistens auch unter denjenigen genannt, die ein Unglück, eine Gefangennehmung oder eine Verwundung traf.

So war Mercy in den letzten Tagen des Jahres 1701, als Eugen seinen herrlichen Feldzug in Oberitalien zu beschließen im Begriffe stand, durch den Grafen Telfé überfallen und gefangen genommen worden. Durch Eugens Bemühung allsogleich ausgewechselt, gerieth er wenige Wochen darauf in Cremona neuerdings in die Hände der Franzosen.

Das größte Unglück aber, welches Mercy bisher getroffen hatte, war das Mißlingen des Zuges, den er im Jahre 1702 in die Franche Comté hatte ausführen sollen. Nachdem er höchst bedeutende Verluste erlitten, mußte er von seinem Vorhaben abstecken und über den Rhein zurückkehren. Doch scheint es ihm gelungen zu sein, sich völlig zu rechtfertigen. Denn in dem Augenblicke, von welchem jetzt die Rede ist, stand er bei dem Kaiser und Eugen sehr in Gunst, und das Heer, wenn es ihn gleich nicht liebte, konnte ihn doch die höchste Achtung nicht versagen.

Ebergömp's Name war zuerst durch den kühnen Streifzug bekannt geworden, den er mit Dauls und Deak im Jahre 1702 von Eugens Heerlager nach Paule und Mailand unternahm. Später diente er in Ungarn, als einer der besten Infanterieführer, welche der Kaiser besaß.

Nach Böffelholz hatte den größten Theil seiner Laufbahn in Ungarn zugebracht. In dem Kampfe gegen die Insurgenten, welchen er durch die Wegnahme von Klausen beendigte, war er oft und stets mit Ehre genannt worden. Gleiches war mit Peterich von Battée, einem gebornen Belgier, in Italien und den Niederlanden der Fall gewesen. Auch nach Spanien hatte man ihn beordert, weil Karl sowohl als Eugen den General Battée für vorzugswürdig gerignet hielten, um die dortige Melitanei zu beschließen und in besseren Stand zu setzen. Maximilian Starhemberg endlich, Garbe's jüngster Bruder, war von Eugen schon im Jahre 1702 dem Kaiser angelegentlich empfohlen worden. Nicht nur wegen Starhemburgs eigener Ver-

dienste that dieß der Prinz, wie er selbst sich ausdrückt, sondern auch wegen derjenigen, welche sich dessen Familie in so hohem Maße erworben habe <sup>20</sup>). Nachdem er sich in Italien, insbesondere bei der Vertheidigung von Verrua, sehr hervorgethan, wurde Maximilian Starhemberg zu den kaiserlichen Truppen nach Ungarn versetzt, wo ihn der Unfall traf, den Insurgenten in die Hände zu fallen. Es gelang ihm jedoch, ihrer Gefangenschaft wieder zu entkommen.

Dieß waren die Männer, welche in dem Feldzuge wider die Türken die ersten Plätze in Eugens Heere einnahmen. Leider herrschten so wie unter den Ministern und Postenten zu Wien, so auch unter den Generalen im Lager verschiedene Parteilungen. Insbesondere war es Feister, der sich mit vielen, am meisten mit Pálffy und Köffelholz aufs heftigste verfeindet hatte. Eugens hohes Ansehen aber schreckte jede Aeußerung des Zwiespaltes zurück und beugte einer schädlichen Einwirkung desselben vor. Was das Heer selbst anging, so erhielt Feldmarschall Graf Pálffy Befehl, dasselbe in der Gegend von Petrowaradin und Futak zusammenzuziehen. Zu Anfang des Monats Juli betrug die kaiserliche Streitmacht ungefähr fünfundsechzigtausend Mann, worunter ein Drittel Reiterei. Am 9. Juli 1716 traf Eugen zu Futak ein und berichtete dem Kaiser, daß er die Truppen in gutem und schönem Stande gefunden habe <sup>21</sup>). Von den Feinden aber, bemerkte der Prinz, wisse er nichts zu stellen, indem dieselben aus Überglauben, wie es scheint, und um sich ihrer Meinung nach den glücklichen Ausgang des Feldzuges zu sichern, es abwarten wollten, daß die Eröffnung des Kampfes oder wenigstens die Kriegserklärung vom Kaiser ausgehe <sup>22</sup>). Eugen rieth, daß man sich an diese Haltung der Türken nicht lehre und ohne Säumen dasjenige vornehme, wovon sich ein glücklicher Erfolg erwarten lasse. Er wurde hiezu vom Kaiser mit der gewünschten Ermächtigung versehen <sup>23</sup>).

Um dieselbe Zeit kam endlich dem Prinzen die Erklärung zu, mit welcher sein Schreiben von dem Großwesir Ali beantwortet wurde. Eigenhändig hatte der Großwesir sie aufgesetzt und sie kann noch jetzt als bezeichnendes Denkmal der Stöckheit gelten, mit welcher die Pforte sich damals gegen fremde Mächte aussprach, wenn sie ihr feindlich gegenübertraten.

Der Anfang klang zwar ganz erträglich, und er ist ein deutliches Zeichen, wie sehr von allen Mächten, ja sogar von der Pforte die Gewissen-

haftigkeit des Kaisershofes in Beobachtung der Verträge anerkannt wurde. „Da Euer Ruhm unter anderen christlichen Herrschern wegen niemals unternommener Friedensverletzung bekannt ist, und wir auch solchen aus den Geschichtsbüchern ersähen haben, so hätten wir auf keine Weise jetzt das Gegentheil vermuten können.“ Es sei daher die durch Eugen abgegebene Erklärung des Kaisers ein Vorwand, ein betrügerischer Friedensbruch, eine so verächtliche That als noch kein Herrscher jemals begangen habe. „Also wird man“, fährt das Schreiben des Großwesirs fort, „auch mit Euch einen Kampfplatz anrichten und das Unglück des Volkes, welches dabei von beiden Seiten vergossen werden wird, muß nebst der Schuld der geschehenden Verwundung der Unterthanen und der daraus entstandenen Hungers und Verdrüsses aber Euch kommen, da hingegen das romanische Reich, welches von Friedensbruch und Uebermuth gänzlich entfernt ist, viel Ruhm und Siege zu erwarten haben, dieses Euer schändliches Unternehmen aber nicht Euch allein, sondern auch Euren Kindern und Enkeln eine spöttliche Niederlage, alles Unheil und Glück verursachen wird.“

Es versteht sich wohl von selbst, daß Eugen sich um diese Drohungen der Pforte nicht kümmerte. Der Prinz sah das Gebiet des romanischen Reiches in Europa für ein den rechtmäßigen Besitzern ohne den geringsten begründeten Anspruch, nur durch roheste Gewaltthat entrissenes Land, für einen Raub an, welchen auch früher verflossene Jahrhunderte nicht im helligen vermochten. In der Vertreibung der Türken aus diesem Gebiete, nicht in deren Erhaltung in demselben erblickte er die Sache der Civilisation. Von diesem Gesichtspunkte gingen seine Handlungen aus, und nichts ersparte er mit größerer Lebhaftigkeit als den Türken, wie beunruhigt durch die Schlacht von Zenta, so auch jetzt durch neue Siege neue Gebietsheile entreißen zu können.

Nur wenige Tage später als das kaiserliche Heer bei Butal hatte sich dasjenige der Türken bei Belgrad völlig versammelt. Am 26. und 27. Juli setzte es auf einer Schiffbrücke über die Save und bezog bei Banower an der Donau, drei Meilen südlich von Sigmundent ein Lager. Am Tage darauf traf der Großwesir bei seinem Heere ein. Die Schlacht desselben wurde von Eugen auf mehr als zweihunderttausend Mann geschätzt. Es war, freilich noch türkischer Art, wohl gerüstet und mit allen Erfordernissen ausreichend versehen.

Erst der Stosswert im Felde stand, schien er seinen ursprünglichen Gedanken, die Erstürmung der Festungsseiten seinem Gegner zu überlassen, gar bald aufgegeben zu haben. Am 1. August zog er nach Sylanfument, und von da nach Karlswig, wo er auf einer Höhe, unweit der sogenannten Friedenskapelle, in sehr vortheilhafter Stellung ein Lager schlug. Er ließ daselbst allsogleich mit einer Wagnsburg einschließen. Die Türken stellten das Gerücht aus, daß sie beabsichtigten, Peterwardein zu belagern.

Feldmarschall Graf Johann Palffy erbot sich mit einem Commando von neunhundert deutschen Reitern und vierhundert Jülaren, dann den fünf-hundert Fußgängern, welche bereits auf Vorposten vor der Festung standen, die Erstürmung des Feindes zu recognosciren, um zu sehen, wo demselben etwa beizukommen wäre. Nach einigen Zögern ertheilte ihm der Prinz die erbetene Bewilligung mit dem Vorbehalte, daß Palffy es vermessen solle, mit dem Feinde in's Handgemenge zu gerathen. Schon in der folgenden Nacht verlangte der Feldmarschall noch zwei Cavallerie-Regimenter zur Unterstützung. Eugen beorderte die Kürassier-Regimenter Dalkowich und Gondretourt zu Palffy, schärfte ihm jedoch nochmals ein, sich in kein Treffen einzulassen. Kaum aber waren die beiden Regimenter zu dem Feldmarschall gestiegen, als ein feindliches Reitercorps, manigfaltigend Mann stark, sich mit größtem Ungeßüm auf Palffy's geringe Streitmacht warf.

Um Palffy's Verlegenheit noch zu vermehren, war das Gebiet mit Schlingeln und Gräben stark durchzogen, und verhinderte den Feldmarschall, sich mit seinen Truppen gehörig auszubringen. Palffy's Lage war ohne Zweifel eine höchst gefährliche. Es schien unmöglich zurückzugehen ohne sich zu schlagen, und eben so unmöglich, sich zu schlagen ohne eine Niederlage zu erleiden. Doch entschloß sich Palffy zu dem letzteren, und seine eigene Ausdauer wie die wunderbare Tapferkeit seiner beiden Truppen grreiften ihm zur Rettung. Durch länger als vier Stunden hielten sie mit nicht genug zu lebender Standhaftigkeit die wiederholten Angriffe der Türken aus. Palffy selbst verlor zwei Pferde unter dem Felde, Feldmarschalllieutenant Graf Paulen und Oberstlieutenant Freyherr von Du wurden verwundet, Feldmarschalllieutenant Graf Siegfried Brenner aber, welcher mit hervorleuchtender Bravour stets unter den Vordersten gekämpft hatte, ward gefangen. Durch seine Worte und sein Beispiel hatte er seine beiden

Wider zu äußerster Tapferkeit entflammte. Da stürzte plötzlich sein Pferd unter ihm. Ein Kürassier bot ihm das seinige. Aber bevor Dreuzer dasselbe zu bestreiten vermochte, wurde der Kürassier getödtet, er selbst verwundet. Die Kürten beladen ihn mit Gefesseln und schleppten ihn vor den Großweir.

Pálffy hatte indeß seinen Widerstand mit Unerfchrockenheit fortgesetzt. Nichts vermochte ihn und die Seinigen zu entmuthigen, und nur als die feindliche Uebermacht allzu sehr anwuchs, dachte Pálffy an den Rückzug. Er bewerkstelligte ihn glücklich, denn nur bei dem Durchmarsche durch einige Dörfer entstand eine Unordnung, welche jedoch schnell wieder beseitigt wurde. Am Ende des zweiten August war Pálffy, dessen tapferes Benehmen an Tagen einen warmen Lobrufer fand, wieder in Peterwardein zurück <sup>24)</sup>.

Die Kürten folgten dem kaiserlichen Heercorps in der Richtung gegen die Festung nach, ohne sich jedoch derselben für jetzt zu sehr zu nähern. Die Nacht brachten sie damit zu, die Erde aufzuwerfen, und die Art und Weise, in welcher sie dabei vorgingen, deutete ihre Absicht an, Peterwardein wirklich zu belagern. Doch waren ihre Arbeiten durchaus nicht regelmäßig, und sie zeigten nichts als ein schwer erklärbares Gemisch von tiefen Gräben und mehr oder minder hohen Erdwällen, die eben wie die andern völlig kunstlos und ohne Rücksicht, in der Entfernung weniger Schritte von einander angelegt. Dennoch geduldeten diese Laufgräben ihrer Tiefe wegen dem türkischen Fußvolk ein treffliches Deckungsmittel, welches bei einem Sturme nur mit größter Mühe und mannigfacher Verwundet überfahren werden konnte. Eine beträchtliche Anzahl kleiner Hüfchen streuten die Kürten auf ihren Werken auf, welche dadurch einen eben so lauten als trügerischen Anblick darbieten.

Während dieß bei der türkischen Armee vorging, hatte Eugen seine Streikkräfte bei Peterwardein über die Donau und in die Berschanzen geführt, in denen vor zweihundertzwanzig Jahren Feldmarschall Graf Saporie so lange Zeit hindurch von dem osmanischen Herrscher eingeschlossen war. Hier wollte er eine Gelegenheit abwarten, um dem Feinde mit Erfolg beizukommen zu können.

Seitdem die Osmanen durch die Besetzung kaiserlichen Gebietes und den Angriff auf Pálffy's Retirade, ihrem früheren Vorhaben gemäß, zuerst den Frieden, und zwar an eben der Stelle gebrochen hatten, an welcher er vor sechzehn Jahren geschlossen worden war, setzten sie die Heerbefestigungen

mit größtem Nachdruck fort. Ihr ganzes Heer folgte der Vorhut gegen Peterwardein, und mit solchem Eifer wurden die Erdarbeiten betrieben, daß sie sich bald in großer Nähe von Eugens Lager befanden. Unverweilt begannen sie dasselbe mit Bomben und Kanonen zu beschießen<sup>28)</sup>, und gleichzeitig ließen sie ein Aufforderungsschreiben nach Peterwardein gelangen. Dem Commandanten wurde bedeutet, wenn er dem Papstschah seine Festung nicht freiwillig machen oder verenthalten, sondern sie allsogleich übergeben werde, so dürfe er sammt dem Seinigen für ihre Personen und Güter Schonung erwarten. Würde man sich aber Halsstarrig bezeigen, „so ver-  
„lassen wir uns,“ schloß das türkische Schreiben, „nicht auf unsere Macht  
„oder unser unzählbares Kriegsheer, sondern auf die Hilfe Gottes, wel-  
„cher Alles zu geben vermag“<sup>29)</sup>.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Aufforderung zur Uebergabe von Peterwardein keiner Antwort gewürdigt wurde. Eugen beschäftigte sich vielmehr angelegentlich mit den Vorbereitungen, den Feind in seiner Stellung anzugreifen, bevor dieselbe noch so stark geworden sei, daß ein glücklicher Erfolg nicht mehr erwartet werden könnte.

Es ist kein Zweifel, daß dieser Entschluß des Prinzen zu mancherlei Bedenken Anlaß gab, deren hauptsächlichstes aus dem außerordentlichen Mißverhältnisse der Anzahl des kaiserlichen zu derjenigen des türkischen Heeres entsprang. Unter solchen Umständen konnte man eine Niederlage für leicht möglich und ihre Folgen jedenfalls für höchst verwerthlich ansehen. Es fehlte daher nicht an Stimmen, welche eine so waghafte Unternehmung, wie sie sie nannten, widerrathen zu müssen glaubten. Die Einen hielten es für Ang, über die Donau zurückzukehren und am jenseitigen Ufer Stellung zu nehmen, Peterwardein aber mit einer starken Besatzung und allen übrigen Erfordernissen zu einer langen Vertheidigung wohl zu versehen. In den Wällen dieser Festung würde der Ungestüm der Türken sich brechen und das osmanische Heer am Ende des Feldzuges, nachdem es beträchtliche Verluste erlitten, sich unverrichteter Dinge nach dem türkischen Gebiete zurückziehen müssen.

Der Rath, welchen Andere erteilten, kam mit diesem im wesentlichen überein. Nur glaubten sie, daß Eugen, wie einst Caprara gethan, in den Schanzen ausharren solle. Von dort her vermöge er Peterwardein zu beschließen und die Türken noch eher zum Rückzuge zu zwingen.

Eugens Meinung aber stimmte weder der einen noch der anderen Ansicht bei. Es war ihm nicht darum zu thun, daß der Feldzug ereignißlos vorübergehe, daß es dem Türken nicht gelinge, Vorthelle zu erringen. Er wollte deren seinerseits erkämpfen, und dazu konnte weder der Rückzug über die Donau noch das Verbleiben in den Verschanzungen führen. Die Truppen würden hierdurch nur entnützt werden. Zwar sei die Anzahl der christlichen Arme in der That weit geringer als diejenige des türkischen Heeres. Aber was ihr an Zahl abgehe, ersetzte sie durch Muth und Vollkommenheit der Ausrüstung, durch frischen Kampfesmuth. Der Soldat sei in jeder Beziehung im dem wünschenswerthesten Zustande, eben aus den Quartieren gekommen und habe noch in letzter Weise Muthseligkeiten erlitten. Dieser Umstand müsse gleichfalls benützt werden, und zwar um so mehr, als man auch am Kaiserhofe eine Schlacht wünsche und auf einen glücklichen Ausgang derselben mit Zuversicht hoffe.

Dies war Eugens Ansicht, und er bewies es auch sehr richtig, daß er von demjenigen, wofür er sich erklären zu müssen glaubte, sich niemals durch Bedenklichkeiten Anderer abhalten ließ. Unerwollt schritt er zur Ausführung seines Vorhabens, und noch am 4. August gab er für den nächsten Tag die erforderlichen Dispositionen zum Angriffe auf den Feind.

In der Hauptsache bestanden sie darin, daß jeder Fußsoldat fünfzig, jeder Reiter einundzwanzig Patronen, jeder Grenadier vier Granaten erhielt. Die Bagage wurde zurückgelassen; jeder Mann durfte nur dasjenige mit sich führen, dessen er zum Fechten bedurfte. Vor Tagesanbruch mußte die Artillerie in völliger Bereitschaft sein. Die auf dem linken Donauufer befindliche Artillerie aber und das erst von Sygebin angelangte Fußvolk sollten noch am 4. August mit einbrechender Nacht auf den beiden Schiffbrücken über den Fluß gehen, um mit dem frühesten Morgen den Angriff beginnen zu können.

Um die Aufstellung der Truppen zu verstehen, ist es nöthig, sich das Terrain zu vergegenwärtigen, auf welchem dieselben sich befanden.

Die von Capraro erbauten Verschanzungen bestanden aus einer doppelten Linie, von welcher die Hauptfront gegen das offene Land gerichtet war, während sich die Seitenlinie zur rechten auf die Donau, diejenige zur linken auf die Befestigungswerke von Peterwardein stützte. Eine zweite Linie, innerhalb der vorderen angelegt, diente zur Unterstützung der ersten.

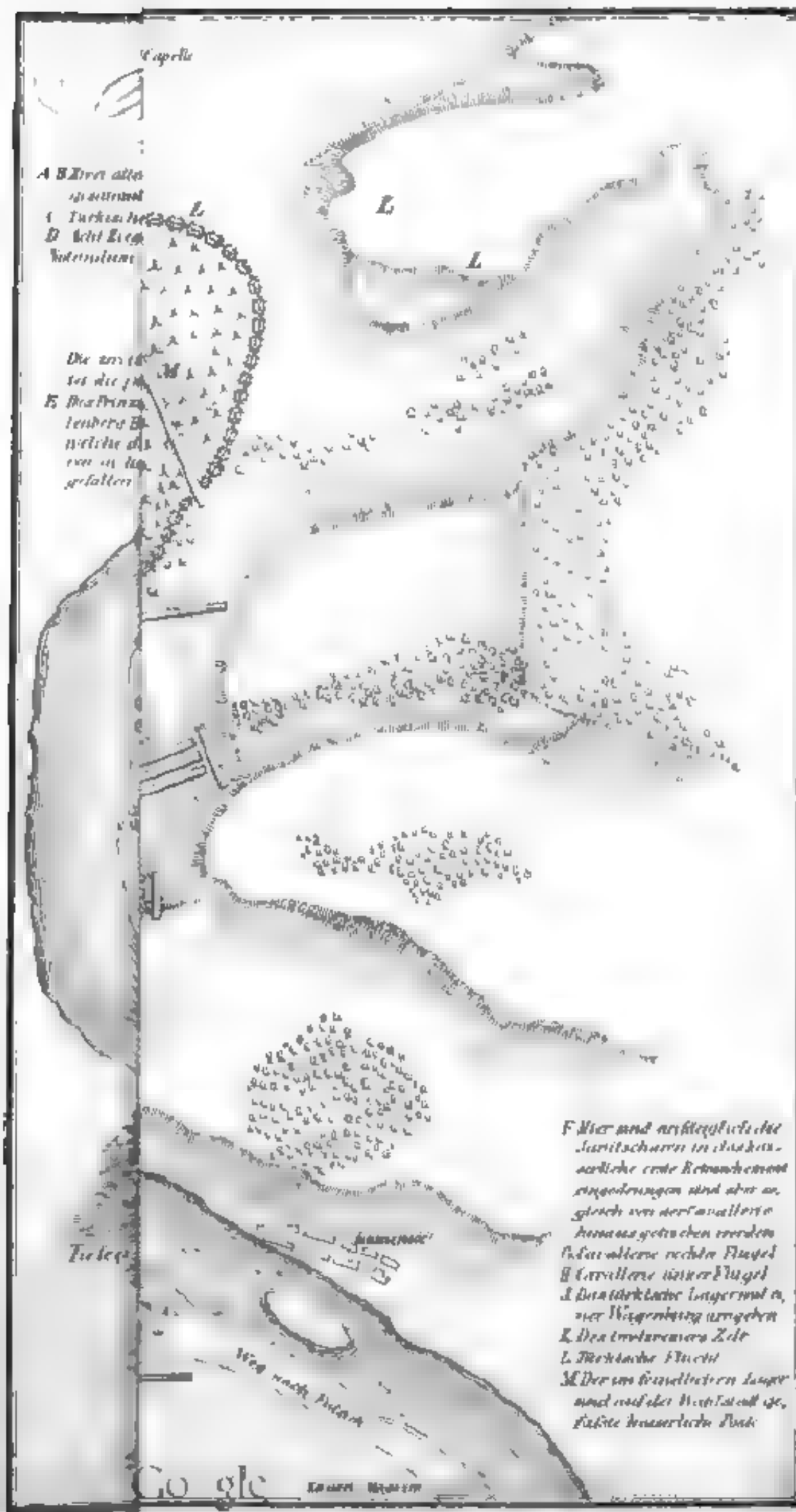
Die ganze Verschanzung befand sich unter den Ruinen der Festung und diente eben so sehr zum Schutze derselben als die Festung wieder den Schanzen den erforderlichen Stützpunkt bot. Riemlich steile Abhänge an beiden Seiten erschwereten den Zugang zu den Verschanzungen.

Dieser Beschaffenheit des Bodens, auf welchem er sich zu bewegen hatte, waren denn auch Eugens Anordnungen meisterlich angepasst. Den größten Theil des Fußvolkes stellte er hinter die vorderste Verschanzung, und zwar in drei Linien, von denen die erste zur rechten von dem Feldzeugmeister Grafen Maximilian Starhemberg, zur linken aber von dem Feldzeugmeister Nagal befehligt wurde. Die zweite Linie commandirten die Feldzeugmeister Prinz Wernh und Graf Harrach. Hinter ihnen stand die dritte Linie unter dem Feldzeugmeister Freiherrn von Ostroholz; fünf Bataillone aber wurden in der inneren Verschanzung aufgestellt. Prinz Alexander von Württemberg führte die sechs Bataillone, welche sich außerhalb der Verschanzungen, an deren linken Seitenfronte befanden. Unter ihm, aber noch mehr gegen links, und somit auch gewissermaßen den linken Flügel des ganzen Heeres bildend, stand die Reiterei, von dem Feldmarschall Grafen Salis befehligt und in fünf Colonnen getheilt, von denen jede wieder von einem General der Cavallerie, den Grafen Mercy, Martigny und Rabach, den Freiherrn von Falkenstein und Battö geführt wurde. Eine sechste Abtheilung, aus vier Regimentern bestehend, befand sich unter dem Befehle des Generals der Cavallerie Freiherrn von Ebergen auf dem rechten Flügel. Mehr Reiterei dorthin zu postiren, ließ die Beschaffenheit des Terrains nicht zu.

Diese Stellung des kaiserlichen Heeres war zur linken durch einen Morast, zur rechten durch steile Abhänge geknüpft. Auch hier beobachtete Eugen den Grundfah wieder, dem er jederzeit treu blieb, seine Planken wohl zu decken. Eine Sorgfalt, welcher man einen Theil der von dem Prinzen so oft erzielten Erfolge zuschreiben zu sollen geglaubt hat \*).

Noch waren die Truppen in die ihnen angewiesenen Stellungen nicht eingebracht, als ein Ufall eintrat, welcher den Angriff in dem vorher bezeichneten Zeitpunkt unendlich zu machen schien. Ein heftiger Sturmwind hatte mehrere Schiffmühlen auf der Donau losgerissen und sie mit solcher Gewalt gegen beide Brücken getrieben, daß viele Schiffe derselben sich lösteten und der Uebergang der auf dem linken Ufer befindlichen Truppen verzögert







wurde. Angestrengte Arbeit verbesserte jedoch den Schaden, und die einzige Wirkung dieses Vorfalles war, daß der Angriff am anderen Morgen erst um zwei Stunden später beginnen konnte.

Daß ein solcher Vorstoß, hätten die Türken aus den Vorbereitungen ihrer Gegner wohl entnommen. Schon vor Tagesanbruch waren sie in Bewegung, und als es hell geworden war, sah man Berg und Thal mit den unabsehbaren Reihen ihrer Truppen bedeckt. Ihre Reiter setzten sie gegenüber der kaiserlichen auf, ihre Ausgräben aber füllten sie mit dem Janitscharen, und was von diesem Arme ihrer Truppen noch übrig war, wurde hinter denselben postirt, um dort verwendet zu werden, wo es eben Noth that. Eine andere beträchtliche Truppenabtheilung wurde von den Türken zu ihrer linken aufgestellt, ohne während der ganzen Schlacht zum Kampfe verwendet zu werden.

Es war eben Uhr geworden, als Eugens Befehl gemäß Prinz Alexander von Württemberg den Angriff begann. Das Glück schien ihm günstig, denn fast ohne Widerstand zu finden, konnte er der türkischen Batterie sich bemächtigen, welche ihm gegenüber lag. Die kaiserliche Cavallerie folgte dem Prinzen und trieb die türkischen Reiter in die Flucht. Schon glaubte der linke Flügel sich mit einem leicht erzwungenen Siege schmeicheln zu dürfen, als man es erst gewahr wurde, daß die Dinge auf dem rechten Flügel nicht so glücklich von Statte gingen.

Siebz nachdem der Prinz von Württemberg zum Angriffe geschritten war, sollten die beiden ersten Linien des in der vorderen Verschanzung aufgestellten kaiserlichen Fußvolles ebenfalls wider den Feind vorrücken. Die Befestigungswerke, innerhalb deren dieselben sich befanden, verhinderten es jedoch, daß dieser Befehl in der Ordnung ausgeführt wurde, welche zu einem günstigen Erfolge nothwendig gewesen wäre. Bei dem Ausmarsche aus den Verschanzungen brachen sich die Reihen. Die Nähe des Feindes gestattete nicht, die Ordnung völlig wieder herzustellen, und sogleich der Angriff mit großer Tapferkeit vollführt und der Feind aus seiner Stellung vertrieben wurde, so machte sich doch eunige Verwirrung in den Reihen des kaiserlichen Fußvolles fühlbar. Schnell und geschickt benützten die Türken diesen Umstand. Mit rasendem Uegetilum warfen sie sich auf die Infanterie und trieben sie nicht nur in die erste, ja sogar in die zweite Verschanzung zurück. Schon hatten sie dieselbe auf der einen Seite

erfloßnen, als die Reiterei zur Hölse herbeileite, die Türken durchtrieb und dem kaiserlichen Fußvolle Zeit gab sich von neuem zu sammeln.

Inzwischen hatte der siegreiche linke Flügel die von ihm errungenen Vorthelle weiter verfolgt. Obwohl die Türken auch dort sich zu ernstern Widerstande ermanneten, so nützte dies jetzt nichts mehr. Der wilde Anprall der Spahi's brach sich an den fest geschlossenen Reihen der kaiserlichen Reiterei. Wie schon Montecuccoli, wie Karl von Lothringen und Rudolph von Deben in so vielen Schlachten gethan, so ließ auch Eugen jetzt seine Kissenreiter langsam aber unüberstehtich vordringen. Wie vor der gleichmäßig strömenden Lava, welche alles niedertrifft und in ihren Feuerfalten begräbt, was sie erreicht, so vermochte nichts Stand zu halten vor dieser eng an einander gedrängten Reitermasse, und was etwa die Stille zu bieten wagte, wurde schernungslos niedergemacht und unter den Hufen der Pferde getreten.

Auch die sechs Bataillone unter Prinz Alexander hielten wacker Stand. Die Reserve unter Köffelholz war unerschüttert, die Flanken blieben gedeckt und so beschränkte die Unordnung sich auf die beiden ersten Bataillone der kaiserlichen Infanterie. Bald ergab sich der Anlaß, dem Uebel mit Kraft zu steuern. In der Dige der Verfolgung bemerken die Türken nicht, daß sie ihre beiden Flanken völlig entblößt hatten. Eugens Adlerblick ersieht nicht sobald diesen Fehler, als er ihn auch schon mit Blitzgeschwindigkeit bemerkt. Aufogleich wirft er einige tausend Reiter auf den Punkt, welchen er als die Schwäche des Feindes erkennt. Mit unglaublichem Nachdruck wird dieser Angriff vollführt. Die Bataillone des Prinzen von Württemberg wenden sich zur Rechten. Das Feuer des Reservecorps und dasjenige aus der Festung verdoppeln sich. Zu gleicher Zeit ordnen sich die in Verwirrung gebrachten Reihen des kaiserlichen Fußvolles von neuem und schreiten zweingeküchert nochmals zum Kampfe. Nun sehen sich die Türken von den verschiedensten Seiten den Angriffen und dem Feuer der Gegner ausgesetzt. Ihre Reihen sind erschüttert, sie wenden sich zum Rückzuge, aber gar bald in eilige Hinfucht ausartet. Ihre Reiterei kann ihnen nicht zu Hölse kommen, denn sie wird von der kaiserlichen Cavallerie in Schach gehalten, welche bereits bis an die türkische Wagenburg vorgebrungen ist. Eine vollständige Entmannung bemächtigt sich der Osmanen, und keine Kustrenzung ihres Führers vermag sie mehr paralyziren.

Der Großwesir Ali, welcher die ganze Zeit hindurch bei seinem Zelte vor der heiligen Fahne unbeweglich gestanden war, wirft sich umsonst den Seinigen entgegen, um ihre Flucht zu hemmen. Als aber seine zornigen Worte, als die Säbelhebe fruchtlos bleiben, mit welchen er die vom panischen Schrecken Ergriffenen zur Besinnung zu bringen versucht, als er alles verloren sieht, da stürzt er sich an der Spitze seiner Aga's auf den Feind. Dinnen wenig Augenblicken fällt er, von einer Kugel in die Stirne getroffen, vom Pferde.

Der Verlust ihres Feldherrn vermehrt so möglich noch die Verwirrung der Osmanen. Wagenburg, Zelt, Lager, Geschütze, alles wird im Eile gelassen und sie scheinen an nichts mehr zu denken, als die Rettung ihres Lebens zu suchen in regelloser Flucht, der Sade und Belgrab zu.

Noch ist es nicht zwölf Uhr Mittags, und schon hat das kaiserliche Heer des türkischen Lagers sich völlig bemächtigt. Als aber Eugen sich dem prachtvollen Zelte des Großwesirs nähert, da bietet sich ihm ein erschütternder Anblick dar. Neben dem Zelte liegt die Leiche des Grafen Brenner, noch mit Fesseln am Halse und an dem Hüften befestet, und wie das aus einer Unzahl Wunden strömende Blut zeigt, der ganz kurze Zeit in empörender Weise ermordet. Um ihn her sieht man die Leichen mehrerer kaiserlichen Soldaten, die in dem Reitergefechte vom 2. August gefangen und erst vor wenig Augenblicken enthauptet worden waren<sup>20)</sup>. In der That ein gräßliches Schauspiel, welches auch in dem ruhigsten Gemüthe den Durst nach Rache erwecken mußte.

Wie Eugen es immer beobachtete, so war auch jetzt in dem Schlachtfelde, obwohl er selbst einzig und allein alles geleitet und sein Leben der ungetheiltesten Gefahr ausgesetzt hatte, doch von seiner eigenen Person mit keinem Worte die Rede. Nur seinen Generalen und den tapferen Truppen schrie er den Sieg zu, bei welchem, wie der Prinz sich ausdrückt, „bei der großen Uebermacht der Feinde und den Vortheilen ihrer Stellung „die deutsche Bravour und Standhaftigkeit um so mehr sich ausgezeichnet „hat, als nach der Befangenen Aussage ihre Armee ohne Tartaren, welche „in das flache Land gestreift und somit nicht bei der Schlacht waren, gegen „zweihunderttausend Mann zählte. Ihrer kaiserlichen Majestät Caval- „erie, welche sogar nicht Raum genug hatte sich völlig zu formiren und „nur Regimenter, ja sogar Compagnienweise angreifen mußte, hat sich

„dabei eine große Ehre und Reputation erworben und wahrhaftig alles gethan, was immer von einer Reiterrei verlangt werden kann.“

„Doch ist dasjenige,“ fährt der Prinz fort, „was ich Eurer Majestät über diese so siegreiche Schlacht und den glücklichen Ausschlag Ihrer glorreichen Waffen zu berichten habe, ohne die Ursache zu berühren, wodurch eine die auf dem rechten Flügel Anfangs entstandene Unordnung verursacht worden sein möchte, indem ich vielmehr glaube, daß Jeder seiner Schuldigkeit Genüge zu leisten sich beeifert haben werde.“

Es schenkt Eugen's Worte sind, mit denen er über diejenigen hinwegleitet, die nicht völlig frei sein mochten von Tadel<sup>20)</sup>, um so lebhafter rühmt er die, welche sich besonders hervorgethan hatten, insbesondere die Feldmarschälle Graf Salis und Alexander von Württemberg, dann sämtliche Generale der Cavallerie, welche „wegen ihrer bei dieser Gelegenheit bewiesenen Tapferkeit“ vorzugsweise des Kaisers Gnade verdient hätten. Jedoch auch der übrigen Generalität wird das Zeugniß „großer Draveur und ruhmwürdigen Eifers“ ertheilt.

Oberst Graf Riedenhaller überbrachte die erste Nachricht des Sieges nach Wien. Durch den Generaladjutanten Grafen Zell sandte Eugen die eroberten Inbuen, hundertsechshundertsig an der Zahl, nebst fünf Kopschwarzen und drei Paar Paulen an den Kaiserhof. Außerdem waren hundertzweihundtsiebzig Gesäße verschiedenster Gattung von dem christlichen Heere genommen worden. Das Zell des Großmeistres blieb im Besitze des Prinzen. Die ganze übrige Beute fiel den Soldaten zu. Sie mußte in jeder Beziehung eine äberaus reiche genannt werden. Die mit kostbarem Stahle und edlen Metallen geschmückten Geschütze und Sättel der Pferde, viele edlen Thiere selbst, so wie die Ramee, welche die Soldaten nun mit stauender Bewunderung betrachteten, die türkischen und persischen Stoffe, die reichen Kleider, alles dieß kam nun in den Besiz von Eugen's tapferen Kriegeren. „Es ist gewiß,“ sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „daß wenn diese Gegenstände nach ihrem wirklichen Werthe verkauft worden wären, gar mancher Soldat sich für den Rest seines Lebens ein zufriedenes Los hätte bereiten können. Aber es ist daunt,“ sagt er voll Naivität hinzu, „ein ganz eigenes Verhängniß. Die Kriegsbeute bringt keinen wahrhaften Nutzen. Sie wird verschleudert oder vernichtet und bald weiß man nicht mehr, was daraus geworden ist<sup>21)</sup>.“

Es begreift sich leicht, daß dieser glänzende Sieg, welcher den Türken ungefähr sechszehntausend Mann gekostet haben mag, auch von Eugen nicht ohne empfindliche Opfer erlauft werden durfte. Seine Verluste werden auf die Hälfte derjenigen der Osmanen angeschlagen. Die Feldmarschall-Lieutenant Fanden und Wellenstein, der Generalmajor Donsbrunn, fünf Oberste und der Generaladjutant Graf Johann Baptist Pallffy befanden sich unter den Todten; unter den gefährlich Verwundeten aber der Feldmarschall-Lieutenant Graf Bonavent, die Generalmajore Graf D'Duxer und Schilling, sammt vier Obersten.

Nachdem Eugen für die Heilung der Verwundeten und das Begräbniß der Todten Sorge getragen, ließ er es eine seiner ersten Pflichten sein, dem Herrn der Heerschaaren in feierlicher Weise seinen Dank darzubringen für den errungenen Sieg. Dreihundert Kanonenschüsse wurden abgefeuert als Zeichen der Freude. Dieselbe war allgemein und nicht nur in der Armee, welche die Schlacht geschlagen hatte, und in den Erbklammern des Kaisers, für den sie gewonnen wurde, in ganz Europa fanden sich zahlreiche Menschen, denen die Niederlage des Erbfeindes der Christenheit ein hochwillkommenes Ereigniß war. Von allen Seiten kamen dem Prinzen die untrüglichen Nachrichten herüber zu.

Schon am 8. August um zwei Uhr Nachmittags war Graf Therenhüller in Wien eingetroffen und unter dem Schalle der Pöschdruck in den Thorweg der Kanonie gesprengt, welche der Kaiser bewohnte. Karl VI., seines sonstigen gravitätischen Wesens völlig vergessend, eilte dem Siegesboten entgegen und bezeugte seine lebhafteste Freude, so wie seine Dankbarkeit für Eugen in unabweisbarster Weise. Alle Straßen waren voll von Menschen, und so groß war die Aufregung, daß Therenhüller, wie er selbst sich ausdrückt, wohl tausendmal in der Stunde die Schilderung der Schlacht wiederholen mußte <sup>21)</sup>.

Keinliches trug sich auch in fremden Städten zu. In Rom wurden auf das Geheiß des Papstes alle Glocken geläutet und die Straßen der Stadt beleuchtet. Papst Clemens XI., so lange Zeit hindurch dem Hause Oesterreich wenig geneigt, nahm doch herzlichsten Antheil an dessen Trümpfen, dort wo es die gemeinsame Sache des christlichen Glaubens galt. Vom Kaiser mit zwei türkischen Fahnen und zwei Rosschweifern beschenkt, gab er hienon dem heiligen Collegium in einem eigens abgehaltenen Consistorium

Renanzij. Dem Prinzen Eugen aber versich der Papst, einem alten Gewohnhe folgend, mit freudiger Zustimmung aller Cardinäle, als Anerkennung hervorragenden kriegerischen Verdienstes um die Christenheit und die katholische Kirche <sup>29)</sup>, einen Hut und einen Degen, welche von Clemens mit eigener Hand geweiht wurden. Der päpstliche Oberst Orsazio Rasponi erhielt die Bestimmung, diese Gegenstände dem Prinzen zu überbringen <sup>30)</sup>.

Eine andere Antheilsbezeigung, die für Eugen gleichfalls nicht ohne Werth war, kam ihm von Paris aus zu. Schon am 17. August richtete der Marschall von Villars ein beglückwünschendes Schreiben an den Prinzen. Die Gewohnheit des Marschalls, sich selbst überall voranzustellen, spricht sich auch in diesen Zeilen in charakteristischer Weise aus. Von dem Augenblicke an als er den Uebergang der Türken über die Save erfahren, habe er ihre Niederlage vorhergesagt. „Das Benehmen der Osmanen besteht „mich“, so fuhr Villars fort, „in der Meinung, die ich seit langer Zeit „hegte, daß sie ein thörichtes Volk sind, verzagen, übermüthig und höchst „unwissend, indem sie sich preisgaben, von der fürchterlichsten Armes ange- „griffen zu werden, die es gegenwärtig in Europa gibt, und welche in so „vollkommener Weise beschligt wird. Es ist dieß ein großer Tag für Seine „kaiserliche Majestät und deren berühmten Feldherrn. Ich erneuere meine „Prophezeiungen und setze Ihren Siegen erst am schwarzen Meere ein „Ziel.“

Es weilt nun auch Eugen in seinem bescheidenen, ja in derthat Dingen fast nüchternen Sinne von solchen übertriebenen Erwartungen entfernt war, so eifrig ließ er es sich doch angelegen sein, aus dem Siege den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Kaum war die Schlacht gewonnen, als der Prinz schon den Beschluß faßte, sich gegen Aemstwart zu wenden und die Belagerung dieser Festung zu unternehmen. Ob er, wie behauptet wird, über den Zug dorthin im versammelten Kriegsrathe die Meinung seiner Untergenerale einholte, ist ungewiß; wenigstens meldet er selbst dem Kaiser nichts von einer solchen Verathung. Ueberhaupt war der Prinz kein Freund davon, in Kriegssachen die Ansichten Anderer in Betracht zu ziehen. Aus sich selbst heraus liebt er es seine Entschlüsse zu fassen, wie er auch Andern niemals eng beschränkende Vorschriften ertheilte und stets ihrem eignen Ermessen einen weiten Spielraum ließ.



In der Unternehmung gegen Temeswar entschloß sich der Prinz, weil er schon seit langen Jahren den Besitz dieser Festung und mit ihr denjenigen des Senates als höchst wichtig für das Kaiserthum ansah <sup>26)</sup>, und weil er ihn zur Errichtung der Winterquartiere, zur Eintreibung von Kontributionen aus der Walachei, zur Deckung der Theißgegenden und Oberungarns, zur Herstellung einer geraden Verbindung mit Siebenbürgen, insbesondere aber zur Förderung einer fröhlichen Belagerung von Belgrad für ungemein nützlich hielt.

Jetzt schon gegen Belgrad zu ziehen, hätte Eugen nicht rätlich befunden. Denn er erwartete lebhaftem Widerstande bei dem Uebergange über die Save zu begegnen, und erkannte die Ueberlegenheit der türkischen Donauflotte über die geringe Anzahl kaiserlicher Schiffe, welche sich auf diesem Flusse befanden. Ohne der Zufuhr auf der Donau Weisler zu sein, glaubte er sich auf ein so gewagtes Unternehmen nicht einlassen zu können. Er wußte zwar, daß auch dasjenige gegen Temeswar, insbesondere wegen des weiten Transportes so vieler Kriegserfordernisse, nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten sei. Aber dieselben vermochten den Prinzen von seinem Vorhaben nicht zurückzuführen. Muthig ging er an's Werk, und ertheilte dem Feldmarschall Grafen Johann Palffy den Befehl, mit einem starken Cavalleriecorps voraus zu marschiren, den Platz einstweilen zu umschließen, und es zu verhindern, daß die Besatzung verstärkt oder eine Vermehrung der Verteidigungsvorräthe bewerkstelligt werde<sup>27)</sup>.

Am frühesten Morgen des 14. August 1716 setzte sich auch das Hauptheer in Bewegung. Nach zwölfstündigem beschwerlichem Marsche, auf welchem es bei Zents, das die Geburtsstätte von Eugens Kriegsrath genannt werden kann, über die Theiß ging, langte es am 26. August vor Temeswar an.

Die Festungswerke von Temeswar waren damals zwar in der gewöhnlichen unregelmäßigen Weise der Türken erbaut, aber sie besaßen ansehnliche Stärke, und wo sie vielleicht irgend eine Blöße darboten, schützten sie unzugängliche Moräste. Der Platz bestand aus vier Theilen, der großen Palante oder Vorstadt, der inneren Stadt, dem Schlosse und der Insel oder kleineren Palante. Die letztere war gleichfalls eine Vorstadt, welche südlich dem Schlosse lag und auf zwei Seiten von einem Moraste umgeben war. Das Schloß befand sich zwischen dieser Insel und der inneren Stadt auf dem

linken Ufer der Bega, durch welche es von der Stadt getrennt wurde. Diese war wieder von zwei Gräben, von starken Mauern und Thürmen umgeben. Rings um dieselbe zog sich die große Palanke, welche durch einen tiefen Graben, den die Bega durchfloß, und einen hohen Wall geschützt war<sup>27)</sup>.

Da Eugen die Annäherung eines Entsatzheeres nur von der Südseite besorgen mußte, wo das Erdreich zu Aufgräben nicht geeignet war, so wies er diese Gegend der Reiterei unter Palffy zum Lagerplatze an. Den Angriff hingegen richtete der Prinz wider die Nordseite des Platzes, die große Palanke, und stellte dort das Fußvolk auf, so daß die kaiserliche Armee einen großen Kreis bildete, als deren Mittelpunkt die belagerte Festung erschien.

In der Nacht vom 1. auf den 2. September wurde die Anlegung der Aufgräben begonnen, und die Belagerung nahm nun ihren regelmäßigen Fortgang, nicht ohne auf entschlossenen Widerstand von Seite der Besatzung zu stoßen. Achtzehntausend Mann stark und von Richman Aga, dem Pascha von Temeswar, mit Muth und Umsicht befehligt, that sie alles, was möglich war, um den ihr anvertrauten Platz zu halten. Dennoch vermochte sie nur so viel zu thun, die Fortschritte der Belagerer zu verzögern, dieselben völlig zu hemmen war sie nicht im Stande. Als Eugen nach Verlauf von drei Wochen die erste Aufforderung an den Pascha gelangen ließ, gab er die beschriebene und doch entschlossene Antwort. „Es sei ihm wohlbekannt, daß der Prinz weit größere und stärkere Festungen erobert habe, als Temeswar. Ihm aber sei die Aufgabe zu Theil geworden, den Platz bis auf das Aeußerste zu vertheiligen und dadurch in einer Weise zu handeln, wie sie der Ehre des Kaisers entspreche. Jeden Vorschlag zur Uebergabe müsse er daher unbedingt zurückweisen.“

Wohl mag ein Beweggrund zu der Kühnen Antwort, welche der Commandant von Temeswar dem Prinzen ertheilte, in der Hoffnung auf die Annäherung eines Entsatzes, oder doch wenigstens einer Verstärkung gelegen haben. Und in der That erhielt Eugen am 22. September die Nachricht, daß ein feindliches Armeecorps von der Temes her im Anzuge begriffen sei. Am folgenden Tage bestätigte Palffy diese Meldung, worauf sich Eugen allsogleich persönlich in das Lager der Reiterei begab und den Feldzeugmeister Grafen Maximilian Starhemberg mit elf Bataillonen gleich-

falls dorthin beorderte. Um die Mittagsstunde führte das ganze feindliche Reitercorps, wohl gegen zwanzigtausend Mann stark, in rasendem Anlauf und unter schreckbarem Mähgeschrei wider Pálffy's Lager, um nach der Festung durchzubrengen. Fünfshundert Janitscharen, hinter den Reitern auf die Pferde vertheilt, besaßen sich unter ihnen, und diese nach der Festung zu bringen, schien der eigentliche Zweck des Angriffes zu sein. Aber trotz der geringen Höhe der Circumvallationslinie, und obgleich dieselbe an vielen Stellen noch gar nicht aufgeworfen war, scheiterte die Absicht der Osmanen doch an der festen Haltung der kaiserlichen Canallerie. Dreimal wurde der Angriff wiederholt, dreimal mußten die Türken weichen, und als sie endlich die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen einsahen, flauben sie von demselben ab und zogen wieder über die Tamas, ja endlich sogar über die Donau zurück.

In dem Lager, welches sie zuletzt eingenommen hatten, fand man die größtlich verstreuten Leichen der wenigen Tröstlinge, deren sie bei ihrem plötzlichen Anzuge habhaft geworden waren. „Wie nun dich,“ schrieb Eugen voll Entrüstung an den Kaiser, „selbst bei diesem barbarischen Feinde eine bisher nicht gewöhnliche Grausamkeit ist, so werde ich sie bei erster Gelegenheit ermahnen lassen, für die Zukunft hiervon abzustehen, indem ich sonst mit den gefangenen Türken in gleicher Weise verfahren müßte.“

Am 1. October war endlich Alles zum Sturme auf die große Balanke bereit. Dreißig Bataillone, eben so viele Grenadier-Compagnien und zwelthausend Arbeiter wurden hierzu bestimmt. Feldmarschall Prinz Alexander von Württemberg erhielt den Oberbefehl, die Feldmarschall-Lieutenants Graf Browne und Khumada, die Generalmajore Langlet, Finkelsheim und Franz Wallis unterstützten ihn. Obgleich es die ganze Nacht hindurch stark geregnet hatte, so wurde doch nichts an den Dispositionen geändert, und um acht Uhr Morgens schritten die Truppen, durch Eugens persönliche Gegenwart angefeuert, zum Angriffe vor.

Die Grenadiere voran, drang das kaiserliche Fußvolk über den Graben der Balanke, indem es theils die Brücken überschritt, theils mit hoch erhobenen Gewehren durch das Wasser des Grabens ging. Muthig stiegen die wackeren Krieger die Brücke hinauf, jedoch mit nicht geringerem Entschlossenheit wurden sie oben von den Türken empfangen. Nach langen

hartnäckigem Streite siegte endlich die Ausdauer der kaiserlichen Soldaten über den trunkenen Kampfeswuth ihrer wilden Gegner. Die Palanke wurde genommen und die Türken wichen in die innere Stadt zurück. Alsogleich begann man sich in dem eroberten Werke festzusetzen. Da ließ jedoch unter dem heftigsten Geschützfeuer von Seite der inneren Stadt und unter wiederholten schrecklichen Ausfällen der Besatzung geschehen mußte, so waren die Verluste, welche die Kaiserlichen erlitten, nicht gering. Sie betrugen fast hundert Mann an Todten und das Dreifache an Verwundeten. Unter den letzteren befanden sich die Prinzen Alexander und sein Bruder Friedrich von Bärnsberg, die Generale Droume, Wernicke und Hisinger <sup>45)</sup>.

Nach der Hartnäckigkeit, mit welcher die Türken einen ganzen Monat hindurch die große Palanke vertheidigten, hätte man ähnlichen Widerstand auch für die Festung selbst voraussetzen sollen. Für diesen Fall aber wäre den Belagerten noch eine harte Arbeit bevorgestanden. Drette Bessergeländern hätten sie zu überschreiten, der Hauptwall war unbeschädigt, und auch nach Eroberung der inneren Stadt mußte erst noch die Citadelle genommen werden. Die Besatzung hatte keinen Mangel zu leiden, die günstige Jahreszeit war zu Ende, die in jenen Gegenden so häufigen Regen standen bevor und mit ihnen neue Schwierigkeiten in der Fortsetzung der Belagerung. Daher kam es dem Prinzen, obgleich er seit der Eroberung der Palanke die innere Stadt unangefecht besaß, doch unerwartet, als schon am 12. October der Pascha von Koenigsberg zu capituliren verlangte. Generalmajor Graf Dalks führte die Verhandlungen. Der Besatzung und allen übrigen in Koenigsberg befindlichen Türken wurde freier Abzug nach Belgrad zugesprochen. Tausend Wagen stellten Eugen zu ihrer Verfügung, um ihr Gepäck, ihre Weiber und Kinder mit sich fortzuführen. Geschütz und Munition samt allen Kriegsvorräthen mußten zurückgelassen werden. Den Einwohnern, welche keine Türken waren, wurde es freigestellt, ob sie in Koenigsberg bleiben oder mit hinwegziehen wollten. Um als Belohnung Belohnung für die ehemaligen ungarischen Rebellen, welche unter den Türken Kriegsdienste thaten, gleichfalls freien Abzug verlangte, setzte Eugen dem betreffenden Trübsal, dem achten der Convention, eigenhändig die bekannten und charakteristischen Worte bei: „la Canaglia può andare dove vuole <sup>46)</sup>.“

Am 13. October 1716 kam die Capitulation zu Stande. Da jedoch die Vertheilung der versprochenen Wagen einige Zeit in Anspruch nahm,

so wurde der Auszug der Besatzung erst am 16. October vollzogen. Inzwischen verkehrten diejenigen, welche sich noch vor wenig Tagen mit solcher Erbitterung bekämpft hatten, in freibertiger Weise mit einander, und Eugen rühmt es als ein Merkmal der ausgezeichneten Disciplin, die bei seinen Truppen herrschte, daß trotz der vielfachen Ursache zu Rachegefühlen, welche ihnen die Osmanen gegeben hatten, doch nicht ein einziger Fall der Mißhandlung oder auch nur der Beleidigung eines Türken durch kaiserliche Soldaten vorkam.

Was aber die Beweggründe betraf, in Abetracht deren die Türken so schnell zur Uebergabe geschritten waren, so mußte Eugen keine anderen anzugeben, als die Angst und den Schrecken, in welche sie das langanhaltende und heftige Bombardement versetzt habe. In den nur aus Holz gebauten Häusern und in den engen Straßen hätten sie sich nicht sicher geglaubt und in der That auch viele Leute verloren. Sonst wäre, wie man sich erst nach Besetzung von Temeswar völlig überzeugt habe, ein solcher Mangel gewesen und bei dem guten Zustande der Befestigungswerke hätte der Platz noch lang sich halten können.

Am 17. October brach die Besatzung, noch größtentheils streitbare Männer zählend, unter dem Geleite von fünfhundert kaiserlichen Reitern gegen Pancsova auf. Vorwiegend Türken mußten als Geiseln im kaiserlichen Lager bleiben, um die sichere Rückkehr der Escorte aus der Wägen zu verbürgen. Dann sollten auch sie unter gutem Geleite entlassen werden<sup>47)</sup>.

Generaladjutant Graf Wrundbach hatte die vorläufige Nachricht von der Uebergabe Temeswar, und Generaladjutant Graf Samberg die Capitulation selbst nach Wien überbracht. Die Kunde des Falles einer Festung, welche durch hundertvierundsechzig Jahre in der Gewalt der Ungläubigen gewesen war, erregte überall die lebhafteste Freude. Nicht nur ihrer Stärke und ihrer Lage wegen, welche sie für Ungarn höchst wichtig machte, sondern auch weil durch Temeswar's Eroberung das ganze Banat unter des Scepter des Hauses Oesterreich fiel, war dieser Erfolg von unschätzbarem Werthe. Ihn für den Kaiser so anbringend als möglich zu gestalten, bildete den Gegenstand der eifrigsten Bestrehung des Prinzen. Er suchte daher unter seinen Generalen einen zu finden, der im Stande sei, mit dem Obercommando in dem neu gewonnenen Lande auch die Regierung desselben zu übernehmen und sie gleichmäßig zum Nutzen des Kaiserhauses

als zum Wohle der Regierten zu führen. Der General der Cavallerie Graf Merck war es, welchen Eugen dazu auserkahl.

Er habe ihn, erklärte der Prinz dem Grafen Merck, hauptsächlich aus dem Grunde zu diesem Posten bestimmt, weil ihn außer seiner oft erprobten Tapferkeit und großen Erfahrung auch sehr besondere Ueigenmäßigkeit wohl bekannt sei<sup>45</sup>). Hörtlich klang für den Augenblick das Regierungsgeschäft sich nicht weiter erstrecken, als daß man auf jede Art und Weise sich bemühe, einen geordneten Rechtszustand im Lande herzustellen, und durch Beobachtung strengster Disciplin die Einwohner für sich zu gewinnen. Jede übrige Einrichtung, möge sie auf kirchliche Verhältnisse, auf Einsetzung von Behörden, auf Militärwesen oder Finanzen Bezug nehmen, müsse besonderer Anordnung des Kaisers, nachdem man sich genauere Kenntniß von dem Lande verschafft habe, vorbehalten bleiben. Die ohne Befehl aber sei noch zu beobachten, nur Deutsche katholischen Glaubensbekenntnisses in die Festung selbst aufzunehmen. Denn ihnen allein vermöge man volles Vertrauen zu schenken. Griechen, Serben und Andere seien nur in die Vorstädte zuzulassen<sup>46</sup>). Generalmajor Graf Franz Balis, welcher das Commando in Temeswar erhielt, wurde mit einer ähnlichen Befehlung versehen.

Umfassender als die Instruktion, die Eugen dem Grafen Merck in Bezug auf die Regierung der Länder zu ertheilen vermochte, war diejenige, welche sich auf die noch in's Werk zu gehenden militärischen Unternehmungen bezog. Er sollte auf Banatswa, Ujpalanka und wenn möglich sogar auf Orsowa losgehen, durch Besetzung dieser Plätze die Stellung der kaiserlichen Truppen im Banate sichern, die Türken völlig aus demselben vertreiben und dadurch die Einwohner überzeugen, daß die Rücksicht der früheren Zwangsverhältnisse unanwendbar gemacht sei. Er möge versuchen, durch Besetzung der Insel bei Orsowa die Verbindung Belgrads mit den übrigen türkischen Ländern abzuschneiden, wodurch dem für das künftige Jahr beabsichtigten Unternehmungen bedeutender Vortheil geistet würde. Endlich erhielt Merck den Auftrag, wo möglich aus Feindesland Contributionen zu ziehen, um wenigstens einen Theil seiner Truppen auf Kosten des Gegners zu erhalten.

Der gleiche Befehl wurde auch dem Commandirenden in Eiebenbürgen, General der Cavallerie Grafen Steinhilff ertheilt. Auch er ward

mit Strenge angewiesen, „die Landbeselwohner bei gutem Muth und Willen „zu erhalten und sie weder mit Worten noch Werken“<sup>44)</sup>,“ auch nur im mindesten zu kränken. Dem Feinde jedoch sei in der Kolbäu, insbesondere aber in der Belaschei „deren gegenwärtiger Fürst wahrhaftig schlimmer als „ein Härte“<sup>45)</sup>,“ so viel als nur immer möglich Abbruch zu thun, und zum Vortheile des kaiserlichen Staatschages aus dem fremden Lande Kriegskontribution zu erheben.

Während Mercy sich anordnete, Eugens Befehl pünktlich zu befolgen und den angeordneten Kriegszug auszuführen, trat der Prinz die Reise nach Wien an. Bevor er jedoch nach der Hauptstadt zurückkehrte, wollte er noch die feierliche Ceremonie vornehmen lassen, durch welche er mit dem Fide und dem Degen beleidet werden sollte, die ihm der Papst übersendet hatte.

Im Lager vor Lamsdorf hatte Eugen die Nachricht von der seltenen Auszeichnung erhalten, mit welcher Papst Clemens XI. ihn bedachte. Wie groß der Werth war, den der Prinz auf diese Gunstbezeigung legte, that nicht nur sein Dankschreiben an den Papst<sup>46)</sup>, sondern mehr noch die Art und Weise kund, in der er selbst für die würdige Festziehung der Feierlichkeit sorgte. Im Lager schien ihm weder Zeit noch Gelegenheit dazu schicklich. Auch mangelte es an einem inkurten Haupte, und ein solches allein konnte hierbei als Stellvertreter des Papstes fungiren. Eugen bezeichnete also Raab als den Ort, den er vor anderen für passend hielt, um dort die Ceremonie vorzunehmen. Denn Raab war nicht allein damals der Wohnort des Bischofs Rabasch, dem Eugen die Ehre zubachte, ihn mit den gewöhnlichen Gegenständen zu bekleiden. Es befand sich eine zahlreiche Garaison, und außerdem noch Geschütz dafelbst, um der kirchlich-militärischen Feier Glanz zu verleihen und die üblichen Salven zu geben<sup>47)</sup>.

Am 5. November brach Eugen von Ofen auf, um sich nach Raab zu verfügen. Feldmarschall Graf Peßer, seit dem Tode des Markgrafen Ludwig von Baden mit dem Raaber Generalate, einem der eintögllichsten in der Monarchie bekleidet, war dem Prinzen nach seinem Amtsfuge vorausgeritt, um ihn dafelbst zu empfangen. Zahlreiche Bauderren, schwebende Reiter auf leichten flächtigen Rossen, erwarteten ihn weit vor der Stadt, und theils seinen Wagen voran, theils hinter ihm herjagend und zu beiden Seiten galoppirend, gaben sie ihm des Geleits. An dem Stadthore

empfangen Heister seinen Oberfeldherrn; die ganze Garnison stand auf dem Hauptplatze unter dem Wappen. In einem sechsspännigen Wagen zog Eugen in Raab ein und begab sich nach der Wohnung, welche ihm auf sein Verlangen in dem unfern der Domkirche befindlichen kaiserlichen Probianthause in Bereitschaft gesetzt worden war.

Am 8. November, einem Sonntage, um zehn Uhr Morgens verfügte sich Eugen nach der Domkirche, in welcher er von dem infanterierten Abte Sombor, dem Stellvertreter des Cardinals von Saksen-Zitz, welcher damals Bischof von Raab war, an der Spitze des gesammten Klerus empfangen wurde. Bischof Rádossy hatte sich früher von Raab entfernt, denn es scheint, daß sich seiner Funktion in einer dem Hauptort eines fremden Sprengels stehenden Stadt Hindernisse in den Weg gestellt hatten.

In der Kirche selbst wurde Eugen zu einem erhöhten Orte geleitet, auf welchem er Platz nahm und dem Hochamte wohnte. Der Prinz Emanuel von Portugal, welcher den Feldzug gegen die Tärten mitgekämpft hatte, Feldmarschall Graf Heister und andere hervorragende Personen befanden sich in Eugens Nähe.

Nach Beendigung des Gottesdienstes bot der Abgesandte des Papstes, Cavaliere Rasponi, dem Prinzen das Breve des heiligen Vaters auf goldener Tasse dar. Eugen nahm es und ließ es durch den Feldkriegssekretär Wilhelm von Brockhausen öffnen und mit lauter Stimme ablesen. Dann übergab Abt Sombor dem Prinzen den Degen und setzte ihm das Barett auf das Haupt. Letzteres war von violetter Farbe mit Hermelin ausgefächelt. Auf der Vorderseite befand sich die Abbildung des heiligen Geistes in der Form einer Taube, aus Perlen kunstvoll zusammengesetzt. Auch war der Hut mit Perlen und Goldborten geschmückt. Der Degen war über vier Fuß lang, mit einem schweren Griff von Silber, den das päpstliche Wappen schmückte, und einer Scheide von rothem Sammt versehen. Das Wappenglied bestand aus dem gleichen Stoffe“).

Vier Tage ehe diese Beilichkeit zu Raab vor sich ging, hatte Graf Mercy den Zug angetreten, mit dessen Ausführung er von Eugen beauftragt worden war. Personia ergab sich, ohne Widerstand zu versuchen; Uspalanka dergleichen“). Durch eine völlig verwüstete Gegend, indem die Tartaren erst vor kurzem dort schrecklich gehaust und die Einwohner hundertweise in die Schlammgräben geschleppt hatten, zog Mercy gegen Ofstoa. Hier



aber fand er entschlosseneren Gegner als zuvor. Die Türken erwarteten ihn vor der Stadt, und obgleich Wercz sie zurückwarf, so hielt er doch einen Angriff auf Defenza selbst für ungemein schwierig. Und würde der Platz auch genommen, so wäre er doch, meinte Wercz, bei seiner weiten Entfernung von dem übrigen Standorten der kaiserlichen Truppen kaum zu behaupten. Wercz ging daher nach Rehavia, setzte den Ort in Verteidigungsstand und kehrte dann nach Temeswar zurück.

Noch noch weiter als bis auf die Grenzen des Banats, tief hinein in türkisches Gebiet erstreckten sich die Folgen der glücklichen Kriegsführung Eugens. Schon damals ging durch diese südlichen Länder eine hoffnungsvolle, vielversprechende Bewegung, welche sich vorzüglich an den Namen und Befehlshaber des Prinzen knüpfte<sup>\*)</sup>. Wiederholt hatten sich die Bischöfe Albanens an ihn gewandt und die Verhältnisse ihres Landes bei dem großen Werthe der Befreiung von dem osmanischen Joch angeboten. Des Prinzen ermutigende Antworten näherten ihre Hoffnungen und ihren Vorsatz, sich bei günstigerm Anlasse im Aufstande wider ihre Zwingherren zu erheben.

Auch in der Walachei hatte sich unter der Tyranni ihres Fürsten Nicolans Mavrocordats eine ziemlich starke kaiserliche Partei gebildet. Wie ein unverdächtigter Augenzeuge, der Florentiner Del Epharo erzählt, war es damals ein gewöhnliches Gebet der unglücklichen Bewohner dieses Landes, daß Gott doch endlich die Deutschen herbeiführen möge, um sie von dem furchtbaren Druke zu befreien, unter dem sie litten. So ist es leicht erklärlich, daß der Grenzcapitän Dettin mit zweihundert Mann, meist serbischer Grenzwächter, in die Walachei einzrückte und fast unbemerkt vor die Thore von Bukarest gelangen konnte. Dem Abecoll erklärte sich das Volksoffiz für die kaiserlichen Soldaten, begrüßte jubelnd die neuen Aufständigen, schloß sich ihnen an und leistete ihnen in jeder Weise Beistand und Hülfe.

Am Morgen des 25. November drang Dettin in Bukarest ein und überfiel den Hospodar in seinem Schlosse. Nicolans Mavrocordats, ein Sohn jenes Alexander, welcher als Stortendolmetsch am Carlowitzer Frieden mitgewirkt hatte, wollte mit zweihundert Bewaffneten sich losschlagen. Dettin aber schlug jeden Antrag aus, und ließte den Fürsten sammt seiner Familie nach Hermannstadt. Eine große Anzahl Soldaten wanderte aus der Walachei auf kaiserliches Gebiet und ließ sich in Siebenbürgen nieder.

Weniger glücklich als dieser Zug nach der Balaschei war ein anderer, welchen ein kleines kaiserliches Streifcorps zu Anfang des Jahres 1717 nach der Wolga unternahm. Es gelangte zwar allerdings nach Jassy, und benutzte sich des dortigen Schlosses. Hier aber wurde es von den Tartaren überfallen und fast gänzlich aufgerieben \*).

Auch die Gasse entlang waren die kaiserlichen Truppen während des Besatzes nicht müßig gestanden. Insbesondere hatte der Commandant von Trood, Oberst Maximilian Petrasch, in rastloser Bemühung dem Feinde beträchtlichen Schaden zugefügt. Oberst Petrasch und sein jüngerer Bruder Ernst waren zwei so verdiente Offiziere, und ein Blick auf ihr Schicksal gewährt ein so harter Spiegelbild nicht nur ihrer eigenen heroischen Natur, sondern der ganzen Zeit, in welcher sie lebten, daß es der Mühe lohnt, ihre Namen der Vergessenheit zu entreißen.

Schon in den Knabenjahren eine unbegreifliche Lust zum Waffenthanwerke verspürend, vermochten die Brüder Petrasch doch nicht, die Abrißung ihrer Eltern, welche wohlhabende Bürgerkinder gewesen zu sein scheinen, gegen diesen Stand zu besiegen. Noch kaum zu Finglingen geworden, entließen sie dem Vaterhause und den Studien, und traten als gemeine Kitter, der Ältere, Maximilian, in das Kürassier-Regiment Gondola, der jüngere, Ernst, in die kaiserliche Nationalmiliz unter Oberst Anton Zichy. Zahlreiche schwere Verwundungen, harte Gefangenschaften waren ihr Los. Im dem Unglückstage von Singsch waren die Brüder Petrasch dabei, als der edle Friedrich Petreani von den Türken in grausamer Weise geblutet wurde. Mit Aufopferung seines eigenen Lebens hatte Ernst Petrasch den geliebten Helden zu retten versucht. Obgleich sie beide verwundet waren, gelang es ihnen doch, der türkischen Gefangenschaft zu entweichen und sich wieder den kaiserlichen Truppen anzuschließen.

So schwer war es damals noch für gemeine Soldaten, sich zu höheren Stellen emporzuschwingen, daß obgleich die Brüder Petrasch sich durch Übung und Tapferkeit vor Vielen hervorthaten, Maximilian doch fünf, Ernst aber elf Jahre brauchte, bis sie zu Offiziersstellen gelangten. Weiter mußte noch überdies durch eine tödtliche Verwundung in der Schlacht an der Dega seine Beförderung erkaufen.

Im Russischen Aufstande hatte Maximilian Petrasch das Unglück, in die Gewalt der Insurgenten zu fallen, welche ihn sechzehn Monate hindurch

in härtester Gefangenschaft hielten. Diese Erdlöcher, mit giftiger Bruchthigkeit gefüllt, ohne einen Strahl des Lichtes, dienten zu seinem Aufenthalte, kaulendes Wasser, verschimmeltes Brod, beides nur in kleinster Gabe verabfolgt, zu seiner einzigen Nahrung. Augenblicklich hätte Petrusch aus seiner verzweifelten Lage sich befreien können, wenn er der dringenden Aufforderung der Aufurgenten, Dienste bei ihnen zu nehmen, gefolgt wäre. Aber starrhaft hielt er den Halsnack und den Drangsal wie seine Fackel, vermochten ihn, seinem Kaiser die Treue zu brechen, welche er ihm geschworen hatte <sup>27</sup>).

Durch Rathwechslung frei geworden, that sich Petrusch fortan durch unermüdeten Dienst gegen die Aufurgenten hervor. Die allmähliche Beförderung zum Obersten und zum Commandanten von Brod war seine Belohnung. Nach während des letzten Feldzuges gegen die Tärken zeichnete er sich durch Muth, Thätigkeit und Umsicht aus. Schon im August war er über die Save gegangen und hatte durch eine List die Besatzung von Lärtsch-Gradiwa in einen Hinterhalt gelockt. Zwar gelang es den Osmanen, nach empfindlichen Verlusten in die Festung zu entkommen. Sie waren aber demuthen im Schrecken versetzt, daß sie in der Nacht Gradiwa in Brand steckten und sich nach Banjalata zurückzogen <sup>28</sup>).

Eugen war so zufrieden gestellt durch dasjenige was Petrusch vollbracht hatte, daß er ihn versicherte, er werde „seinem höchst ruhmwürdigen „Eifer“ beim Kaiser volles Recht widerfahren lassen. Er möge sich ferner bemühen, dem Feinde möglichst Abbruch zu thun. Doch sei hierbei den Soldaten jeder Exzeß auf das Schärffte zu wehren, indem es sich darum handle, aus den neu besetzten Landstrichen den Unterhalt für die Truppen zu gewinnen, und mit den dortigen Einwohner auf guten Fuß zu gelangen, nicht aber sie gegen die heiserlichen Streitkräfte zu erbittern <sup>29</sup>).

Petrusch zeigte sich des Lobes, welches Eugen ihm spendete, vollkommen würdig. Obgleich die Beschwerden des letzten Streichzuges Ursache waren, daß seine noch aus der Augseer Schlacht herrührende Wunde aufbrach, und er kein Werk zu besorgen vermochte, so ließ er sich doch nicht abhalten, eine Unternehmung gegen das wohlbesetzte Derbent auszuführen. Freudig trugen die wackeren Strengsoldaten ihren Führer, dem sie völlig ergeben waren, in einer Kutsche mit <sup>30</sup>). Als der Zug sich Derbent näherte, rückten ihnen zwar die Tärken entgegen; nach kurzem Gefechte aber flohen sie, und mit Einbruch der Nacht verließen sie Derbent, dessen

Verhandlungen Petrosch völlig zerstört hat. Er selbst lehrte mit den Seinigen nach Dross zurück.

Kinder glücklich und wohl auch müder geschied waren die Unternehmungen geleitet, welche Generalfeldmarschall Graf Drottbois gegen Roud, der Kommandant von Retsche, Oberst Diller aber gegen Sobacz auszuführen trachteten. Beide mislanges, und die letztere sogar nicht ohne daß den Grenztruppen starker Verlust zugefügt worden wäre. Doch waren diese Schläppen nur äußerst geringfügig gegen die glanzvollen Resultate des ganzen Belagerungs. Die völlige Niederlage des türkischen Heeres und die Eroberung einer Festung wie Lemeswar, nach deren Besige der Kaiserhof sich seit langer Zeit geseht und die er auch bei den Karlsburger Verhandlungen mit den betrüblichsten Opfern zu erwerben getrachtet hatte, waren ein freudig begrüßtes Ergebnis. Von allen Seiten erzielte Eugen enthusiastische Lobeserhebungen, von allen Seiten kamen ihm beglückwünschende Schreiben zu. Nur eines derselben mag erwähnt werden, weil es von einem früheren Freunde herrührte, der sich dann in einen erbitterten Gegner verwandelt hatte. Es war dieß Maximilian Emanuel, Kurfürst von Bayern.

„Das vorhin gepflogene alte und gute Verhältniß, die nahe Blutsverwandtschaft und hohe Werthschätzung“, schrieb der Kurfürst dem Prinzen<sup>49)</sup>, „so ich zu Euer Lieben jederzeit getragen, lassen mir kein längeres Stillschweigen zu nach Ihrer glücklichen Zurückkunft und vollbrachten glorreichen Campagne, zu welcher ich nicht allein Euer Leben von ganzem Herzen gratulire, sondern auch zu bezeigen verlange, was ich an Ihnen dem römischen Reiche, ja der gesamten Christenheit so ersprießlichen Unternehmungen für einen Antheil nehme.“

Maximilian Emanuel schloß an diese Zeilen die Bitte, Eugen möge es beim Kaiser erwirken, daß seinen Erbprinzen der Wunsch genähert werde, nach Wien zu kommen und sich für „die empfangenen Gutes und gute „Erziehung“ bei Karl VI. persönlich bedanken zu können. Er wünsche die Allianz mit dem Hause Oesterreich unvertrennlich zu gestalten und zu diesem Ende seinen erstgeborenen Sohn mit der älteren Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph zu vermählen. Eugen möge ihm sowohl plaza, als zu williger Durchführung der Friedensbestimmungen, insbesondere aber zu seiner und seines Bruders Wiederansetzung in das kaiserliche Collegium seinen möglichsten Beistand leisten.

## Sechzehntes Capitel.

Noch während der Dauer des verfloffenen Feldzugs hatte man von zwei Seiten her zu erforschen gesucht, ob der Kaiserhof nicht zur Beendigung der Feindseligkeiten und zum Abschlusse eines Friedens geneigt sei. Von der englischen Regierung geschah dieß, welche es noch immer nicht verschmäht hatte, daß die Tractate zu Kaschau und Baden ohne ihre Dazwischenkunft zu Stande gekommen waren. Man hoffte sie die Vermittlerrolle, die sie so oft und zuletzt mit solchem Glücke bei dem Carlstädter Frieden übernommen hatte, neuerdings zu erhalten. Es war daher kein absichtsloser Schritt, wenn der britische Volschafter Borthley Romagné, nach Constantinopel bestimmt, seine Reise dorthin über Wien antwort.

Auf das Anerbieten seiner guten Dienste zur Aufhandbringung eines Friedens antwortete man ihm ausweichend. Es werde zwar, so sagte man ihm mehr aus Höflichkeit, als daß es damit Ernst gewesen wäre, dem Kaiserhofe, wenn es zu Verhandlungen komme, die englische wie die holländische Vermittlung jederzeit erwünscht sein. Die Pforte sei es jedoch gewesen, welche zuerst das kaiserliche Gebiet feindlich überzogen habe. Niemand könne also den Kaiser tadeln, wenn er den ihm von Gott verliehenen Sieg und die übrigen erzwungenen Vortheile zu benützen und sich dadurch gegen so willkürliche Angriffe für die Zukunft sicher zu stellen beabsichtige. Auch müsse man daran denken, sich für die Kriegeslosten und den andern erlittenen Nachtheil schadlos zu halten. Sollte jedoch die Pforte aus eigenem Antriebe Friedensvorschlüge machen, so wäre man nicht entgegen, daß Romagné sie anhöre und dem Kaiserhofe mittheile, welcher sodann weitere darüber berathen werde ).

Die zweite Anregung zum Frieden war von der Pforte selbst an dem bei ihr beglaubigten kaiserlichen Residenten Anton Franz von Bielesmann geschehen. Als derselbe noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten der Pforte seine Abberufung angezeigt hatte, war der damalige Großwesir Ali, dem wilden Ungeßüm seines Wesens freien Lauf lassend, in heftigem Zorn

entbrannt. Nachdem Hirschmann lange Zeit ohne Antwort geblieben, wurde ihm endlich das Manifest des Großwesirs mit dem Bemerken eingehändigt, er selbst habe der Armee nach Belgrad zu folgen und dort werde er einige Tage zu verweilen haben. Denn auch von Seite des Kaisers sei während des letzten Krieges ein türkischer Gesandter in Komara zurückgehalten worden. In Adrianopel vom Großwesir scharf behandelt, aber doch nach Belgrad entlassen, wurde Hirschmann etwa zehn Stunden vor dieser Stadt von fünfhundert türkischen Reitern überfallen und nach Semendria gebracht, dort aber in ein elendes Gefängniß geworfen. So behandelte die Pforte damals noch die Repräsentanten der fremden Mächte.

Nachdem Hirschmann sechsundvierzig Tage hindurch im Kerker geschmachtet hatte, wurde er aus demselben am 10. August 1716 durch die Nachricht von der Niederlage der Türken bei Peterwardein und dem Tode des Großwesirs Ali befreit. Schah Pascha, bald darauf zum Großwesir ernannt, ließ ihn unter Ehrenbezeugungen aus dem Gefängnisse hinwegführen und nach Belgrad geleiten. Aber auch hier war seine Haft so streng, daß er zwei Monate hindurch weder Nachrichten zu empfangen, noch solche zu ertheilen vermochte.

Die ablehrende Wendung, welche ihre Angelegenheiten nahmen, veranlaßte die Pforte, jetzt die Vermittlung desjenigen zu suchen, welchen sie noch vor kurzem so sehr mißhandelt hatte. Der Pfortendolmetsch Johann Ramondato, ein Bräuer des Hospodars der Walachei, schlug dem kaiserlichen Residenten vor, einen Waffenstillstand zu erwirken, bis es den Abschluß des Friedens geschritten werden könnte. Denn auf die frühere Heranzubehende Zuvorsicht der Pforte war Abspannung und Kinnath gefolgt. Da es gab nicht wenige unter den Türken, welche vorhergesagten, daß dem Falle von Temeswar derjenige Belgrads folgen, und das ganze Osmanenreich in sich zusammenstürzen werde \*).

Der Punkt, welchen Hirschmann auf des Großwesirs Verlangen am 6. Oktober 1716 nach Wien abiaabte, um sich zur Fortführung der Verhandlungen bevollmächtigen zu lassen, verfügte sich vorerst in Eugens Lager vor Temeswar. Da Hirschmanns Berichte an den Hofkriegsrath als an die ihm vorgesetzte Behörde lauteten, so war es natürlich, daß Eugen als Präsident dieser Stelle von denselben Einsicht nahm. Der Vortrag war der Ansicht, Hirschmann habe, ohne irgend eine Vollmacht oder Instruction zu

besitzen, der Pforte zu viele Aussicht auf den Frieden eröffnet. Nur das sehrschätzbare Verlangen, sich dadurch selbst wieder die Freiheit zu verschaffen, könne ihn vermocht haben, so weit zu gehen. Es dürfte jedoch zweckmäßig sein, den Antrag nicht eßlig von der Hand zu weisen, sondern zu antworten, daß wenn es der Pforte mit ihren Vorschlägen Ernst, und sie bereit sei Geringhaltung zu geben, sie vor allem den kaiserlichen Residenten in Freiheit zu setzen und nach Wien zu entlassen habe, wo er ihre Erklärungen mündlich vorbringen könne. Denn die Thatsache seiner Haft sei ja schon die größte Verletzung des Ansehens und der Rechte, ja gewissermaßen selbst der Person des Kaisers \*).

Der Wiener Hof theilte in dieser Sache vollkommen die von Eugen ausgesprochene Ansicht. Man begreife nicht, worin Fleischmann geantwortet, wie die Pforte vom Frieden sprechen könne, und ihn selbst noch gefangen zurückhalte. Der Kaiser sei dem Frieden nicht abgeneigt, doch müsse die Freilassung seines Bevollmächtigten jeder ferneren Verhandlung vorhergehen. Für diesen Fall werde dem Prinzen Eugen Vollmacht erteilt, die Vorschläge der Pforte anzuhören \*).

Durch Fleischmanns unverweilte Entlassung glaubte die Pforte ihren erstlichen Wunsch, den Frieden herbeizuführen, wenigstens an den Tag zu legen. Die Anträge aber, welche sie stellt, entsprachen den allerdings hoch gespannten Wünschen des Kaiserhofes in keiner Weise. Nicht dazu hatte man so herrliche Vortheile während des vergangenen Feldzuges errungen, um jetzt fast alles wieder auf den früheren Stand zurückzuführen. Die Mehrzahl der Ausgaben war schon gemacht, welche die Fortsetzung des Krieges für ein Jahr noch erforderte. Man wiederholte daher die frühere Erklärung, nur auf vollkommen befriedigende Bedingungen hin könne man auf die von der Pforte beantragten Verhandlungen eingehen.

Das Verlangen eines Waffenstillstandes, wofür England und Holland mit Lebhaftigkeit sprachen, wurde unbedingt von der Hand gewiesen. Er würde von der Pforte nur denützt werden, so glaubte man, um Zeit zu gewinnen, Kräfte zu sammeln und den Krieg dann mit größerem Nachdruck von neuem zu beginnen. Nichts schädlicheres könne für die Sache des Kaisers gescheit werden, als ein Waffenstillstand. Dessen lebhaftest Erwörterung durch die Vermächte zeige, wie sehr ihnen das Wohl der Pforte am Herzen liege. Dieser Umstand müsse noch mehr darauf hinweisen, daß

es gerathen sei, ihre Vermittlung völlig zu vermeiden. Sie würden dieselbe ohnedieß nur dazu ansetzen, für ihre eigenen Unterthanen Handelsvortheile zu gewinnen“).

Eugen hatte sich gar bald davon überzeugt, daß die Pforte noch nicht genug gebemüht sei, um den Frieden ernstlich zu wollen und ihn mit demjenigen Opfer zu erkaufen, welche der Kaiserhof zu fordern sich für berechtigt hielt. Die eifrigen Rüstungen der Osmanen bestärkten den Prinzen in seiner Anschauungsweise. Er wußte, daß sie rastlos Truppen und Kriegsbedürfnisse sammelten, hauptsächlich aber ihr Augenmerk darauf richteten, dem Kaiser in Ungarn Unruhen zu erregen und so die Operationen seines Heeres gegen das türkische Gebiet zu lähmen.

Den Bemühungen der Pforte sei, erklärte Eugen, in keiner Weise als durch gleiche, ja wo möglich noch größere Anstrengungen zu begegnen. Mit all der Energie, deren er fähig war und von welcher er so oft schon die glänzendsten Proben gegeben, drang Eugen darauf, daß unverzüglich alle Vorkehrungen getroffen würden, um den Feldzug früher eröffnen zu können, als es jemals der Fall gewesen war. Belgrad wieder zu erobern, dessen schwachvollen Verlust er nie verschmerzt hatte, darnach stand Eugens Sinn<sup>\*)</sup>. Um aber dieses große Vorhaben auszuführen, war es unumgänglich notwendig, früher als der Feind im Felde zu erscheinen und die Donau oder die Save ungehindert zu überschreiten. Hieran war denn auch des Prinzen ganzes Trachten gerichtet. In all den weit ausgedehnten Erbländern des Kaisers wurden durch die Ausschreibung einer beträchtlichen Türkensteuer höchst bedeutende Geldsummen flüssig gemacht. Das deutsche Reich hatte fünfzig Adremonate bewilligt, und wie die römisch-katholische Geistlichkeit einerseits den Zehnten von ihren Gütern gab, so entrichtete andererseits die Judenschaft in den österreichischen Erbländern eine halbe Million Gulden.

Nachdem in solcher Weise dem Hauptgebrochen, an welchem zunächst die beabsichtigten Entwürfe gescheitert waren, dem Geldmangel abgeholfen schien, wurde es dem Prinzen leichter gemacht, auch alles andere zu baldiger Eröffnung des Feldzugs vorzubereiten. Große Magazine wurden in verschiedenen Städten Ungarns angelegt und durch den israelitischen Lieferanten Oppenheimer, wegen seiner rastlosen Betriedsamkeit wohlbekannt, zeitlich mit großen Vorräthen versehen. Die Donauslotte, welche



unter dem Befehle des Viceadmirals Peter Maderfen stand, wurde ansehnlich vermehrt, das Geschützwesen mit Sorgfalt verbessert. Die geschicktesten Ingeniente wurden berufen, und um auch unter ihnen noch die tauglichsten auszuwählen, der tapfere Verteidiger von Freiburg, Feldzeugmeister Graf Farsch, nach Wien entboten. Zahlreiche Regimenter wurden nach Ungarn gezogen und überließ noch einige von deutschen Fürsten in kaiserlichen Sold genommen. Die tapferen Grenzercommandanten Mersch und Petrusch, welcher letzterer zum Generalfeldwachtmeister ernannt und sammt seinem Bruder in den Freiherrnstand erhoben worden war, erhielten Befehl, zwar mit gewohnter Wachsamkeit auf guter Post zu stehen, jedoch ihre Truppen zu schonen, um sie tüchtig zu machen, den Feldzug mit dem frühesten beginnen zu können. Der Feldmarschall Schalenburg, an dessen mörderischer Verteidigung in dem vergangenen Feldzuge die Absichten der Türken auf Gorka gescheitert waren, wurde dringend aufgefodert, nichts zu versäumen, auf daß auch die Republik Venedig nicht bloß zur Gegenwehr gegen die Unternehmungen der Pforte, sondern zu nachdrücklichem Angriffe auf dieselbe gerüstet sei \*). Und an den kaiserlichen Botschafter in Polen, Feldmarschall-Lieutenant Grafen Birmont, erging der Auftrag, anlegendlich dahin zu wirken, daß die ungarischen Insurgenten, welche Katon Esterházy in den polnischen Grenzstädten zum Einfalle in Ungarn zu sammeln trachtete, dort nicht Vorschub und Unterstützung finden \*). So erscheinend ließ er so nöthiger, fügte Eugen hinzu, „da bekannter Maßen „Polen jederzeit der Canal gewesen, durch welchen alle kühnen Machinationen „gegen Ungarn unter der Hand versucht und angefistert wurden \*).“

So günstig auch im Ganzen und Großen die Aussichten des Kaiserhofes für den bevorstehenden Feldzug waren, so kann doch nicht gelängnet werden, daß in dem Vorspiele des Kampfes, den kühneren Unternehmungen an der Grenze, die Türken manchen glücklichen Streich vollführten. So drang eine Abtheilung derselben über die Save in Syrmien ein, überfiel die kaiserlichen Postirungen und tödtete den Grenzhauptmann Monasterelli sammt einem großen Theile der Seinigen. Ein anderes türkisches Streifcorps ging bis Galowitz vor und steckte die dortige Friedenscapelle in Brand. Von Upland aus unternahm der Oberst Freiherr von Reipberg einen Streifzug auf türkisches Gebiet. Anfangs glücklich, gerieth er später in einen Hinterhalt und mußte sich mit dem Verluste vieler Soldaten

durchschlugen. Der Hauptmann Freilherr von Stein wurde gefangen und nach Adrianspel geschleppt <sup>10)</sup>.

Wichtiger als diese Vorfälle war der Vortheil, welchen die türkischen Schiffe auf der Donau über die kaiserlichen Fregatten erlangten. Er setzte dem Commandanten derselben, Baron Ernst von Petrasch die Freiheit.

Nach dem Abschlusse des Carlsruher Friedens war Ernst Petrasch mit dem kaiserlichen Botschafter Grafen Dettingen nach Constantinopel und von dort nach Smyrna gegangen. Von Reiseleust getrieben, besuchte er die Barbareienstaaten und begab sich über die Insel Serdinien nach Frankreich. In Paris anwesend, als der spanische Successionskrieg ausbrach, eilte er zu dem kaiserlichen Heere, und trat wieder in das Jantische Kürassier-Regiment, bei welchem er früher gedient hatte. „Er ist ein braver „Offizier,“ schrieb Ludwig von Baden eigenhändig von ihm, „den ich zu „Partrigängen brauche; hat schon schöne Actiones gethan <sup>11)</sup>.“

Bis zum Grade eines Oberstlieutenants im Kürassier-Regimente Schönborn vorgerückt, wurde Petrasch nun dem Grafen Werch zur Verfügung gestellt. Werch wünschte dringend einen starken Provianttransport von Peterwardein auf der Donau nach Pancsova geschafft zu sehen. Denn das dortige Magazin sollte für das kaiserliche Heer, wenn es einmal an die Unternehmung wider Belgrad geschritten wäre, von wesentlichem Nutzen sein, und es mußte daher mit großen Vorräthen gefüllt werden. Aber Werch's Vorhaben schien höchst gefährlich, und Viele hielten es für ganz unndglich, den Transport an Belgrad vorbei nach Pancsova zu bringen.

Werch warf seine Augen auf Petrasch und übertrug ihm die Ausführung der Unternehmung. Es war dieß allerdings ein seltsamer Auftrag für einen Kürassieroffizier. Aber für Petrasch genigte es, daß Niemand anderer denselben zu übernehmen wagte. Er hoffte zur Nachtzeit an Belgrad vorbei zu kommen. Am Morgen des 15. April schiffte er zu Peterwardein sich ein, nachdem er, wie er selbst berichtet, zuvor die heilige Messe gehört, die Sacramente empfangen, einer armen Kirche zweihundert Gulden geschenkt, und sammt den Seinigen den Segen eines Priesters empfangen hatte <sup>12)</sup>.

Man sieht, daß Petrasch selbst seine Unternehmung als eine verzweifelte betrachtete. Daß er sich jedoch nicht mit dem trunkenen Muth eines waghalsigen Pandegens in dieselbe stürzte, sondern mit der aufopfernden

Kaltblütigkeit des wahrhaft christlichen Kriegers der Gefahr entgegen ging, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Es gelang ihm seinen Auftrag glücklich auszuführen und Pansikowa wohlbehalten zu erreichen. Auf dem Rückwege aber stieß er auf eine Abtheilung der türkischen Donauflotte, welche ihm weit überlegen war. Im dem Gefechte, das sich entspann, entzündete sich das Pulver in der Tschuka, in welcher Petrasch sich befand. Die Explosion tödtete die Mehrzahl seiner Leute, er selbst wurde verwundet und gefangen.

Nach Belgrad gebracht, wurde Petrasch Anfangs von dem dortigen Besatze wohl behandelt <sup>17)</sup>. Am dritten Tage aber schickte man ihn nach Kriensapel. Dort schlang man einen eisernen Ring um seinen Hals, belad seine Hüfte mit Kesseln und schleppte ihn nach Konstantinapel. In die sieben Thürme geworfen, fristete er mit den eben Lebensmitteln kümmerlich sein Dasein. Aber auch in dieser schrecklichen Lage verlor Petrasch den Muth nicht. Er wußte, daß in seinem Bruder ihm nicht nur ein Rächer, sondern auch ein Retter am Leben sei, dessen eifrigstes Bestreben es war, ihn aus der Gefangenschaft zu erlösen.

Nicht nur Merty, sondern auch Eugen empfand den Verlust des wackeren Petrasch in schmerzlicher Weise. Der Erstere erklärte, daß er Niemanden besäße, welcher denselben zu ersetzen vermöge, und Eugen machte es dem Grafen Merty fast zum Vorwurfe, daß er einen so braven Offizier der augenscheinlichsten Gefahr preisgegeben habe <sup>18)</sup>. Er bewachte lebhaft, schrieb der Prinz, das Unglück, von welchem Petrasch betroffen worden sei, und er wünschte sehr, daß die Gelegenheit sich ergebe, ihn zu befreien. „Wenn ich in der Zwischenzeit,“ fügte Eugen hinzu, „zu seinem Troste etwas beitragen kann, so werde ich es mit Vergnügen thun <sup>19)</sup>.“

Es schien in der That, als ob der Verlust des Bruders den Generalfeldwachtmeister Maximilian Petrasch aufgereizt habe, denselben blutig zu rächen und den Türken eine noch empfindlichere Schlappe beizubringen, als er es bisher schon so oft gethan hatte. Er beschloß die feste Schanze Eischulpa, welche die Türken zwischen Juvraail und Sabacz angelegt hatten und von der aus sie die ungarische Grenze bedrohten, zu zerstören. Mit zwölfhundert Mann und zwei Kanonen ging er am 26. Mai 1717 über die Save. Nachdem er einen Theil seiner Reiter in Hinterhalt gelegt hatte, zog er mit seiner Hauptmacht gegen Eischulpa, erreichte es und nahm es mit stürmender Hand. Diejenigen Türken, welche zu entfliehen vermochten,

fielen den croatischen Reitern in die Hände und wurden schonungslos niedergemacht. Drei erbeutete Fahnen sandte Petrasch an Eugen und erbatte dafür von dem Prinzen das verdiente Lob <sup>16</sup>).

Schon bevor dieß geschehen war, hatte Eugen sich selbst auf den Schauplatz des Krieges begeben. Zwei Tage vor seiner Abreise von Wien war dem Kaiser eine Tochter, die Erzherzogin Maria Theresia, geboren worden. Damals bedauerte man lebhaft, daß die Kaiserin keinen Sohn zur Welt gebracht habe. In der Geburt der Prinzessin sah man einen geringen Trost dafür, daß das Kaiserthum vor wenig Wochen den Prinzen wieder verloren, welcher noch achtjähriger unfruchtbarer Ehe das Licht der Welt erblickt hatte. Niemand ahnte, daß Maria Theresia mit einem so hohen Geiste begabt sei, stark wie er nur Männern, edel wie er nur Frauen zu Theil zu werden pflegt, und daß ihre Regierung für ihre Länder dermaßen segensreicher sein werde, als es jemals die eines Mannes auf dem Throne der Habsburger gewesen ist.

Am 14. Mai 1717 nahm Eugen Abschied von dem Kaiser, welcher ihm ein mit Diamanten reich besetztes Crucifix mit den Worten zum Andenken übergab, daß er nicht wisse, der Prinz werde unter diesem Zeichen segentlich sein. Eugen hingegen soll dem Kaiser sein Testament überreicht haben, in welchem sein Neffe Emanuel, der älteste und zugleich der einzige noch lebende Sohn des vor Landau gefallenen Grafen von Salsburg, zu des Prinzen Universalerben eingesetzt wurde <sup>17</sup>).

Am Abende des 21. Mai traf Eugen in Buda ein. Doch nur wenige Tage verweilte er daselbst. Um die Zeit als zur Ausrück der Truppen zu kommen, bereiste er mit Reich das Banat und kam bis Pancsova. Mit besonderer Sorgfalt recognoscirte er das Ufer der Donau, um einen Entschluß zu fassen, ob er über diesen Strom oder über die Gasse den Übergang bemerkstelligen sollte. Am 27. Mai war der Prinz wieder in Peterwardein zurück, wo sich noch und nach, stillsch langsame als Eugen es gewünscht und dringend besorgt hatte, das Heer zusammenzog <sup>18</sup>).

Eugen wartete die Ausrück all der Truppen nicht ab, aus welchen seine Armee bestehen sollte, um die Operationen zu beginnen. Denn er dachte mit Recht, daß alles daran liege, dem Feinde vor Belgrad vorzujohren. Um dieß zu bewerkstelligen, beschloß er mit dem Übergange auf türkisches Gebiet nicht länger zu zögern, und denselben bei Pancsova zu

vollziehen. Die Gründe, die ihn dazu bewogen, bestanden darin, daß nach der Einnahme alles mit größter Beschwerde zu Lande weitergebracht werden mußte, daß dieser Fluß zwar nicht so breit, aber viel reißender als die Donau sei, und das jenseitige hohe Ufer die Landung weit schwieriger mache. Außerdem hätten die Türken an der Save große Verteidigungsanstalten getroffen, während diese an der Donau fehlten. Die Save konnte nur mit Tschailen, und nicht mit großen Schiffen befahren werden, die auf Befehl des Kaisers zur Unterstützung des Petros ausgerüstet waren. Der Uebergangspunkt, welchen Eugen bei Pancsowa ausersuchen hatte, war durch zwei neben einander liegende Inseln gedeckt, von denen aus das jenseitige Ufer mit Geschütz bestrichen werden konnte. Endlich waren sowohl die im Banat beurlaubten als die aus Siebenbürgen kommenden Truppen weit näher an Pancsowa als an der Save, und es wurde durch einen Uebergang Eugens über die Donau auch dem Aufschlage begegnet, welchen die Türken, wie man zu vermuthen Ursache hatte, auf das Banat und Siebenbürgen beabsichtigten <sup>20</sup>).

Dies waren die Gründe, welche Eugen bestimmten, dem Uebergange über die Donau vor demjenigen über die Save den Vorzug zu geben. Kurz hatte er seinen Entschluß gefaßt, als er auch schon an dessen Ausführung schritt. Am 9. Juni brach Eugen mit seinem Heere von Peterwardein auf, am 14. stand er zu Pancsowa. Am 15. und 16. Juni wurde der Uebergang glücklich vollzogen, ohne daß er von den Türken, welche sich auf den jenseitigen Höhen zeigten, im mindesten beunruhigt worden wäre <sup>21</sup>).

Am demselben Tage, an welchem dieß geschah, erhielt Eugen von dem englischen Botschafter Bartholomäus Montague ein Schreiben aus Adrianopel, in welchem derselbe im Auftrage des Großherrn neue Friedensentwürfe machte. Es sei niemals sein Willk gewesen, ließ der Sultan erklären, mit dem Kaiser in Krieg zu gerathen. Was der Großvezir Ali gethan, habe den Befehlen des Sultans geradezu widersprochen. Derselbe sei vielmehr jetzt noch bereit, den Frieden zu schließen, doch müsse er ihm voranz erklären, daß weder seine Ehre, noch die Sicherheit seines Ländergebietes es zulasse, irgend einen Vertrag einzugehen, ohne daß Temeswar wieder zurückgestellt werde <sup>22</sup>).

Er konnte nichts anderes glauben, schrieb Eugen dem Kaiser, indem er ihm die empfangene Depesche überschlitt, als daß der englische Botschafter

sich durch die Furcht vor den Türken zur Abwendung eines solchen Schreckens habe bewegen lassen. „Denn die Sachen sind Gott Lob,“ sagte Eugen hinzu, „nicht in dem Staube, vielci Bedingungen auszuwirken zu müssen.“

Einundsechzig Bataillone mit hundertsechshundfsechzig Schwadronen zählte das kaiserliche Heer, welches sich nun auf türkischem Gebiete befand. Die Generale, die unter Eugen standen, waren fast alle dieselben, welche auch schon in dem vergangenen Feldzuge bei der Armee gekämpft hatten. Feldmarschall Graf Heister befehligte unter dem Prinzen den rechten, Feldmarschall Prinz Alexander von Württemberg aber den linken Flügel des Fußvolkes. Die Reiterei, auf beiden Flanken vertheilt, stand unter dem Grafen Johann Blüth. Die Feldzeugmeister Maximilian Starckenberg und Graf Herrsch befanden sich im rechten, Regal und Prinz Seckau im linken Flügel. Sie mit die Generale der Cavallerie Freiherr von Eberghausen und Graf Falders, Graf Montecuccoli und Graf Martigny waren den Feldmarschällen untergeordnet<sup>25)</sup>.

Nur diese Generale mochten, wozuf man in jener Zeit besonderen Werth legte, nicht fremde Prinzen dem Feldzuge bei. Da war Emanuel von Portugal, welcher schon das vergangene Jahr hindurch in Ungarn gekämpft hatte und sogar in den Kerkergräben vor Temeswar verwundet worden war<sup>26)</sup>. Der jüngste der Brüder des Königs Johann V., hatte er in Folge eines Streites mit ihm, in welchem der König so weit gegangen war, ihn in's Gesicht zu schlagen, seine Heimath, in der er sich nicht mehr sicher wähnte, verlassen. Mit Empfindungen eines Schwagers, des Kaisers jüngster Schwester, nach Wien gelangt, war er sogleich nach Ungarn geeilt, um seinem lebhaftesten Wunsche folgen und unter Eugen dienen zu können. Durch glänzende Tapferkeit suchte der neunzehnjährige Jüngling den Flecken zu tilgen, welchen er durch die von seinem Bruder erlittene Mißhandlung an seiner Ehre bestand glaubte. Da er von einem andern Kaiserlichen war, ein gewissemes Wesen besaß<sup>27)</sup> und große Verehrung für Eugen an den Tag legte, so war es natürlich, daß der Prinz ihn gern in seine nächste Umgebung zog, wie er denn auch zu Raab der Befehlung Eugens mit den vom Papste gesandten Gesandten beigemohnt hatte.

Außer Emanuel von Portugal waren noch der Kurprinz Karl Albrecht und Prinz Ferdinand von Bayern, welche auf Eugens Veranlassung die von ihrem Vater gewünschte Erlaubniß erhalten hatten, an den Kaiserhof zu kommen

und sich von da nach Ungarn zu begeben, beim Heere anzuclenken. Der Prinz de Frons und der Oberstlieut de Fontaine, beide aus dem erlauchten Hause Lotharingen, der Graf von Charolais aus dem Hause Condé, der Prinz de Dombes, durch seinen Vater, den Herzog de Maine, ein Enkel Ludwigs XIV., befanden sich gleichfalls in Eugens Lager. Die jungen französischen Fürsten wußten wohl, daß sie in seiner besseren Schule des Krieges lernen konnten, und die Gefamungen persönlicher Hochachtung, welche nach dem Tode Ludwigs XIV. der Regent von Frankreich, Herzog Philipp von Orléans, Eugens unglücklicher Gegner in dem herrlichen Feldzuge des Jahres 1706, dem Prinzen folgte, erleichterten dem kriegslustigen Jünglingen ihren Wunsch, an dem Kampfe wider die Ungläubigen Antheil zu nehmen.

Alles deutete darauf hin, daß diejenigen, welche aus so weiter Ferne herbeigekommen waren, reichliche Entschädigung für die Beschwerden der Reise in dem Glanze der Kriegesthaten finden würden, welche vor ihren Augen sich entwickelten. Schon am 15. Juni recognoscirte Eugen in Person die Gegend um Belgrad. Denn er beabsichtigte, gleich eine solche Stellung einzunehmen, welche während der ganzen Belagerung unverändert beibehalten und gegen jeden feindlichen Ueberfall behauptet werden konnte. Zur Aufrechterhaltung seiner Verbindung mit den kaiserlichen Erbländern beschloß der Prinz, Brücken über die Donau und die Save zu schlagen. Eine Schwierigkeit aber, so versicherte er den Kaiser, die bei den früheren Belagerungen nicht vorhanden gewesen sei, bestände in den großen Morästen, welche früher die Donau gebildet habe, und die den Uebergang nach dem Banate zur Vertheilung des Proviantes wesentlich erschweren würden.

Schon an dem Tage, an welchem Eugen Belgrad recognoscirt hatte, begann er die Linien, welche sein Lager begrenzen sollten, aufwerfen zu lassen. Er beabsichtigte dasselbe vermaßen anzulegen, daß es Origrad von der Landseite völlig umschloß. Zur Linken sollte es an die Save, zur rechten an die Donau sich lehnen und die Brücken beherrschen, welche an diesen beiden Punkten über die Ströme geschlagen wurden. Die großen Schiffe stellte der Prinz zu beiden Seiten der Donaubrücke, ganz nah an derselben auf, um sie gegen die bei Belgrad befindlichen türkischen Schiffe zu schützen und wie durch das Lager einen Zugang vom Lande her, so einen solchen zu Wasser unmöglich zu machen.

Die Vorsicht, mit welcher Eugen zu Werke ging, zeigte, daß er die Schwierigkeit seiner Aufgabe völlig erkannte. Und dieselbe war denn auch in der That eine außerordentliche zu nennen. Die Stärke der Festung, die Anzahl der Mannen, die Wahrscheinlichkeit, daß die Pforte Alles daran setzen werde, Belgrad zu retten und mit einem übermächtigen Heere den Entsatz zu bewerkstelligen, ließ alles wirken zusammen, um ein Gelingen der Unternehmung noch immer als zweifelhaft erscheinen zu lassen. Aber trotzdem daß die Richtigkeit dieser Betrachtungen von Niemand bestritten werden konnte, glaubte doch keiner an ein Scheitern der großartigen Pläne Eugens, so mächtig war das Vertrauen, welches allgemein auf den Prinzen gesetzt wurde.

Belgrad zerfiel damals in drei Theile, das Schloß, die Stadt, und die Vorstädte. Die Stadt liegt hart an dem Einflusse der Sava in die Donau, so daß sie von beiden Flüssen bespült wird. Die Vorstädte erstrecken sich nach der Landseite zu, von einem Extreme zum andern in großer Länge sich ausdehnend. Das Schloß befindet sich zwischen der Stadt und den Vorstädten. Der Berg, auf welchem es steht, fällt steil ab gegen die Stadt, während er nach den Vorstädten hin sich nur allmählig senkt. Hier befanden sich denn auch, um die Seite, welche an und für sich die schwächste war, am besten zu schützen, die stärksten Befestigungswerke.

Die Anzahl der Besatzung betrug nahezu dreißigtausend Mann, für sich allein schon ein ziemlich bedeutendes Heer. Der Kern der Janitscharen bestand sich in Belgrad, und einer der tapfersten Führer der Osmanen, Muskasha Pascha, befehligte sie.

Aber nicht nur gegen den Feind, welcher in der Festung sich befand, war Vorsicht nöthig. Noch größerer bedurfte es wider das Heer, das der Großwesir Chasik bei Adrianopel zusammenzog. Schon kamen damals Gerüchte von der außerordentlichen Anzahl dieser Streitmacht zu Eugens Armee, und der Prinz mußte früher oder später auf einen furchtbaren Angriff von dorther gefaßt sein.

Um sich gegen denselben zu rüsten, bot Eugen all die Hülfquellen an, welche sein überlegenes Genie und seine reiche Erfahrung ihm gewährten. Seine erste Sorge war dahin gerichtet, das Lager, welches sein Heer einzunehmen, gegen Belgrad, mehr aber noch gegen außen hin stark zu befestigen. Die Umfassungslinien waren so hoch, die Gräben rings umher so breit,



der Verteidigungswerte so viele, daß das Ganze mehr einer Festung als einem Lager glich. Zahlreiche Oeffnungen, jedoch durch Raketens wohl geschützt, waren unverschlossen geblieben, um den Truppen die Möglichkeit zu bieten, das Lager mit Leichtigkeit zu verlassen und dem etwa heran-  
nahenden Feinde in freiem Felde zu begegnen.

Dies waren jedoch nicht die einzigen Vorsichtsmaßregeln, welche Eugen traf. Feldmarschall-Lieutenant Graf von der Hauben, der mit acht Bataillonen und zwei Reiterregimentern in Peterwardein zurückgeblieben war, erhielt Befehl, sich Semlin zu nähern und die türkische Besatzung von dort zu vertreiben. Und fünf Bataillone postirte Eugen unter dem Obersten Freiherrn von Reipertz an den Brückenkopf auf dem linken Donauufer, um den Uebergang und die Verbindung mit dem Lager zu sichern.

Am 1. Juli verließ der Feind Semlin, welches Feldmarschall-Lieutenant von Hauben zwei Tage später besetzte Am 5. Juli wurden zwei große kaiserliche Kriegsschiffe, St. Stephan und St. Franz genannt, welche unter dem Schiffscapitän Petarich Stork bei Semlin vor Anker lagen, von einer großen Menge türkischer Schiffe angegriffen. Die Unglücklichen setzten gleichzeitig an dem Einflusse der Save in die Donau viele Spahis und Janitscharen an's Land, um die Bewegungen ihrer Schiffe zu unterstützen. Die Feldmarschall-Lieutenants Hauben und Sedendorf warfen jedoch die Türken in ihre Fahrzeuge zurück, und auch die kaiserlichen Kriegsschiffe schlugen alle Angriffe der Feinde nutzlos ab. Ihr wackeres Verhalten wurde von Eugen in einem eignen, an den Schiffscapitän Stork gerichteten Schreiben anerkannt. Gleichzeitig sandte der Prinz auch ein drittes Schiff, St. Eugen genannt, sammt vier Eskadren zur Verstärkung dieses Postens ab<sup>77)</sup>.

Der Großwesir war unterdessen bei Rissa angekommen. Zu Semendria, Orsova, am der Morawa und längs der Donau, dann in der Moldau und Walachei sammelten sich beträchtliche Heeresabtheilungen. Der Feind machte Wien gegen Siebenbürgen, insbesondere aber gegen Karansebes vorzurücken. Eugen durchschaute den Plan, ihn von Belgrad wegzuloden; er war jedoch fest entschlossen, seine Stellung daselbst unerschütterlich zu behaupten. Zu diesem Ende mußte sich das Corps des Feldmarschall-Lieutenants Hauben verschanzen, zur Deckung der Brücken über die Donau

und Gasse wurden neue Arbeiter angeworben, verschiedene Verbindungsbrücken über einige Moräste geschlagen und die Befestigungen des Lagers durch neue Linien vervollständigt<sup>25)</sup>.

Um die Umschließung der Festung zu vollenden, wurde der General der Cavallerie Graf Metch mit dem Befehle abgeordnet, den Feind aus seiner Verschanzung an der Spitze der kleinen Insel zu vertreiben, welche Belgrad gegenüber die Danawitz mit der Donau bildet. Als aber Metch an die Vollführung seines Auftrages schreiten wollte, welcher der ausgedehnten Moräste wegen, aus denen fast einzig und allein die Insel gebildet war, die größten Schwierigkeiten bot, wurde er in Folge der Anstrengung und Aufregung von einer Art Schlagfluß betroffen, welcher Geist und Gehör ihm raubte und nur geringe Hoffnung auf seine Wiederherstellung übrig ließ. Sollte aber diese auch erfolgen, so werde er, meinte der Prinz, jedenfalls den ganzen Feldzug hindurch nicht zu dienen im Stande sein.

In dem Schreiben, in welchem Eugen dem Kaiser diesen bedauerlichen Vorfall anzeigt, rühmt er Metch's Verdienst in den anerkanntesten Ausdrücken. Neben dem ausgezeichneten militärischen Eigenschaften im Allgemeinen, welche Metch zieren, sei insbesondere sein Benehmen den letzten Winter hindurch, wo er zugleich mit dem beschwerlichen Commando über die Grenzpositionen gegen den Feind, die Verwaltung eines neu gewonnenen Landes einzurichten und die Vorbereitungen für den gegenwärtigen Feldzug zu leiten gehabt habe, des höchsten Lobes werth. Sein unermüdeter Eifer und seine seltenen Thätigkeit hätten sich neuerdings glänzend gezeigt. Der ihm zugefallene Unfall sei daher doppelt zu beklagen, weil er dem Dienste des Kaisers zum Schaden gereiche, und Metch's Beihülfe in Rath und That dem Prinzen entgehe<sup>26)</sup>.

Je lebhafter die Klage Eugens über den Unfall war, welcher Metch betroffen hatte, um so sträubiger begrüßte er den Umstand, daß seine Befürchtungen sich nicht erfüllten. Schon am 16. Juli konnte er dem Kaiser Metch's völlige Wiederherstellung anzeigen, indem ihn das Uebel, welches ihn befallen hatte, ebenso schnell wieder verließ als es gekommen war.

Die plötzliche Entfernung ihres Führers, mehr aber noch die Unzugänglichkeit des Schlammbodens, welcher die Insel bildete, ließen die Unternehmung gegen die stützliche Verschanzung für jetzt unausführbar

erscheinen. Man begnügte sich einstweilen damit, gegen dieselbe Redouten anzulegen und darin Posten zu fassen.

Am Abend des 13. Juli 1717 brach wirklich ein so furchtbarer Orkan über Belgrad und dessen Umgegend herein, daß die Brücken über die Donau und Save fast ganz zerrissen und viele der Schiffe, aus denen sie erbaut waren, von der Strömung fortgetragen wurden. Andere Schiffe, mit Proviant und Pulver beladen, scheiterten. Eine türkische Halbgalette mit drei Kanonen wurde an die kaiserlichen Eschauten getrieben. Die Mannschaft hatte sich wahrscheinlich früher von dem Schiffe gerettet, denn kein Mensch war an Bord der Galeere, als die Eschauten sich derselben bemächtigten. Wohl aber wurden Reiter, Turban und andere Gegenstände, ja sogar zwei Hofschweife auf derselben gefunden.

Die Verwirrung, welche nach der Meinung des Feindes der Sturm in dem kaiserlichen Lager angerichtet haben mußte, wollten die Türken nicht unbenußt vorübergehen lassen. Sie setzten jehatarfent Mann an das schwächste Ufer der Save, und hofften die Brücke völlig zu zerstören, die Schanze aber erobern zu können. Mit großem Geschrei drangen sie gegen die letztere vor. Ein heftiger Hauptmann aber, dessen Namen die Geschichte leider nicht aufbewahrt, widerstand mit dem kleinen Haufen von sechzig Mann, die er befehligte, mit größter Unerbittlichkeit, bis Generalmajor Graf O'Donoghue ihm mit zwei Grenadier-Compagnien zu Hülfe kam. Der Feind wurde zurückgetrieben und sein Vorhaben völlig vereitelt. Das Benehmen der Truppen aber, welche im Gefechte gewesen, fand von Eugens Seite rühmendste Anerkennung <sup>20)</sup>.

Ebenso wie dieser Angriff, so wurde, wenigleich nach hartnäckigerem Kampfe und mit größerem Verluste von beiden Seiten, ein Ausfall zurückgeschlagen, welchen am 17. Juli die Janitscharen auf Eugens Lager unternahmen. Sie warfen sich auf die noch nicht vollendeten Arbeiten der Kaiserlichen in der Nähe der Donau. Generalfeldmarschall Graf Marsigli wollte ihnen entgegen, um ihnen den Uebergang über eine Brücke zu bestreiten, welche sie passieren mußten. Oberst Graf Rudolph Heister aber, des Feldmarschalls Ältester Sohn, widersetzte sich dem. Er behauptete, die Türken müßten in den Laufgräben erwartet werden. Denn man dürfe die Truppen nicht dem furchtbaren Feuer aus dem Plaze preisgeben, welches sie sicher in Unordnung bringen würde. Dieser Zwiespalt zwischen dem

Führern ließ sie den günstigen Zeitpunkt versäumen. Mit fürchterlichem Mordgeschrei warfen die Janitscharen sich auf die kaiserlichen Soldaten, welche vergeblich des Commandowortes aus dem Munde ihrer Oberen harrten. Zu spät war es, daß Karfigli und Heister sich mit Todesverachtung der höchsten Gefahr ansetzten. Schon fielen, ihre Truppen wandten sich zur Flucht. Da flohen, von Eugen gesendet, zweihundert fünfzig Kürassiere von dem Regimente Prinz Philipp von Hessen-Darmstadt \*) zur Rettung ihrer Waffenbrüder herbei. Mit wildem Ungestüm stürzte sich ihr Führer, der Oberstlieutenant Freiherr von Wiglio, von seinen wackeren Reitern gefolgt, auf den siegestrunkenen Feind. Nichts half die Gegenwehr der Janitscharen, nichts das ununterbrochene Feuer aus der Festung und von den türkischen Schiffen. Die Feinde wurden geworfen und theils von den Pferden zertritten, theils in die Donau gelagt. Das anfangs geschlagene Fußvolk setzte wieder Muth; durch neu ankommende Scharen verstärkt, folgte es der Cavallerie, und um die Ehre des Kampfes nicht den Reitern allein zu überlassen, trat die Infanterie bis an die Brust in das Wasser, um so viele der Feinde niederzumachen als noch erreichbar waren.

Eugen aber, immer bereit, jede tapfere That nach Verdienst zu würdigen, priß in seinem Berichte an den Hof das heldenmüthige Benehmen der kaiserlichen Cavallerie. Insbesondere war es deren wackerer Oberstlieutenant Freiherr von Wiglio, dessen Umsicht und Muthschreie die Prinz selbst anrühmte. Er bat den Kaiser, ihn zum Obersten zu ernennen, damit durch dieses Beispiel auch Andern zu derlei „herrlichen Thaten“ angefeuert würden \*\*).

Eugen zweifelte nicht, daß die Besatzung zu ihrem Ausfalle durch das Verlangen bezogen worden sei, die Vollenbung der Batterien zu hindern, welche sich im Bau befanden und aus denen sie bald eine heftige Beschießung zu erwarten hatte. Aus dem Bagstöße der Türken konnte Eugen ersehen, welchen Werth sie auf die Verzögerung der Belagerungsarbeiten legten. Graub genug für den Prinzen, um dieselben aus allen Kräften zu beschleunigen. Fünf Tage nach dem Ausfalle ließ er das schwere Geschütz in die Batterien einführen. Furchtbar war die Wirkung der unangesehnen Beschießung, welche nun begann, und schrecklich die Zerstörung, die sie in den engen Straßen und an den schlecht gebauten Häusern anrichtete.

Die letzten ersten Tage hindurch wurde das Gestrüch von der Besatzung mit Nachdruck erwidert. Aber nach und nach erlahmte es zusehends. Viele Kanonen waren demontirt, manche Batterien ganz zerstört, und am 30. Juli glück Belgrad, von der Wasserseite gesehen, einer ungeheuren Ruine, während nach der Landseite hin die weit stärkeren Befestigungswerke, die sich dort befanden, auch größeren Widerstand geleistet hatten.

Durch die furchtbare Wirkung des Bombardements wurde der Muth der Besatzung noch tiefer herabgestimmt worden sein, wenn ihn nicht die Hoffnung auf baldigen Entsatz wieder aufrecht erhalten hätte. Schon früher war es ihr nicht verborgen gewesen, daß der Großwesir bei Rissa ein furchtbares Heer sammelte, um Belgrad zu retten. Schnelldringend hatte die Besatzung schon lange seiner Ankunft entgegen gesehen. Nun aber erhob sich lauter Jubel in der Stadt, als am 30. Juli von den Thinnen des Schlosses die Vorhut des türkischen Heeres sichtbar wurde. Aus leichtberittnen Spahi's gebildet, rückte sie gegen den linken Flügel des kaiserlichen Lagers an und bestand dort ein Schermägel mit den Husaren und Serben, welche unter Eugen bluteten <sup>23)</sup>.

Am folgenden Tage begannen die Türken in der Entfernung eines schwachen Kanonenschusses von Eugens Heere gleichfalls ein Lager zu schlagen. Die ungeheure Menge rother und grüner Zelte, welche die Anhöhen bedeckten, bot einen bunten, fast heiteren Anblick dar. Sie wurden von dem Fußvolke eingenommen; die Reiterei aber stand auf der rechten und linken Flanke. Tagelang waren die Pferde gefastet und gezäumt, so daß man jeden Augenblick eines Ueberfalles gewärtig sein mußte. Die Türken beschränkten sich jedoch darauf, dem Posten gegenüber, welchen das kaiserliche Regiment Regal einnahm, eine Batterie zu errichten. Um dem Feinde derselben wirksam zu begegnen, that Eugen befehlen <sup>24)</sup>.

Ihrer ersten Batterie ließen die Türken bald mehrere andere folgen, und sie begannen nicht nur Eugens Lager stark zu beschleßen, sondern sie legten auch Laufgräben wider dasselbe an und näherten sich ihm binnen zwölf Tagen auf die Entfernung von sechshundert Schritten. Eugen vermuthete, daß der Feind schon aus dem Grunde nicht zu lange mit dem Angriffe auf das kaiserliche Lager zögern werde, weil er für die ungeheure Anzahl seines Heeres, welches auf zweimalhunderttausend Mann geschätzt

wurde, in der Stellung, in der er sich befand, nicht genug Lebensmittel zu beziehen vermochte<sup>40</sup>).

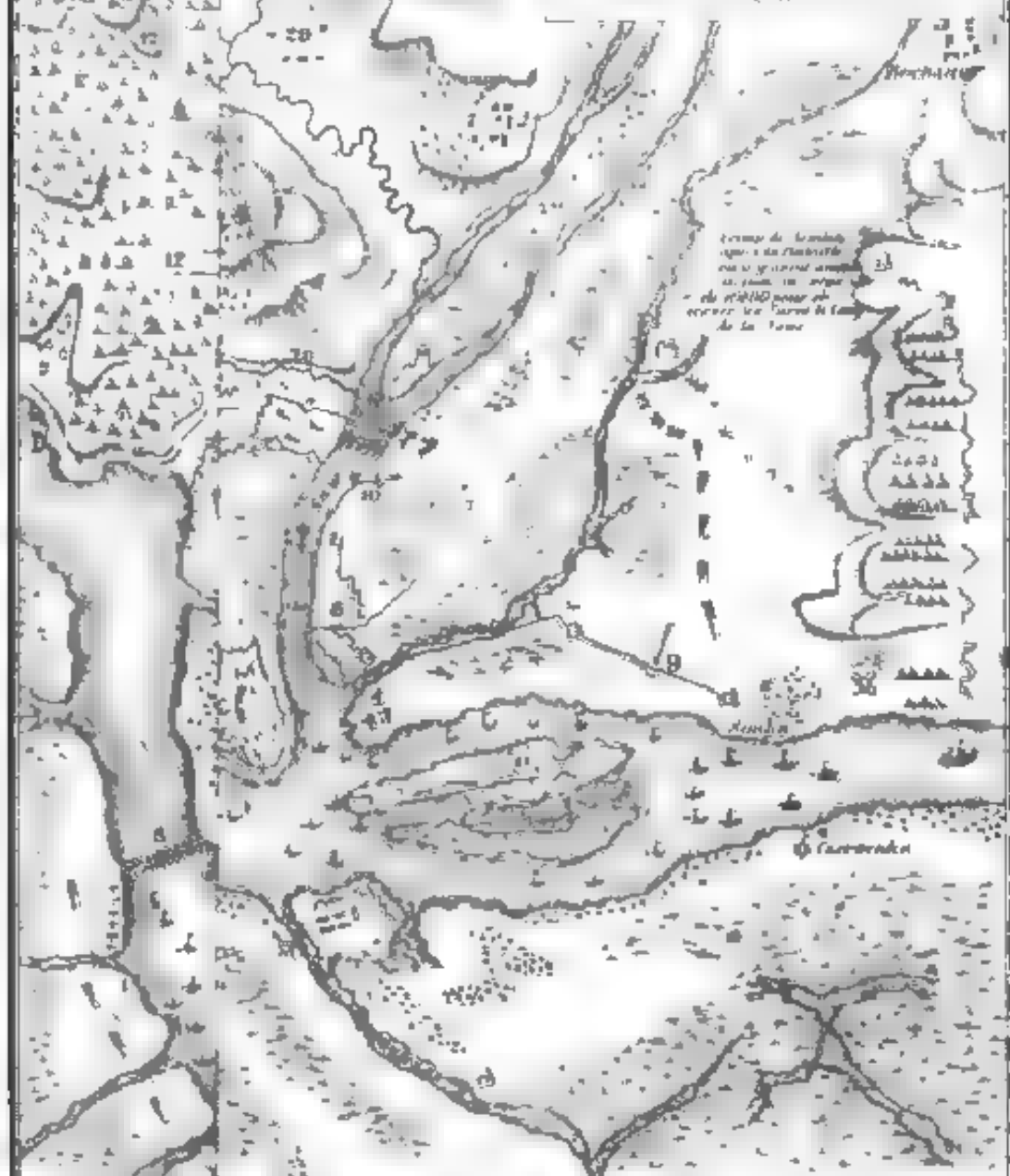
Es ist kein Zweifel, daß Eugen sich damals in einer höchst kritischen Lage befand. Zur rechten und zur Linken war er von zwei großen Flüssen eingeschlossen, über welche der Uebergang im Angesichte der feindlichen Kräfte nicht bewerkstelligt werden konnte. Vor sich hatte er eine starke Festung, mit einer zahlreichen Garnison versehen, hinter sich ein feindliches Heer, dem seinigen um mehr als die Hälfte überlegen. Die türkische Armee war noch uner schöpft, indem ihre Truppen weder Mümpfe noch Beschwerden ausgesprochen hatten, während Eugens Heer durch beide ermattet und vermindert war.

Unter solchen Umständen schien es schwer, sich aus der gefährlichen Stellung zu befreien, in die man gerathen war, und schwerer noch, den ausgesprochenen Endzweck des Feldzuges, die Eroberung Belgrads zu erreichen. Hierin aber hielt Eugen mit jähem Ansatze fest, und trübtelei Besorgniß, so begünstigt sie sich auch darstellen mochte, konnte ihn zu einem Aufgeben seines Planes bewegen. „Entweder werde ich mich Belgrads, „oder die Türken werden sich meiner bemächtigen,“ soß Eugen gesagt und damit seinen unerschütterlichen Entschluß angedeutet haben, an die Eroberung der Festung alles, selbst das höchste zu wagen.

Um seinen Zweck zu erreichen, boten dem Prinzen drei verschiedene Wege sich dar. Entweder mußte er in seinem Lager ausbleiben, die Angriffe des Großwesirs so gut als möglich zurückweisen und zu gleicher Zeit die Belagerungsarbeiten mit größter Anstrengung fortsetzen, somit im Angesichte des türkischen Herres Belgrad erobern. Oder der Prinz suchte den zu erwartenden Angriff des Großwesirs in eine allgemeine Schlacht zu verwandeln, den Feind auf's Haupt zu schlagen, ihn zum Rückzuge zu zwingen und Belgrad dann ungehindert zu nehmen. Endlich aber konnte Eugen den Feinde umhorkommen, ihn angreifen und besiegen, mit so weit einem einzigen Kühnen Streiche der schwierigen Lage in der er sich befand, ein Ende machen.

In dem Lager ausbleiben, wurde durch den Schaden, welchen das furchtbare Feuer des türkischen Herres überall anrichtete, fast unmöglich gemacht. So heftig war die Beschießung, daß die gesicherten Punkte von den Kugeln erreicht wurden, dieselben sogar in das Zelt des Karpringen von Bolezn schlugen und Eugen ihn und andere vornehme Freiwillige

**PLAN**  
de la ville de  
**BELGRADE** et de son **ATTACHE**  
faite par l'armée de S.M.J.C.  
commandée par  
**S.A.S. le Prince Eugène de Savoye,**  
le premier camp des Turcs.  
la fameuse bataille gagnée le 16 Août 1717.



Les Turcs ne s'y attendirent  
à rien, et furent surpris de la  
rapidité pour observer l'ennemi  
qui se disposait sans les attendre  
à leur venir à bout de leurs  
places de munitions et d'ordre  
de l'ennemi et après la  
bataille l'ennemi  
fut vaincu.

- 21 Les Turcs par une Montagne au nord
- 22 Les Turcs par les S.A.S. le Prince Eugène ont vu la  
ville de Belgrade et l'ennemi pour se  
mettre à la tête de sa glorieuse armée
- 23 Les Turcs ont vu l'ennemi et l'ennemi a commencé  
à l'ennemi à commencer
- 24 Les Turcs ont vu l'ennemi et l'ennemi a commencé  
à l'ennemi à commencer
- 25 Les Turcs ont vu l'ennemi et l'ennemi a commencé  
à l'ennemi à commencer





bereden mußte, sich jenseits der Sade zurückzuziehen. Auch Krankheiten rissen im Lager ein, die Ruhr raffte viele Soldaten weg, selbst Eugen wurde von ihr, wenngleich nur in geringerem Grade ergriffen, und der Feldmarschall Peister, ebenfalls erkrankt, ließ sich nach Semlin, und von da weiter zu Schiff in sein Generalat nach Raab bringen.

Welcher Nachtheil war zu befürchten, wenn Eugen die Schlacht bis auf den Augenblick zu verzögern sich entschloß, in welchem er vom Großwesir angegriffen werden würde. Der türkische Feldherr konnte damit warten, bis der Schaben, den das Bombardement anrichtete, bis das Ueberhandnehmen der Krankheiten das kaiserliche Heer zum Kampfe noch unthätiger gemacht hätte. Es war zu erwarten, daß der Angriff von Seite des Großwesirs zu gleicher Zeit mit einem allgemeinen Ausfalle der Belagerung unternommen werden würde. Zwischen zwei so starken Gegnern, zwei so furchtbaren Heeren wäre kaum auf glücklichen Widerstand, und weit weniger noch auf einen Sieg zu hoffen gewesen.

Unter diesen Umständen beschloß der Prinz dasjenige zu thun, was das Mächtigste, gewiß aber auch das Nützlichste war, dem Feinde zuvorzukommen, ihn anzugreifen, mit Gottes Hülfe zu schlagen und dann Belgrad zu nehmen. Wegen seine Gewohnheit versammelte er die vornehmsten seiner Generale zum Kriegsrathe und legte ihnen seine Meinung vor. Niemand widersprach und es wurden nun für den folgenden Tag, den 16. August 1717, die Vorschriften für die Schlacht ertheilt \*).

Sieben Regimenter Cavallerie und acht Bataillone mit vier Grenadier-Compagnien wurden bestimmt, die Laufgräben gegen die Stadt zu bewachen. Feldmarschall-Lieutenant Graf Browne de Samus führte über das dortige Fußvolk, Feldmarschall-Lieutenant von Blaud über die Reiterei das Commando.

Drei Bataillone mit eine Anzahl unberittener Dragoner hatten im Lager zurückzubleiben und daselbst besetzt zu halten. Die ganze übrige Streitmacht sollte zu dem Angriffe auf das Heer des Großwesirs verwendet werden. Die Infanterie hatte das Centrum, die Reiterei aber die beiden Flügel zu bilden. Die Erstere stand unter den Befehlen des Feldmarschalls Prinzen Alexander von Württemberg, die Letztere unter dem Feldmarschall Grafen Johann Bálffy. Unter dem Prinzen von Württemberg commandirten im ersten Treffen die Festzeugmeister Maxi-

milan Starzenberg und Joseph Harrach, im zweiten der Prinz von Bedera.

Unter Pálffy aber befehligten die Generale der Cavallerie Eberzbühl und Metch am rechten, Montecucoli und Martigny am linken Flügel. Feldmarschall-Vicutenant Freyherr von Sedendorf stand mit fünfzehn Bataillonen als Reserve hart an der Circumvallationslinie mit dem Auftrage, eilrig bereit zu sein, dort verwendet zu werden, wo die Noth es erforderte.

Außer der allgemeinen Disposition für ihre Aufstellung erhielt die Armee auch noch eine besondere Unterweisung für das Benehmen während der Schlacht<sup>27)</sup>. Den Offizieren wurde eingeschärft, ihre Anordnungen mit Ruhe und Kaltblütigkeit, „ohne Geschrei und Ungehör“ zu ertheilen, und den Soldaten zu deren Vollziehung Zeit zu lassen, damit sie nicht durch Ueberhastung in Verwirrung gerathen. Niemand dürfe, weder Offizier noch Soldat, ohne ausdrücklich erhaltenen Befehl auch nur ein Haarbreit weichen von dem ihm angewiesenen Posten, Niemand, bei Todesstrafe, nicht auf Distanz oder Plünderung ausgehen. Die Reiterei solle außer im Falle dringendster Nothwendigkeit nicht schießen, das Fußvolf aber, weil es überall mit der Cavallerie vermischt sei, streng dazu angehalten werden, ein beständiges Feuer zu unterhalten, indem die Erfahrung lehre, daß die Türken sich leichter durch ununterbrochene Fortsetzung, als durch die Stärke des Feuers in Schrecken versetzen lassen.

Endlich sei der Soldat darauf aufmerksam zu machen, daß man mit Türken, Tartaren und dergleichen schüchtern Feinden zu thun habe, von denen, wenn man nur fest zusammenhalte in enggeschlossenen Reihen, wenig zu besorgen sei. Niemand solle daher auf eigene Faust auch nur die mindeste Bewegung machen, sondern Jeder blindlings den Befehlen der Generale und Offiziere folgen und ihnen vertrauen, daß sie dasjenige anordnen werden, was allein das zweckmäßige sei.

Noch war die Witternacht nicht eingetreten und schon rührten in tiefem Schweigen, jedes Geräusch behutsam vermeidend, auf dem rechten wie dem linken Flügel die kaiserlichen Reiterregimenter durch die Oeffnungen der Circumvallations-Linien in das freie Feld, sich dort in Schlachtlinie zu stellen. Ihnen folgte das Fußvolf. Es war ein Uhr Morgens, als das erste Treffen sich in Bewegung zu setzen bereit war. Die Nacht war hell und

Nat und es mußte befürchtet werden, daß der Marsch des kaiserlichen Heeres den feindlichen Wachen nicht lange verborgen bleiben werde. Da fiel, als sich der Morgen nahte, ein so dichter Nebel ein, daß man bald auf zehn Schritte nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Eingeßüllt in diesen Schleiher, begann das Heer gegen die feindlichen Verschanzungen vorzurücken.

Bald aber erwielt sich das, was bisher zum Schutze gedient hatte, als wesentliches Hinderniß. Der Nebel machte es so ganz unmöglich, sich zurecht zu finden, daß die Reiterei des rechten Flügels unter Pálffy trotz höchster Vorsicht doch den ihr vorgezeichneten Weg verfehlte und plötzlich auf einen von den Türken neu begonnenen Laufgraben stieß. Auf beiden Seiten war die Ueberraschung nicht gering. Aber schnell gefaßt griffen die Türken zu den Waffen und empfingen die kaiserliche Kavallerie mit einem heftigen Gewehrfeuer. Die türkische Reiterei stieg zur Unterstützung ihrer Kameraden herbei. Der Lärm verbreitete sich durch das ganze feindliche Lager. Die Osmanen eilen sich in Schlachtordnung zu stellen. Ihnen gegenüber suchen auch die Kaiserlichen ihre Reihen noch fester zu schließen. Der anhaltende Nebel verhindert sie aber, überall die ihnen angewiesenen Posten auch wirklich einzunehmen. Weil das Fußvolk Befehl hatte, sich an die Reiterei zu halten, diejenige des rechten Flügels aber zu weit rechts gerüthet war, so geschah es, daß auch ein Theil der Infanterie die vorgezeichnete Richtung verlor, sich zu weit nach rechts wandte und hiernach im Centrum ein leerer Raum entstand, weit genug um das Eindringen mehrerer türkischer Bataillone möglich zu machen.

Inzwischen war das Gefecht auf dem rechten Flügel, wo es sich zuerst entpinnen hatte, immer heftiger geworden. Tapfer wurde von beiden Seiten gekämpft, so daß es eine Zeit lang zweifelhaft erschien, für wen der Erfolg sich entscheiden werde. Da ritt der General der Cavallerie Graf Mercy mit der Reiterei des zweiten Treffens dem Grafen Pálffy zu Hülfe. Die Feinde wurden aus ihrer Stellung vertrieben, sie wichen zurück. Doch formirten sie ihre Reihen von neuem. Nun drang das kaiserliche Fußvolk, von Maximilian Starbemberg geführt, in fest geschlossenen Gliedern wider sie vor. Mit unabweislichem Nachdruck in der Fronte angegriffen, von der Reiterei in der Flanke gepackt, widerstanden die Türken nicht länger. Sie flohen und ließen ihre Batterien in den Händen der christlichen Krieger zurück.

Während dieß auf dem rechten Flügel geschah, war der Kampf die Schlachtlinie entlang allgemein geworden. Noch aber hatte der Rebel sich nicht gehoben, er schien vielmehr von Minute zu Minute dichter zu werden, so daß nur schwer unterschieden werden konnte, wo Freunde, wo Feinde standen. Es blieb daher der kaiserlichen Infanterie des linken Flügels nichts übrig als langsamen Schrittes und dicht geschaart gegen die feindlichen Stellungen vorzudringen. An den Laufgräben angekommen, nahen sie dieselben im Sturme an und füllte sie mit den Leichen erschlagener Feinde.

Inzwischen waren aber auch die Türken nicht ruhig stehen geblieben, sondern dort, wo sie auf hohen Wällen standen, immer weiter vorgegangen. So kam es, daß sich ein zahlreicher Haufen derselben zwischen den beiden Flügeln der kaiserlichen Armee befand, die völlig von einander getrennt waren. Die Ungläubigen aber, welche des dichten Rebels wegen ihre Stellung nicht zu beurtheilen vermochten, versäumten es auch aus demselben Vortheil zu ziehen.

Da zerriß plötzlich, es mochte gegen acht Uhr Morgens sein, einige leichte Windstöße die Rebelschirer, die auf dem Schlachtfelde lagen. Raum war die Stellung der Feinde und seine eigene eigene Bilden enthüllt, als er auch schon die furchtbare Gefahr erkannte, in welcher er schwebte. Dieß aber waren eben die herrlichsten Momente der Enthaltung seines Gemüths, welches ihn in unvorhergesehener Lage das einzig Richtige erkennen und dem im ersten Augenblicke gefaßten Entschlusse im zweiten schon mit unübersehblicher Energie ausführen ließ.

Nicht so bald sah der Prinz Wäberblick, daß die Türken, welche in ihrem Centrum am dichtesten geschaart waren, den Vortheil, den ihnen der Zufall geboten, mit aller Macht zu benützen suchten und den rechten Flügel in der Platte anzugreifen sich beeilten, als Eugen sich in Person an die Spitze des zweiten Treffens stellte, welches der Prinz von Bayern befehligte. Dem Kampflust befeuert, drangen seine tapferen Krieger im Sturmschritte vor, und warfen sich mit Ungestüm auf den Feind. Der aber war nicht gesonnen, den erlangenen Vortheil so rasch wieder aufzugeben. Ein furchtbares Gemischel entspann sich. Da warf Eugen, während das Fußvolk den Feind wiederholt in der Fronte angriff, sich mit der Reiterei in die Planken derselben. Die Osmanen wichen, muthig drangen die Kaiserlichen

nach, die Verbrennung der Schloßthür wurde erneuert, die Stellung der Türken in ihrer ganzen Länge erhalten.

Eine einzige feindliche Batterie war noch übrig, aus achtzehn schweren Geschützen bestehend, im Centrum der türkischen Position gelegen. In dichten Reihen schauerten die Janitscharen sich in und um die Batterie. Nur mit ihrem Leben schienen sie dieselbe lassen zu wollen. Zehn Grenadiercompagnien und vier Bataillone, deren Flanken durch zwei Reiterregimenter gedeckt waren, beorderte Eugen zum Sturm auf die Batterie. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, eng an einander gedrängt, einer Mauer gleich drangen sie vor. Ohne es mit einem Schusse zu erwidern, hielten sie das mächtige Feuer der Batterie mit Gelassenheit aus. Bei derselben angekommen, stürzten sie sich mit gefälltem Bajonnet auf die Schube. Nichts vermochte dem nachdrücklichen Angriffe auf die Länge zu widerstehen. Nach tapferer Gegenwehr räumten die Janitscharen die Batterie und dieselbe blieb in den Händen ihrer Gegner.

Bald hatte der Feind auch auf dem linken Flügel seine letzten Posten verloren, und kaum war dies geschehen, so verließ er in Eile sein verschanztes Lager. Es war neun Uhr vorüber als Prinz Eugen, der glückliche Sieger, sein tapferes Heer auf den erstürmten Anhöhen aufstellte. In das feindliche Lager führte er dasselbe noch nicht, wohl in der gerechten Befürchtung, daß es schwer wäre, die Soldaten bei dem Abblitz der reichen Beute von Unordnungen abzuhalten. Der noch immer doppelt so starke Feind wollte zurückkehren und dem christlichen Heere den gewonnenen Sieg nochmals streitig machen. Der Donner der kaiserlichen Geschütze begleitete die leichte Cavallerie aber verfolgte die flüchtigen Osmanen. Die ungarischen Reiter und das serbische Landvolk fügten ihnen noch beträchtlichen Schaden zu <sup>29</sup>).

Erst als Eugen die sich zertheilende türkische Armee völlig aus den Augen verloren hatte, gestattete er, daß von jeder Truppenabtheilung eine gewisse Anzahl Soldaten in das feindliche Lager ging, um für sich und ihre Kameraden Beute zu machen. Ausserordentlich groß war die Menge, die an Gegenständen aller Art sich beisammen vorfand. Gegen zweihundert Geschütze, ein und fünfzig Fahnen, neun Rosschweife bildeten die Kriegstrophäen. Der Verlust der Türken an Tödteten und Verwundeten belief sich auf zwanzigtausend Mann.

Es ist leicht begreiflich, daß ein so außerordentlicher Erfolg nicht ohne bedeutende Opfer erlangt werden konnte. Ueber 1500 Tote, unter ihnen der Graf von der Hauben und der älteste Sohn des Feldmarschalls Johann Václav bezeugen das Schlachtfeld. Feldmarschall-Lieutenant Fürst Joseph Anton Lobkowitz \*) starb nach der Schlacht an seinen Wunden. Die Generale der Cavallerie Oberstcapl und Montecuccoli, die Generalfeldwachtmeister Grafen Ed. Franz Wallis, Ottavio Starhemberg, Locatelli und Dalberg waren unter den Verwundeten, deren Gesamtzahl 3500 Mann betrug. Eugen selbst hatte einen Streifschuß am Arme erhalten.

Schon in dem Augenblicke, in welchem die Wagschale des Kampfes sich für Eugen zum Siege neigte, sandte der Prinz von dem Schlachtfelde hinweg einen seiner Heblinge, den Generalfeldwachtmeister Grafen von Haxthausen, mit der Freudenbotschaft an den Kaiserhof. Je größer die ängstliche Spannung gewesen war, mit der man in Wien Eugens gefährliche Lage beobachtet hatte, um so ungemeineter war mit der Jubel, mit welchem die Nachricht von dem gewonnenen Siege aufgenommen wurde. Als General Haxthausen nach damaliger Sitte unter den fröhlichen Passanten der ihm voranziehenden sechs Postkutsche sich von der Kutsche weg, wo er dem Kaiser Bericht erstattet hatte, durch das Ackermärker in die Stadt, und über den Graben und den Kohlmarkt noch der Burg begab, um den beiden verwitweten Kaiserinnen die erfreuliche Botschaft zu bringen, da war der Zusammenlauf des jubelnden Volkes so groß, daß Haxthausen kaum sein Pferd durch die Menge zu führen vermochte. Jeder Mund strömte über von dem Lobe des Prinzen, seine zahlreichen Kletter und Adler schwiegen beschämt, und die Freude erreichte den höchsten Grad, als wenige Tage darauf durch die Nachricht von Belgrads Fall, von dem Obersten Grafen Radetzky überbracht, die frühere Siegesstunde noch vervollständigt wurde.

Schon am Tage nach der Schlacht hatten die Vertheidiger von Belgrad, obgleich nach Eugens Ausruf eher noch ein Heer als eine Besatzung zu nennen, wohl zu schnell dem niedererschlagenden Eindrucke sich hingebend, welchen die Vereitelung des so nahe geglaubten Entsatzes auf sie hervorbrachte, zwei Offiziere an Eugen entsendet und auf den Abschluß einer Capitulation angetragen. Oberst Graf Wilschütz erhielt den Auftrag, mit Beistande eines Dolmetschers die Vertragspunkte aufzusuchen. Die Capitulation von Lamedwar wurde demjenigen Belgrade zu Grunde gelegt. Am

18. August kam der Vertrag zu Stande, durch welchen der Besatzung und den Einwohnern freier Abzug bewilligt ward. Noch an demselben Tage wurde Eugen's Truppen ein Thor der Festung eingeräumt. Am 22. August 1717 war Belgrad völlig von den Angländern verlassen und in Eugen's Besitz. Wegen sechshundert Geschütze, die ganze Donauflotte, eine außerordentliche Menge Munition fielen in die Hände des Siegers.

Der Generaladjutant Graf Strun, welcher die eroberten Bezeichnungen nach Wien überbrachte, hatte gleichzeitig den Auftrag, des Prinzen ausführlichen Schlachtdbericht dem Kaiser vorzulegen. Mit den würdevollen Ausdrücken gedenkt darin der Prinz „der ungemein lobenswerthen Aufführung, des unerschrockenen Muthes und der fest nie erlöschten Harnschaffen „Tapferkeit“ seiner Armee. Er bedauert unter den vielen Tritten für jetzt nur wenige namhaft machen zu können. Für einige aus ihnen aber erlaubt er sich Belohnungsanträge zu stellen. Dem Feldmarschall Grafen Palli empfiehlt er dringend zur Befriedigung seiner Ansprüche an den Staatsschatz. Für den Prinzen Alexander von Württemberg bittet er um Verleihung des Commando's von Belgrad, „auf daß ihm in seiner mittellosen „Lage etwas geholfen werde.“ Dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Veterani schlägt er zum Inhaber des erledigten Regiments Regal vor, dessen bisheriger Inhaber an einer noch während der Belagerung empfangenen Wunde gestorben war. Dem Grafen Ludwig Anton von Hedenhaller, den nachmaligen berühmten Feldmarschall, beauftragt er, was damals als große Auszeichnung galt, zum Obersten seines eigenen Dragoner-Regimentes. Das des Fürsten Lobkowitz bittet Eugen dessen jüngerem Bruder Georg Christian Lobkowitz zu verleihen. Denn obwohl derselbe noch viele gleichfalls verdiente Offiziere vor sich habe, so seien doch die Verdienste seiner Familie, diejenigen seines gefallenen Bruders, seine eigenen guten Eigenschaften und der Umstand, daß er das Regiment durch einige Jahre wohl commandirt, um so ansehnlichere Gründe ihm dasselbe zuzuwenden, als in dieser Hüllen nicht leicht ein Fremder vorgezogen zu werden pflege“).

Fast Zeit war es, daß Belgrad fiel, denn noch hatte der Prinz nicht Besitz genommen von der eroberten Festung, so kamen ihm schon von verschiedenen Seiten dringende Hilferufe zu. Feldmarschall Graf Strunke meldete, daß ein feindliches Corps von fünfzehntausend Mann durch die

Wolken im Siebenbürgen eingefallen und von da nach Oberungarn ver-  
gebrungen sei. Man vermuthete die Anwesenheit ungarischer Insurgenten  
bei diesem Corps. Feldmarschall-Lieutenant Graf Alexander Karolvi, der  
bei Szathmar stand, rettete sich von Schrecken erfüllt hinter die Theiß.  
Denn er wußte wohl, daß wenn er seinen ehemaligen Gefinnungsgegnern  
in die Hände fiel, sein Schicksal ein wenig erfreuliches sein würde <sup>47)</sup>.

Lebhaft waren die Klagen, in welchen sich die Befehlshaber der um-  
liegenden Festungen, Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Salzer in  
Großwardein, und Oberst Baron Rudländer in Fehé, wider Karolvi  
erzählten. Obgleich ihm die Sicherstellung von Oberungarn anvertraut  
worden sei, so habe er doch nur an seine eigene gedacht. Rußig sehe er zu,  
wie die Feinde Marktflecken, Dörfer und Kirchen berauben, alles verheeren  
mit Feuer und Schwert, tausende gefangen mit sich fortzschleppen und alle,  
die ihren Marsche nicht zu folgen vermögen, schonungslos niederhauen.  
Würde Karolvi ihn nur mit hundert Husaren unterstützen, schrieb Oberst  
Rudländer, so wolle er dem Feinde, von welchem kaum der letzte Theil,  
und dieser nur mit Bogen und Pfeilen oder schlechten Säbeln und Sägen  
bewaffnet sei, wohl eine tüchtige Schlappe anzuhängen im Stande sein <sup>48)</sup>.

Alsogleich entsandte Eugen den Feldmarschall-Lieutenant von Blau  
mit zwei Reiterregimentern nach Siebenbürgen. Derselb ging mit zwölf  
Bataillonen und acht Cavallerie-Regimentern nach dem Banat zurück, um  
dasselbe vor feindlichen Einfällen zu schützen, und wenn es nöthig befanden  
werden sollte, noch Truppen an Steinville abzugeben. Der General der  
Cavallerie Graf Dietrich abers verfügte sich mit vier Regimentern Reiterei  
über Banatona und kam gerade nach Oberungarn, um den Feind von  
weiterem Vordringen abzuhalten.

Der Anmarsch der kaiserlichen Truppen bewog das feindliche Corps  
unterstellt noch der Türfel zurückzugehen. Aber unermesslich war der  
Schaden, welchen es in dem armen Lande angerichtet hatte, das kaum noch  
begonnen, sich von den furchtbaren Verheerungen des Insurrectionskrieges  
zu erholen. Eugen war so erbittert darüber, daß er dem Feldmarschall  
Steinville befohl, dem Feinde auf moosartiges Gebiet zu folgen und dasselbst  
gleiches mit gleichem zu vergelten. Denn es müsse der dortige Pöbel  
für den von ihm ausgegangenen Einfall in Ungarn empfindlich bestraft  
werden, auf daß er sehe, daß man sich durch „seine betrügerischen Gerüchte“



„(Heftig) Versicherungen nicht länger kluschen lasse und ihnen nicht den mindesten Werth belege“<sup>43</sup>).“

Ueber das Benehmen, welches Karolbi beobachtet hatte, sprach Eugen sich weit günstiger aus als die Offiziere, die sich am Ort und Stelle befanden. Möglich ist es, daß der Prinz, welcher Karolbi's mächtigen Einfluß im Oberungarn kannte, denselben in so gefährlicher Lage von der Sache des Kaisers nicht abwendig machen, sondern ihn durch gespenbetes Loß zu nachdrücklicher Verteidigung derselben anfeuern wollte. In dem Briefen Eugens an Karolbi soll er den Vorsetzungen, die er wider die Feinde getroffen, und den Beweisen von Treue, welche er bei diesem Anlasse gegeben habe, rückwendigste Anerkennung<sup>44</sup>).

Nicht nur nach Siebenbürgen, dem Banat und Oberungarn, sondern auch zu General Petrasch ließ Eugen Truppen abgehen, um denselben in den Stand zu setzen, mit seiner gewohnten Thätigkeit die Grenze entlang die Türken zu heimsuchen und Streifzüge nach ihrem Gebiete auszuführen. Aber eine Unternehmung auf Jermak mißlang, wohl zunächst in Folge der schweren Verwundung, welche Petrasch erlitt.

Gleiches war mit einem Angriffe der Fall, welchen die Generalfeldwachtmeister Grafen Johann Draskovich und Karl Rönigsberg gegen Koni beabsichtigten. Es war ohne Zweifel die Schuld der schlechten Führung, daß das Unternehmen scheiterte und die beiden Generale auf den Rückzug bedacht sein mußten. Während desselben wurden sie aber von den Türken überfallen und völlig geschlagen. Nach dem Verluste fast aller seiner Truppen wendte sich Draskovich nach Kositainka<sup>45</sup>). Er rief die Hälfte der übrigen Grenzcommandanten an, und ihren drohenden Bewegungen ist es zuzuschreiben, daß die Türken den gewonnenen Vortheil nicht länger verfolgten.

Eugen verordnete es, daß der Glanz der errungenen Siege in solcher Weise getrübt wurde. Ein strenger Befehl erging an die Grenzcommandanten, sie in höchster Vorsicht zu verfahren. Feldmarschall-Lieutenant Graf Demitrii Heister, ein jüngerer Bruder des Feldmarschalls, der Vorgesetzte der beiden Generale Draskovich und Rönigsberg, erhielt einen scharfen Vorweis für die unvorsichtigen Vorsetzungen, welche er zum Angriffe auf Koni getroffen hatte. „Gewiß ist es,“ schrieb ihm Eugen, „daß wenn dieselben Unternehmungen mit Klarordnung angefangen werden, dieselben zumöglichst einem glücklichen Erfolg nach sich ziehen können“<sup>46</sup>). Und dem Hofkriegs-

rathe bemerkte der Prinz, daß die Vertheidigung jener Gegenden in andere Hände gelegt werden müsse, indem sich sonst ein noch bedeutenderer Unfall ereignen könnte“).

Ungefähr zu derselben Zeit, als Eugen von Savoyen um Hülfe für Siebenbürgen und Oberungarn gebeten wurde, war ihm von Wien aus die Mittheilung zugekommen, die dem Kaiser noch immer feindsüch gestimmte spanische Regierung habe eine Flotte ausgerüstet und sie in der Richtung von Italien auslaufen lassen. Schon seien die spanischen Schiffe an Port Mahon vorüber gekommen, ja bei Cagliari habe man sie gesehen, und es müsse täglich eine Landung erwartet werden. Höchst wahrscheinlich sei das Vorhaben Spaniens gegen die italienischen Besitzungen des Kaisers gerichtet. Für ihre Sicherstellung müsse unverweilt Sorge getragen werden, und Eugen möge daher allsogleich ein zuverlässiges Armeecorps in Bereitschaft setzen, um dasselbe auf den ersten Wink nach Italien abzuschicken zu können“).

Eugen erklärte sich jedoch mit Begeisterung gegen dieses Verlangen des kaiserlichen Hofes. Er wußte wohl, daß nur die spanischen Rathgeber in Wien es waren, welche einen solchen Beschluß erwirken konnten. Er bewies dem Kaiser, wie eine so namhafte Schwächung der Armeen von den absehbaren Folgen sein würde, wie nichts die Tüchten verhindern könnte, die Offensiven zu ergreifen, und er dann zu schwach wäre, ihrem weit überlegenen Feinde, welches noch um die Gerathen von Belgien verstärkt sei, die Wiedererlangung der eroberten Festung und das Vordringen in Ungarn zu wehren“). Dem Hofkriegsrathe aber bemerkte der Prinz, es würde schlimm mit des Kaisers Herrschaft in seinen italienischen Ländern stehen, wenn fünf bis sechstausend Spanier derselben ein Ende machen könnten. „Ich will damit nicht sagen,“ fuhr Eugen fort, „daß man gar keine Hülfe brauchen entsenden soll. Von hier aber darf dieselbe für jetzt nicht genommen werden. Denn eine Armee dergestalt zu schwächen, bevor man des Friedens nicht sicher, ist dringend zu widerrathen, weil der Feind dann seine letzten Kräfte aufbringen und alles Ertragsene nur allzuleicht wieder verlorren wird“).

Eugen gelang es zwar, für den Augenblick das Begehren einer Entsendung von Truppen nach Spanien abzuweisen. Er konnte jedoch die damalige Zusammensetzung des Wiener Hofes und die Männer, welche auf den Kaiser von überwiegendem Einflusse waren, zu genau, um nicht zu

wissen, daß sie früher oder später dennoch ihr Verlangen durchsetzen würden. Mit um so größerer Geungthnung nahm er daher die Vorschläge auf, welche ihm von türkischer Seite zum Frieden gemacht wurden.

Dem Großwesir Chasik war seine Würde genommen und der Eibam des Sultans, Mohammed Pascha, ein Staatsräuber und friedliebender Mann, an dessen Stelle gesetzt worden. Es mag nicht ohne sein Vorwissen geschehen sein, daß schon am 5. September 1717 Mustafa Pascha, der Bertheiliger von Belgrad, an Eugen schrieb und die Zusage aus sprach, daß auch der Prinz den Frieden wolle. Um denselben herbeizuführen, bot er seine Dienste an und trat sogleich mit bestimmten Vorschlägen hervor. In Gemäßheit derselben wäre im wesentlichen jedem der beiden kriegsführenden Theile dasjenige zugesprochen worden, in dessen Besitze er sich befand. Wenn Eugen hierauf eingehen wolle, so möge er, hat Mustafa, einen Offizier an den Großwesir absenden, um die Unterhandlungen anzuknüpfen<sup>27)</sup>.

Schon am 12. September antwortete Eugen, er zweifle nicht, daß der Kaiser, um das Vordringen und die Verheerung der Länder hinstanzuhalten, gern die Hand bieten werde zum Frieden. Ihm selbst aber stehe es nicht zu, einen Unterhändler an den Großwesir zu entsenden, sondern man pflege in solchen Fällen sich über einen Ort zu einigen, an welchem die beiderseitigen Bevollmächtigten zusammenträfen, um über die Bedingungen des Friedens in Verhandlung zu treten<sup>28)</sup>.

Dem Kaiser aber hat Eugen um Verhaltungsbefehle. Doch möge man ja nicht, so sagte er klug, die Ausrüstung des Heeres für einen künftigen Feldzug vernachlässigen, denn nur so könnten die Türken gezwungen werden, sich zu den erwünschten Bedingungen zu verstehen<sup>29)</sup>.

So wie Eugen selbst, so war man auch am Kaiserhofe gern bereit, zur Herbeiführung des Friedens mitzuwirken. Sowohl die inneren Zustände der kaiserlichen Erbländer, erklärte Graf Gumbacher Starhemberg in der versammelten Konferenz, als deren Verhältnisse gegen Außen ließen den Frieden als unumgänglich notwendig erscheinen. Der Vertrag von Carlowitz sei als die Grundlage desselben anzunehmen, jedoch mit der selbstverständlichen Ausdehnung auf die neuen Eroberungen. Für die Länder des Hauses Oesterreich, auch die italienischen, seien Handelsvortheile zu begehren, und um Eugen bei diesem Geschäfte zu unterstützen, solle der Hofkriegsrath

Michael von Taliana, der lange Jahre hindurch des Kaisers Vertreter in Constantinopel gewesen war, sich nach dem Lager des Prinzen verfügen. Endlich dürfe, wie Eugen es wünsche, an den Kriegserklärungen in der That nichts verflummt werden<sup>40</sup>).

Der kaiserliche Hof beabsichtigte, dem Prinzen Eugen selbst die Führung der Friedensverhandlungen mit den Türken zu übertragen. Es scheint jedoch, daß Eugen dieses lästigen Geschäftes überhoben zu sein wünschte. Er sehnte sich nach Erholung von dem anstrengenden Feldzuge, denn schon machte das heranahende Alter sich ihm fühlbar, und manche leicht hingeworfene Bemerkung zeigt, daß er körperliche Anstrengung nicht mehr mit gleicher Leichtigkeit wie sonst ertrag. Auch mag er es, und mit Recht, unter seiner Würde gehalten haben, mit den Türken sich persönlich in jene endlosen Streitigkeiten einzulassen, mit welchen sie jede Verhandlung zu erschweren sich bestreben. Das Resultat der Friedensverhandlungen war, auch noch bevor dieselben begannen, schon mit ziemlicher Bestimmtheit vorherzusehen. Daß die Pforte nichts von dem, was sie noch besaß, abtreten, und der Kaiser nichts zurückgeben würde, was er erobert hatte, ließ sich im voraus annehmen. Eugens Theilnahme an den Verhandlungen kamte hieran, dieß wollte er wohl, nichts wesentliches ändern, und zur Untergrenzung wieder bedeutender Schwierigkeiten war auch ein Geringeres anstreifend.

Aus diesen Gründen beschränkte Eugen sich darauf, in einem Schreiben an den Großwesir des türkischen Sultans Passazowiz zum Congreßorte vorzuschlagen. Die kaiserlichen Bevollmächtigten sollten dort, diejenigen der Pforte aber in einer unweit davon gelegenen Ortschaft sich aufhalten, und wie es zu Carlowitz geschehen, in einem dazwischen gelegenen Congreßhause zusammentreten<sup>41</sup>).

Die Antwort auf diesen Vorschlag möge der Großwesir, verlangte Eugen, an einen der an der Armee commandirenden Generale gelangen lassen. Denn er selbst gedachte ohne längeren Aufschub nach Wien zurückzukehren.

Oder er jedoch diese Absicht in's Werk setzte, traf der Prinz, welcher schon vor längerer Zeit sein Heer aus dem Lager von Belgrad hinweg nach Semlin geführt hatte, jede Vorkehrung, die sich nur erfinden ließ, um nicht nur das kaiserliche Geheiß, sondern auch die neu eroberten Samosirische

vor eintägigen Einfällen der Türken sicher zu stellen. Einem Manne seines besonderen Vertrauens, dem General der Cavallerie Baron Battée, übertrug er den Oberbefehl über die in Serbien, um Belgrad und Semlin zurückziehenden kaiserlichen Truppen. Das Commando in Belgrad selbst erhielt einstweilen der moderate Generalfeldwachtmeister Graf O'Dowry, ein Irlander von Geburt, gleich Battée ein Betrüger aus dem Erbfolgekriege, ein Schüler Guido Starckenbergs, als Oberst des Regiments Neerstau im Jahre 1706 bei Balat in Catalonien von den Franzosen tödtlich verwundet und gefangen <sup>64)</sup>. Später ausgewechselt, blühte er fortan in Eugens Aufsteigendheit und erhielt als Belohnung vom Kaiser die damals sehr freigebig vertheilte Erhebung in den Grafenstand.

Wie günstig Eugen von O'Dowry dachte, zeigen die Worte des Rescriptes, mit welchem er ihm das Commando in Belgrad übertrug. Als erste Vorraussetzung der Ehrfurcht sei es, schrieb ihm der Prinz, besonders nothwendig, daß Belgrad mit einem wachsamem, tapferen und eifrigen Commandanten versehen werde. Er verleihe ihm daher diese Stelle in der festen Zuversicht, er werde den ihm anvertrauten Platz gegen alle offenen oder versteckten Feinde, gegen deren etwaige Unternehmungen oder Anschläge dem Kaiser beständig erhalten. Die ihm untergeordneten drei Bataillone seien eine genügende Streitmacht dazu. Doch möge er es sich angelegen sein lassen, die Besatzungsmacht baldigst wieder herzustellen. „Eierliches Gefindel, wodurch nur Gott ernährt und die Garnison infectirt wird, verächtliche und unanständige Personen seien auf keine Weise zu dulden. „Narren, Juden und verlei um Geld alles wagende Leute habe er fleißig abzumachen und bei dem geringsten Verdachte sogleich weggeschaffen zu lassen. Von Feinde sei jede Correspondenz in der Festung abzuschneiden, hingegen aus seinem Lande verlässliche Nachricht einzuholen. Da sich „jedoch,“ so schloß Eugen seine Instruktion, „nicht für Alles Vorschriften ertheilen lassen, so werde das meiste O'Dowrys Kriegserfahrungheit, Einigkeit und tapferem Muths überlassen, welcher je nach Verhältnissen der Umstände das Beste zu des Kaisers Dienste wählen werde <sup>65)</sup>.“

Statt des alten und gebrechlichen Besatzungsmeisters Freiherrn von Wesselsky, der zur Besetzung eines Grenzpостens nicht mehr tauglich erschien und deshalb nach Ofen versetzt wurde, erhielt Oberst Diller das Commando von Peterwardein. Der Prinz bestimmte ihn dazu, weil er

ihm sowohl seiner langen Kriegserfahrung wegen — er diente gleichfalls schon über dreißig Jahre — als insbesondere der genannten Kenntniß halber, die er von dem ihm anvertrauten Vize und dem umliegenden Lande besaß, als der tauglichste erschien. Höchst nöthig werde es jedoch sein, denselben Eugen dem Hofkriegsrathe, den Obersten Diller in den Stand zu setzen, die unerlässlichen Festungsarbeiten in Peterwardein zu Ende zu führen <sup>69</sup>).

Von größter Wichtigkeit war es, für den Schutz Temeswars und des Banates in ausreichender Weise Sorge zu tragen. Niemanden hielt Eugen für geeigneter, ihm diese schwierige Aufgabe auch ferner anzuvertrauen, als den General der Cavallerie Grafen Mercy. Im Allgemeinen war der Prinz zwar nicht dafür, die Einkreisung eines Landes in eine und dieselbe Hand mit dessen Militärverwaltung zu legen. Er wußte, daß auch die ausgezeichnetsten Generale, denen es nicht schwer wird, ein Land zu erobern, nur in seltenen Fällen das Talent besitzen es gut zu regieren. Aber dem Grafen Mercy traute Eugen diese Fähigkeit zu. Und wie er sich überhaupt nicht oft in der Beurtheilung der Menschen täuschte, so lernte er auch in der Ansicht nicht, die er sich über Mercy gebildet hatte. Unter seiner Leitung entwickelten sich die Hülfsquellen des Banates in überraschender Weise. Das Land, welches durch Jahrhunderte unter dem erstickenden Druck osmanischer Herrschaft gelegen hatte, gedieh schnell zu blühendem Zustande unter dem erstickenden Dampfe christlicher Civilisation. Der Ackerbau hob sich zu einer daselbst niemals gekannten Entwicklung. Der Bergbau wurde mit Eifer betrieben, schöne wohlhabende Dörfer zeigten sich dort, wo man früher nur ärmliche Hufställe gesehen hatte. Alles blieb war größtentheils die Frucht von Mercy's eifriger Fürsorge, und noch heutigen Tages wird sein Name in jenen Gegenden, die ihm so viel verdanken, in ehrendem Andenken gehalten.

So fest war Eugen davon überzeugt, die Regierung des Banates Monte in seine besseren Hände als in diejenigen Mercy's gesetzt werden, daß er selbst sich in die Leitung der inneren Angelegenheiten dieses Landes nicht allzusehr mischen wollte. Nur das Eine glaubte er antworten zu müssen, daß seiner Aufsicht noch weder jetzt noch später das Banat mit Ungarn zu vereinigen wäre. Es solle ungefähr so wie Siebenbürgen als abgesonderte Provinz regiert werden und als solche unmittelbar unter dem Kaiser stehen <sup>70</sup>).

Was Armeswar selbst betraf, so wiederholte der Prinz seinen früheren Antrag, daß nur Deutsche katholischen Glaubensbekenntnisses in die Festung aufgenommen werden sollten. Insbesondere wären die Juden daraus fern zu halten, weil sie weniger ehrlichem Handel als unzulässigem Wucher ergeben und den Osmanen mehr als den Christen zugethan seien. Wegen langjähriger Verbindung mit den Türken besäßen sie dort zahlreiche Freunde und Correspondenten, mit denen sie in engstem Einvernehmen ständen. Deshalb sei besonders auf sie Acht zu haben, und es erscheine in jeder Beziehung wünschenswerth, daß die vorherrschende Handelsverbindung mit der Türkei durch die Christen betrieben würde, und diesen statt den Juden zu Statten käme<sup>60</sup>).

Der commandirende General in Siebenbürgen, Feldmarschall Graf Steinville wurde neuerdings angewiesen, gegen die benachbarten Fürstenthümer mit Strenge vorzugehen. Nach der Belagerung jener Truppen zu verlegen, befohl ihm der Prinz, um die Last der Einquartierung für Siebenbürgen zu erleichtern. Der entfernter liegende Theil des Landes wäre zu einer Contribution, Maurocordato aber zu alsobaldiger Entrichtung der Summe von hundert Bentein zu verhalten, zu welcher er sich verpflichtet habe<sup>61</sup>).

Wohl härter war die Anordnung, welche Eugen in Bezug auf die Moldau an Steinville erließ. Er wiederholte den früheren Befehl, einen Streichzug nach jenem Lande zu unternehmen. Ja es sei daselbst, wenn sich die Moldau nicht durch eine ansehnliche Geldsumme davon loskaufe, ganz in der Weise zu verfahren, in welcher das von dort ausgegangene Streifcorps in Ungarn gehandelt habe. Denn dem Fürsten des Landes und seinen Bewohnern müsse es unmöglich gemacht werden, jeder gegen des Kaisers Erbländer gerichteten Unternehmung Vorwand zu leisten und sich daran zu betheiligen. Durch bittere Erfahrung würden sie sich am Ende überzeugen müssen, daß ihnen nichts ungeahndet, nichts ungerächt hingehel<sup>62</sup>).

Nachdem Eugen in solcher Weise für die Sicherheit der Grenzprovinzen Sorge getragen hatte, bereitete er sich zur Rückkehr nach Wien vor. Mit dem gemessenen Besche, daß bei Auflösung der Armee die schärfste Mannszucht beobachtet werde, schied er von derselben<sup>63</sup>). Auf der Heimreise begriffen, begab er sich auf seine Güter, vorerst nach Belke, dann nach Promontor, und verweilte in jedem der Schlösser, die er daselbst erbaut

hatte, durch einige Tage. Am 19. October traf der Prinz in Wien ein und verfügte sich sogleich nach der Janovitz, um dem Kaiser von den Ereignissen des Feldzuges Bericht zu erstatten. Das schon mehrmals wiederholte Geschenk eines kostbaren, mit Diamanten reich besetzten Degens, welchen der Monarch dem Prinzen überreichte, sollte ihm auch jetzt wieder als sichtbares Zeichen der Dankbarkeit des Kaisers dienen<sup>22</sup>). Die Landstände der Provinzen Oesterreich unter und ob der Enns, Steiermark und Kärnten suchten dadurch, daß sie Eugen und seinem Neffen Emanuel das Incolat versicherten, dem Prinzen ihre Ergebenheit zu beweisen<sup>23</sup>).

Da die beiden Hauptkämpfer, der Kaiser und die Pforte, in dem Wunsch übereinstimmten, den Frieden zu Stande gebracht zu sehen, so konnte derselbe einem crusten Hindernisse wohl nicht mehr begegnen. Jede der drei Mächte beehrte sich ihre Bevollmächtigten zu dem Congresse zu ernennen, welcher wie Eugen vorgeschlagen hatte, in Passarowitz stattfinden sollte. Der Feldzeugmeister Graf Damian Hugo von Wirmont wurde bestimmt, hierbei als erster Botschafter des Kaisers aufzutreten.

Einem Süddeutschen Adelsgeschlechte entstammend, gehörte Wirmont, wie früher Graf Leopold Schlik, wie Eothar Franz Königsegg, zu denjenigen kaiserlichen Generalen, welche mit Vorliebe in diplomatischen Geschäften gebraucht wurden. Zuletzt als Botschafter des Kaisers in Polen beglaubigt, war Wirmont wegen seiner treuen Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich und des Eifers halber, mit dem er dessen Interessen vertrat, bei Eugen wohlgekommen. Gleiches war auch mit dem zweiten Bevollmächtigten, dem Hofkriegsrathe Michael von Salman, der Fall, welcher, während er noch als Repräsentant des Kaisers in Constantinopel sich befand hatte, von dem Prinzen oftmals Versicherungen besonderer Zufriedenheit mit seinen Leistungen erhalten hatte.

Diesen beiden Bevollmächtigten des Kaisers wurde noch ein dritter in der Person des Hofkriegsrathes von Fleischmann zugesellt, desselben, welcher während des Feldzuges des Jahres 1716 von den Türken so schädlich behandelt worden war. Fleischmann wurde die Besorgung der commercialen Angelegenheiten übertragen, und der Abschluß eines abgesonderten Handelsvertrages bildete den Gegenstand seiner Sendung.

Von Seite Rußlands wurde wieder der Procurator Carlo Ruggini nach Passarowitz bestimmt, derselbe berühmte Staatsmann, welcher die



Republik schon bei den Congressen von Carlowitz und Utrecht so mächtig vertreten hatte. Die Pforte sandte den Silibdar Ibrahim und den Aufseher der Artillerie, Mohammed Efendi, als ihre Bevollmächtigten zur Unterhandlung des Friedensvertrages, Seisullah Efendi aber zum Abschlusse des Handelstractats nach Passarowitz. Wider Eugens Wunsch setzten die Türken es durch, daß wie zu Carlowitz, so auch jetzt England und Holland als vermittelnde Mächte auftraten. Für die britische Regierung ersahen Sir Robert Sutton statt des abgetretenen Worthley Montague, welchen Eugen durchaus nicht an der Vermittlung theilhaftig sehen wollte. Aber auch von Sutton hoffte der Prinz nicht viel Gutes für die Sache des Kaiserhauses<sup>66</sup>), ebensowenig als von dem holländischen Gesandten Grafen Jakob Colliers, der ihm wegen seiner Hinnelgung zu den Türken und seiner geheimen Verbindungen mit dem Czar verdächtig war<sup>67</sup>).

Daß noch überdies Johann Maurocordato, der Nachfolger seines Vendors Nikolaus als Hospodar der Walachei, welchem Eugen das Uebelste zutraute, den beiden türkischen Botschaftern beigegeben wurde, daß er die Hand im Friedensgeschäfte haben sollte, wie sein Vater Alexander Maurocordato an dem Carlowitz'ger Vertrage Theil gehabt hatte, dieß war für Eugen ein Zeichen, daß die kaiserlichen Bevollmächtigten, wenn nicht in der Hauptsache, so doch gewiß in Neben dingen einem schweren Stand haben würden.

Zu Ende des Monats April 1718 gingen Birnont und Ruzini von Wien ab; am ersten Mai brachen der Erstere und sein Amtsgenosse Tolman von Belgrad nach Passarowitz auf. Ruzini und Sutton folgten ihnen dorthin. Auch Eugen machte sich in den letzten Tagen des Monats Mai auf den Weg nach dem südlichen Ungarn, wo sich inzwischen bei Gemlas sein Heer versammelt hatte. Am 8. Juni in Belgrad eingetroffen, gedachte der Prinz diesen Platz zum Mittelpunkte seiner Bewegungen zu machen, um von dort aus sowohl den Friedensverhandlungen näher zu sein, als die etwaigen kriegsgerissenen Unternehmungen der Türken zu beobachten.

Was den ersten Punkt, das Friedensgeschäft anging, so verharrete Eugen noch wie vor bei seiner Meinung, daß ein vortheilhafter Frieden höchst wünschenswerth und dessen Zustandekommen daher durch Schwierigkeiten von geringerer Bedeutung durchaus nicht zu gefährden sei. Er schrieb in diesem Sinne nicht nur dem Kaiser, sondern auch dessen Botschaftern in

Passarowitz, wo die Verhandlungen für Eugen raschen Sinn in allmähligender Weise gepflogen wurden <sup>20</sup>).

Was jedoch die militärischen Operationen betraf, welche etwa vorzunehmen wären, so meinte der Prinz, daß sich die kaiserliche Armee für den Augenblick abwartend verhalten solle. Denn nachdem man sich Belgrad bemächtigt habe, wäre der Zeitpunkt einer neuen Unternehmung nur ein sehr fernliegender sein. Man müßte dabei nothwendiger Weise die Donau verlassen und würde dadurch das Heer vielfachen Beschwerden aussetzen, welche auf dessen jetzt so befriedigenden Zustand nur eine verderbliche Wirkung äußern könnten <sup>21</sup>).

Eugen's Anschauungsweise war in der That vollkommen richtig. Zwischen Belgrad und Rissa befand sich kein einziger erwähnenswerther Platz, und auch der letztere konnte zwar leicht erobert, aber um so schwerer behauptet werden. Vidin und Nicopolis waren noch viel schwächer, und kaum weniger weit entfernt. Die Hauptstärke des serbischen Landes bestand in seiner großen Ausdehnung und in seiner Entblößung von Ortschaften und Einwohnern. Das Beispiel des Markgrafen Ludwig von Baden, der im Jahre 1689 bis gegen Sophia vorgeückt war, bald darauf aber Rissa, ja selbst Belgrad verlor, zeigte wie gefährlich es sei, so tief in Feindesland einzudringen, ohne daß die Möglichkeit geboten schien, sich daselbst auch dauernd zu halten.

Diese Betrachtungen waren es, welche Eugen bestimmten, dem Gebanken auf ferneres Vordringen im türkischen Gebiete zu entsagen. Um jeden Preis sei jedoch zu verhindern, erklärte Eugen, daß die Verhandlungen von den Türken in der Absicht in die Länge gezogen würden, das kaiserliche Heer von fruchtlosen Unternehmungen abzuhalten, und es um die etwaigen Früchte eines Feldzuges zu bringen, dann aber, wenn es zu einem solchen zu spät wäre, die Verhandlungen unverrichteter Dinge abubrechen. Um dieses Vorhaben, wenn es vielleicht von den Türken gehegt werden sollte, zu hintertreiben, berief Eugen die kaiserlichen Trubensbotschafter zu einer persönlichen Zusammenkunft, welche er für den 15. Juni anberaumte. In der Nähe des Punktes, an welchem die Morava in die Donau sich ergießt, hatte Eugen über den letzteren Strom eine Brücke schlagen lassen. Unweit derselben, auf dem serbischen Ufer traf er mit Birmont und Talsman zusammen, und wiederholte ihnen in eindringlichen Worten dasjenige, was

er ihnen hinsichtlich der Friedensverhandlungen im Allgemeinen bereits mitgetheilt hatte.

Die Hauptsache sei, bemerke ihnen der Prinz, den trüben Gang der Unterhandlungen aus allen Kräften zu beschleunigen, binnen kürzester Zeit aus der Ungewißheit zu kommen, and entweder offenen Krieg, oder einen günstigen Frieden zu haben. Deshalb solle man nicht um Kleinigkeiten streiten, sondern von dem sehnlichsten Wunsche der Pforte nach Frieden mit Geschicklichkeit Vortheil ziehen.

Auf die einzelnen Punkte der Verhandlungen eingehend, bemerkte Eugen, daß man auf dem beiderseits angenommenen Grundsatz der Beibehaltung des gegenwärtigen Verhältnisses beharren müsse. Wrede nicht mehr begehrt, aber auch nicht mehr zugestanden, als was beide Theile bereits innehätten, so wäre man sich bald und mit Leichtigkeit einig. Deshalb sei von dem moldauischen Gebiete nichts, weil keine kaiserlichen Truppen sich daselbst befänden, von der Walachei aber nicht mehr als die fünf Districte diesseits der Alt zu verlangen, welche Feldmarschall Graf Steinville auf Eugens Befehl besetzt hatte.

Serbien sei nur bis zum Timok, mit Einschluß von Orsova und wenn möglich von Fetidklam zu begehren, weil dieser letztere Punkt zur Errichtung einer Brücke über die Donau besonders günstig scheine. Widwa und Rissa könnten den Türken verbleiben, da sie sich ja noch thatsächlich im Besitze dieser Plätze befänden. Auch wäre dem Kaiser mit so weit entfernten und schlecht besetzten Städten nur wenig geizig. Ohne Verbindung mit den übrigen Erbländern, viele Auslagen erfordern und keinen Gewinn bringend, werde größeres Gewicht auf sie gelegt, als sie verdienten, und sie würden ihrer Lage nach, wenn sie von kaiserlichen Truppen besetzt wären, nicht selten zu heftigen Konflikten Anlaß geben \*).

Was das Temeswarer Banat und Syrmien betreffe, so könne nach dem leutenden Grundsatz kein Zweifel darüber obwalten, daß deren Besitz dem Kaiser verbleibe. Sei man nun über die zukünftige Vertheilung des Gebietes im Reinen, so wären auch wohl die übrigen Streitpunkte nicht schwer zu schlichten. Von dem ursprünglichen Verlangen, die Pforte solle die ungarischen Insurgenten ausliefern, wäre abgegangen und dasselbe auf das Begehren ihrer Verweisung aus türkischem Gebiete beschränkt werden.

In Bezug auf dasjenige, was hinsichtlich der heiligen Orte und der Ausübung des christlichen Glaubensbekenntnisses auf türkischem Gebiete zu fordern sei, erwartete Eugen geringere Schwierigkeiten als in dem, was die verlangten Handelsvortheile betraf. Denn die letzteren würden sowohl von den Türken als den vermittelnden Mächten dem Kaiser und seinen Unterthanen mißgünstig, weil sie daraus Schaden für sich selbst erwachsen zu sehen glaubten. Eugen trug daher, um wenigstens die Hindernisse zu verringern, den Botschaftern auf, darnach zu trachten, daß die Verhandlung über den Commercetractat mit Umgehung der Vermittler gepflogen werde.

Nachdem der Prinz in solcher Weise den kaiserlichen Bevollmächtigten Vorschriften für ihr Verhalten ertheilt hatte, kehrten dieselben nach Passarowitz zurück. Eugen aber traf noch die nöthig erscheinenden militärischen Anstalten, ließ die Donaubrücke bei Rudin mit einem wohlbesetzten Ordonnirposten versehen, trug Sorge für bessere Befestigung von Pancsova, und ging dann über Semlin, wo er das Heer besichtigte und in bestem Zustande fand, nach Belgrad zurück.

Um von Passarowitz aus mit den päpstlichsten Nachrichten über den Fortgang des Friedensgeschäftes versehen zu werden, entsandte Eugen den Obersten Freiherrn von Reipertz dorthin, einen derjenigen Officiere, auf welche der Prinz am meisten hielt. Dem Reipertz hatte schon vielfache Proben eines rastlosen Eifers im Dienste des Kaisers, und einer ungewöhnlichen Begabung nicht bloß in militärischen Dingen, sondern auch in Erfüllung anderer, seinem eigentlichen Berufe fern liegender Aufträge an den Tag gelegt<sup>7)</sup>. Eugen aber liebte es sehr, wenn seine Officiere nicht allein in Kriegssachen zu verwenden waren, und er bewachte es oft, daß dieselben auch verhältnismäßig am Wenigen geschehen konnte.

Reipertz's Berichte jedoch, so wie die zahlreichen Meldungen, welche der Prinz von den kaiserlichen Botschaftern, von Sir Robert Erskine, dem holländischen Dolmetsch Nicolaus Thepis, und noch anderen Personen aus Passarowitz erhielt, erregten Eugens Unzufriedenheit, weil er aus denselben er sah, daß die Verhandlungen fortwährend mit einer seinen Wünschen wenig entsprechenden Langsamkeit geführt wurden. Um sie zu beschleunigen, beschloß der Prinz eine Scheinbewegung vorzunehmen, und dadurch bei der Hofe die Beforgung einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu erwecken. Doch wollte er die Hauptarmee nicht von der Donau entfernen,

welche ihr den Unterhalt sicherte. Zwölf Bataillone und neun Reiterregimenter zog Eugen über die Donau und ließ sie vor Belgrad lagern. Graf Werch aber rückte mit allen seinen Truppen gegen Orsova vor.

Auf die Nachricht von den Bewegungen Eugens setzte sich auch das türkische Heer von Adrianopel gegen Kissa in Marsch. Doch blieb es bei diesen beiderseitigen Demonstrationen, denn am 21. Juli 1718 wurde zu Passarowitz der Friede der Pforte mit dem Kaiser und der Republik Venedig feierlich unterzeichnet<sup>73)</sup>. Sechs Tage später kam der von Fleischmann abgehandelt unterhandelte Commercetractat zum Abschlusse. Das Zustandekommen desselben hatte geringe Schwierigkeiten bereitet, denn Fleischmann war Eugens ausdrücklichem Willen gefolgt, „daß man beiderseits die Billigkeit als Richtschnur nehmen sollte“<sup>74)</sup>. Ohne Verzug erhielt Eugen kraft der ihm vom Kaiser eingeräumten Vollmacht den Vertrag seiner Bestätigung.

Die wichtigste Bestimmung des Friedenstractates war der neue Grenzzug, durch welchen Belgrad mit dem nördlichen Theile von Serbien, dann Temeswar mit dem Banate dem Kaiser blieb. Die Entfernung der ungarischen Habsburgs von der Grenze wurde zugesagt, die Auswechslung der Freiherrn von Petrotsch<sup>75)</sup> und Stein gegen Nicolans Maurocordato verabrebet.

Der Handelsvertrag gab die gegenseitigen commercieellen Verbindungen frei und bestimmte die Einsetzung von Consulen und Agenten zum Schutze der Kaufleute in der Levante. Aus dem Wortlaute des fünften Artikels dieses Vertrages wird das Jurisdictionenrecht abgeleitet, welches gleich den übrigen abendländischen Regierungen der Kaiser über seine auf türkischem Gebiete befindlichen Unterthanen ausübt.

Der Oberstlieutenant Graf Warthaus vom Regimente Karasa überbrachte auf Eugens Befehl das Friedensdocument nach Wien. Es ist charakteristisch für den Kaiser, daß Eugen für nöthig hielt, es besonders zu entschuldigen, daß der Vertrag sowohl dem Style als der Form seiner Ausfertigung noch gar manches zu wünschen übrig lasse. „Es ist jedoch „hierüber,“ fügte er hinzu, „bei derlei Dingen nichts zu sagen, und man muß „sich ihrer Schreibart fügen, wenn man sich nicht zu sehr aufhalten will“<sup>76)</sup>.

Wehr jedoch als dieser Punkt lag dem Kaiser die Sorge für seine Armee am Herzen. Schon seit längerer Zeit waren die so nöthigen Geld-

zulasse ausgeblieben und in Folge dessen begannen die Truppen bereits Mangel zu leiden. Eugen hatte es in Italien erfahren, in wie kurzer Zeit die Soldaten in den traurigsten Zustand gerathen können, wenn man ihnen die Summen entzieht, welche zu ihrer Bezahlung und zur Nachschaffung aller jener Erfordernisse, die durch den fortwährenden Gebrauch zu Grunde gehen, unerlässlich sind. In den eindringlichsten Worten wandte er sich an den Kaiser und führte ihm die Nothwendigkeit zu Herzen, dem Heere die erforderlichen Gelder unverzüglich zusammen zu lassen. Auch zur Wiedererrichtung der Festungswerke von Belgrad, wofür Graf D'Anjou bisher aus Eigennem eine freilich unzulängliche Summe vorgestreckt habe, sei dies nothwendig „auf daß Belgrad,“ wie Eugen sich ausdrückt, „nicht nur dem Worte, sondern auch der That nach, wie es ja seiner Lage wegen wirklich der Fall sein sollte, die Bormauer der Christenheit genannt werde: „den Wonne““

Um noch vor seiner Abreise von Belgrad zur Beseitigung jebweden Streites mit den Türken, so wie zur Sicherung der Grenze Alles vorzunehmen, ernannte Eugen den Generalfeldwachtmeister Freiherrn Maximilian Petrasch zum kaiserlichen Commissär für die Grenzcheidung die Save entlang bis Belgrad. Von dort bis zur siebenbürgischen Grenze wurde das gleiche Geschäft dem Obersten Freiherrn von Reippen übertragen, für Siebenbürgen aber dem Feldmarschall Grafen Steinville die Ernennung eines Grenzcommissärs überlassen.

Eugen selbst verließ Belgrad am 27. Juli. Die Donau hinab begab er sich nach Orsova und von da zu Land über Mehadia und Lugos nach Temeswar. Ueberall wurden die Grenzposten untersucht, die getroffenen Vertheidigungsanstalten besichtigt, neue Verhaltungsvorschriften ertheilt. Zwölf Regimenter erhielten Marschbefehl nach Italien; der Prinz aber kehrte über Ofen nach Wien zurück.

Noch war er daselbst nicht eingetroffen, als ihm von Seite seines Herrn und Kaisers ein Schreiben zukam, worin derselbe nächst Gottes Hülfe es Eugens „ungemeinem Eifer und fürtrefflicher Kriegserfahrenheit“ zuschrieb, daß ein Kampf, in welchen er nothgedrungen verflochten worden, so schnell und vorthellhaft geendigt und ein so hochwüthiger und mächtiger Feind gezwungen worden sei, um Frieden zu bitten. Außer der Ersechtung herrlicher Siege, der Eroberung wichtiger Grenzfestungen und

der dadurch geschaffenen Erweiterung des kaiserlichen Gebietes habe Eugen das letztere auch durch die ertheilten Anleitungen, die er den Friedensbotschaftern gegeben, noch ferner auszudehnen gewußt. Der Kaiser sehe sich hiedurch veranlaßt, erkläre er, dem Prinzen seine „wahre und vollkommene „Dankbarkeit“ zu bezeigen und ihn zu versichern, daß er dieser außerordentlichen Dienste bei sich ereignendem Anlasse besonders eingegeben sein werde“).

Auch von anderen Seiten erhielt Eugen ähnliche Zeichen der Anerkennung. Ein Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen mag darunter erwähnt werden, in welchem er dem Prinzen versichert, daß keiner seiner aufrichtigsten Freunde, unter die er sich aus schon seit längerem Jahren mit besonderem Vergnügen zähle, an der glücklichen Beendigung des ungarischen Krieges imigern Antheil nehmen könne.

Der König benützte diesen Anlaß um den Prinzen zu sich nach Berlin zu laden, wo sie zusammen den Grund zu dem von beiden gleich lebhaft ersehnten guten Einvernehmen zwischen den Häusern Oesterreich und Brandenburg zu legen vermöchten“).

Eugen dankte dem Könige für dessen Gütetheilnahme in den verbindlichsten Ausdrücken. Ueber die Möglichkeit, nach Berlin zu kommen, sei er jetzt noch nicht im Stande sich auszusprechen. Das aber möge der König ihm glauben, daß der Kaiser nichts anderes wünsche, als was zur beiderseitigen Wohlfahrt gereiche, und daß es Eugen glücklich machen würde, auch von seinem Standpunkte aus allen Kräften dazu beitragen zu können.

Doch waren es nicht nur gekrönte Häupter und fürstliche Personen, welche den Verdiensten des Prinzen die gebührende Anerkennung zollten. Tief in das Gemüth des Volkes, insbesondere aber in wackerer Soldatenherzen, war die Bewunderung des kühnen Türkenbesiegers gedrungen, und wie die Herrscher Europa's in wohlthätigten Schreiben, so gaben die braven Krieger in einem schmaellosen Eide ihren Gefühlen getreuen Ausdruck. Und da es aus dem Herzen kam und zum Herzen ging, so hat es sich, ohne sonst einen Werth zu besitzen als denjenigen, das unverfälschte Zeugniß der damaligen Stimmung des Volkes zu sein, in dem Wande desselben erhalten bis auf den heutigen Tag“).





## Anmerkungen.



## Ertes Capitel.

1) König Karl an Marlborough. Barcelona, 22. Aug. 1707. Dombach. „Je suis fermement resolu de n'abandonner jamais cette principauté de Catalogne, et de sacrifier ma personne pour le bien de la cause commune malgré tous les dangers et malheurs qui me peuvent arriver.“

2) König Karl an Brandenburg. Barcelona, 9. October 1707 Abgebr. im XVI. Bande des Archives für Öfter. Geschichtsquellen. S. 47.

3) Erb-Edoysph an Marlborough. 9. Sept. 1707. Coxe. Memoirs of Marlborough. II. 333. Marlborough an Eugen. 28. Sept. 1707 Murray III. 597.

4) von Zinzendorf, Th. französischer Rath, an Eugen. Haag, 31. Januar 1708. Kriegsbuch.

5) Beriges Schreiben. „Der Pensionarius aber macht die Conclusion, es seyen alle experientien fruchtlos und Spanien verlohren, solchen & D. nicht dahin gehen und zu hebung so vieler difficulteten die hand anlegen, die dagegen von dem k. ministerio einwendende ursachen bestehen auf keinem fundament und müssen entweder J. R. M. dem Verlangen und begehren der gesandten Englischen nation, der Kingia und der Generalsstaaten hienum nachgeben, oder Sie werden ein großes ohnglück zu befahren haben, welche Alles der Catalogan mit mehreren und mit dem Zusatz bekräftigt, daß wenn J. R. M. der Kingian credit werden bey der Nation verlohren machen, da Sie dem Parlament versprochen & D. Abriistung anzugewandten, so werde Sie die hand von dem spanischen sachen abziehen und andere maassen nehmen . . .“

6) Eugen an Marlborough Valette 4. August 1707. Coxe, Memoirs II. 325.

7) Marlborough an Oboisphen. 18. und 22. Sept. 1707. Coxe II 329. 336. Marlborough an Brandenburg. 2. Oct. 1707. Murray II. 607. „il me semble absolument necessaire que M. le Prince de Savoie fasse du moins une campagne en ce pays là pour retablir un peu les affaires, puisque je ne connais autre général qui soit capable de le faire et en qui S. M. puisse avoir la même confiance

8) Marlborough an Brandenburg. 8. James. 28. Nov. 1707. Murray II 647. „On voit que la dernière ressource du Roi est dans la presence de M. le Prince de Savoie pour commander l'armée l'année prochaine. Je dois vous dire aussi que sans la persuasion où on est ici, il seroit bien difficile de trouver le moindre secours pour l'Espagne. La Reine est si fort convaincue combien la necessité du service le demande, que S. M. en écrit de sa main propre à l'Empereur, et pour moi je vous avoue que je suis du même sentiment, que rien que la réputation de ce Prince peut remettre les affaires

„de ce côté là, mais je vous conjure de mettre tout en oeuvre pour que R. A. passe le plus tôt qu'il sera possible.“

7) Brunschwitz an König Karl. Wien, 13. März 1706. Corresp. mit König Karl. II. 57. „Des Dankschöpfes ist daß des Gouverno des künftigen Hofes aus-  
„wachen der Schanden ignoranz des R. A. Salis sehr müssen sterben lassen werden.  
„aber daß man den Card v. Lamberg ad Ministerium adhibere befohlen hat.  
„Des Ersten Incompetenz ist ex praxi quotidiana verständig, und obgleich der  
„Prinz die völlige direction in dem militair führen, so hätte doch in keiner abwesen-  
„heit des Salis militairische dispositionen vor Ein Jahr halb das künftige kühn  
„und klugheit verlohren, und diese und vergleichet mehrer hat man auch mehr  
„zu zeigen was der Prinz in Spanien gangen war, welcher in dem militair den  
„Salis nicht disponiren laßt, und in dem politico haben sich schon kühn so  
„ihnen den Kopf zu bücken müssen.“

8) Marlborough an Den Herrsche de Ombre, Brunschwitzigen des Königs  
Karl in der Niederlande: „Il est vrai qu'il est souvent un peu trop vif dans  
ses expressions.“

9) Daffes Illustration. Frankfurt. „Voleva l'Imperatore scettatore alla  
„primaria direzione il Cardinal Lamberg, avendo tutto l'affetto per il Principe  
„nipote e molta stima per il rio. Le due Imperatrici averse alla detta  
„Cassa vi opposero col più forte impegno di ragioni, d'istanze e di lagrime.  
„et appoggiando il partito del Conte Trautson Camerier Maggiore, confesero  
„di tal modo il Sovrano che egli stesso desiderò la permanenza del Salis e si  
„ridusse a chiedere ciò che aborrisce.“

10) Graf Brunschwitz an Herzog Victor. Souden, 7. April 1706. Mém. milit.  
V. 629.

11) Marlborough an den Kaiser Friedrich. B. Jense, 10. März 1706.  
Im k. k. Salis. 26. Juni 1707. Mém. III. 288. 442.

12) Beide kaiserliche Schreiben vom 14. und 18. Dec. 1707 im Deutsch.

13) Eugen an den Kaiser Savignien, 2. Sept. 1707. Frankfurt. „Weßten  
„aber E. M. Danks erfordert will, daß nach kaiserlichen Wille nach dem  
„kaiser, E. k. k. Maj. aber nach die kaiserliche Wille nach dem Spanien zu  
„gehen kühn, Ich mir aber einbilde, daß dies nicht anders kühn ist  
„nach eine Armee alle verstanden war, so kühn ist mir kühn in E. M.  
„kühn will mir nach die zu kühn parat was E. k. k. Maj. zu disponiren kühn  
„geschallen lassen werden.“

14) König Karl an Marlborough. Brunschwitz, 13. März 1706. Frankfurt. „Le  
„projet secret de Stanhope consiste en ce que vous (si cela se pouvoit)  
„veniez en Espagne avec 25 ou 20 mille hommes, avec lequel vous, entrant  
„d'un côté, et le Prince Eugène et moi de l'autre, vous acheviez d'un coup  
„glorieux cette longue et si sanglante guerre.“

15) Graf Salis an Eugen. Haag, 14. Febr. 1706. Kriegserf. . . „les ordres  
„sont déjà donnés que les troupes allies n'obéissent point aux ordres du  
„Comte de Staremberg.“ Brunschwitz an Eugen. Haag, 14. Febr. 1706. Krieg-  
„erf. „Ich kühn nicht genugem kühn, nach großen kühn die von J. A. M.  
„kühn obgleich kühn in dem kühn kühn kühn.“

<sup>17)</sup> Zingering an Bratislava. Haag, 28. Febr. und London, 20. März 1708. Sanders.

<sup>18)</sup> Warborough an Oudres und an Bratislava. S. James, 2. und 6. Febr. 1708. Murray III. 670. 673.

<sup>19)</sup> Warborough an Bratislava. S. James, 17. Febr 1708. Murray III. 671.  
 „Il (Starckenberg) ne doit pas trouver nouveau qu'en ait si fortement insisté sur un autre, je vous en ai déjà marqué les raisons, et qu'on est ici persuadé, autant qu'il le peut souhaiter, de sa grande capacité et expérience consommée dans les affaires de la guerre.“

<sup>20)</sup> Prinz Karl an Kaiser Joseph. Barcelona, 2. März 1708. Sanders.

<sup>21)</sup> Eugen an den Kaiser. Turin, 20. October 1707. Kriegserch.

<sup>22)</sup> Eugen an den Kaiser. Mailand, 9. November 1707. Kriegserch.

<sup>23)</sup> Kaiserliche Instruction für Eugen. Wien, 24. März 1708. Kriegserch.

<sup>24)</sup> Bericht Eugens an den Kaiser. Haag, 10. und 17. April 1708. Sanders.

<sup>25)</sup> Instruction.

<sup>26)</sup> Delfin sagt von dem Fürsten Sumburg: „Avendo sostenuto per lunghi anni l'impiego di cacciatore maggiore, il più aggradito da Sua Maestà, ha avuto il modo di lusingar il genio ed introdurre la confidenza. E quest'arrivata a tale grado che si approfondono le grazie a vantaggio della famiglia prediletta e s'insinua a parlare di tutto senza riguardo. Ha molta disinvoltura e scovità di tratto, ma il talento non è per gl'affari di maggior peso e prevale l'interesse alla gloria. Restò elevato al grado di Cavallerizzo maggiore dopo la morte del Principe di Dietrichstein che viveva separato dalla Corte, oppresso da gravi indisposizioni, sostituito alla direzione delle caccie il giovane Conte di Paar.“

<sup>27)</sup> Delfin: „Varie condizioni furono esibite al Cardinale per fermarlo in Corte, ma tutto fu ricusato, costante nella massima di non lasciarsi il piede fin che il Principe non lo ritira.“

<sup>28)</sup> Delfin: „Il Cameriere maggiore Trautson che puramente ha goduto la fortuna di servire la Maestà Sua nelli primi anni e con l'assiduità ed attenzione si è acquistata tutta la benevolenza del Sovrano. Il genio è religioso, inclinato al giusto, serio, discreto, avido della pace, nemico delle frodi e delle violenze.“

<sup>29)</sup> Bratislava an Kaiser Karl. Wien, 16. März 1708. Gen. 82.

<sup>30)</sup> Delfin bemerkt von Schif, daß er auf ihn nicht anwenden kann, was er von Herberstein gesagt habe, er sei brüderlich und heftig, zufrieden mit seinem Hof und ohne Begierde nach höherer Erhebung. Er nennt Schif „dotato di grande vivacità, prontezza di spirito et acume d'intelletto. Conosce la forza del suo talento e cerca sempre per comparire. Era in altri tempi unito al Principe di Salini, e correva voce che lo rogesse, ma avverso al Marchese di Prié, sostenuto dal Principe, mutò partito e accostò al Principe Eugenio et al Cognato „Conte Vratislaw che camminano con ottimo concerto. Per rimetter il credito alquanto pregiudicato tra l'armi da qualche incontro sfortunato avuto nella Baviera e nell' Ungheria, è andato a fare la campagna in Fiandra. Avendo sostenuto il grado di secondo plenipotenziario nel famoso Congresso di Carlowitz, passano per la sua mano gl'interessi della Porta.“



„element und zwar von denen bey sich gehalten sechs Esc. und Fusaren, wozu man noch einige Troupen von Quartiermeister und fouriers formirte, die in der Nacht sich gelezte 20 feindliche Esc. und durch einige Bataillons die feindliche in das Dorf sich postirte 7 Bataillons angreifen zu lassen, welches mit einer solchen Herzhaftigkeit geschah, daß die feindliche 20 Escadrons nicht nur allein allfogleich über den Haufen geschmissen und völlig aufgeschlagen werden sondern es wurden auch von der feindlichen Infanterie 4 Bataillons, nachdeme sich drey davon noch vor der Attaque retirierten, mit ihren Brigadier theils gefangen genommen theils niedergemacht und von denen drey übrigen noch einige eingekerkert und ebenfals niedergehauen.“

1) Coxe. Memoirs of Marlborough. II. 476.

2) Mémoires mil. VIII. 37.

3) Schlachtrelativ.

4) Marlborough an die Herzogin. 12. Juli 1708. Coxe. II. 480.

5) Mémoires de S. Simon. VI. 262.

6) Marlborough an Eingekerkert. 18. Juli 1708. Coxe. II. 488.

7) Marlborough an Travers. 30. Juli 1708. Coxe. II. 488. „I dare say Prince Eugene and I shall never differ about our share of laurels.“

8) Mém. de S. Simon. VI. 263.

9) Eugen an den Kaiser. Heiliger bei Bernis, 18. Juli 1708. Kriegstsch.

10) Marlborough an Sobolshin. 28. Juli 1708. Coxe. II. 491.

11) Marlborough an Gabogan. 2. Aug. 1708. Murray, IV. 144. „For God's sake be sure you do not risk the cannon, for I had rather come with the whole army than receive an affront.“

12) Coxe. Memoirs of Marlborough. II. 526.

13) Eugen an den Kaiser. Vor Pille, 15. Aug. 1708. Kriegstsch.

14) König Ludwig an den Herzog von Bourgogne. Staatswachen, 14. Aug. 1708. Mém. milit. VIII. 416.

15) Veriges Schreiben.

16) Der Herzog von Bourgogne an den König. 21. Aug. 1708. Mém. mil. VIII. 72.

17) Eugen an den Kaiser. Vor Pille, 19. Aug. 1708. Kriegstsch.

18) Eugen an den Kaiser. Vor Pille, 2. September 1708. Kriegstsch. „... Ich mich den Augenblick zu Pferd und zu Fuß (Marlborough) abzugehen und mit einander ein Posten zu recognosciren wo man den Feind erwarten könnte, nachdem derselbe durch das ganze Land spargiret, daß Er Pille einzunehmen wolle und zu dem Ende an Pille alles was Er geführet an sich gezogen und zusamb geklaut habe, wiewohl ich Mir bis dato noch nicht Einfallen lassen than, daß er sich dessen unterziehen sollte.“ ...

19) Marlborough an Sobolshin. Personae, 8. September 1708. Coxe. II. 537.

20) Bentoune an den Kaiser. 6. September; an Chamillart. 6. Sept. 1708. Mém. milit. VIII. 68. 90.

21) Bernis an Chamillart. 6. Sept. 1708. Mém. milit. VIII. 90.

22) Eugen an den Grafen Hartnig zu Prag. Vor Pille, 8. Oktober 1708. Kriegstsch. „Sw. Erz. sage schuldigen dank vor die nachricht so dieselbe mir unter 19. passaw des demasten briefs halber haben geben wollen. Es ist nicht ohne daß derselbe durch die holländische Post eingelassen, worüber dann an seine gehörte schreiben werde. Inzwischen bin ich Sw. Erz. unendlich obligiert vor dem Theil so Eze an diesen vor.“

„ungewiss facto haben werden wollen, obwohl ich nicht glaube daß jemand in der Welt zu Eurer so ärgerlichen That Muth gehabt habe.“

<sup>17)</sup> Eugen an Herrn. Der Fürst, 3. Okt. 1706. Augsburg. „Derselben ist wirklich bestraft worden durch einen solchen Brief mit mir für ein eignes Vergehen. Wenn wir nun darüber die im Original Zugeschickte catholische Nachschrift zusenden, so habe ich die Derselben durch Herrschenden und zugleich das Convent anzuweisen wollen, sonst werden nur das verurtheilte Oefft. zugewendet, damit Sie den angetroffenen Thäter nachsehen und mit seinen Verurtheilung etwas zu thun sehen wollen.“

<sup>18)</sup> Eugen an den Kaiser. Der Fürst, 16. Sept. 1706. Augsburg.

<sup>19)</sup> Schönburg schreibt darüber am 23. Sept. 1706: „B. A. le P. Eugene qui étoit avancé assez près de l'attaque reçut malheureusement un coup à la tête dont il tomba par terre, mais un moment après s'étant relevé et entendant les cris des siens, il leur dit d'un grand sang froid: „que veut dire ce bruit, ne voyez-vous pas que ce n'est rien ?“ Il se fit passer et s'en retourna par la tranchée chez lui. Il est surprenant que ce grand Général s'étant trouvé environné de plus de 200 personnes fut le seul blessé: on ne peut pas sans dire combien toute l'armée a été touchée de cet accident fâcheux, et tout le monde est dans une joie extrême de ce que le Prince est hors de danger, c'est le coup le plus extraordinaire et on ne sait pas si c'est un coup de foudre ou un éclat de bombe, mais l'épaisseur de son chapeau il aurait été mort, mais présentement sa blessure, Dieu merci, n'est rien, il s'est même habillé et on a eu mille peines de l'empêcher de monter à cheval.“ Schönburgs Denkwürdigkeiten II 344

<sup>20)</sup> Cose Memoires of Marlborough II. 346. Eugen läßt schreiben darüber an den Kaiser am 23. Sept. 1706: „Nachdem es längere Zeit gedauert hat, daß sich bey uns nicht finden in denen Tranchéen eingekommen, so habe wir beschloffen geschickt, daß ich durch eine kleine Regel lassen handt am Kopf vermerkt von der hundert fünf sechs ohne fractur beschreiben, da ich die Regel durch abgetheilte hatte, blennet machen bis; ich hoffe also in wenig Tagen wiederum eingehen zu können, woraus ich nun so mir mit jassen und haben will, daß ich mich noch etwas zu thun haben solle.“ ..

<sup>21)</sup> Der Erztruchseß von Reich an Eugen. Brüssel, 10. October 1706. Augsburg. „C'est avec bien de la douleur que je viens annoncer à V. A. la mort de Madame la Comtesse maréquale est décédée ce matin aux heures fort chrétiennes, après avoir reçu des sacrements de l'Eglise. Elle en icy fort regrettée.“ .. Eugen antwortet darauf am 7. November. „Quoyqu'il m'est fort sensible d'apprendre par la vostre du 10 d'Octobre la mort de Madame la Comtesse ma mère, je me console néanmoins qu'elle est décédée administrée des sacrements de l'Eglise. vous en tant beaucoup obligé, Monsieur, de la part que vous y avez voulu prendre.“ ...

<sup>22)</sup> Schreiben Schönburgs an dessen Vertrauensleute. I. 347.

<sup>23)</sup> Besondere an Eugen. 7. Nov. 1706. „Mon Cousin. L'honnêteté avec laquelle vous avez agi à l'égard du Marquis de Sarville m'a fait juger que vous ne seriez nulle difficulté de faire partir au Maréchal de Boufflers les lettres j'ay jointes qui l'instruisent des récompenses que le Roy veut bien accorder aux principaux officiers de sa garnison.“ ...



<sup>17)</sup> Mémoires milit. VIII. 123.

<sup>18)</sup> Conn. Memoirs of Marlborough. II. 398.

<sup>19)</sup> Eugen an den Kaiser. 14. Dec. 1706. Kriegsarch.

<sup>20)</sup> Eugen an den Kaiser. Odenwarte, 25. Nov. 1706. Kriegsarch. „Nachdem der Feind mit der unter dem griechen Christen von Bayern jenseit gezogen Corps „Brünnel“ wirklich attackirt hat, wie es alle Anordnungen versichert, vornehmlich aber „auch ohne keine die Communication über den Ecomt runder bette eröffnet werden „müssen, so bin Ich mit dem Mylord Duc du concerto werden, daß zur des Erste zu „maneuveriren und zu diesem Ende auch daß beste zu erwählen, da der Feind spargirt „habe daß Er sich wegen solcher geheimer Communication Erhaltung wehre, „sonach Er sich selbst Kunde als Ich mit den grössten Theil der unter seinen „Commando stehenden und jenseit moviren weiten, so auch vergangenen Montag „griffen. Da aber der Krieg sehr schnell daß die Pontons und andere nicht wohl „folgen könnt, hat man die gesamte des Ecomt erst grösste ohne weichen Verlust „gütlich bewirkt, der Feind hatte Ich logisch retirirt daß es sich dennoch zu „seiner destination kommen können, man hatte jedoch über Ein Stand seine Arriere- „garde verfolgt, Eine große Zahl Schlangen, auch kleine Standards und „Bagage eingebracht.“

<sup>21)</sup> Eugen an den Kaiser 10. December 1706. „Es ist nicht ein geringes und lobend „nicht zu beten grüßen daß man dem Feind eine solche ohne Schaden bezwingen und wieder „haben, von welcher man es bei steht auf die cauren um beten wollen ankommen lassen „da man alle nötige brüche hinterlassen in stand gebracht, die dancents in Graben „gemacht, das Wasser aus bewirkt abgeköpft, die Gallerien verfertigt und die brüche „gelegt haben wurde, man noch wohl Ein 12 oder 14 Täg gebracht bitte . . . . . Wenn „dies weit dem Krieg daß man die ganze Garnison den freien Abzug eingestanden „habe können geschick ist man man es derselben abgeköpft hätte, daß Sie es zu einem „stark wurde haben ankommen lassen wehrgen man sichergestellt die jetzt gewonnen „und den Feind überstehen hat, vor dem Erfolg gegenwärtiger Campaigne noch „stilles weiternehmen zu dürfen.“ . . .

<sup>22)</sup> Clancy. V. 602.

<sup>23)</sup> Eugen Ludwig an den Kaiser von Burgund. Weissen, 7. December 1706. Mémoires milit. VIII. 143.

<sup>24)</sup> Eugen an den Kaiser. Gent, 8. Januar 1708. Kriegsarch. Eugen findet durch den Generaladjutanten Grafen Thörling die Nachricht, „daß die feindliche Garnison „in Gent nun so sehr mit Jedermanns Bewunderung in Werke geschritten in 24 „Escadrons und 19 Bataillons bestehend, vier Tage capitalirt und gefesselt von „denn wirklich ausgegangen sei als man durch interparatoren bruch die Nachricht gehabt „daß sich der Feind von derselben Gant stark und vigorous defense versichert und „auch hier Krieg wirklich präparatorien angebracht habe Eine diversion zu machen „über den Ort wohl gar zu setzen.“ . . .

<sup>25)</sup> Marlborough an Obedience. Gent, 8. Januar 1708. Conn. Memoirs. II. 397

<sup>26)</sup> „. . . qui celui qui n'avait pas vu cette campagne, n'avait rien vu.“ Schillersbergers Deutschlands. I. 348.

<sup>27)</sup> Conn. Memoirs of Marlborough. II. 398.

<sup>28)</sup> Destillon an König Karl. Wien, 2. Aug. 1708. Lett. p. E. 74.

<sup>44)</sup> Die Generalstaaten an den Kaiser Haag, 15. Jänner 1708. Kriegserch. „Nemo enim melius nec fidelius victorias ex hunc reportatas, urbes et arcus hostibus ereptas, omnemque rerum gestarum seriem Caesaris Majestati Vestre narrare potuisset, quam qui illarum pars maxima fuit et ejus prudentiae, virtutis et fortitudini post Dei immortalis opera plurimam proclara gestorum laudem debemus.“ ..

### Drittes Kapitel.

<sup>1)</sup> Eugen an König Karl. Ehrenbreitstein. 8. Juni 1708. Kriegserch. Er versichert den König „daß mir nichts mehr zu Gemüth gehet als daß ich anstands der gelegenheit mich betanet sehe, in E. K. M. ansecht und unter Dero K. h. befehl meinem legaten „blacetropien im Dero Diensten darzugeben, und es ich zwar die gütlichkeit mit „gesteiffen laut, so bin ich doch E. K. M. unterthänig daß sie sich Allergnädigst „resolvirt halten wollen daß wie es meine allernth. Schuldigkeit erfordert, also auch „heiliger Guden, wo sich die beste occasion darzu ergibt, zu beidernung Dero interessen „und Angelegenheiten das Allerbeste anwenden und Alles was mir immer von mir „dependiret, daran strecken werde.“ ..

<sup>2)</sup> Barcelona, 9. Dec. 1708. Kriegserch.

<sup>3)</sup> Eugen an den Kaiser. Vor Lilla, 30. Sept. 1708. Kriegserch.

<sup>4)</sup> Kriegserch.

<sup>5)</sup> Eugen an König Karl. Haag, 18. Jänner 1709. Kriegserch.

<sup>6)</sup> Eugen an den Kaiser, 27. Decemb. 1708. Kaiserarch.

<sup>7)</sup> Königin Anna an den Kaiser E. Jancz, 6. Jänner 1709 Kriegserch. ... „le bien „des affaires des alliés me tient tellement à coeur que je ne saurois jamais „être en repos pendant que quelque danger ou quelque desavantage les „menace. Et comme la reponse frivole que le Sieur Pelham a rapporté de Paris, „et les grands preparatifs que les Ennemis font pour la guerre, font voir que „leurs veritables intentions ne sont aucunement portées à la paix, il est très „nécessaire qu'on se prépare sous de bonne heure au côté des Alliés Augmen- „ter leurs forces et mettre des armées nombreuses et bien pourvues de toutes „choses en campagne“

<sup>8)</sup> Die Generalstaaten an den Kaiser. Haag, 15. Jänner 1708. Kriegserch.

<sup>9)</sup> Ruyss's Bericht. Kaiserarch.

<sup>10)</sup> Mémoires de Torcy. Coll. Petitot. LXVII. 210.

<sup>11)</sup> Conferenzprotokoll vom 27. Febr. 1709. Kaiserarch. Kaiserliche Instruction für Eugen vom 28. März 1709. Kriegserch.

<sup>12)</sup> Ronges Conf. Protokoll.

<sup>13)</sup> Mémoires de Villars. Coll. Petitot LXVIII

<sup>14)</sup> Stratislaw an König Karl. Wien, 2. Aug. 1708. Corr. 74.

<sup>15)</sup> Stratislaw an König Karl. Wien, 24. April 1709. Corr. 89.

<sup>16)</sup> Ronges Schreiben.

<sup>17)</sup> Delfins Finalrelation. Kaiserarch.

<sup>18)</sup> Conferenzprotokoll vom 20. Sept. 1708. Kaiserarch.

<sup>19)</sup> Memoirs of Marlborough. Cass. II. 62—68.

<sup>17)</sup> König Karl an Starbomurg. Barcelona, 8. Aug. 1709. Conn II. 349.

<sup>18)</sup> König Karl an Stanislaw. Barcelona, 30. Juni 1709. Conn. 93. „Das die Person von Duc de Marlborough betrifft, welchem ich allem auf Rathen des Molos „daß patent von Gouverneur in Niederlanden geben hat hat er es nur resignirt bey „mich und gebetten chiß ein andern actualen zu nemm umb die jalousie der holländer „zu brechen, also darüber den Kaiser schreiben ob er nicht glaube daß beste zu sein selbst „dem Prinz Eugene auf das chik zu thun, den er von holländern befehlt ist und xst „noch ist umb die Sachen wegen der Barriex in rechnung zu bringen und sich dadurch „die Reichthümer mehrers zu zunehmen.“ . . .

<sup>19)</sup> König Karl an Stanislaw. Barcelona, 23. Juni 1709. Conn. 95.

<sup>20)</sup> In diesem Sinne schrieb auch die Königin Maria am 30. April 1709 an König Karl: „Je ne consentiray jamais à une négociation ou traité de paix sans qu'il „y soit établi et cédé par la France en préliminaires que la monarchie d'Espagne „Nous sera rendue tout entière sans aucun démembrement.“ . . . Gantzerf.

<sup>21)</sup> Eugen an den Kaiser. Brüssel, 1. April 1709. Kriegserf.

<sup>22)</sup> Borges Schreiben. Oberkämmerer von Kaiser bruch ein der Kaiserlichen Sammlung entnommenes Schreiben ab, welches Eugen am 19. Sept. 1709 an den Kaiser durch gerichtet haben soll. Eugen drückt darin seine Freude aus, daß in seiner Abwesenheit „der allgemein geliebte Graf Graf Wäldiger Starbomurg“ die Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes verleihe. Starbomurg war aber schon acht Jahre früher als Präsident dieser obersten Militärbehörde gestorben. Obgleich es da noch immer Zweifel der Unmöglichkeit dieser Schreiben?

<sup>23)</sup> Mémoires de Torcy Coll. Petriot LXVII. 231. Le Pensionnaire assure que quoique ce Général (le Prince Eugene) est fait la guerre heureusement, il ne paraissait pas animé à la continuer, mais qu'en contraire il y avait lieu de le trouver très raisonnable.

<sup>24)</sup> Eugen an den Kaiser. Haag, 12. April 1709. Kriegserf.

<sup>25)</sup> Graf Gales an Eugen. London, 16. April 1709. Kriegserf.

<sup>26)</sup> Eugen an den Kaiser. Haag, 16. Mai 1709. Kriegserf.

<sup>27)</sup> König Ludwig an Torcy. Marly, 14. Mai 1709. Mém. de Torcy Coll. Petriot. LXVII. 340.

<sup>28)</sup> Eugen an den Kaiser. Haag, 17. Mai 1709. Kriegserf.

<sup>29)</sup> Borges Schreiben. „Ich habe gar zu gewiß daß Frankreich den Krieg auf seine „Weis mehr ausstehen und man bey solcher beschaffenheit, man man nur will, alles so „man verlangt haben kann, Einseitig allem an dem gelegen daß man verstanden halten „und sich untereinander wohl verstehen möchte.“

<sup>30)</sup> Eugen an den Kaiser. Haag, 16. Mai 1709. Kriegserf.

<sup>31)</sup> Eugen an den Kaiser. Haag, 21. Mai 1709. Kriegserf.

<sup>32)</sup> Mémoires de Torcy. 274.

<sup>33)</sup> Eugen an den Kaiser. Haag, 21. Mai 1709. Kriegserf. „Den 20. in der fröhe hatte „man ein andern Conferenz mit Torcy selbst, bey welcher man die Punkte zu examinieren anfing und eine jede Pötung, als nemlich Spanien England und Holland begehren konnte. Man wurden hierbei mit Torcy sehr Ernst, da man aber nach der Hand „auf das Römische Reich sahen, langte er zu sagen an und gab zur Antwort daß er „weggehen müßte; verlangte zu diesem Ende auch eine Zeit anzuwenden zu können auf

„kennt Euren Rath, also daß man ohne weitere resolution auf der Conferenz der  
„Gemeiner ginge nachdem Jeder von Rath bey seiner Meinung verbleiben ist. . . Ich  
„sowohl als Mylord Duc sind der Meinung wenn der Torcy solcher gestalter vortret  
„seids Euren rechten Rath leben werde, daß derselbe nachdem Er so vill andere passus  
„gethen, auch diesen ebenmäßig thun werde“ . .

<sup>27)</sup> Eugen an Sinjenderff an den Kaiser. 29. Mai 1709. Kriegsbuch.

<sup>28)</sup> Torcy an Ludwig XIV. Rotterdam, 28. Mai 1709. Mem. de Torcy. 279.

<sup>29)</sup> Torcy an Eugen. Versailles, 2. Juni 1709. „Je salue Monsieur à la  
„promesse que je Vous ay faite de Vous informer le 4 de ce mois au plus tard  
„de la resolution du Roy sur le projet de paix dressé à la Haye. S. M. après  
„l'avoir examiné, a trouvé qu'il lui étoit impossible de l'accepter tel qu'il est.  
„Elle donne ses ordres à M. Rouillé sur les changements qu'il doit proposer,  
„mais je prévois qu'il faudra attendre un moment pour la paix si désirable et  
„si nécessaire à toute l'Europe, quoique la conclusion en soit retardée. Je ne  
„regrette point un voyage qui m'a procuré l'honneur de conférer avec vous,  
„Monsieur, et les moyens de connaître par moy-même que les louanges que  
„le public vous donne, sont aussi justes qu'elles sont généralement répandues.“

Eugen antwortete hierauf am 9. Juni aus Brüssel: „Par le retour du courrier je  
„réponds Monsieur à la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire du  
„2 de ce mois, je suis fort fâché que les projets de paix concertés à la Haye  
„n'ayant pas été approuvés de S. M. T. C. La continuation d'une aussi san-  
„glante guerre fera répandre bien du sang innocent. Je suis cependant ravi  
„Monsieur d'avoir eu l'honneur de vous connaître et de pouvoir vous assurer  
„moy-même de la sincérité avec laquelle je suis etc.“ . . Kriegsbuch.

<sup>30)</sup> Eugen an den Kaiser Brüssel, 6. Juni 1709. Kriegsbuch.

<sup>31)</sup> Eugen an Sinjenderff. Brüssel, 11. Juni 1709. Kriegsbuch.

<sup>32)</sup> Dossins Finalrelation.

<sup>33)</sup> Eugen an den Kaiser. Wien, 17. Juni 1709. Kriegsbuch.

## Viertes Capitel.

<sup>1)</sup> Eugen an den Kaiser. Wien, 17. Juni 1709. Kriegsbuch.

<sup>2)</sup> Villars an Chamillart. 15. März 1709. Mémoires de Villars. 260.

<sup>3)</sup> Eugen an den Kaiser. Wien, 28. Juni 1709. Kriegsbuch.

<sup>4)</sup> Eugen an den Kaiser. 26. Juni 1709. Kriegsbuch.

<sup>5)</sup> Cox. Memoirs of Marlborough. III. 64.

<sup>6)</sup> Marlborough an Sobieski 29. Juli 1709. Cox. III. 67.

<sup>7)</sup> Eugen an den Kaiser. Lager bei Orfèus, 7. August 1709. Kriegsbuch. „Nicht man  
„sonst längstst mit der Stadt Tournay in Capitulation gezwungen und versprochen  
„ein stillstand der waffen wäre hätten Kaiser Officiere die gelegenheit, als sich die  
„hostilitäten widerumb anfangen sollten, mit den feindlichen Officiers zu sprechen,  
„welche dann zu versprechen gegeben hätten, daß es nicht unmöglich wäre zu einer gewissen  
„Zeit die Citadelle von jetztgedachter Stadt zu übergeben falls Sie mit succurriert  
„werden sollten. Dieser discurs geschah vermuthlich am den Englischen Brigadier Lalo  
„welcher das abgemachte Jahr mit mir der Lalle gewesen und eben damals mit dem

„besten Citadelle Sie gleichmässig tractat anerkennen worden der mit dem Senate geschlossen. Mit uns jedoch. Engländer Lalo dem Mylord Duc de Nemours als mit diesen „referierte, haben wir denselben die Antwort gegeben, dass wir nicht zu thun „et es geblieben wäre der sich auf gewisse conditions abzugeben, welches auch die „und geraden U. M. auf anstehender rons mit mehreren Bedingungen zu stehen und „eigentlich für capitalisationen heraus prosectur und anerkennen werden, mit „schicklicher Beten anerkennen condition jedoch daß Sie den Marschal de Camp Mar- „quis de Ravignan nach Paris zu den König abholen sollten und dessen appro- „bation entgegenstellen als ohne welcher Sie nicht zu thun vermögen, ob Sie schon es „denselben Erfolg seinen Zweck angetan“. . .

\*) Eugen an einjunberst. Orkés, 11. August 1700. Brügge. „J ay été à Tournay „le 8 et en suis revenu le 9. Je vois que vous étiez en colère touchant cette pré- „tendue capitulation dont vous ne sachiez rien; vous voyez que cela ne fait pas „plaisir quand on croit qu'il y a du mystère. mais en ceci il n'y a eu aucun, à „Lille ils avoient commencé la même chose avec lalo que vous connaissez, on „a cru que le manque de vivres les obligeoit à cela. Le Marschal de Camp est „revenu d'abord qu'il a parlé de suspension d'armes, et qu'ils ont voulu monter „la négociation avec la capitulation; on l'a renvoyé dans la citadelle“ . . .

\*) Coxe Memoirs III 39—41

\*) Billart an Beffin. 10. Sept. 1700. Mém. de Villars. 204.

\*) Coxe. Memoirs of Marlborough. III 68.

\*) Eugen an den König von Preußen. Pils, 22. Juni 1700. Brügge. Eugen erklärt, er habe für die preussischen Truppen, „sich die Consideration gehabt als Oben bey den „geringen Welt anerkennen ihrem sehr authoritet es sprechen merkt, und haben „auch nicht zu zweifeln daß sie nach ihrer anstehenden Expertise gleichfalls die gegen- „wärtige Campagne bey allen occasionen künftige ihren werben merkt, Sie sich „bey jedermann in ihrem anstehenden glorie in guten haben sehr reputation gezeigt „haben“ . . .

\*) Eugen an den Kaiser. Tournay, 16. Aug. 1700. Brügge. „Der Erfolg von Preußen „bei mir schon nicht und besser Preußen lassen von nach vor guter intention Sie gegen „E. M. R. sehr. Ich habe Sie aber vor ihrem werth besser Sie sehr sehr mit barocken „geändert da Sie E. M. R. nicht bei, haben auf denselben wohl acht zu haben sehr.“

\*) Schulenburgs Geschichtsschrift vom 12. Sept. 1700. Deutschkaiserliches Schulen- burgs I. 424. Der beigeführte Schichtplan ist eine Copie des im Kriegsdienste aufbe- wahren, von dem hiesigen Generalmajor Baron de Oßer geschickten, wahrscheinlich von Eugen eingeleiteten Originalplans.

\*) Schulenburgs Geschichtsschrift. „Le Prince Eugène a eu un coup de fustil de „côté de mon arque derrière la tête qui n'entre pourtant que fort peu; cela „ne l'a pas empêché de rester à cheval et de donner ses ordres comme si de rien „n'était“ . . .

\*) Coxe. Memoirs of Marlborough. III 80.

\*) Bei einer letzten Gelegenheit sprach Eugen dem Kaiser am 16. Mai 1700 von „Gollings „daß ich durch beiderer Thron und auch lassen ein gar christlich und anstän- „digen Mann ist“ . . . Brügge.

\*) Theatrum Europaeum. XVIII. 226.

19) Der Kaiser an Eugen. Wien, 12. April 1709. Ganz eigenhändig. Kriegserbh. „Der Gaudi Altan hat mich auch gebeten E. K. zu schreiben daß man es nur so als jauchzende gute Zeitung zu bringen geben E. K. ihn damit schrecken wegen, es liegt kein daß Als dem Prince Maurice ihren Vettern damit schrecken welcher nur von allen der angenehme wäre, ich glaube aber nicht wohl mehr als eine importante Zeitung zu bringen sein so werden wir E. K. zu gefallen thun mit einer den Gaudi zu schicken.“  
Nischen berichtet am Eugen aus Wien vom 21. September daß „jede Reichthümer nicht bloß unerschrocken Freude daß von allem auch Ihre Durchl. nachlässigen informirt, und ob der bloßen daß sehr alarmirt, welche ich aber ohne Gefahr zu sein beschreiben habe.“

20) Der Kaiser an Eugen. 22. Sept. 1709. Kriegserbh.

21) Diarium über den Herbst 1709. Kaiserl. Kriegserbh.

22) Eugen an den Kaiser. Lager bei Moss, 22. Octob. 1709. Kriegserbh.

23) Graf Gallas berichtet am 13. Sept. 1709 dem kaiserlichen Statthalter von einem Briefe, welcher in seiner Gegenwart Eugen mit Stanhope geschickt habe. Der Prinz sagt zu dem englischen General, dem Stanthorpe (spricht): „pour ce qui est du métier de la guerre, il en sait autant que moi, et pourvu que vous lui donniez ce qu'il faut et que vous le laissiez faire, il saura tout ce que je saurois faire, mais, je vous dis par avance que vos conseils de guerre ne l'accommoderont pas, car comment voulez-vous qu'un secret soit gardé ou qu'un Général puisse exécuter certaines choses qui dépendent souvent d'un seul moment, lequel perdu vous perdez souvent toute une campagne quand les opérations doivent dépendre de la connaissance et des sentiments de tant de têtes, j'ai avec moi des troupes auxiliaires sous moi étant en Italie, et jamais personne s'avise de me demander ce que je ferai, et la dernière campagne que l'on marche à Turin, je les se marcher un jour après l'autre sans qu'elles savaient ce qu'on alloit faire et lorsque cela vint au dernier jour on les fit combattre sans que peut-être elles s'y attendaient.“ Auf Stanthorpe's abgerundete Antwort über „est que les sujets de ces deux puissances se rassurent paroit de leur liberté“ antwortet Eugen: „Voilà qui va bien, mais je vous dis encore une fois que ce n'est pas là la manière de pouvoir faire quelque chose de bon, et espérer les moindres progrès.“ Niebeggens Erb.

24) Eugen an den Kaiser. 22. Octob. 1709. Kriegserbh.

25) Eugen an Eugenbergh. 2. Sept. 1709. Kriegserbh. „Si Mercy réussit d'entrer comme je l'espère il faut songer de le soutenir et je crois que cela peut-être d'une grande conséquence“ . . .

26) Eugen an den Hofkriegsrath. 25. Sept. 1709. Kriegserbh.

27) Eugen an Eugenbergh. 18. Juli 1709. Kriegserbh. „si un autre Général commandoit sur le Rhin, on auroit déjà depuis longtemps envoyé des ordres positifs . . . mais y ayant un fantôme de Prince qui doit commander l'armée il est en droit de ne jamais rien faire.“

28) Eugen an den Kaiser. 25. Aug. und 30. Sept. 1709. Kriegserbh.

29) Eugen an den Kaiser. 13. Octob. 1709. Kriegserbh. . . . Daß ich selbst, obgleich bei E. K. K. allerschwerlichst zu sagen dieser Krieg habe als höchstgegründet, noch ein weiterer und ruhender Officer vor den Kaiser thun und mich immer mehr

„aber verlangen solle, welcher auch auch sich und leicht in U. R. R. hinein zu treten  
 „und sich darin zu conserviren nicht nur die persönliche Dienste und kein geringe an-  
 „lage verlassen, sondern erwidert auch die religion changiret hat also daß man wie ich  
 „der Hoffnung sehe U. R. R. ihn mit dem Regiment begnadet. Wie an Ihm ein  
 „so besser wohl thun werden, als seine übrige bestehende Statthalter qualitäten und sein  
 „guter Thandl alle Versicherung geben daß Sie an denselben vor jetzt ein gar braver und  
 „geschickter officier, und nicht vor das künftige ein so besserer General bestimmen wer-  
 „den, welcher ohnedem auch dieses Regiment einige Jahr commandirt und seine Vorforg  
 „in der höchsten Standt erhalten hat. Dann obgleich der abgestorbene Feldmarschall  
 „Thüngen ein gar berühmter General war, so steht doch Etwas besser jedoch bei  
 „denselben nicht als ganz wie Sie wohl bitten geben sollen“ . . . .

17) Eugen an den Kaiser. 26. October 1709. Kriegserb.

### Fünftes Capitel.

1) Eugen an Simeonoff. 2. Sept. 1709. Kriegserb. „l'affaire du Prince de  
 „Salm m'a été écrite de Vienne, ce sont de ces comédies ordinaires qui donnent  
 „un très grand ridicule à notre Cour dans tous les pays étrangers.“

2) Eugen an Simeonoff. 18. Juli 1709. Kriegserb. „Je ne suis point surpris  
 „que Salm declare contre vous. Je n'y serai assurément pas oublié, c'est un  
 „fou qui ne sait jamais ce qu'il dit et si je ne m'en souviens pas sur le pied de ne  
 „me pas soucier de tous ces sottis raisonnements, j'aurois déjà été obligé plu-  
 „sieurs fois de l'envoyer promener.“

3) Bratslaw an König Karl. Wien, 2. Aug. 1708. Corr. 71. . . „Der Salm ein  
 „solcher bromillon und plazerer ist daß so lang er a la teste du Minister sein wird  
 „so lang kein nichts delicieuses tractirt noch etwas en detail wohl entgerichtet  
 „werden . . . so lang der Salm die direction behält, sehe ich kein Hoffnung zu einer  
 „änderung des einmal die capacität ist nicht vorhanden und ich soviel als anber mer-  
 „ken so dissoniret daß man mit nichts anders mehr gehen lassen solle als jetzt“ . . .

4) Bratslaw an König Karl. Wien 15. März 1709. Corr. 84.

5) Delfin: il Cardinale di Sassonia . . molto stimato da Cesare per le doti  
 „di pietà, zelo e sovietà che l'adorano . . Alla santità del costume unisce la  
 „sovietà del tratto che li concilia l'amore universale“ . . .

6) König Karl an Bratslaw. Barcelona, 8. Nov. 1709. Corr. 84. „Der Car-  
 „dinal von Sagen . . ein berühmter Herr aber in einem solchen governo gar zu gut  
 „nicht gewisshast, par consequens irreducibel we's ist ein fester und vigorous reso-  
 „lution braucht.“

7) Bratslaw nennt in einem Schreiben an Eugen vom 21. April 1707 den Grafen  
 „Bartolomeo, uomo di fermezza, incapace di esser preso per istromenti e informato  
 „di molto degli affari d'Italia. Er spricht aber auch von dessen „ostinazione e sovra-  
 „chio fuoco.“

8) Delfin: Pare abbia ritenuta l'aria di Spagna, che poco s'accomoda al clima  
 „alemano, onde non gode molto favorevole il partito del Principe ne l'aura della  
 „Corte. Entre nelle conferenze di Spagna, per altro non pone mano negli affari  
 „et è bene, perchè il suo voto sarebbe sempre portato al difficile et al austero.“

7) König Karl an Bratislava. Barcelona, 28. Nov. 1709. Corr. 37.

8) Bratislava an König Karl. Wien, 29. Okt. 1709. Hantarch.

9) Berge's Schreiben. „Der Trantson, Seiler und ich halten sehr zusammen und thun alles mit einander concertiren und communiciren, an dem Prinzen und Sinsendorf ist auch nicht zu zweifeln, daß sie mit uns sich sehen werden, und damit des Kaisers Dienst besser gehe, habe ich ein anrathen gethan und dem Camerpræsidenten meine Freundschaft antragen lassen, die er gar gern angenommen. . . . Mansfeld ist stark worden, hier, Waldstein, Lamberg und Richenitzianer machen die conträre Parthey und Windischgrätz ist della squadra volante, jedoch beruht er sich zu was nach dem Beispiel des Camerpræsidenten lenden.“

10) Delfins Relation.

11) Archiv des kaiserlichen Finanzministeriums.

12) Versicherungsbefehl für J. D. dem Prinzen Eugenio. . daß diejenigen von Ihro Kayf. M. Ihme zur Kayf. Gnade in Hungarn aus conscribten Gütern aufgesetzte 300.000 Gulden nunmehr von dem Juden Simon Werthheimer dem belegenden Mercantil-Obligo nach in parva Selbst bezahlt werden sollen. 22. März 1710. Archiv des Finanzministeriums.

13) Hofkriegsrath Boher von Finkenheim an Eugen. Wien, 30. Oktober 1709. Kriegsrath.

14) Trantson an Sinsendorf. 11. März 1711. Hantarch.

15) Bratislava an König Karl. Wien 26. April 1710. Hantarch. : „Ist die avidität der Courtisane nicht zu erlöschigen und da man auch einen consoliret so thut man viel andere betrüben die darauf gekocht haben.“

16) Versiehende Aufzählung ist einem im Hantarchine schriftlichen Schreiben Trantsons an Sinsendorf vom 1. April 1711 mitzunehmen.

17) Bratislava an den Kaiser. Wien 26. Oktob. 1710. Hantarch.

18) Eugen an den Kaiser. Comray, 16. Aug. 1709. Kriegsrath.

19) Konferenzprotokoll vom 1. Oktob. 1709. Hantarch.

20) Konferenzprotokoll vom 9. Oktob. 1709. Hantarch.

21) Berge's Protokoll.

22) König Karl an Bratislava. Barcelona, 30. Juni 1709. Corr. 36.

23) König Karl an Bratislava. Barcelona, 28. Nov. 1709. Corr. 38.

24) König Karl an Eugen. Barcelona, 14. Sept. 1709. Kriegsrath. „Schicke G. G. sich und daß arme Niederlandt als was es unter Dem Gubernio stehen solte, annehmen, in welchen sie mir was sehr geschliches thun werden undt glauben sonst daß nichts fusse als Ihnen zu merck mehr Considerans undt Lieb die ich zu G. G. trage, zeigen zu lassen.“

25) Konferenzprotokoll vom 1 Oktob. 1709. Hantarch.

26) Eugen an König Karl. Wien, 18. Jänner 1710. Kriegsrath. „Zum Beistand soll G. K. M. in aller unterthänigsten beynutzen, daß Ich daher das Patent auf daß Gouvernement von Niederlandt vor mich gestanden habe, wie man höre. Allerhöchste Gnad desto größer ist als selbst ich bey G. K. M. nicht angestrich habe, als werden Sie mir auch in Rhein Ungnaden aufmerken, was Dero selbstigen darunter waltenden H. k. Dienstes halber G. K. M. allunterthänigst erwidern muß wie es demnachst noch nicht an der Zeit seye von der Sache zu reden undt



„welcher sich mit der Zeit schon zeigen mag &c. &c. Ich bittet befehlen wußt ihr  
„Dem Dinst zu sein beistehen werden.“

\*) Eugen an Gallas. Wien, 4 Jänner 1710. Kriegserb.

\*) Gallas an Eugen. Fenton, 28. März, 6. Mai, 1. Juni 1710. Kriegserb.

\*) Mémoires de Rakoczy. 123.

\*) Briefe an den Kaiser und an Eugen. Haag, 7. Jänner 1708. Kriegserb.

\*) Denkschrift an Kriegserb. Der Art. V. sagt „daß Heister eine solche Art  
„zu militiren habe, so noch ungenügend befehdt und wo so viele Allurte seindt, selbe  
„zu preachen bedenklich und Anderen zu zeigen oder zu lernen, sondern darumben  
„mit Rathsam ist, da der größte Krieg ratione und pretendirenden unethischen  
„ethischen Königs vor Augen steht.“

\*) Graf Anton Sierbsky an Berthely. Aus dem Subjuncten Welt, 12. Sep-  
tember 1709. Kriegserb.

\*) Eugen an Tiell. Vor Hitz, 7. März 1708. Kriegserb.

\*) Eugen an Tiell. Vor Hitz, 19. September 1708. Kriegserb.

\*) Schreiben an den General-Schwabenscheit von Hertzog. 29. Jänner 1710.  
Kriegserb.

\*) Hofkriegsrath von Tiell an Eugen. Wien, 28. Juni 1709. Kriegserb. Er  
weist dem Prinzen, die Reichs-Kisten übermals an die Hofe von Hitz geschrieben,  
mit dem Bericht, künftigen des Doppelte des ehemaligen Tribunes zu entziehen.  
„Über der vergangenen Winter in Frankreich gewesene Omar Beg Ogli hat uns keine  
„wichtigsten relation von dem Stand Frankreichs Alles wichtig dissonantirt, so  
„daß von der Hofe schwerlich so bald was zu bringen.“

\*) Protokoll über die am 15. Febr. 1710 abgehaltene Konferenz, bei welcher  
Trautson, Eugen, Seilern und Strattmann anwesend waren.

\*) General-Kriegs. General-Krieg.

\*) Doldin: „Maddalena, piuttosto bella, di buona taglia“ . . .

\*) Doldin: „Per conseguire un Arciduchessa, si mostrava disposto a far  
„abbracciare il vero culto al figlio, si offeriva notabili vantaggi alla religione“ .

\*) Graf Strattmann an König Karl. Wien, 28. April 1710. General-Krieg. Corr. 113.

\*) Doldin sagt, das preussische Königshaus wolle sich auf zum „Capo degli“  
„Kretici et in aperta protesta della Corona Imperiale. M'è toccato sentire più  
„d'una volta alle tavole e ne'circoli l'Invitato straordinario Bertoldi Consigliere  
„di Stato del suo Sovrano spiegare arditamente non volersi soffrire per un palmo  
„di terreno l'ingrandimento della famiglia Austriaca di Germania, si essere  
„giusto ch'un giorno la corona Imperiale passi ad onorare il Protestanti. Se si  
„faceva buona unione, si sarebbe di tener molto, le vedute particolari combon-  
„dono il comune interesse, non piaccio ad alcuno di loro veder il vicino  
„alleno e prepotente.“

\*) Eugen an Prinzess. Wien, 12. Jänner 1710. Kriegserb. „Ce qui est de  
„très-sur c'est que le Roy de France a une conduite très-extraordinaire et que  
„s'il avoit autant de fermeté que d'ambition, il pourroit causer de grande em-  
„baras dans ces conjonctures.“

\*) Strattmann. „pour nous tirer de l'abime où nous allons nous jeter sans  
„crainte“ . . . Briefe Strattmann des Kaiser an Eugen. Defau, 22. Februar 1710. Kriegserb.

\*) Wolff sagt von den preussischen Truppen: „è assai regolare nel' azioni militari la disciplina, ma si corrompe dove presentasi l'occasione della rapina ed d'avvantaggiare l'interesse“ . . .

\*) Berckhusen rinigt zwischen den Kgl. und Kbn. Preussischen Post versirender differentien und beknochten, welche E. D. Prinz Eugen . . . in dem Ende mitzugehen, dann Er nach gestalt der bes. kaiserl. Durchlass am Preussischen Post sich hierzu erregender gelegenheit theils selbst davon reden, theils zu antworten wissen möge. Kriegstsch.

\*) Berckhusen an Eugen aus Berlin vom 3. und 4. April 1710. Kriegstsch.

\*) Bratslaw an König Karl. Bern, 28. April 1710. Corr. 114.

### Schleses Capitel.

\*) Conferenzprotokoll vom 1. Mai 1710. Hanssch.

\*) Sinzendorf an Eugen. Haag, 13. Mai 1711. Kriegstsch.

\*) Eugen an Sinzendorf. Vor Donau, 7. Mai 1710. Kriegstsch.

\*) Eugen an den Kaiser Haag, 14. April 1710. Kriegstsch. Eugen bemerkt, daß wenn der Kurfürst von Hannover auf das Commando verzichte „et nicht schon zuvor mit „deserte mit den General Gronowfeldt allerdings wohl befehlt sein würde.“

\*) Eugen an Sinzendorf 18. Juli 1709. Kriegstsch. „Nous ne serons pas homme pour le Duc de Savoie avec lequel nous ne serons jamais rien ni nos „marches ne sont si chères qu'il n'y aye pas la moindre interprétation à une „dispute“ . . .

\*) Eugen an den Kaiser 4. August und 4. Nov. 1709. Hanssch.

\*) Gensons Desfchreit im Kriegstsch. Er nennt „la province de Languedoc la plus belle, la plus riche et la plus mécontente de la France. Il est certain que la noblesse et le peuple ont par motif de religion ou par mille autres qu'il seroit long de dire s'attendent que la venue d'un secours pour prendre les armes, „contre que c'est la province où je suis né que cette appartient à ma famille et que je serois bientôt sur de faire lever le peuple dans tous les autres cantons; je dois dire que personne n'a une plus parfaite connaissance de ce port qui est le mien naturellement et où tout le monde sait que j'ai servi vaillamment le roy „pendant la dernière révolte“ . . .

\*) Eugen an den Kaiser Haag, 14. April 1710. Kriegstsch.

\*) Eugen an König Karl. Schlager vor Donau, 20. April 1710. Kriegstsch. Stachemburgs Leben. 554.

\*) Marlborough an Prinz Gemahlin. 14. April 1710. Coxe Memoirs. III. 181.

\*) Hammerbaur Secret an Eugen. Brüssel, 18. April 1710. Kriegstsch. „tout „ce qui est de la garde-robe, y compris la pelisse neuve de V. A. S. est perdue, „de même le coffre ou cassette d'argenterie d'Angleterre qui m'a été remise à „Rotterdam de M. Beaufort.“

\*) Mauvillon. IV. 75.

\*) Eugen an den Kaiser. Eugen bei Ulm, 24. April 1710. Kriegstsch.

\*) Coxe. Memoirs of Marlborough. III. 185.

\*) Wolff an den französischen Kriegsminister Wolfen. 25. Mai 1710. Mémoires de Villars. Coll. Petrot. LXX. 308.

\*) Siegen an Eisingerhoff. 20. Juni 1710. Stueßburg. „Mit Dooney geht es  
„langsam und zwar aus guter Schacht der Ingenieure, als welche derjenige anthei-  
„lhaft im Ruff stehen haben, in welcher der Cohorn bei. noch in gründen ist. Dehen-  
„gegen es ist zwar beifolgend nicht gekunet, sondern bithr Wism und den zugen gezogen  
„Seufzen ein gar großer Unterfchied ist. Hat die Manier nicht alles stehen, so kommt  
„Marlborough als ist nicht viel sagen Stuen, so best Stant theoren und eben und  
„theor onprice nach gründenbithr thun was sie wollen“ . . .

<sup>109)</sup> *Chagren an den Kaiser*, 27. Juni 1710, *Brünn*.

<sup>17)</sup> Opatowitz an Wagn. 28. April und 18. Sept. 1710. Strienberg.

<sup>12)</sup> Lettres au Comte. Tombou, 24. Juni 1710. Striegau. „Au reste je dois dire à V. A. que la Reine m'a envoyé ce matin le Duc du Shrewsbury pour me dire en toute confiance qu'Elle avoit résolu d'ôter la charge de Secrétaire d'Etat à Milord Sunderland, et comme Elle prévoyoit que ce changement pourroit faire du bruit et être interprété comme une chose qui pourroit avoir de mauvaises suites, à cause que le dit Milord appartient au parti de

„Milord Duc, Elle me faisoit en même temps prier d'assurer les deux Cours  
„et en particulier V. A. que ce changement est purement personnel et que la  
„Reine ne prétend nullement déroger par là à la grand'amitié et considération  
„qu'Elle a eu et aura toujours pour Milord Duc, comme aussi qu'Elle aura  
„tout le soin imaginable d'avoir toujours tous les égards nécessaires pour les  
„conjonctures présentes et le bien de la cause commune“ . .

<sup>17)</sup> Eugén au Roi. Paper bei Teneille, 13. Juli 1710. Stiegard.

<sup>18)</sup> Cox. Memoirs of Marlborough. III. 266.

<sup>19)</sup> Eodem am 19. Juli 1710 schreibt der holländische Deputierte Bogelm van Claren-  
bergen an Eugen. „Je me trouve en attendant furieusement embarrassé avec ces  
„deux Messieurs. Ils ne veulent pas se voir et traitent les choses comme deux  
„affaires séparées.“ Stiegard.

<sup>20)</sup> Eugen au Roi. Reims, 30. August 1710. Stiegard.

<sup>21)</sup> Eugen au Roi. 27. October, 10. und 12. Nov. 1710. Stiegard.

<sup>22)</sup> Eugen au Roi. Vor Dunes, 1. Mai 1710. Stiegard.

<sup>23)</sup> Eugen an Simeonoff. Vor Dunes, 26. Mai 1710. Stiegard.

<sup>24)</sup> Abgedr. in den Mémoires du Duc de S. Simon. VIII. 402.

<sup>25)</sup> Eugen au Roi. Bei Denis-Victor, 1. Juni 1710. Stiegard.

<sup>26)</sup> Eugen au Roi. Reims, 23. Juli 1710. Stiegard.

<sup>27)</sup> Der Kaiser an Eugen. Wien, 9. August 1710. Stiegard.

<sup>28)</sup> Eugen an Eugen. Brüssel, 22. und 26. December 1710. Stiegard.

<sup>29)</sup> Briefe von Schwarzenberg, Destré bei der besprochenen Kommunikation, an den  
Generalfeldmarschall Grafen Sigmund Lamberg in Brüssel. Wien, 25. April 1711.  
Stiegard.

<sup>30)</sup> Philipp von Vendôme an Eugen. Brüssel, 29. Mai 1711. Sehr eigenhändig.  
Stiegard. „Je ne vous cacherois plus, Monsieur que j'avois tout attendu de  
„votre probité et de votre justice, et que vous ne vous opiniâtriez point à  
„protéger un assassin et un voleur de grand chemin contre votre Consta-  
„ntin et votre ancien amy, en la personne de qui vous sçavez bien qu'on  
„viole le droit des gens et toutes les lois divines et humaines: en attendant que  
„Dieu vous en fasse rendre compte en l'autre monde, puis-je-til me faire la  
„grâce qu'un jour le Roy mon maistre me mette en estat de vous en témoigner  
„ma reconnaissance en celuy-cy Je suis, Monsieur, votre tres humble et tres  
„obéissant serviteur Philippe de Vendôme.“

<sup>31)</sup> Eugen an Eugen. Brüssel, 2. Juni 1711. Stiegard.

<sup>32)</sup> Contrapunctual vom 12. und 13. April 1714. Constant.

### Dieses Capitl.

<sup>1)</sup> Eodem am 20. Mai 1710 schreibt Eugen an Simeonoff: „La France craint  
„pour l'Espagne et les progrès de cette année, ainsi on ne pourroit répondre  
„ny devant Dieu ny devant les hommes de n'en pas profiter et d'obliger la  
„France à une paix telle que les Alliés la pouvoient désirer pour le salut et la  
„sécurité de l'Europe.“ Stiegard.

7) Eugen an den Kaiser. Wien, 12. Juni 1710. Original im kaiserlichen Archiv in Wien. „Ich habe schon öfters mit dem Mylord Duc davon geredet, Er glaubet aber daß „Es in solchen Fällen nichts thun werde“ . . . .

8) Eugen an den Kaiser. Wien, 12. Juni 1710. Original. „Der Herr der Sachen so gefährlichen Umständen aber wehre Ich meines befehlens, „denn dem Grafen Gallazzi eine unverzügliche Ordre gegeben wurde, daß er nicht „der hand, jedoch mit genauer obacht der Königin dadurch sein befehl zu erweisen, gegen- „wärtige Gouvernement appulien fahre, und die bestmögliche Composition wenn sie „das Parlament verhandelt wurde, anzuwenden zu verfahren“ . . .

9) Eugen an den Kaiser. 21. Juni 1710. Original.

10) Com. Memoirs of Marlborough. III. 255.

11) Eugen an den Kaiser. Wien, 12. Juni 1710. Original.

12) Der Kaiser an Eugen. 16. Juni 1710. Original.

13) Eugen an Gallaz. Wien, 2. August 1710. Original.

14) Gallaz an Eugen. Wien, 12. August 1710. Original. „Il n'a lu et me dit „qu'elle est bien chandement écrite; elle entre beaucoup dans nos affaires, mais „il croit qu'il la faut donner et qu'il sera encore de saison.“

15) Eugen an Gallaz. Wien, 26. August 1710. Original. „Es ist sehr zu „erwarten, daß die Sachen in England immer weiter gehen können welche man mit einem „worte zu thun hat die sich von selbst machen werden lassen. Es ist aber von Ihm „wird so mühe man schon daß mehrere abwarten. Inzwischen habe ich mit dem „Mylord Duc gesprochen und Ihm dahin bewegen daß Er nicht demperiren sondern „die gegenwärtige Campaigne abwarten solle.“

16) Eugen an Gallaz. Wien, 26. Aug. 1710. Original. „Es. Er. Herrn „sich leicht zu denken, was vor ein Rißfallen dies bey denen Ministern werden mußte, „wenn der Minister der deutschen in so großer consideration standen. Man „gehendet sich noch nicht in den Königin Handlungen einzumengen, es laufft aber sehr „passend wider Ihre beider kaiserlichen Alimien gegebene Versicherung, daß sie mit „Mylord Sunderland eingetragene Veränderung keine weiteren Folgen nach sich ziehen „würde“ . . .

17) Gallaz an Eugen. Wien, 23. August 1710. Original. „Il faut certaine- „ment tenir bon avec ce parti là, car le nouveau Ministre n'a ni le vouloir, „ni le pouvoir, ni le savoir pour bien faire, étant composé ou de sottise ou de „foiblesse, et pour la pauvre reine si elle mérite d'être plainte, j'ay luy fait une „proposition quelle court grand risque d'être la plus malheureuse princesse du „monde, pendant qu'il ne pouvoit luy manquer d'être la plus heureuse et la „plus glorieuse qui ait jamais régné. V. A. ne scauroit croire quelle est son „animosité, je crois quelle laisseroit périr dix Anglaises et les quatre parties „du monde pour seulement mortifier M. de Marlborough et tout ce qui luy „appartient. mais j'espère en Dieu que son nouveau conseil qui est véritablement „la plus méchante partie de la nation, ne regnera pas longtemps et n'aura pas „le pouvoir de faire tout le mal qui fait appréhender, lorsque le parlement „sera une fois rassemblé.“

18) Marlborough an Scholten. 26. August 1710. Com. Memoirs of Marl-  
borough. III. 262. „Prince Eugene is so desirous of doing good, that whatever

„I should think for my service, he would undertake, even to the making of a journey to England. If you think any good use may be made of his kind offer, let me know your thoughts“ . . .

<sup>17)</sup> Eugen an Salis. 4. September 1710. Stralsund. So zeigt sich „daß die „billigste“ sich sehr bei ganzsimpel haben wollen, daß der Mylord Duc sich „principitieren und resignieren werde, und auch damit Er desto größeren Erfolg habe und auch so sehr getreut ist, hat man den Großschatzmeister seiner Charge mit- „sey und in diesen Sachen die measures wegen der Charfärden von Hannover genommen, „etwaß sehr appearance daß der kaiser legitime Moniten und das Commando auf sich „nehmen werde so die Saison so wenig hinaus schon avanciert ist. Und was es auch „wenig so wohl ich mit mir man sich merkwürdigen Statuten dabei, wenn Ein. Ex. an „Berthouven zu sagen, werde ich unter den getradeten Charfärden gewiß mit Ihnen, „dann eben wie ich auch sehr sehr zu J. R. III. und der gemeinen Reichs „durch sehr gehen bin und daß der Mylord Duc sehr special guter Freund ist, „mit welchem auch wohl verfährt und durch daß ganz Berthouven als andere Unan- „stehen mit sich, dem die Spitzer kaiser noch trachten, nachdem Er den größten „Theil der armee commandiert, daß der kaiser Zerst ist unter mir sehr merkwür- „digkeiten Eine solche Figur macht und noch vorzügliches und vortreffliches wurde es „mit sehr unter den Charfärden zu sehen, wollen Sie die gewisser vortreffliche ist, daß „Commando antworten und unter Ihnen können insbesondere aber welcher mit Ein. Ex. „mit unbekannt, den Krieg mit verfährt und mit ich Ihnen diese Ein humor hat mit „dem mich mit verfährt habe.“

<sup>18)</sup> Heintz an Eugen, 12. Sept. 1710. Stralsund.

<sup>19)</sup> Salis an Eugen. London, 14. Oktober 1710. Stralsund. Er schreibt die „Ergründung bei der Wahl zu Westminster und schließt mit den Worten: „Je ne me suis „pas trompé quand des les premiers huit jours que j'étais en ce pays-ci, j'ay „jugé que ce pays étoit le paradis de la vanité.“ . . .

<sup>20)</sup> Aufgefangener Brief Rousmerou an den Kurfürsten von Baden. Ober Baden. Stralsund.

<sup>21)</sup> Eugen an Graf Sch. Det. Wien, 22. Sept. 1710. Stralsund.

<sup>22)</sup> Joh. Seb. Bachmann, kgl. Resident in London, an den Kurf. Baden. 6. Febr. 1711. Stralsund. „Vorgestern ist endlich der Duc d'Argyle zum Extraordinari Gesand- „tschaften an die Kön. Kathol. Maj. und Generalen der kaiserlichen Truppen in Spanien „erklärt worden. Er ist ein junger Cavalier von ungefähr dreißig Jahren, einer der „Hilfsmänner und vermöglichen von Schottland, der vor ein paar Jahren Par royal „Anglus mit dem Titel vom Grafen von Greenwich creirt worden . . . Er ist von „Wien sehr merkwürdig sehr, großer eitelkeit und ambition, ist der neuen Partei „in die kaiserliche Verabreichung zugehörig gebracht, völlig ungetreu, der welchen Er auch „den ansehnlichen schon noch in großen Credit steht, weshalb sie sich keine als einen „größmothenes Freund von Marlborough, mehr eines Rousmerou und so Ihnen „Gut zu gelangen, mehr als der in Ihnen stehenden kaiserlichen qualitäten wegen „getraut hat, was kann die seine verabschiedung in Spanien auch haben geschahen mit, „daß solche mehrere geschick und Ihnen zu concurrenzen und sich seiner zugleich zu „betreuen, als daß man ihn in einem conspectu der kaiserlichen kaiser . . . Wegen „dieser seiner Freundschaft der Ihnen zu verfährt gegeben daß seine Vianetel sich kaiser-

„Da nun das Starzenberg nicht secundiren werde, hat Er sich vernehmen lassen, daß „Er verhofft der Reichthall werde Ihm mehrer beschuldend ansetzen als nicht der „Hartburg der Ihn als ein dahin tractirt setzen habe, und wiewol Er Ihn vor „einem großen General erkenne, daß würde Er nicht erlangen, allen größtentheils „respect vor Ihm zu haben. Wegen einem Andern hingegen hat Er sich seither keine „vernehmen lassen daß Er sich noch von Reichthall mehr Anzeigen wolle.“

14) Zuntzen an Eugen vorst. Wien, 21. December 1710. Handsch.

15) Böög Karl an Eugen. Osnabrück, 21. November 1710. Handsch.

16) Eugen an Böög Karl. (Oben Datum. Habsburgisch vom Jänner 1711) „Kriegsarchiv. „So hat der Reichthall Starzenberg angehet, haben E. M. gar „nicht, daß Sie sich eben vernehmen auf seine sehr Ansehen, und seine Ansehen „verursachen, ehesten Ihnen, nicht zweifelnd, daß Sie sich mit J. Kay. Maj. „verrichten thun werden, also auch E. M. Ihn nicht beschuldern wird nicht unterlassen „werden, sondern durch ehesten durchmitten müssen haben zu persuadiren, daß er „auch weiterhin und in so weit es sein geschehen muß, dem Commando vorzugehen „günstig über sich werde.“ . . . .

„E. M. unterthen in dem F. R. Doro Schreibern, was Sie der Reichthall „Starzenberg daher bereits angeführt und verfahren von ihm daß es auch eine „Gerechtigkeit sein müßte, welcher der Erfahrung sein, der Reichthall der Com- „mando verfahren sein, und daß Sie auch geschehen, Ihn Kriegsarchiv mit einem „ersten sein setzen zu können, ohne Doro Schreibern wirklich in Doro besetzt zu „werden.“

„So war ganz kein besser in solchen Fall dem Commando vorzugehen als der „Reichthall Starzenberg von Doro, mit welchem es aber der Reichthall besser über- „sehen solcher gestanden beschaffen ist, daß er unterthan reichlich sich befinde, gleich wie „aber daß mehr an dem gelegen ist, daß ein wenig unbedeutender General mit dem „Reichthall Starzenberg in gutem Vernehmen, vielleicht dessen Veran- „staltung ist, da E. M. sehr human so ganz als mit keinem sein würde, so war „daß bester auch wenn er Reichthall seinen einen ganz vorziehen und begehren „würde, als welches als ein Kay. Doro seinen General über so ganz als mit „besten sein, wiewohl die meisten zu sagen, es können auch mehr von Reich- „thall Character in J. Kay. Maj. Doro seinen General vorziehen gewachsen „Gerechtigkeit ausdrücken, obgleich von geringeren als Reichthall-Verfahren mit „mehr und mehr General vorziehen findet E. Böög. M. einen aber selbst zu „Kriegsarchiv, daß der Reichthall Starzenberg nicht anders können ohne, als daß er „in capite commandirt, zu geschweigen daß man seine unterthan nicht hat.“

„Nach diesem aber ist es auch noch mehr unbedeutend mit einem zu finden, der „in E. M. immoderaten zwischen Starzenberg und eine Armee commandiren muß, wie „es möglich sein kann, sowohl als nicht erlangen will und bestimmen verfahren. „Einer wäre sehr besser als ein Unterthan von dem Reichthall. Kriegsarchiv. . . Der „General Doro ist gar ein guter Mann in seinem Character, in welchem verfahren „bestet, und ganz nicht zu verfahren, wenn er E. M. erfindet, daß J. Kay. M. Ihn „beschuldern überlassen werden.“

„Der von Schenkenbourg Doro ist und wird Ihn das geistlich sein, „daß Er Sie nicht mit einem General sein, welcher jetzt nicht mehr von der





## Natro Capital

- 5) Konventionsprotokoll vom 11. April 1711. Gantersch.  
 6) Brunschw. an König Karl. Wien, 22. April 1711. Ezer. 145.  
 7) Brunschw. an König Karl. Wien, 17. April 1711. Ezer. 146.  
 8) Konventionsprotokoll vom 17. April 1711. Gantersch.  
 9) Brunschw. an Graf Schlabach an Grafen Müll. 18. April 1711. Brunschw.  
 10) Ezer an Brunschw. Brunschw. 21. April 1711. Gantersch. „Pour moi mon  
 chagrin augmente toujours par l'absence de Prince véritablement. Mais on  
 s'efforce de le servir avec zèle au 22. April mit Mühe. „V. A. mit quel coup s'est  
 pour les affaires de l'Europe, mais il est encore bien plus grand pour ceux  
 qui ont l'honneur de le servir, mais particulièrement pour moi qui ai  
 toujours en un attachement particulier pour la personne.“ Wien, 7. 1711.  
 11) Ezer an die Kaiserin Elisabeth. Brunschw. 21. und 22. April 1711. Brunschw.  
 12) Ezer an König Karl. Wien. Brunschw.  
 13) Kaiserin Elisabeth an Ezer. Wien, 20. April 1711. Brunschw. Obgleich der  
 Ezer, so schreibt sie, von dem thüringischen Fürsten bereits Kenntnis habe „so hat ich  
 doch ebenfalls nicht ohne Schwierigkeit ersehen, dass er nicht weniger als 7 von  
 diesem abtrünnigen und stänke gungelant zu trennen der Zeit mit nicht bedürftig  
 mündigen der Zeit nicht nachgeben, das heißt nicht nur ihre eigene Abtrünnig  
 mündig und vermehren durchlaufenden Brunschw. bekannt annehmen wollen, in der  
 Kaiserin Elisabeth. Sie werden aus der die bester beste zu dem besten Teil  
 nach Brunschw. begreift sich mit devoter affection in gegenseitigen nicht bedürftig  
 schenken nicht allein schließlich fertigen sondern selbst auch wie hat sie sich erweisen,  
 geschweige denn dass sie nicht erweisen, sondern die auch abtrünnigen aus dem  
 Hofverhältnissen nicht bewacht in verhältnissen. Somit als Kaiserin Elisabeth verständig  
 am hat geben, in aller Treue stehen, und von selbst bewachen, was den Fall der  
 Ezer die hat mit nicht erweisen der Brunschw. in Brunschw. fassen. Ihre  
 mündigen Brunschw. hat in bester Treue angethanen bester Brunschw. mit  
 Kaiser Elisabeth und nicht schließlich selbst mit sich in ihrer Treue sein  
 mag. 8. 1. verstanden selbst ihre Ezer hat nicht gegen Brunschw. erweisen ihre  
 selbst Brunschw. und verstanden selbst selbst zu seiner bester Brunschw. erweisen.“  
 14) König Karl an Elisabeth. Wien, 20. April 1711. Ezer. 110.  
 15) Kaiserin Elisabeth an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 16) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 17) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 18) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 19) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 20) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 21) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 22) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 23) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 24) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 25) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 26) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 27) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 28) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 29) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 30) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 31) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 32) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 33) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 34) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 35) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 36) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 37) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 38) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 39) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 40) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 41) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 42) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 43) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 44) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 45) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 46) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 47) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 48) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 49) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 50) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 51) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 52) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 53) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 54) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 55) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 56) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 57) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 58) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 59) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 60) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 61) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 62) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 63) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 64) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 65) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 66) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 67) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 68) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 69) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 70) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 71) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 72) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 73) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 74) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 75) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 76) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 77) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 78) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 79) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 80) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 81) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 82) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 83) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 84) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 85) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 86) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 87) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 88) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 89) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 90) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 91) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 92) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 93) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 94) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 95) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 96) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 97) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 98) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 99) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 100) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 101) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Brunschw.  
 102) Brunschw. an Ezer. Brunschw. 4. Mai 1711. Ezer. Br

■

1

11

1

11

14

\*) Brief an Christian. Barcelona. 27 Mai 1711. Nov. 157—164. „Das Pöbel-  
thum dieser Stadt erwartete nicht weniger den Herzog von Savoyen zu sehen als  
seiner Gemahlin nach; jetzt nur daß engagirt und bezaubert zu bringen, welche  
auch auch sehr haben ihn und sein Ansehen zum Besten des Herzogs von Savoyen zu  
behaupten und es ihnen sich gut parirte vor ihm gezeigt hat. Ich aber nicht noch vollkommen  
besetzt zu machen das es ein wunderlicher bezeugt ist und auch nur trauern daß er  
auch so viel glauben thut. Es ist toll er nur die propositionen, welche ihm schon hatten zu  
bezeugen und mancher nicht nur es grübel, das nicht gut daß man nur denken kann daß  
ihnen sonst noch mehr haßt vertrieben worden.“ . . . . .

<sup>11)</sup> Briefg. Nr. 10 an den Kaiser in Wien. Barcelona, 4. Mai 1711. Lautard. Briefe zum Gedächtnis waren nicht an die Kontinuität denken, wie in Göttingen. Briefe. S. 643 inhaltlich annehmen.

[illegible]

<sup>12)</sup> Wenn an den Hofmeister, Rülberg, 1. Juli 1713, geschrieben.

17) Wahrheit im Sinne 95. Abs 1 Z 1. Ergebnis.

<sup>22)</sup> Gedruckt bey der Buchh. am Haupt. Den 10. Juni 1711. Dringend. Wagner  
Historia Juridica I. S. 414—428 enthält über die Dissertation Humeri die besten.

angewendet auf gute Dasee geistlicher Engeln. Bedenke mit der noch Un-  
bekannt gebliebenen, was so beim Erlebung kommt.

<sup>127</sup> Hülße an Eugen. StAMK, 20. Juni 1711. Bragard.

<sup>129</sup>) *Wagen an die Antike Gießen*. Leipzig, 17. Jan 1711. Brief Nr. 6.

<sup>60)</sup> *Bogen an die Ältern des vere. Madia*, 12. Juni 1711. Freytag.

<sup>79</sup> Statistics on Slave Ship. Mar. 29, April 1711, London.

<sup>14)</sup> „Vous croirez facilement que le Duc de Marlborough en est dans une joie extrême" Schickelgruber *Deutschengedenken* I. 512.

<sup>19</sup> Quoted in *John Jay Papers*, 25 Sept. 1771, *Brinkley*.

<sup>20)</sup> Tages an Rhing Karl. Mährberg, 31. Juli; 2., 7., 14., 21. August 1711.  
Schneid.

<sup>21</sup> *Blutzeuge* on 25th Dec. 1800. 24. June 1711. *Cont.* 123.

<sup>69</sup>) *Macropodus chinensis* Temm. Born. 20. Juli 1711 Singapur.

\*) König Sari an Eugen. Barcelona, 5. Sept. 1711. Kriegerarch. Ganz eigen-  
händig. „Das wird darauf ich habe me Ders Eurer mit unflers darauf bringi (ß) auch  
schrei welche ich best auch auf den 20. d. M. resolvirt hab“ . . . . .

„Das sein est unde greş, jerg' deasupra' leu' merit' e' de' trupele' pe' câmp' de' război' unde  
„tu' biseră' dintr' ze' zece' unde' de' cârmăre' rest' războiului, alina' de' război' pe' biseră'  
„Dagare' unde' ze' zece' de' război' . . . leu' de' război' (de' război' unde' economice' unde'  
„unde' ze' zece' pe' război' de' război' . . . . .

... „ich war gar nicht daß sie nur in allem sehr sehr meinung abweichend wegen  
„Minerzeit“ gestand haben der ich abweichenden eracht vor sich hat nicht nicht völlig auf  
„dieser eiser nicht sich vor nicht verlaß“, besitze daß H. 2. zwischen letzterem merkt  
„jedem lassen und wenn Vertrauen daß ich in sie der allen in correspondieren“ . . .

„Über den Betrag Darlehenanforderung des Kapels wurde noch nicht entschieden und  
daher verbleibt das zu diesem Zweck nicht zur Verfügung.“

„Auf Bayern nicht zu setzen und Europa nicht selbst bei sich selbst schuldig zu machen. Es muß sich ausschließlich um Deutschland zu betheiligen und nicht alles auf sich selbst setzen und es selbst schuldig zu machen. Die militärische Contributionen, welche man angemerkt werden, welche gleich abzugeben man sich sehr sehr macht, also gleich selbst bei sich auch in anderen als in solchen Commissionen selbst betheiligen selbst als übermäßig unangelegentlich selbst selbst man selbst auch auf alle selbst einstellen selbst“ . . . . .

47) *Wien* dem Kaiserl. Hof. Wien, 16. März 1707. Corr. 34. Ganz eigen-  
händig. „Ich bei Euerbeten angetretener Ehrent hat E. M. zwischen Offenbarkeit und  
„Carignan auch bestritten, welche vorerwähnte Thier haben gehen daß der erste sehr außer-  
„ordentlich worden, nicht obgleich man sie gleich außer zu betreten verstanden gehabt. So ist es  
„auch ja sehr nicht geachtet, in Erwägung daß man mit solchen E. M. solche reso-  
„lution erhalten würde, da aber solche gleichwohl nicht erfolgt, wie es nicht mit dieser  
„meine Consequenz zu haben diese Luthersche Befriedigung in die Länge zu haben  
„sollte, es ist nicht daß man sich sehr diese Consequenzen zu nicht verbunden, daß man  
„die diese Elend schon sehr durch man wegzugewandt verbunden die eine andere bereits zu  
„verhelfen, besonders da es diese ganze Welt große nicht nur ein positiver  
„nicht existieren, wobei nur ein tantum impagno habe nicht nicht gut nicht ein  
„so großes Entschloß auch von mehr einem zu offendern. E. M. ist bekannt zu

„Kunstschafft so ich mit dem Prinz Eugenio habe, welche wegen künften dem Kunst-  
 „den vornehmsten schenck zu cultiviren mit angelegen werde ich lassen: ob wohl  
 „daß gedachter Prinz diese Kunst Nicos geist auf dem spanischen trakt schon würde,  
 „allein selbste argumenta machen mich auß trawer Devotion vor die dem Wollen-  
 „bütel erweithen; Erhöhet ist bezaubt welche der Carignanis von der Kaiser auß der  
 „großmutter gesehen, welcher anno dem kays von Oesterreich nicht außstündig, nicht  
 „schonke ein künigl. gelübde alles zu parificiren schreiet, so ist doch dieses nicht ohne  
 „großer impression bey besser Leutlichen, beinabert dem Künig, welches Gott will be-  
 „stehen, die dectige Linen anstets müste bestrichen werden“. . . . .

\*) König Karl an Eleonora. Barcelona, 15. und 16. Decemb. 1706. Carr. 27.  
 „Auch auch peris Caricaturische geihen, seine schön aber hat viel bald“. . . . .

\*) Letters of the right honourable Lady Mary Wortley Montagu. Berlin,  
 1780. 6. 20. 20. 344 bringt in ihrem Briefe Anton Ulrich nach Friedrichs  
 Epistole von Brandenburg. Hochschütz Seite 61. folgende Beschreibung der Per-  
 sönlichkeit der Prinzessin aus dem Jahre 1706: „Elle est blonde, des cheveux fort  
 beaux et epais, d'un blond argenté et lustré. la front fort haut et ouvert, les  
 sourcils assez epais et très bien faits, les yeux sont grands, bleus et bien fon-  
 dés, la bouche petite et vermeille, le nez assez aquilin, bien fait et parfaite-  
 ment bien proportionné, et trop tressé, et trop pointu. Elle marche de bonne  
 grâce; la personne est plutôt pour son âge grande que petite“. . .

\*) Graf Niklas an Eugen. Barcelona, 20. Aug. 1711. Kriegsmark.

\*) König Karl an die Kaiserin Katharina und Augustus. Barcelona, 1. August  
 1711. Handisch.

\*) Eugenius an die Kaiserin Katharina. Stettin, 14. Octob. 1711. „Auch ich  
 „am haß von ihr besten J. M. nicht bestraft, und länger als zwei Stunden ausgehen,  
 „also daß ich nicht genug meine Freude und Consolation bezogen kann, kann eine  
 „solche Compensation gefanden zu nicht größer und leichter sein kann, ein solches  
 „inducium als man flircht in Ein küniglichen Bräutigam aber wohl Erleutern man  
 „dann entziehen wird; nur solche application die nicht zu beschreiben ist, eine anseer-  
 „nung und Ordnung die man nicht leicht haben wird, und dann Entschaden ein dorum  
 „auch gravitot, die mit einer leibetharen Gilt vermischet ist.“ . . . . .

\*) Kaiser Karl VI. an die Kaiserin Katharina. Stettin, 9. Nov. 1711. Handisch.

\*) Kaiser Karl VI. an Kath. 9. Nov. 1711. Handisch.

\*) Kaiser Karl VI. an Eugen. Stettin, 14. Octob. 1711. Kriegsmark.

\*) Kath. an die Kaiserin Katharina. London, 20. Aug. 1711. Handisch.

\*) Kath. an den Kaiser Kath. 6. Octob. 1711. Handisch.

\*) Hamptoncourt, 27. Octob. (a. St.). 1711. Handisch.

\*) Hannover an den Kaiser. London, 10. Nov. 1711. Handisch.

\*) Konferenzprotokoll vom 23. Nov. 1711. Handisch.

\*) Eigenhändige Konferenzprotokoll des Kaisers. Handisch.

\*) Konferenzprotokoll vom 27. Nov. 1711. Handisch. Eigenhändige Unterzeichnung  
 des Kaisers.

\*) Hannover an die Kaiserin Katharina. London, 14. Octob. 1711. Handisch.

\*) Eugen an den Kaiser. Gengen, 6. Octob. 1711. Kriegsmark. „Der in Frankfurt  
 „ausgegebenen Charakteren haben wir je wissen getrachtet daß ich K. K. M. remonstriren

[illegible]

## Newton Capital

9. Seit VI. an der Kaiserin Katharina II. Wilhelmsburg, 14. August 1711. Petersburg.  
„Der Kaiser Peter (Zaren) erwarte die große Freude zu empfangen was Ihre Ma-  
jestät in Holland gesucht haben werde, worüber solche nach Aussage des Grafen  
Gros her nicht ungerathen sein solle, indem der Præsident aus den Deputirten zu  
hause geschrieben haben sollte Sie zuversetzt machen, daß sich der Prinz bis zu Hause  
begeben solle, mit der Hoffnung aus Furcht, England zu verlassen, Verstand und Muth  
zu verlieren Obgleich man zu geben, daß alle Guts mit Rücksicht der Stimmung war,  
daß man der Prinz sein solle noch zu wieder genannten habe, man ihm einen Courier  
aus selbe einzustellen, entsprechend haben würde“. . . . .

<sup>5)</sup> Kugeln an den Zerkn. Gang, 1 Januar 1712. Gendrich.

<sup>9</sup> *Northrup* as *Engel*. Pages 22 and 24. December 1711. *Murray* V, 570, 573.

7 Den Reichs an Bayern, Frankfurt, 20. Dezember 1711. Augsburg.

5) Schluß am den Kaiser. 22. December 1711. „Nach des Königs von Hannover Heilichkeit befehlt, habe ich diesen morgen mit dem Ober-Schatzmeister darüber gesprochen und ihm angezeigt, daß nachdem Er in offte den plan vom Krieg in Preussen, kriegsart H. R. W. den Königen selbst sehr deutlich bringt, auch solchen mit sich zum best vorteilsten und als seinem maaßen mit derselben zu versehen, und daß Er aus solchen ansehungungen schme, daß ich Ihn verhöret habe, daß sowohl der Abtheilung als des ganze Ministeriums eine vollständige vergütung davon haben müßten. Ihn habe ich auch, wie nicht viel (davon vor Ihn zu sagen zu bringen. Ich habe aber allmählich befunden, daß Er nicht lange genügt ist, Er begreift zwar die gründe vorsehrten, was den krieges und ein vollständiges belohnung zu haben, Ihn aber verhalten zu lassen, sagt aber, und mit aller Barmherzigkeit (kann vergeben nach) mit mir zu stehen, daß daß Geld in einer großen summenzahl nicht was und ich gar nicht in ein kammern rathen darf, als wollte Er damit sagen, daß ich die wick des Königs gegenwärtig befehlen und daß geld und Ihn zu leben ich zu einem vortrage müßte, zur ansehung annehmen können, daß wir nicht unbekannt war, nach ich längstens an der krieges krieges gebührende auszahlung daß nach seiner dreyer befehle, solcher geschicklich in polen abgehandelt werden müßte, wozu der Graf Stralford als gebührender befehle hatte, und daß seine erklärung der drey befehle dann würde, der ausführung des vorgehen bequemen, als eine in möglichem grade zu unternehmen“.

Dr. A. H. erklärt dem, daß der Stenographie von der Dictiones Communication schon zu-  
genügend ist und er nur in einem Rahmen zu liegen habe, daß wenn der Druck über  
den Druckdruckdruck eines Wortes liegen sollte, es im Congress gedruckt würde, als wenn  
der Druck nicht existiert hätte, hätte er aber ein und andere über den Druck zu  
concertieren, so würde ich auch darüber gedruckt, und hätte Dr. Druck gedruckt E.  
Dr. H. hat das Druckdruck zu einem anderen Druck zu disponieren und es  
um Druck nicht machen, als dessen man nicht mehr nötig hat, machen man von

„Nichtig! Nicht weiter so viel Subvention auf uns! Das dürfte bezweifelhaft, anderseits aber nicht  
„Unser Leben wäre, daß England den Krieg allein überlebensfähig sei, es geht um  
„den Allgott und seine Macht so stark werden, sondern es wird mit bezweifeln, daß  
„was aber der Krieg noch wohl nicht bringen wird, es ist vollkommen klar und  
„die Kräfte der Macht und der Convoy derer werden nicht.“ . . . .

[illegible]

<sup>2)</sup> Gedruckt von Buchhandlung, Georg, 16. Januar 1712. Wiedemann Verlag.

[illegible]

Les idées qu'on voudrait donner à V. A. de l'inclination de la nation Anglaise

<sup>9)</sup> Fugate an den Kaiser von Spanien, 24. Januar 1712. *Spanische. Diplom. Correspondenz*. Antwerpen, 1808, S. 64.

<sup>7</sup> The duke of Marlborough appeared at Court and in one spoke to m.<sup>8</sup> Swift's Journal to Stella, Care, Memoirs of Marlborough, III. 480.

<sup>14</sup> Salmann an den Bruder 10. Januar 1712, Bamberg. Vom 18. kam der Brief, daß der Vater der Theresia verstorben sei. Salmann leitete dem entsetzten und



„wischen lassen, daß Sie nicht in der Königin's Cabinet beglaubet worden seyndt.  
„Die Audienz wechelt nicht über ein paar Minuten, nach welcher der St. John wieder  
„wieder wieder zurück beglaubet hat; ebenfalls Sie aber wieder in den Wagen gekommen,  
„nicht das Gefährte unter dem Thron des Königl. Palastes selbst sein gewöhnliches Ge-  
„sellschaftsgeheimnis von sich geben.“

„Gestern ist der Kaiser zum Prinzen von groß und kleinen und von beiden Kan-  
„tonen über alle Massen groß und ist seiner von dem Ministerio aber keinen hohen  
„Kaisers, denn man seine Anwesenheit auf eine solche Art zu beschreiben lassen, daß  
„eben nicht sagen wollen, als wenn er am ersten zu Ihnen zu kommen gedächte, der  
„nicht lediglich zu Ihnen gekommen ist, außer dem Duc von Buckingham, Präsidenten  
„vom geheimen Rath, der (es sehr nach di. Concordat mit dem andern aber aus eigenen  
„Antrieb und Gedächtnis) es anders geschienen und zum Prinzen geschicket, um zu wissen,  
„zu welcher Stunde er zu Ihnen kommen wolle, damit er um so besser über zu empfan-  
„gen zu darf sein möge, wodurch sich dann Hr. Dampfmann obligirt befindet, Ihnen  
„die erste Visite zu geben. Das gemachte wohl verstanden sich sich in jener großen  
„Anzahl von dem Hof und laßt sich demnach noch mehr Sie sich immer begaben, um  
„nach der sich aber noch mehr erreicht, was den Hof obliegen thut, den anstehenden  
„Ansprüchen.“ . . . .

<sup>17)</sup> Abgedruckt in der Herr. milit. Zeitschrift. Jahrgang. 1808. S. 558.

<sup>18)</sup> Mahon. I. 25.

<sup>19)</sup> Points dont Sa Majesté L. et Cath. a chargé le Prince Eugène de Savoie.  
Abgedr. in der Herr. milit. Zeitschrift. 1808. S. 561.

<sup>20)</sup> Eugen an den Kaiser. London, 24. Jan. 1712. Oestr. milit. Zeitschrift. 1808.  
S. 57—72.

<sup>21)</sup> Eugen an den Kaiser. London, 2. Febr. 1712. Oestr. milit. Zeitschrift. 1808.  
S. 75—85.

<sup>22)</sup> Réponses aux points dont S. M. Imp. et Cath. a chargé le Prince Eugène  
de Savoie. Fait à Whitehall ce 24. Janvier (vieux style) 1712. Kriegsrath.

<sup>23)</sup> Second mémoire du Prince Eugène de Savoie. Fait à Londres ce  
1/2. Février 1712. Oestr. milit. Zeitschrift. 1808. S. 589—578.

<sup>24)</sup> Schreiben des Prinzen Eugen. London, 21. Febr. 1712. Kriegsrath.

<sup>25)</sup> Abgesandter Kaiser Eugen an seinen Bericht an den Kaiser vom 8. Febr.  
1712. Kaiserth. „Duke G. R. IX. insbesondere allerschönlichst anzuwenden wollen, daß  
„ich den Kaiser mit vornehmster Hand habe, wie es mit der Königin geschehen so sehr  
„besteht, daß sie seine lange Zeit mehr werde leben können, da sie von einem solchen  
„geheimen zu schweigen erlange, daß die Königin allgemach über die Zeit zuversich-  
„ten erlangen soll.“

<sup>26)</sup> Eugen an den Kaiser. London, 1. März 1712. Oestr. milit. Zeitschrift.  
1808. S. 102.

<sup>27)</sup> Diese dritte Denkschrift ist unter der trüben Bezeichnung „cinquième mémoire“  
in der Herr. milit. Zeitschrift. 1808. S. 578 abgedruckt.

<sup>28)</sup> Abgedruckt in der Herr. milit. Zeitschrift. Jahrgang 1808. S. 577.

<sup>29)</sup> Eugen an den Kaiser. London, 8. März 1712. S. 106. Lita. Famiglia cal-  
abri. Duché di Savoia. tav. XXII.

<sup>30)</sup> Fait à Whitehall ce 29. Février (vieux style) 1712. Kriegsrath.

<sup>17)</sup> Eugen an den Kaiser. London, 11. März 1712. S. 199.

<sup>18)</sup> Bericht Eugen's an den Kaiser. London, 18. März 1712. Augsburg. Zeitungs-Abdruck in der Herr. militär. Zeitschrift Jahrgang 1808. S. 113–121.

<sup>19)</sup> Haer der jungen Beysehung „troisième mémoire“ in der Herr. militär. Zeitschrift, Jahrgang 1808, S. 574 abgedruckt.

<sup>20)</sup> Rapin de Thoyras Histoire d'Angleterre. A la Haye 1740. tome XII. pag. 134.

<sup>21)</sup> Eugen an den Kaiser. London, 19. (nicht 18.) Februar 1712. S. 100. Nach Coxe, Memoirs III. S. 489 (soll der Degen 4500 Stunt Sterling worth gewesen sein).

<sup>22)</sup> Histoire de ce qui s'est passé de plus mémorable en Angleterre pendant la vie de Gilbert Burnet, Evêque de Salisbury. A la Haye. 1736. tome II. 2me partie, pag. 202.

<sup>23)</sup> Coxe, Memoirs of Marlborough. III. 489.

<sup>24)</sup> Coxe, Memoirs III. 491–495, wo gleichzeitig die oblige Quantität des besetzten Ertrags angegeben angegeben ist.

### Zehntes Capitel.

1) Gegenständliches Schreiben des Kaisers an Eugen, Wien, 6. April 1712. Augsburg. „Durchlauchtiger Fürst. Dero relations hab alle nachsichtender bei die letzte, welche von Ihnen mir zu, wohl empfangen und auf allen allert mehr dem, bestanden sich nicht und ich vor mein Verstand und demnach stehen, worum das auch, ich U. E. bestens obliegt bei mir es auch eigenhändig stehen so will mir die Zeit, zulassen zu befragen nicht hab unterlassen wollen, wünscht nur daß U. E. auch besserer, Terrain und disposition in Englandt gestanden haben dem invitus bubus armare, hat möglich ist doch sehr ich auf U. E. letzten relations daß wenigst daß mir der, 4 millionen stabilisiert worden und zweifel ich nicht daß U. E. auch über bei wegen, der transport und recroutenspesen (von welchen gar in Dero relations nichts, enthalten ist, werden angestanden und sollicit haben, den abhandelt die transport-, spesen extra und die Engelländer selber zu machen sich mir gewogen haben. Ich sehr, auch auf ihre letzten relation den duncans mit dem Oxford, wo es doch scheint daß sich, sie anfangen wollen ein wenig mehr über den sitzen mit U. E. heranzulassen, welche, Sie anzuhören auch dementwegen noch einige tag Dero mit anzu'nehmen gar verlässig, entschlossen haben auch noch besser daß Sie was man ihnen vorzuschlagen wurde mir ad, referendum nehmen, auch daß Sie nichts von Mantau touchiert das der Oxford mit, immer vollen intention gar leicht dies gleich vor ein Equivalent von spanen hat, nehmen können und ich sehr sehr daß sie was vorzuschlagen, über welche sich nichts, stehen lassen öfter wenigst desingamirt man dadurch zu machen daß ich nicht abgeleitet, den sitzen zwischen dem letzten allen parat bin anzuhören man man was rationablen, vorzuschlagen werde. Man ist wohl daß sie verstandten spanen öfter wenigst machen, Theil an Frankreich zu überlassen und somit sie mein danken noch ich so sehr impo-, nirt daß ich nicht will nichts von ihnen zu hoffen haben, doch ist gut sie anzuhören, jedoch auch nicht daß U. E. mit Dero Verstand so machen werden, daß man nicht zugleich, die holländer (die sich doch in etwas besser zeigen) d'aguantir und ihnen jalousie ge-, und andrerseits doch Englandt nicht genug vor sich setzen. Wollen U. E. auch in







„und Treue, wider allen Morden und Töden, und daß beyen Standen jungen  
 „lauffende Stücker auch Vt ihres genh: stamm: wird gathen und approbiren  
 „Machen. Ich weis in lebender Gessung aus dem gese: sei, daß Ormond mit dieser  
 „seiner heimlichen Ordre vermaachung bestrug an sich sein haben und selbe ma-  
 „nahmen erlösen solte. Erstlich beschuldiger den dem Englischen Ministerio aus der  
 „der Welt also auch bey der Nation zu veranworten sollen wörrt, daß diesel Secretum  
 „durch Ihm Duc, vernehmen und nach sich von G. E. genungten, erachtet und unter  
 „der Welt Augen gelegt worden. Wie aber die Gessung also in nachnahmen  
 „besteht. So auch Ich verhoff G. E. höchstens Kuegel verfahren in allem Leben  
 „und approbiren, bey lebender Kuegenheit der Sachen aber dieselbe ihnen weihen  
 „verhalte halber als sie selbst und ihre beymehrende hohe verurtheil antworten, welche  
 „nach der Vt zutragenden Fide denen den allerersten und höchsten rucklag geben  
 „wird, was sie mit sich und sich des Staats schuldigen verurtheil und antworten  
 „Allurien bey so nützlichen Klugheit und verurtheil haben zu thun an verurtheilten  
 „antworten werden.“ . . . .

\*) Supra an Simeonoff. Postum, den 28. Juni 1719 Kriegsordr. „Dum auch  
 „Kriegsordr: them: ganz unterschrieben der Prinz von Anhalt zu Vt antwort: und begehrt  
 „also mit mir zu leben, so Ich auch mit zu leben habe mit beirathen in mein  
 „Zukunft verurtheil, Erhöhet Er mir von Er direkt von dem Duc d'Ormond beirathen  
 „Herr, welcher ich zu sich gerufen und gefragt habe, um sich das Er Ormond mit  
 „seiner Klugheit: marchiren wörrt, ob Er Prinz von Anhalt mit dem ardeite der  
 „in Englischen Sold: stehenden und seinen Commando vortragenden Krieg:  
 „Fussischen Truppen gegen: mit ihm gehen aber ob er sich an mich halten und  
 „consequenter bey mir verbleiben wörrt. Auf diese Kuegenheit frag hatte er Prinz  
 „Anhalt erlogten Duc genungten, daß der von seinem Krieg: nachbeirathen ordre  
 „beirathen beirathen in Klugheit: wörrt, welcher Er beirathen alle Jahr gehabt und  
 „beirathen habe, und das ist daß Er mit erlogten klug: Commando nachbeirathen-  
 „den Krieg: Truppen operiren und zu des genungten wörrt beirathen sich gebrauchten  
 „lassen soll.“

„Über diese letz: erlogte antwort: hatte Ihm bisherlicher Duc d'Ormond sehr  
 „promittet an seinen Krieg: Cham Courier abirathen und zu diesem Ende Cham  
 „heimlichen Pass: für denselben contrahirt, was nun Er Prinz von Anhalt nicht anders  
 „habe than thuen als davon zu conuinciren, habe Ormond Ihm meirere gefragt,  
 „wie lang der Courier bis und der anstehen wurde und da Er aber darauf zur Klug-  
 „heit: beirathen, daß Er zum wenigsten 10 Tag haben wörrt, welcher Er erlogten  
 „Duc promittet lang vorgekommen und habe Ihm Prinz von Anhalt weirere gefragt,  
 „daß Er ordre habe alle antwort commandirende Generale a proportion: der in  
 „Engel: Contrahirt: beirathen allurien Truppen auf Ihm ginde wörrt zu beirathen  
 „gind: gleich mir so dann verurtheil schon genungten daß er ist mit dem Cham: beirathen  
 „Ormond von Fide: thuen: gehen, hier aber darauf gar gut genungten haben  
 „sollt, ob wir schon nützlich ist, wörrt Er sich beirathen eigentlich gegen Ihm Duc  
 „erhöhet, daß Ich beirathen noch nicht gesehen habe. Entworthen ant: man mir daß Er  
 „auch den Herzog von Württemberg so die Klugheit commandirt, zu sich habe beirathen  
 „lassen und daß Er Duc mit dem Krieg: Polisch: und Churisch: General  
 „Wilken: ein gleiches thun wörrt.“

„Dem Prinzen von Anhalt habe Ich geantwortet, daß Er sich in dieser Begebenheit gar wohl aufgehört und darunter auch so besser gesehen habe als die gegenwärtige Conjunctionen zu der gemeinen Sache besten Stimmahl erfordern, oder Ihm prompto und swift resolution zu lassen oder daß man obligirt sein wurde, alles einzugehen was Frankreich oder Englandt gutwillig Ihnen Jehen werden zu der gegenwärtigen Crisi zuwerfen wollen.“ . . .

14) Eugen an den Kaiser. Passau, 25. Juni 1712. Kriegsrath. Abgedruckt in der milit. Zeitschrift 229—232.

15) Eugen an Singenberff. Passau, 24. Juni 1712. Kriegsrath. . . . . Nachdem aber E. Exc. wissen daß des Hohendorff brief ganz Ihn anders in sich führt, so zeigt sich Sonnenfels, daß man wohl nur zu hintergehen und zu betriegen suche, man sich betrachte, daß zu gleicher Zeit als Englandt mit Frankreich in seiner negotiation aller apparence nach schon sicher und richtig ist, der Schwabenscheider zu mehreren befehlung Ihren Willen intention und Ehrenzeiten verfahren und wohl tractieren wil.“ . . . .

16) Eugen an den Kaiser. Passau, 25. Juni 1712. Kriegsrath.

17) Hofmann an den Kaiser. London, 1. Juli 1712. Kriegsrath.

18) Eugen an den Kaiser. Bri Nix, 27. October 1710. Kriegsrath.

19) Eugen an Singenberff. Passau, 30. Juni 1712. Kriegsrath.

20) Eugen an den Kaiser. Passau, 3. Juli 1712. Kriegsrath.

21) Eugen an den Kaiser. Passau, 5. Juli 1712. Kriegsrath. — Die gefangene Garnison bestand nach dem im Kriegsrathes beständlichen Ausweise aus dem General-Lieutenant Labadie, dem Marschal de Camp Damas, drei Brigadiers, fünf Obersten, 233 Offizieren und 2507 Soldaten.

22) Eugen an Singenberff. Passau, 10. Juli 1712. Kriegsrath.

23) Kaiser Karl VI. an Eugen. Preßburg, 16. Juli 1712. Ganz unabhängig. Kriegsrath.

24) Eugen an Singenberff. Passau, 5. Juli 1712. Kriegsrath.

25) Eugen an Singenberff. Passau, 2. Juli 1712. Kriegsrath.

26) Eugen an Singenberff. Passau, 7. Juli 1712. Kriegsrath.

27) Hofmann an den Kaiser. London, 19. Juli 1712. Kriegsrath.

28) 8. Juli 1712. Kriegsrath . . . . . daß der Königin sehr freundlich vorgekommen, daß E. D. die in ihren löst stehende Truppen setzen wollen abzuwecken machen und verhindern, ihren General zu folgen, wodurch die ehrenvolle Dankerquonen unterblieben, welche wohl von einer größern Importance als auch Quenay war. . . . Dies war mit einer sehr ernsthaften art und mine gesagt, derselben ich auf gleiche weise zu begegnen, und desto unumgänglicher ersicht, daß man sich gegen Ihn keineswegs hingen und in dieser Begebenheit nicht handlungsfertig als zu eifertlich zeigen muß und geantwortet, daß E. D. die Allirte truppen so lang sie nach Ausweis der großen Allianz in der gegen Kaiser und Reich tragenden pflicht und schuldigkeit gegen den allgemeinen feind angeführt wurden, keineswegs von der Königin befehlen abgehen werden, wenn aber die abführung gedachter Truppen keinen andern Zweck hatte als die übrige allirte Armee an die discretion von Frankreich zu sehen, als wie es in dieser gelegenheit geschehen war, so stünde E. D. keineswegs verachtet werden, daß sie solches zu verhindern gesucht haben, wie der Hr. Milord sich versichert halten hatte, daß es

„nicht an Staat, weder an Verstand noch an Charakteristik fehlen sollte, und sich  
„angenehme Eigenschaften in jeder Hinsicht nicht zu verkennen. Was habe  
„gekauft, 3 M. gleichzeitigen Gesandtschaft mit 30 000 Mann gegen die ganze französische  
„macht den Krieg zu haben allein mit ohne Allianzen einzugehen, obwohl sie noch nicht  
„dort und nicht selbst Mann gegen den Feind zu sein habe, nurden 3 2 M. noch  
„noch weniger können, Ihre Gesundheit, was man also hat mit derselben verbunden  
„nicht sei das einzige zu verlieren. 3. M. wurde nicht als deference mit der  
„Bergin nachfolgt und ganz vernünftig haben mit derselben fernsichtlich nach Maß-  
„regeln zu erhalten trachten. Er wolle sich aber nicht umbieten, daß das nicht sei, mit  
„Zweck die Sache einzurichten. . . daß aber Dunquerque nicht eingenommen werde,  
„ist ein Accident und nicht mehr die Sache der Macht noch das schwebt Imperium zuge-  
„lassen, daß man eine nicht mit Zustimmung des Duc d'Ormonde unternommen Kriegs-  
„nung nicht aufgeben könne. Obgleich man sich nicht erdreiste, daß ohne Vermählung  
„mit einem Allirien man die Armistitionen proprio autoritate machen und publi-  
„cieren wollen, und daß solche declaration nach parierung der Sache und de man  
„sich nicht unter dem Namen christlichen Kriegen befinden, auch so zugehen zu angeht des  
„Heiliges geschrieben, geschrieben war. Er Straßford sagte darauf etwas gelinder und  
„machte große freundschaftliche Versicherungen, habe aber dabei vor, man solle von einem  
„armistition traktieren und indessen in einer inaction verbleiben; ich befragte, daß  
„man nicht nicht instruiert werden und daß man ihm in einer inaction bleibe, der man  
„mit dem Feind einigermassen stieg, so wurde die Campaigne fastlich vorübergehen  
„und Er als das meiste hindern als die größte nicht vorzuziehen, wie er wollte, und  
„sagte Ihn anders vorzubringen sie den alle diese Schritte dem Feind lassen wollen, während  
„sie so trachtet zu einem allgemeinen Frieden gelangen lassen, man es nicht so schnell als  
„man sie beschleunigen mit Gewalt und Zusage der Feinde denen Allianzen aufzugeben  
„wollen, ich aber zu nicht begreifen, was sie den für einen Vorteil vorzuziehen haben,  
„worauf er antwortete sich bezeugen, daß Frankreich durch eine solche Feinde den-  
„geschicklich betrübt werden, daß sie sich dieser Feinde Feind nicht mehr, wie sie sein  
„wollen, werden gebrauchten können.“ . . .

22) Straßford. . . Er dachte nicht daran zu verweigern, daß mit diese reso-  
„lution . . . sich auszusprechen verweigern . . . In der Bewegung der Abgaben ist  
„nicht von Preussens Preussensnamen sondern alles nur auf die Forderung Frankreich  
„wurde nicht auf Differenzen dagegen stehen. Wie thate auch Herr Duc  
„d'Ormonde nicht verhehlen, mit welcher es ihm dem alles nicht befiel, in was sie einen  
„unausgeglichenen Zustand war mit einem unbedingten ein. Dieser in den Krieg  
„hinzukommen, daß sie concurren daß Reich wegen des gegenwärtigen Krieges mit Frankreich  
„gemacht und daß die nach bevor mit dem Reich wegen dessen so wichtige bei dem  
„Feinde zu haben sein, ein gewisser Maß zu gewinnen werde sehr schweblich ist  
„abandern und auf eine andere Zeit setzen können, es wäre denn daß die von  
„Verlust aller andere vom Reich relevanten großen und wichtigsten Lande vorher  
„erwerben wollen, so die Christlichen von Cölln und Bayern können hier sich ergeben  
„lassen müssen. Ein so großes wurde 3. M. die Abgaben von Preussensnamen auf beson-  
„derlich nicht zuwider wollen mit dem Reich, oder es auch ein von letztere ausgedrückt,  
„daß wenn Er Duc d'Ormonde sich nicht separieren und mit den Englischen National  
„Corps nicht mehr einig sein wollte, seine troupes beifügen sollte folgen



„Nun, werden Nichts ein paar wider, der nicht allein directo den Interessen und der „Conservation des Reichs contraire, sondern per indirectum derselben höchst nachtheilig sein würde, bevorab da auch laut der Königin harangue der das Reich und dessen conservation am wenigsten geachtet werden und nicht einmal die Stadt „Straßburg, deren Auslieferung das auch die Crim Straßburg höherer selbst zugestanden, von derselben bezeugen werden.“

\*) In seinem Schreiben vom 7. Juli 1712 an Eisingeroff sagt Eugen „da der König Alles gesehen und Er ihm, so glaubte Ich auch willig zu sein, daß man damit etwas thun mußte was man thut.“ . . . Und über den höchsten Inhalt schreibt er am 20. Juli dem Kaiser. „Schreiben es sich auch lassen in dieser und in allen unterwerthen „consolationen zu H. M. und des allgemeinen wolens besten sehr glücklich und schnell „schreiten zu dem Interesse tragenden effect conforme aufgesetzt hat, so hat Ich auch so mehrere verpflichtet H. M. die seine conditio in aller unterthänigkeit „anzunehmen.“ Kriegsdach. — Der Kaiser dankte dem Fürsten in einem verbindlichen Schreiben für die „tapfere resolution, so sie schon gegen den Englischen „Generalcapitain Duc von Ormonde gesetzt, als verleihe sie und ihre unterwerthen „König. Preussisches Corpo mit denen Englischen Nationalmilitem von der Königen „allirten Armee in Flandern abzusondern versuche. . . . Sie wird beide H. R. vollen- „dige thut in beschleunigen expediren thun.“ . . . Er sagt, über den Kaiser fort, die „Zuschrift, Nicht Inhalt wurde „auf keine was sie so lebhaftig angelegen noch „schickend befehlen.“ . . .

\*) In den Kaiser. 10. Juli 1712. Kriegsdach.

\*) Eugen an Eisingeroff. Posten. 15. Juli 1712. Kriegsdach.

\*) Eisingeroff an Eugen. 12. Juli 1712. Kriegsdach.

\*) Eugen an Eisingeroff. Posten. 11. Juli 1712. Kriegsdach. . . . „Hierdurch „aber haben wir zusammen mit Herrn von Lord Strafford was Er aufkommen „wird, nicht zu reden außer Er kommt selbst zu uns und will zu sprechen anlangen, „und was uns Ormonde zum Essen einladen lassen soll, so sprach mir auch daß wir „Es befehlen nach Ein oder andern praesent abschlagen auch nicht zu Ihm kommen „werden. Hat den Ich aber da Er Strafford sich selbst zu mir versetzen und aben „wurde, so werde Ich nicht Ermangeln mit Ihm hoch und stark zu sprechen, auch „denselben zu nicht nachzugeben, und da Ich alle heimliche Conspirationen praesent „so beste Ich so viel mit beschreiben geben zu haben, daß ich gewiß glaube, er werde „auch des Ihm zu will anführen. . . . Alles dependant von der Entscheidung und „dem daß die Staaten und Senatoren sich mit uns conjugieren und man solches „eine Sache und forme resolution ableffe.“ —

\*) Eugen an Eisingeroff. Posten. 7. Juli 1712. Kriegsdach. . . . wo hingegen „mit denen Englischen troupes sowohl officieren als gemeinen eine solche Verbin- „dung zu verhindern, daß nicht ohne Grund zu hoffen wenn der Herr Oberst von „Pamper oder sein Herr Sohn jezt ankomme und etwas gütlich mit sich brächte, „dann wird ganze Corpo des Ihm verbunden würde. Ich habe mit dem Herrn Baron „von Böttmar schon gesprochen, wie wenig es war, daß Eisinger Herr Oberst eine „resolution laßt, den Einhalt auf man sich nicht annehmen, daß Ihm die Englische „Armeen und Wäldt folgen werde, wohl aber hat man sich versichern, daß nichts solches „bis nach in eine solche extremität verfahren dürfte, daß er davon ausgeschlossen sein

„und mehr andere schändliche Dinge hienach folgen werden, zum seht Er sich nur passive  
„halten und vom selbst Behalten mit Ein mehrern thun werde.“ . . . .

<sup>42)</sup> Eugen an Simeyendorf, 15. Juli 1712. Kriegserb.

<sup>43)</sup> Eugen an den Kaiser. Querschnitt, 17. Juli 1712. Kriegserb. „Cadogan  
„erhielt mir weisere, daß man bey dieser publication alles immer Extraordinaire ange-  
„wendet und den gemeinen Mann zu obligiren daß Er nach der Englischen art durch  
„brennendes anstreichen seine Freude darob bezeugen solte, Es that aber nicht nur  
„allein nichts verlangen wollen, sondern im gegentheile eine solche consternation unter  
„denen Soldaten sowohl als Officieren verursachet, daß die Tracht ganz außer sich sey  
„und die menge davon durchgehen theile.“

<sup>44)</sup> Cunningham II. 482. bei Cope III. 528.

<sup>45)</sup> Mémoires de Torcy. Coll. Petitot. LXVIII. 180.

## Elftes Capitel.

<sup>1)</sup> Ruffler. Eugens Leben II. 469.

<sup>2)</sup> Eugen an Simeyendorf. Post, 27. Juli 1712. Kriegserb. „Es nicht bergen  
„daß sich die bey Extraordinaire deputirte solche mir geben, die andere als gezeigt  
„haben, so mich veranlaßt den von Vegelin unter andern auch zu sagen, wann der  
„Krieg in das künftige continuirte, daß man vorbereit im Haag aufmachen wüßte,  
„auf was vor ein Fuß es in ein und anderes gehalten werden müßte“. . . Simeyendorf  
„soll jedoch keine Klage hierüber anbringen, nachdem Ich mit Ertrugten Deputirten in  
„einer gar guten Correspondenz stehe“. . . .

<sup>3)</sup> Mémoires de Villars. Coll. Petitot. LXIX. 371.

<sup>4)</sup> Eugen an den Kaiser. Vermaux, 24. Juli 1712. Kriegserb. „.. Ob nun zwar  
„der Feind allenthalben spargiret daß er Landrecies entsetzen wolle und man darselbst  
„nicht anders gemeint als daß er andern tags seinen marche weiters fortsetzen werde,  
„so ist er aber den 21. auch in seiner positur stehen geblieben und nichts anders veränder-  
„liches vorgegangen als daß man denselben gegen der Sambre recognosciren gesehen habe.

„Ich ließe bey dieser beschaffenheit die gestern von anjenn rechts hand angemeinte  
„trouppen in ihr altes Lager wiederum einrücken, außer 12. Batt. welche unter  
„Commando eines Generallieutenants und Generalschiffers in der wech von  
„dem linken flügel bis an die Sambre angeschlossen und schier zum flantz gebracht  
„werden sehen zu stehen beordert waren.“

„Den 22. nachmittag umgekehrt um 2 Uhr sahe man im feindlichen Lager die feind-  
„schrecken und die Armee bald daren! marchiren.“

„Ich ermunterte nicht sogleich verschiedne Parteyen auszuscheiden, des feinds marche  
„nachzugehen und zu recognosciren - ich konnte aber diesen Tag bis in die nacht nichts  
„positives davon einholen noch verlässlich berichtet werden, wofin dieser March eigentlich  
„gehe, da nachschaff auch die in zumlicher menge ankomme überläufer und andere  
„kundschafter solcher gestalten variirten, daß eben von ihnen nichts gewisses zu erfahren  
„war, wiewohl die meiste sagen, daß der Feind auch intentioniret seye,  
„Landrecies zu entsetzen.“

„Bey dieser Besatzung hatte ich zwar bey der weissen Commando anvertrauen  
„armée nicht unüberhörtes ordiniret, zu aller vorzug aber angeschlossen daß man sich

„am meisten stufen Hülfs (unterth. die Infanterie) fertig und in Bereitschaft haben sein.  
„Gestern habe man diesen Tag mit den Wienerischen Corps über die Isère bis an die  
„Ther von Valenciennes und Condé unter Bedeckung einiger 1000 Mann und  
„wischen sich durch die Tourage von unsern rechten Hülfs gemacht, und stehen der  
„Grenz den ganzen Tag über hart canouillé, so haben wir noch ein mehreres nach als  
„man künftighen Vorhaben mit 2 Bataillon durch die Isère vorziehen.“

„Besten hatte man endlich gewußt was der Feind vor ein Movement gemacht  
„hat, so in folgenden besteht, daß er sich selbst über die Isère herüber gezogen und in 3  
„Colonnen, wovon 2 von der Infanterie, und die 3 von Cavallerie besteht, solcher  
„gefaßt campirt hat, daß er seinen linken Hülfs bei Chateau d'Ambronne, welche  
„in sechs Längs und von sechs runden und abgerundeten Hülfs bedeckt, geklagt,  
„sich seinen rechten Hülfs aber hinter die an der d'Ambronne extendirte Hülfs der nachstehenden  
„sagen solle welche etwa 1000 Mann commandirt haben oberhalb Chailly über  
„die d'Ambronne zu schlagen und nicht nach dem dem Kaiser Landreux, zu  
„welchem Ende er verordnete Garmonien an sich setzen sollte, von dem unter  
„anderen die Hindernisse geben hat die von Valenciennes und Cambrai bereits 3  
„Tag unter Schutz steht. Man hat aber den so vielen veränderten Bewegungen gleich  
„wohl zu wissen, wenn der Feind's intention gewiß sein sollte. . .

\*) Eugen's Nachschrift zu seinem Bericht an den Kaiser vom 24. Juli 1712. Vom  
selben Tage ist die Nachsch. d'Orbach. „Der Feind hat sich gestern in der Nacht auf  
„unsern gewunden zwischen Bouchain und Dairin über die Isère über die Isère geschlagen,  
„und darauf hat angefangen ein Kampf mit dem größten Theil unser Armée das Albe-  
„marische Corps allgütig und über den Feind geworfen. In dem Kampf hat ich  
„auch nicht behindert verfallen und der bey dem Feind gewachte kaiserliche Cavallerie  
„hat den größten Theil von der Bagage erlitten. Man hat viel Feind, darunter  
„einige Generale und Officiere getödtet, die die Feinde über die Isère geschoben war.“

\*) Buxteh. II. 475.

\*) Eugen an den Kaiser. Belg., 27. Juli. Im Original. Belg., 1. August 1712. Kriegsbuch.

\*) Abgedruckt bei Marillon. IV. 200.

\*) Eugen an Eugenberff. Dordrecht, 25. Juli 1712. Kriegsbuch.

\*) Eugen an den Kaiser. Brüssel den 2. August 1712. Kriegsbuch.

\*) Eugen an Eugenberff. Berlin, 9. August 1712. Kriegsbuch.

\*) Eugen an Eugenberff. 19. und 24. Juli 1712. Kriegsbuch.

\*) Eugen an den Kaiser. Fagel bei Berlin, 10. August 1712. Kriegsbuch.

\*) Eugen an Eugenberff. Dordrecht, 7. Juli. Belg., 1. August 1712. Kriegsbuch.

\*) Eugen an de Sarre. Chateau, 18. August 1712. Kriegsbuch. Je suis  
„très informé de la confusion qui a suivi les succès en Hollande, et Vous en  
„devez être tant moins surpris que cela y arrive souvent et qu'il n'est jamais  
„sans embarras, tantôt on prend de fortes résolutions et tantôt on desespere de  
„tout et veut abandonner le tout. Mais il est indispensable de se déterminer  
„une fois particulièrement à l'égard de l'entretien des troupes des Albés. . .  
„On en parle si fortement de la part des troupes de Danemark, Basse et Prusse,  
„que cette affaire ne peut pas traîner; j'y suis d'autant plus intéressé que j'ay  
„contribué à leur persuader de nous suivre et de se séparer des Anglois, les se-

„avant qu'on régleroit cette affaire amiablement et sans perdre un moment. — Non, — mais les effets ne sont pas encore suivis, on attendait l'ardeur de ruer et dans l'armée et il semble qu'on ne se soucie guère de perdre une place ou de la conserver . . . Je vous laisse considérer combien il est difficile de commander des armées dans une telle situation et de ne pouvoir remédier aux inconvénients“. . .

<sup>16)</sup> Eugen an Eugenberff. Baden, 8. August 1712. Kriegserbh.

<sup>17)</sup> Berge's Schreiben „wo man moralisch mit glücken sollte bei man räumen. —“

<sup>18)</sup> Eugen an den Kaiser. Chateauhen, 17. August 1712. Kriegserbh. „In der Nacht zwischen den 14—15 brach bei der Stadt an 2 Orten die Tranchen der Donau. — Bischof und 34 habe zwar diese 14 über unterzeichnung des Terrains geschickt um zu sehen wo etwa dem Feind beizukommen und die Stadt zu erhalten sein möchte, allein . . . ist der auch der Deputierten und holländischen Generalität solcher gefallt. — Gelesen und verlesen, daß nachdem der Herrschaft auch in Kopf haben daß Ihnen Donau nicht Heilen soll, vielleich sich besser Verlaß haben um so weniger bestimmten. — Folglich und absichtlich die Stadtrichter extraordinäre Deputierte in nichts zur Sache thun sondern lauter Unzufriedenheiten vorbringen wollen, obgleich die intercipierte Briefe selbst . . . mit mehreren Beweisen vorstellen wie sehr der Feind über unsern Anmarsch Nichts einbarren und wie es bei Ihnen bestellt ist.“

<sup>19)</sup> Eugen an Eugenberff. Chateauhen, 14. August 1712. Kriegserbh. . . . auch aber gesehen daß unter denen Deputierten (auch auf der holländischen Generalität der Stadt) solcher gefallt gelesenen, daß gar schwer was zu thun sein werde, besonders aber beginnt der von Hop ehestag auch extraordinär zu werden und führt Neben, daß es unglücklich schwer ist sich jenseit zu halten um daß man sich mit dem Feind nicht brüßeln.“

<sup>20)</sup> Eugen an den Kaiser. Chateauhen, 21. August 1712. Kriegserbh.

<sup>21)</sup> 11. September 1712. Kriegserbh.

<sup>22)</sup> Eugen an Eugenberff. Baden, 22. September 1712. Kriegserbh.

<sup>23)</sup> Eugen an den Kaiser. Baden, 12. September 1712. Kriegserbh.

<sup>24)</sup> Berge's Bericht.

<sup>25)</sup> Eugen an den Kaiser. Baden, 6. Oktober 1712. Kriegserbh.

<sup>26)</sup> Eugen an den Kaiser. Baden, 9. Oktober 1712. Kriegserbh.

<sup>27)</sup> Eugen an Eugenberff. Baden, 3. Oktober 1712. Kriegserbh. „ . . . cependant il est très sûr que si nous agissons avec fermeté nous ferons trembler encore nos mêmes Français et leurs nouveaux amis, car le mauvais succès de cette campagne ne se doit pas attribuer à l'affaire de Denain, mais à cet esprit de crainte et d'irrésolution qui regne dans la république et qui s'est répandu parmi leurs députés et généraux, sans cela ces places n'auraient pas été prises selon mon sentiment, il faut donc se résoudre avant la fin de cette campagne à la paix ou à la guerre, mais cela les ennemis nous obligeront point à point à tout ce qu'ils veulent et outre la paix indigne que nous ferons ils pourront se vanter de nous avoir pour ainsi dire mené par le nez. “

<sup>28)</sup> Eugen an Eugenberff. Bülz, 24. Oktober 1712. Kriegserbh.

<sup>29)</sup> Berge's Schreiben.

<sup>19)</sup> Eugen an Eugenborff. Wien, 2. October 1712. Bringenst. „Le procédé des anglais est encore plus extraordinaire que celui des François, ces derniers profitent de la conjuncture et n'ont pas tort, mais les autres méritent bien la corde, du reste je suis bien persuadé que la conduite des Alliés principalement des hollandais cause leur impertinence. . . . Stratford croit conduire tout le congrès à sa fantaisie, les uns par menaces et les autres par menterie, notre projet contenu dans la lettre de Wratislaw est fort bon mais croyez-moy que ces sortes de trucs ne sont guère praticables et demandent beaucoup de temps pour les négotier . . . .“

<sup>20)</sup> Eigenhändiger Brief des Kaisers an den Konferenzprotokoll vom 18. Juli 1712. Gantersch. „ . . . (spricht das) Hogendorff von tratoris betrogen, Straigens per sidis . . . .“

<sup>21)</sup> Eugen an den Kaiser. Haag, 2. November 1712. Gantersch.

<sup>22)</sup> Eugen an den Kaiser. Haag, 23. November 1712. Gantersch.

<sup>23)</sup> Christian an Eugenborff. Weßberg, 17. Juli 1712. Abgedruckt in der österr. militär. Zeitschrift. Jahrgang 1806. S. 680.

<sup>24)</sup> M. de Wratislaw, quoique d'une grosseur démodée pour sa jeunesse, étoit l'esprit le plus fin et le plus délié que l'on pût trouver. Son embourbement cause sa mort, et avant de mourir, il prit plus que jamais le dessus dans les affaires. Mémoires du Feld-Maréchal Comte de Mériode-Westerloo . . II. 60.

<sup>25)</sup> Transton an Eugenborff. 10. December 1712. „Grafen Wratislaw ist Prinz Eugen glücklich aufgenommen und hat abschiedt bey J. R. Audienz gehabt, denen er „anecdotes des hands der jetzigen Conjunctionen verlässlich vorgelegt hat. Nach des Kaisers „Auftrag ist der Prinz zum Grafen Wratislaw kommen und hat ihn noch bey guter „Bemerkung gesehen, auch eine gewisse Zeit mit ihm gehandelt; diese nacht aber ist „Graf Wratislaw in sehr bösen hands gerathen und hat die ganze nacht schmerzt also „des schlechten besung seines ankommenes ist.“ Gantersch.

Transton an Eugenborff. 21. December 1712. „Der Graf Wratislaw ist heut „selbst am seiden Ufer von dieser Welt geschieden und seinen Wunsch nach einmahl „mit dem heil. Sacramenten des Kaisers versehen worden. Er hat viel böses action „erledigt und gar ein christliches Ende genommen. J. R. der Kaiser und das Publikum „haben in wahrheit viel an ihm verlohren . . .“ Gantersch.

<sup>26)</sup> Marquis d'Éte an Eugen. Barcelona, 21. December 1706. Bringenst. „Le „Roy veut surtout qu'on croie qu'il gouverne et qu'il ne se laisse gouverner „par personne . . . Le prince Antoine est entièrement perdu dans la confiance „du Roy . . . .“

<sup>27)</sup> San Felipe, Comentarios de la guerra de España I. 266. Todo lo que era deprimir a los Chatolanes, lo hacia Leichtenstein con animosidad, y declaro publicamente, no se debía fiar de gente enemiga, de quien la domina, é inclinada a la rebelión, estando esta ultima convulsada no en el amor é los Austriacos, sino en el odio é los Franceses.

<sup>28)</sup> Foscari. Storia arcana 44. Die im kaiserlichen Kaiserthum beschlossene Correspondenz zwischen König Rudolph und Wratislaw, und die Schrecken des Verjags vom Reich an den letzten nachsten eine Menge seiner Jünger in kaiserlichen Charakteren. Der Marquis von Éte aber schreibt am 21. December 1706 an Eugen: „Le prince

„de Liechtenstein est très fléché, n'ayant plus aucun crédit.“ — *Merode* nennt *Liechtenstein* II. S. 50. „... très-fidèle et zélé serviteur, qui a fait de grands sacrifices pour son maître, mais d'une singularité de caractère dont je n'ai vu personne approcher, ce qui nuisoit au roi aux yeux des Espagnols“ ... *Und* Seite 56 sagt *Merode* „Liechtenstein manqua de discernement, en choisissant, selon ses pouvoirs étendus, les hommes qu'il mettoit auprès du roi. Ceux qu'il y plaça sans connoissance de cause, ou par caprice, lui ont tourné le dos, on se sont moqués de lui, quand ils se sont affermis.“

<sup>18)</sup> *Merode* II. 178. „... Le prince Antoine chez qui les conférences devoient se tenir qui est chef du conseil d'État, et précède par sa charge de grand maître le prince Eugène, n'en fait jamais rien; aussi ne sait-il pas se taire, et il est véritablement trop singulier.“

<sup>19)</sup> *Conf. Protokoll vom 23. und 26. December 1712. Straßburg.*

<sup>20)</sup> *Eugen an Ka. Carraj. Wien, 28. Jänner 1712. Straßburg.* „... étant sur qu'après que toute l'espérance est presque évanouie de pouvoir redresser les affaires et que l'irrésolution dans la quelle on a resté jusqu'à cette heure, a causé que l'Angleterre et la France se sont rendus maîtres de la négociation, elle sera presque infailliblement finie par une paix très mauvaise et désavantageuse“ ...

<sup>21)</sup> *Ruggini's Relation über den Ulrecht's Frieden. Abdruck im Haus-arch. „Straßburg“* „gagliardamente strinse gl'Ollandesi mentre nel termine d'otto giorni riceve sicura e positiva risposta sopra le risoluzioni de stati Generali se volevano o no unirsi con la regina per segnar con essa nello stesso tempo la pace.“

<sup>22)</sup> *Ruggini.* „Se non ci fosse stato che il danno della fede, il scrupolo non ci sarebbe reso delicato ...“

<sup>23)</sup> *Ruggini.*

<sup>24)</sup> *Eugen an Feil. Wien, 1. April 1712. Straßburg.*

## Zweites Capitel.

<sup>1)</sup> *Karl L. Mangel. Neue Geschichte des Deutschen K. 43.*

<sup>2)</sup> *Der Kaiser an den Herzog von Württemberg. Wien, 14. März 1713. Straßburg.*

<sup>3)</sup> *Prinz Alexander von Württemberg an Eugen. Weinsfeld, 18. August 1712. Straßburg.* „unsere Armée ist den 14. dinst. in der früh abhiet angelangt und zwar auf eine solche Weise, daß die Feinde nicht eher als morgen um 8 Uhr erst gewahr werden, daß unser allmächtige Armée vor ihnen Liniem setze, man auch wohl aus des Feindes movement hat spühren können, daß die Conservation des Ihms groß sein müßte. Ich kan auch nicht andersher sagen als daß der Herzog selbst sowohl auf des Genera. Vauhoune als auf mein starkes anmahnen sehr resolvirt war, dem Feind kein Zeit zu geben und Ihn in seiner confusion alsobald anzugreifen, welches dem ohnfürbar verurtheilt hette, indem anfänglich nicht 6 Bataillone unter Gewehr waren, und die andern alle noch weit entfernt, der Herzog vor seiner Verlohr, welcher zwar allen guten willen zeigte, was doch noch gescheuet, ehe man gleich die Attaque vor sich nehme, die Sache verließ mit den Fürstbischöffen von Neuberg zu überlegen,

„Nicht aber mehr als 2—3 Stunden lang geschiet, als man Ihn haben sollte, welcher nachsehen als Er gesehen wurde, der auch eines Schreckens befielen, als daß verhängt Tag nicht verkannt werden, gegen Abends aber vorerwähnte Griminalen unter dem Namen Bayern befehligte sowohl in der Altstadt als in Weimarsburg zu sehen zu werden durch 1000 Arbeiter unter Commando des Obersten von Baumstumpff, darunter vertheilt, auch den 15. April aus Elbogen geführt und wurde dieser Tag im (Anordnung gemacht, gegen Abend nach Witten conseruirt eine resolution sich nicht der Feind, um nach mit 5 Bataillonen 800 waffener Infanterie und 100 Fußknechten und Artillerie zu kämpfen und im Fall sich durchbringen ließe, zugleich mit der Armee den Angriff der Weimarsburg zu thun, es kam zum Glück nur ohne daß der Feind das geringste von Ihm erwartete sah gegen Weyler, von wo Ich ganz beobachtet und ohne daß auch der Feind etwas gewacht werden, denn durch Deme vorher recognoscirte Wege hinter in das Reichthum kommen, da Ich dann den Feind in den Rücken griffen und sonder Zweifel der Armee zu stehen kamen; dabei aber auch wurde gemerkt, wenn die bei mir habe die Maximalität auf gemacht ein solcher vorerwähnter Angriff, welcher auch das Elben zuerst wurde beabsichtigt werden, daß Feind nicht nur sah aber zugleich seine geistigen, sondern auch sehr davon Ihr geistige Anwesenheit mit sich schließlich in der Stadt begeben, so lagte da auch eine Stunde um die herum außer in einem Platten schenken die Deme von Deme vorhanden, geben die nicht nur auch nach sondern auch auch andere weitere Officiere unter welche auch der General Platten aus der Oberst Kloden überbringer hiesel waren, jedoch kam auch nach man Ihn zu rufen, wahren selbst auch aus ihrem Schreiben nicht zu kommen, Ich konnte als auch nicht diese officiers-jungfrauen nicht nur Fische mit dem Degen in der Hand und durch Befehl der Cavallerie daß die weiteren Kampf halten sollten, wahren jedoch Ich als der General Platten aus noch andere Officiere persönlich bei mir setzen und tractiren werden. Dem Namen G. D. Ich habe erwidert daß durch diese Armeen die ganze Stadt verwirren nicht wird bestellt mit einem mehrere daß Ich nicht mehr leben selbst hiesel eingedrungen habe“ . . .

\*) Der Brief an Eugen, Regensburg, 19. Mai 1713. Kriegsbuch. „Gemeinlich unter das zu pflichtigen Ausgang des bevorstehenden Feindes in Wien und G. L. „Wittelsbachische Kaiser- und Kaiserliche kaiserliche Befehle“ . . .

\*) Minutliche Schreiben, vom 26. Mai 1713 datirt, befinden sich als Concept in selb. Kriegsbuch.

\*) Eugen an den Kaiserlichen von der Vize, Regensburg, 6. Juni 1713. Kriegsbuch.

\*) Der kaiserliche Befehl in Regensburg, Graf Franz Anton von Dalmatin, an Eugen, Regensburg, 1. Juni 1713. Kriegsbuch.

\*) Eugen an Constantin. Regensburg, 2. Juni 1713. Kriegsbuch. „ . . . Wenn die beschlossenen 6000 Mann allein in den kaiserlichen Land haben werden und die Befehlsgewalt der Mann und Mann nur so es möglich sein, von dem Land erpressen und sich abweisen lassen werden dem Reich unbekannt seine Fuß, sondern nur durch einen Abbruch gebracht und alles unbeschadet sein werde, so lang sie nicht immer kaiserlichen Anwesenheit unterliegen, und ein jedesmaliges Verlassen annehmen werden, wo es daß Feind aus der Arm. Reichs Deme entfernt, sollen gezogen werden können; jedoch daß der Feind sich bereits zu bewegen anfangen, auch selbige Deme dazu nicht zu bewegen sich, . . . nicht weiß besser diese Truppen zu mehr Hand gemacht geben,

„als ohne dem Publico einen Dienst zu thun, daß auch von ihnen anstehen  
„zu lassen.“

9) Eagen an Schlossern. Wittenberg, 16. Juni 1713. Kriegsrath.

10) Eagen an den Kaiser. Wittenberg, 16. Juni 1713. Kriegsrath. Er sollt be-  
gründet „daß man mit allem vielen Geld und Hülfe von denen alten Truppen zu über-  
nehmen dachte, aber darunter in Zweifel ist, ob auch auf eine oder zu anderer Theil  
„anzunehmen mochte, das ich ihre Intention und was gegen der ihr endlich erlangen  
„werde, mehr als zu viel verleihe, so haben außsagen dürfen daß sie ihre Truppen am bes-  
„testen auf ihrem Stande begreiffen und auf anderer Hülfe und Güte stehen  
„sollen zu machen, von gewisser Contingent über begreifen veranlassen und das Krieg  
„ohne einen Verlust zu thun anstellen werden, umsofern gleich ist, wenn der Feind gegen  
„den alten Stand oder zwischen bestehen und der Staat erkennen will, so daß dem  
„kaiserlichen begreifen mannt nicht widerlegen, sondern sich selbstständig anstellen wer-  
„den, und anderwärts in der Lage annehmen zu können, da es auch nicht erlangt  
„wurde, anzunehmen, daß man mit sehr vielen Principalen dazu nicht geschickten  
„und anordnen, antwortet so auch nicht bestritten werden, wurde zu sehen, wenn noch  
„weiterhin zu Geduldigkeit anstellen wurde, daß seine geringste Anwesenheit vor-  
„handen sein würde daß das Heer ohne Gewalt zu widerlegen und daß der Krieg nicht  
„mit anstehender Zeit extrem annehmen sollte, daher das kaiserliche Heer in einer solchen  
„Situation steht zu einem Frieden, was es auch sehr mag, sich annehmen auf durch  
„sinnlich und fernst gleichwohl ruiniert zu werden, grüßwoge, daß durch diesen Krieg-  
„truppen die 4 Millionen Thaler veranlaßt von werden, ohne daß davon ein Streich  
„ad annehmen konnte, welche auch der Campaigne in einem all den anderen Weg nicht  
„erlangt wurden, solche Prostrationen zu vermeiden, all was sie wirklich geteilt  
„hätten, daß sichrumach nicht besser wäre, was man mit ihnen zu zu ihrem selbst  
„kommen wäre, deshalb sehr zu befehlen, daß sie mit ihren Truppen keine territorialen  
„quittieren und sich in ihre Stande zurückziehen sollten.“ . . .

11) Eagen II. 488.

12) Eagen an den Kaiser. Wittenberg, 22. Juni 1713. Kriegsrath. . . . Inzwischen  
„hat sich das Vorhaben, so das der Haupttheil sich gelegene kaiserliche Corps gebildet,  
„anmelden gelassen, indem kaiserliche von der der Haupttheil auf der anderen Seite  
„Auguste Krimmich, zwischen dem 19. und 20. der Trachten verfahren, da man aber  
„ansehen auf dieser Seite eine halbe angelegt war der Feind obligiert eine andere  
„Alteque zu formieren. Ich habe verstanden daß die Ordonnanz alle Hülfe eigentl. und  
„die befehlte Ordonnanz so lang als möglich defensiv, annehmen aber, was der kaiserliche  
„vorhanden, der Feind ohne weitere capitulationen in der Nacht zurück gezogen werden  
„sollen, denn kaiserliche angest auf mehr, ist auch außer Stand nachkommen mehr darin  
„und an sich stehen in seiner Ordonnanz, wollen es nur mit weiterem gründen, an-  
„zunehmen der Verlust bestehen, wenn nicht eine der Hülfe mehrere werden und  
„anstellen und der Feind dadurch obligiert sein würde, davon abzuweichen, von immer  
„Importation, daß aber viel mehr zu erwarten, daß sich der Feind auf kaiserliche hat  
„anstellen müssen, welche davon gleichwohl zurückziehen und nicht zurückgezogen.“

13) Eagen an den Kaiser 11. Mai 1714. Er hat eine Ordonnanz an Hülfe machen  
zu lassen mit „zu Sicherung des Ansehens“ das Contingent des betreffenden Contingent  
einen Ordonnanz aufzugeben, „zu dem die Ordonnanz und kaiserliche Ordonnanz



„Ich bin der letzte von Prinz Alexander von Württemberg der seinen Namen  
„erbt.“ . . .

\*) Relation sur les Années et les Armes de l'Empereur. 1737. Von dem kaiserlichen krieglichen Secretär in Wien, General Graf Sapporia, an der kaiserlichen Regierung erlassen. Stair paper office London. „Le Prince Alexandre Warthemberg, ne parut que pour un soldat intrépide, mais non pas pour Général.“ Marco Jettorial aber sagt in seiner storia arcana: „Il Duca poi Alessandro di Warthemberg fu trovato migliore per militare sotto il Principe Eugenio che per governare assolutamente ed un esercito.“

“) Wegen an den König von Preußen. 19. Jun. 1718. Königsberg. Stellt ihm die Klagen dar, daß nach dem abgelaufenen III. Reichsconcilio an jener Ober-  
-keit mit Stand kein reichsachtenswürdiges Concilium an Mannkraft und an  
-Geld zu realisiren und repariren 4 Millionen Rthl. untermalige vertheilt und  
-procurirt, und nicht der ersten eine ganze Anzahl Truppen und Armée gesammelt  
-zu bringen mittelst des letzten aber kirchliche noch abschätzung der in Königsberg, und  
-Schles. Geld gewonnen und hunderttausend Reichsthalern haben zu vertheilen, daß hin-  
-sichtlich gemacht sey den Stand den Kopf zu bieten und einmal zu einem reichlichen  
-suchen zu zwingen. Wie nun der Kaiser selbst, gewalt that gegen den Obersten allen  
-zusammen setzet, und gegen den untern nicht vermehren kann: giebt wohl aber dieselbe  
-nach so größer ist, als die Ärdten mehr Armen nicht alle beschaffen wie zu indischen  
-men,“ in jurellt Wegen nicht der König werde kein Reichsconcilium „allgemein herauf-  
-beruf ansetzen, und wegen nachtheiliger Unthätigkeit an Geld und Forderung mehr  
-einfach das bedingt verurtheilen, den kaiserliche commandirenden Generalen aber an-  
-zuwenden, daß ich mich beistehen, wo es der Reichs beist. anstehen, abschaffen  
-gekommen kann.“

„Geben aber G. & W. hiezu begehren von allregulh. Kriegel mehr geben, machen  
„Denn Hll. Truppen an sich und haben keinen Nutzen wo Krieg geführt ist, so wurde  
„es eben so viel sein als wenn Gte gar nicht vorhanden wären.“ . . .

“) Eagen an den Kaiser. Stollberg, 28. Juni 1712. Striegau. . . . Frey sey  
„die propositionen die ihm von dem Kaiserlichen Regierungsrath und Geheimrath von  
„Ludwig wegen der . . . . Kaiserlichen, Mecklenburgischen und Anspachischen  
„Truppen gemacht worden.“ lautet der kaiserliche Erlass. Der Inhalt ist, daß  
beide Fürsten „untereinander ein Complot haben müssen, rathselhaft schuldlos zu machen  
„begeben werden, und daß sie jedens wegen und zu ihrem bestmüßlichen Nutzen,  
„daß sie zwar ihre völliße Truppen offeriren, daß man sie aber nicht acceptirt hätte,  
„was hingegen man ihre propositionen genau examiniren und zumeist darauf gehehen  
„Betracht überlegen wirt, so muß der Kaiser erlauben, daß man ihnen alles gethan wird  
„die Ehre und möglichsten zugestehen, ja noch ein wenig als andere einbringen,  
„die Truppen begeben haben, da schant daß dazwische was der Charakter von  
„Falschheit beget, von ein Gafien, Wartenberg und andern wirt nicht so schwer  
„wie all mal man ihnen offerirt habe. Es muß unter ihren Fürsten ein so gewisser  
„was abhandeln seyn, so was nachdrücklich in sich hat, als der Herr Erzbischof, der kaiser  
„sich nicht angegeben, in G. E. R. bestirn in Stenden oder ein Commando zu haben,  
„was aber einem von einem Herrn Erbischen zum nachstern in dem Dienst zu bringen,  
„daß die kaiserliche geheime kaiserliche Seiten mit hoher Begehrtheit an sich ziehen hat. Ob

„sagen einer möglichsten Zeit gegen die Herrn Fürstlichen und zwar nicht allein von der Leopoldinischen und Josephinischen sondern von E. K. M. letzter Capitulation.“

„Der Herr Landgraf, so viel als ich merke, denkt das Capo von dem fürstlichen Collegio zu sein und möchte alle Fürsten es sich zu sehen. Sie setzen ihre einzige Hoffnung auf den König von Schweden, so daß sie auch ihren Anlaß nicht zu brechen vermögen, ob der ächten Situation in welche die schwedischen Affairen sich befinden. Der Herr Herzog von Württemberg hofft es auf der Bed. zu halten, zumahlen da er mit sowohl selbst als durch seine Minister die Versicherung geben lassen, daß er allein von E. K. M. dependiren und dahingegen thun werde, was sie ihm zu befehlen gerathen oder den Fingerzeig geben werden.“

„Fursten denken sich gleichfalls und zwar auch so ebenber zum Theil mit einander, ob es eine bestimmte Zeit ist, daß bey diesen Hoff von langer Zeit her die größte Maxime gewesen von denen Confusionen zu profitiren und dabey was zu geschähen.“

„... von Ländritz macht mir hiernächst die Menge unbillige conjectationen in nehmen des Herzogs von Mecklenburg, mit dem Bedenken, daß er in seinem Zweifel stehen werde, E. K. M. werden ausser die ächte Messung fallen lassen, so man berechnen von ihm gegeben hätte. Sie wären ganz unglaublich informiert worden, da der Herzog gar gut intentioniret seye und auch dessen auch der Herr Landgraf versichern ließe, jemand ist ihm widerig, ich wünschte daß es sich also verhalten möchte, das E. K. M. nichts anderes begehren, als daß ein jeder Reichthum patriotische Gedanken führen möchte und wurde ihm also gar leicht sein es durch seine Conduite erkennen zu geben.“ . . .

17) Detailbericht im Kriegsarchiv.

18) Herrgott Rudow.

19) Eugen an Kstl. Rißberg, 24. Juni 1712. Kriegsarch.

20) Eugen an den Kaiser. Rißberg, 12. Juni 1712. Kriegsarch.

21) Kstl. an Eugen. Frankfurt, 7. Juli 1712. Kriegsarch.

22) Mémoires de Villars. 407.

23) Eugen an den Kaiser. Rißberg, 15. August 1712. Kriegsarch. . . . „Ich habe zwar geglaubt etwas unternehmen zu können, habe es aber in der Situation wie der Grund positiret ist und bey der Menge der Truppen die er hat für unmöglich, da er nicht nur allem bey Frankfurt vortheilhaft positiret und durch ein Wasser gedeckt ist, auch durch die Schanzen angestärkt, wo er geglaubt hat, daß man penetriren könnte, sondern wenn er sich von binnen zumvorne und hinter der Sperrung setzt, ihm beizukommen noch weniger begreifbar wäre, in welcher consideration, man Jenseits Rheins ein möglich, so Gott verhilft, ereignet, daß selbst das ganze Reich einer allgemeinen Gefahr unterworfen wäre, es werdet also vermahlen nicht anders zu thun als zu erwachen sein, was nach Eroberung von Landau mehrers erfolgen werde.“

24) Eugen an Alexander von Württemberg. Rißberg, 9. August 1712. Kriegsarch. In Briefen. . . . E. K. zu entlegen werden Sie von selbst leicht errathen, was es in gegenwärtiger Situation der Schwierigkeiten habe, wenn es aber auch an der Zeit und möglich wäre die Garnison, von man etwa ein 3 oder 2 mg ebenfalls als Leuten der Flag abzuheben, eine capitulation machte, zu erwirken, hätte man es thun, da

„aber der Punkt mir ich vorzuziehen scheint E. P. sich her zu ziehen lassen, daß Er von  
„Meiner Capitulation als Kriegsgefangener mittheilen wolle, ob es auch sonst noch nöthig ist,  
„auszusetzen, so geschieht man nach es werde sich eine so wichtige Commission unter E. P.  
„letzten Anführung der sie sich als Kriegsgefangenen ergibt, daß die Sache für die Über und  
„wegen nachstehend in der Welt zu machen gedenken, und so verfahren kann E. P. selbst  
„tun das es nicht und die Dinge zu thun sein, denn als Kriegsgefangener ist in  
„Ordnung es allemal sehr genug ist.“

17) Eugen an den Kaiser Wälsberg, 20. August 1712. Kriegserb. „Die Ursache  
„warum der Krieg zur Capitulation gezwungen werden, ohngeachtet eines gewissen  
„muthes zunächst sehr geringen, da er an Todt-blennie und fruchtlos widerstand. Die Ge-  
„winn eines ein paar tausend Mann besitzenden, ist der Mangel an Munition und der  
„Mangel an kleinen Geschütz müssen es befehlen ein mehreres nicht als 42 Geschütz so zu  
„Gebrauch werden, auch sehr geringen, welches eben den Grund zu einem protestat  
„gibt, mit der Capitulation dieses zu sein, weil es an Munition dem Krieg-  
„geschäft noch nicht genug vorhanden gewesen wäre, und da welches nach der Zeit  
„auch an beiden Configurationen . . . bereits punkt gelöst und an der einen Seite  
„hinter beiden nicht mehr als die zweite gewesen, so war Er zwar, ob es eubischen  
„schen, was er an Munition und große der Notwendigkeit nach versehen gewesen wäre,  
„nach sich als hier davon wissen, und so mehrere gezwungen gewesen, abzugeben  
„Capitulation anzugeben, wobei E. P. nicht nur sein Bruch Alexander selbst  
„sondern auch des General-Fieldmarschalls von Plachow und derselben  
„Bataillon auch übrigen troupes mehrere defensionen mit bravoure, so sehr in dieser  
„Belagerung gezeigt, gewissermaßen sich annehmen solle.“ . . .

„Bislang aber nicht am 16. September an Eugen über die Eröffnung der Festung  
„Capitulation.“ „Quand aux articles on est très persuadé qu'ils seront tenus avec  
„la dernière exactitude, telle que vous avez, Monsieur, par vos engagements  
„étant trop connus pour en douter un moment.“ Kriegserb.

18) Bräuerfeld-Lieutenant von Fuchs an Eugen. Frankfurt, 16. August 1712.  
Kriegserb. „das beste an der Art ist das sie an den meisten Orten über die hohe  
„Berg gibt und in die seine Lücken, besonders ist die Zeit nicht gut in die dichte  
„Bucht, sonst aber ist der Verlust so alt und verheerend, das man sich von selbst so leicht  
„mit der ersten Hilfe so weit von einander, daß man sich nicht alles nach sich  
„denn prozessieren kann.“ . . .

19) Eugen an Bamberger, 12. und 22. August 1712. Kriegserb.

20) Eugen an Bamberger, 22. August 1712. Kriegserb.

21) Briefe G. Gaspard an die englische Regierung vom Jahre 1700. Sans  
paper office. London. „Le Baron d'Arnan, General d'Artillerie, est reconnu  
„pour être après le Maréchal Starbarnberg le meilleur officier d'infanterie que  
„l'Empereur ait“ . . .

22) Bamberger an Eugen. Au camp de Marinsoll, 26. September 1712. Krieg-  
erb. . . „D'Arnan était au N. 15 et au N. 16 et pouvait selon les apparences  
„être attaqué aussi bien que moy et je luy avois ordonné de se pas bouger  
„Le general Helmstedt commandait au 13 . . . tout le monde y a fait son devoir  
„et il n'y avait d'autres mesures à prendre selon le sentiment de tous les  
„autres généraux.“

<sup>19)</sup> Bielefeld an Eugen. Schlager auf dem hohen Berge, 21. September 1712. Kriegsmüß.

<sup>20)</sup> Bielefeld an Eugen. Am camp de Marlborough, 24. September 1712. Kriegsmüß. „J'ay reçu avec un très profond respect celle d'où il a plu V. A. m'honorer du 21 de Mülberg. Je remercie très humblement V. A. de sa douce et utile correction sur le sujet que je ne devois pas arroier si longtemps dans la ligne vers la gorge de Freyburg et que je devois laisser la commission à un officier expérimenté la quelle me servira de direction une autre fois. J'ay l'honneur de dire à V. A. que par cette manœuvre j'ay fait entrer les bataillons de Wachtendonck qui étoit entièrement coupé et j'ay retiré à moy quantité de fuyards qui n'auroient pu se donner de la tête et j'aimois mieux prendre cette commodité que de la donner à des autres à qu. je ne dois pas plus qu'à moy-même; Il est vrai que les Ennemis étoient à une portée de fusil de moy dans la même gorge, mais c'étoit dans une nuit obscure où ils ne pouvoient pas distinguer la quantité de grenadiers et dragons qui étoient avec moy et que le gros des Ennemis étoit alors occupé à se porter sur la hauteur des lignes que j'occupois auparavant mais toute la cavalerie m'attendoit sur la haute Graben destiné à la retraite de troupes“ . . . .

„Cette longue dissertation n'est pas pour me justifier à l'égard de V. A. elle est trop clairvoyante pour ne pas me tenir quitte de tout, mais c'est la critique du public qui ne manquera pas de jouer son rôle et de dire, Vambourc a perdu les lignes, s'imaginant que ce sont des fortifications avec contrescarps, fossés, palissades et parapet, et de ma sorte d'ouvrages il ne se rencontre point à la certaine partie des lignes, lesquelles il me fallait garder 30 heures de suite“ . . .

<sup>21)</sup> Bielefeld an Eugen. Rottweil, 27. September und 1. Oktober 1712. Kriegsmüß.

<sup>22)</sup> Bielefeld an Eugen. 22. Oktober 1712. Kriegsmüß. . . „Wißt E. D. Königl. Hoheit richtig, was ich den mir von Eurer Hoheit, als wenn ich hier den größten Gefahr in der Welt gesehen und mich gar vor einem Verräther fürchten sollte. Wenn ich ich mit meinem gewissen bekenne, daß ich ein feindlicher Mann geschiedt und als ein Soldat gesehen habe, nichtwie die Euer so gut als möglich defendiert mit der Gardeau in Furchung bringender. . . meine retraite und ohne Verhinderung einigen Ruckel und wegen repetirlich bewährt“ . . . .

<sup>23)</sup> Eugen an Bielefeld. Wilsberg, 20. Oktober 1712. Kriegsmüß. . . . „Weßten E. Ex. sich schon den ungleichen Grund halber, so wegen der Linien von Ihnen geht, beklagen, ist zwar wahr, in so vergleichenen stellen geschicklich und haben schon das Recht nicht zu sagen ist, ich verneine aber das ich schon ich gestanden haben und ich mich bewegen gar gern nach Eurer Hoheit, gleich es auch schon geschicklich ist“ . . .

<sup>24)</sup> Bielefeld an Eugen. Rottweil, 16. und 20. November 1712. Kriegsmüß. . . . „J'ay vu . . . Altes aux armées“, (Wißt) il parait que cet an complet fut entre des maîtres qui croyent être grand tant ils oisissent . . Je voy que la politique voudroit que l'on épargne un sort de maîtres mais je ne sers pas digne d'être ce que le sers la politique l'emporte sur l'honneur de la charge . . .

„Je compte Altes a venu prendre la parole immédiatement de moy et le la voy je donne gracieusement bien que le me soit aperçu que on reçoit que pour

„chante victoire . . . les airs impérieux sont fort difficile à supporter à l'égard  
 „de l'inférieur à son supérieur et ces Messieurs en prennent de terribles à mon  
 „égard. Si je dois commander en quelque lieu, quelle aye la bonté de me délivrer  
 „de monner le comte Harac, j'ay de la peine de disputer avec luy, on du  
 „moins je supplie très humblement V. A. d'avoir la bonté pour moy de luy in-  
 „signer d'agir comme l'on doit sere avec son supérieur; je say comme V. A. me  
 „set l'honneur de m'escrire que ces sortes d'accident ne sont jamais arrivé à V. A.  
 „depuis quelle commande les armes, j'ay l'honneur de lui dire qu'il y a une  
 „grande difference entre son autorité et la mienne auy bien que du côté du  
 „merite et de la grandeur d'ame entre un hero et une femme aiat point de com-  
 „paraison l'un m'insigne ley que la paraité du comte Alton me pardra. In pro-  
 „tection de V. A. me mettrait a labri de l'orage, je la prie très humblement de  
 „m'en honorer ..

21) *Basle* en *Eugen*. *Camp de S. Georges*, 9. *August* 1713. *Kriegsarch.*  
 „M. de Harac a comme de raison toute son attention à sa place, . . . ceux qui  
 „le surprendront seront bien éveillés, car il est d'une activité et d'une inquié-  
 „tude non pareille et la place est en bonne main“ . . .

22) *Eugen* an *Paris*. 22. *August* 1713. *Kriegsarch.*

23) *Eugen* an *Paris*. 16. *September* 1713. *Kriegsarch.*

24) *Paris* an *Eugen*. *Freiburg*, 22. *Juli* 1713. *Kriegsarch.*

25) *Mémoires de Villars*. Coll. Petrot. LXX. 419.

26) . . . „Je vorder mich Verheßen unanimiter laut ihrer Originalbefehlen der  
 „Erkennung waren, daß einem Generalissimus aufständ alle befohliche verfahren schon  
 „bisher“ . . . *Paris* an *Eugen*. 2. *November* 1713. *Kriegsarch.*

27) *Mémoires de Villars*. 422.

28) *Paris* an *Eugen*. *Freiburg* im *untern* *Oberrhein*, 2. *November* 1713. *Kriegsarch.*  
 „Der *E. D.* protestire vorher . . . wegen gegenseitiger absichtung, ich habe meine  
 „ordre von befehlen und befohle keine andere für mich, es wäre denn daß bichste  
 „anwerß sein . . . befehlen wollen. Gedire aber befohle dem *Generalen* des *Heers*  
 „*General-Wachtmeister* von *Wachtendonck*, *Obersten* von *Hannstein* und der *meisten* . .  
 „*Commandanten* der *Bataillons* abfert, protestire für mich alle bloß von der *Belagerung*  
 „*Freiburg* gehen, *E. D.* von allen was von *Zeit* der *Belagerung* *Freiburg* passiert ist, . .  
 „rapport thut zu *Stuten*. Die denn auch wegen *rechteren* mich auf *Herrn* *General*  
 „*Wachtendonck* als *Brigade* *Freiburg* befohle . . .

29) *Eugen* an den *Kaiser*. *Wien*, 12. *September* 1713. *Kriegsarch.*

30) *Eugen* an den *Kaiser*. *Wien*, 13. *Oktober* 1713. *Kriegsarch.*

31) *Eugen* an *Paris*. *Freiburg*, 6. *November* 1713. *Kriegsarch.*

32) *Paris* an *Eugen*. *Freiburg*, 10. *November* 1713. *Kriegsarch.*

33) *Eugen* an *Paris*. *Freiburg*, 10. *November* 1713. *Kriegsarch.*

### Dreizehntes Capitel.

1) Der *Kaiser* an *Eugen*. 9. *August* und 18. *September* 1713. *Handsch.*

2) *Eugen* an den *Kaiser*. 30. *September* 1713. *Handsch.*



„pourront me valtre, le nombre en seroit grand, si je le permettois à tous ceux qui ont une juste curiosité de voir un aussi grand Capitaine“ . . .

<sup>17)</sup> Eugen an den Kaiser. Wilsberg, 6. October 1713. Handsch. „Eben in allem gut und richtig wann S. M. nicht nur des in Utrecht geschlossenen und von allen in diesen negotio wohl informirten Legations Secretarium Pentarrieder und sich selbst auch die treuer Instruction bewußtseiden wollten.“

<sup>18)</sup> Foscari'si Storia veneta. 149. „Il Barone di Pentarrieda riconsacinta da tutti per uomo d'equilato giudizio circa le cose di stato e di singulare celerità nell' uso delle medesime.“

<sup>19)</sup> Der Feldmarschall-Eintrommt Graf Daunwald neben Eugen als Friedensbot schafter laugirt hätte, ist zwar oft wiederholt worden, aber vollkommen falsch.

<sup>20)</sup> Eugen an den Kaiser. 5. December 1713. Handsch. „Nicht denn daß ich ihn auch an sich selbst nicht nur in dem was gehandelt worden, ganz erfahren und daher unbedenklich und sicherem, sondern auch nicht von dem Vermögen des geringste über sich zu nehmen, also daß er aus Sorge zu scheitern und damit Ihm weder von den „Ministerio, in welchen er wenig und zumahlen des Torcy nicht zum Freunde haben soll, eine Ausstellung Flanz gemacht werden“ . . . Und an Einzendorf schrieb der Prinz eigenhändig am 4. Dez. 1713: „Villars est crédule, très peu informé des „négociations précédentes et souhaite la paix; selon que je vois les choses s'il „dependoit de luy, il sacrifieroit tout ailleurs pourveu qu'il obtint quelque chose „par icy pour pouvoir se faire un mérite de sa Cour.“ Handsch.

<sup>21)</sup> Eugen an den Kaiser. Rastadt, 5. December 1713. Handsch.

<sup>22)</sup> Brief an den Kaiser vom vorigen Datum.

<sup>23)</sup> Diese ganze Darstellung ist nach dem im Österreichischen kaiserlichen „extractus „protocollis über die zwischen dem französischen Marschal de Villars und mir Prinzen „von Savoye zu Rastadt gehaltenen Conferenzen und Unterredungen von den 26. November 1713 bis 4. December inclus.“

<sup>24)</sup> Eugen an den Kaiser. Rastadt, 5. December 1713. Handsch.

<sup>25)</sup> Konferenzprotocoll vom 15. December 1713. Handsch.

<sup>26)</sup> Der Kaiser an Eugen, 17. December 1713. Handsch.

<sup>27)</sup> Extractus protocollis vom 13. und 14. December 1713. Handsch.

<sup>28)</sup> Eugen an den Kaiser. Rastadt 16. und 17. December 1713. Kriegsarch.

<sup>29)</sup> Villars an Deffen. Rastadt, 16. December 1713. Mémoires de Villars. Coll. Palot. LIX. 432.

<sup>30)</sup> Villars an Mademoiselle de Meintzen, 12. December 1713. 431.

<sup>31)</sup> Continuatio protocollis vom 26. bis 29. December 1713. Handsch.

<sup>32)</sup> Brief Eugen an den Kaiser. Rastadt, 31. December 1713. Handsch.

<sup>33)</sup> Eugen an den Kaiser. Wien, 22. Jänner 1713. Handsch.

<sup>34)</sup> Der Kaiser an Eugen. Wien, 25. Jänner 1713. Handsch.

<sup>35)</sup> Eugen an den Kaiser. Rastadt, 2. Februar 1714. Handsch.

<sup>36)</sup> Decretum contra Ablegatum Sabaudiae Provana, 8. Februar 1714. Kriegsarch. . . „cum ipsemet hie degens Provana post dolosum rursus ac impudens „Ductu sui inedifragium, illicita plane nec non dissoluta licentia irreverentia- „que in conspectu S. C. Majestatis et Imperialis Aulae haud levi cum scandalo „se vix non ubique gesticulare auderet; S. C. M. iusta indignatione commota

„decrevit mandavitque, ut dictus Provans mox ab insinuatione hujus decreti  
„Aula cesarea se abstinere et intra triduum de momento in momentum com-  
„petendum urbe Vienna excedat ac dein extra S. C. Nejmensis territorium harr-  
„ditariarum beneficio solum conductus. via recta. sese recipiat.“

17) „Au reste quoique le Prince Eugène de Savoye ne dut pas sans newell'  
„ordre de sa cour entrer en discussion des articles du nouveau projet de  
„France qui change presque entièrement tout ce que l'on a traité jusqu'à pré-  
„sent, neantmoins pour faire voir avec quelle sincérité S. M. J. souhaite le répos  
„de l'Europe, et combien le susdit Prince tâche de son côté d'y apporter toutes  
„les facilités imaginables, il a encore voulu remettre avant son départ à Mon-  
„sieur le Maréchal Duc de Villars ces dernières conditions aux quelles il pourra  
„signer la paix, et comme elles sont portées plus loin qu'elles ne seront jamais,  
„il est persuadé, que toute la terre qui ne manquera pas d'être informée du  
„cours de cette négociation, ne pourra que les trouver justes et équitables; et  
„après cela elle n'ont pas l'effet souhaité ce sera une marque qu'on ne veut pas  
„la paix, et que la fin de la guerre est encore bien éloignée, car on se trouvera  
„obligé de prendre de telles mesures qu'il ne pourra plus être dans le pouvoir  
„de l'Empereur et de l'Empire d'accepter les susdites conditions, et tout ce  
„qui a été traité ici, sera alors regardé comme nul et non avenue.

„Le Prince de Savoye s'arrêtera avant de poursuivre son voyage vers la Cour  
„quelques jours à Montigardt ou aux environs pour des dispositions qu'il y a à  
„faire, et si l'on veut qu'il revienne pour signer la paix, il sera nécessaire que  
„Monsieur le Maréchal Duc de Villars ait la permission de lay engager en  
„parole d'honneur qu'il ne sera rien changé aux conditions comme on les a  
„proposé ci-dessus.

„Fait à Rastadt le 5. Fevrier 1714.

18) Exir protocolli vom 23. Februar 1714. Genssch.

19) Continuation protocolli vom 23. Februar bis 6. März 1714. Genssch. Bericht  
Eugen an den Kaiser vom 5. und 6. März 1714. Genssch.

20) Eugen an den Kaiser. Rastadt, 6. März 1714. Genssch.

## Vierzehntes Capitel.

1) Zu Vertrag zu Eugen. A la Haye, 6. Avril 1714, Kriegsch. Originalhandsch.  
zu „de l'arrivée à Vienne et de la distinction avec laquelle V. A. y a été reçue.“

2) Kaiserliche Entschelung über einen Vortrag des Grafen Gundaker Thomas  
Starckenberg vom 8. December 1712. Hofkammerch.

3) Hofkammerch.

4) Die von Eugen in dem Werk „Der spanische Erbfolgekrieg und der Kaiserl.  
„Joseph Clement von Wien“ mitgetheilte Correspondenz des Kaiserl. mit seinem  
Obersten Kanzler Kary enthält viel Interessantes über das Cambröproject und die damalige  
Stellung, die Begehren und Wünsche der beiden Brüder aus dem kaiserlichen Hürtenhufe.

5) Konferenzprotokoll vom 18. Juni und 7. August 1712. Genssch.

6) Eugen an den Kaiser. Rastadt, 22. December 1713 und 16. Januar 1714.  
Genssch.



\*) Eingez. an den Ref. v. 30. Dezember 1722. Damsdorf. „wie es befallien  
meiner Liebe zu seinem Tod bei dato zu vernehmen gabe.“

\*) Herrgott Schreber. „Aber die Churbayrische constitution wird nicht zu verändern und Ihre Intention wegen eines Ministerjedes (Sprecher) jetzt zu erreichen kann, indem Herrgott durchaus nicht der Hand dazu sitzen will.“

<sup>9)</sup> Marco Foscarini. Storia ariana. S. 44. Repetunt in Archivio Storico Italiano. Tom. V.

15) *Ständetages Schreiben an Kaiserin. 12. September 1712.* „L'Empereur Charles regnant n'aime point du tout les Français ni toutes les autres nations, excepté les Espagnols, car tous ses favoris et ceux qui occupent les premières charges de sa Cour sont Espagnols, et il donneroit de tout son cœur l'Empire, l'archiduché d'Autriche les Royaumes de Bohême et de Hongrie pour être Roy d'Espagne, . . . toujours fort revêtu et d'une fierté surprenante.“ . . .

<sup>17</sup>) Fossarini, *Storia areana*, 50-51.

<sup>12)</sup> First Lecture at Gienersdorf, Dec. 1, York 1718, Scotland.

<sup>14)</sup> Fossarini, *Storia avara*, 12, 51.

<sup>19)</sup> Kugen am den Oesterreichischen Gesandten in Wien, 24. Jänner 1782. Original-  
archiv. „Es wollen U. Exz. sich nicht verwundern, daß der kaiserliche österreichische  
„präsident bei dem besagten Fürsten bei in der Stadt des Cremona vorgenommene  
„Arbeits ... in einer gehaltenen Ministerial-Conferenz verfaßt und öffentlich ver-  
„merkt hat, welchen dieser ganz geistliche in Verleß auch andern begründeten gar oft  
„weniger besser wirken auch gewöhnen zu sehen sich in geringeren nicht können sonst.“

<sup>15)</sup> Mémoires du Feldmaréchal Comte de Nérode-Wasterloo. II. 54.

\*) *Martens* von *St. en* *Aggr.* *Barrière*, 21. *Decembre* 1706. *Stiegardsch.*  
„*Romeo* est un *Espagnol* fort fin, mais fourbe et intéressé, n'entendant pas son  
„affaires et fort paresseux, car il reste au lit jusqu' à midi et passe des quatre  
„jours sans aller à la secrétaire.“ . . *Statistiek* von *Stieg.* *Jan.* 27. *Stieg.* 1706.  
*Dordrecht.*

<sup>17)</sup> Fecundat. *Storia arcana*, 48.<sup>107</sup> *Escherichia coli* strains, 58.

<sup>107</sup> Mémoires de Mérope, II, 63.

\*) Schon am 21. Juni 1708 schrieb der Marquis d'Épe aux Baccins an Eugen: „Stella est celui qui a tout le credit sur le Roy parceque S. M. est persuadée qu'il n'y a que lui qui dise la vérité sans seconde intention et qui n'est point intéressé. Il est fort honnête homme en effet, mais il n'est rien moins que Ministre et bon Politique.“ Und acht Tage später schreibt der Marquis d'Épe wieder an den Fürsten: „Stella est véritablement honnête homme, mais comme n'a plus d'accès auprès du Roy et n'est écouté plus favorablement que lui, parce qu'elle est persuadée de son zèle et de sa sincérité“. — Brunschw.

<sup>29)</sup> *Exposition au Consistoire*. 20. Marsch mit 4. Februar 1712.

<sup>22)</sup> Mémoires du Baron de Föllm. I, 337.

14) *Frankfurt an Main* Karl. Bize, 29. Juni 1711. *Handsch. Correspondenz* 188.  
„Der Einbildungsgeiz continuiret je demer spemem gedachter Schenckschafft 80000 fl. zu  
„geben, welches etwas sehr ansehnliches ist.“ End antwortet hinanf am 31. Juli:  
„Die bewilde geistlichkeith behauptet die daß sich der einbildungsgeiz gar nicht hat zeigen

„Insen wolt will kapitalistischen gemacht hat wische denn ihm nicht hat geboten sollen.  
„Denn nun hat es ihm nach noch ihm sein Herr befehlt, wolt soll es nicht angenommen  
„haben oder man ihm nach ihm gehen zu machen seine allgrößte premissionen haben  
„anordnen müssen, merkt er ein ganz merkwürdiges bis er sah in solchen soll zu  
„antworten haben merkt.“ . . .

<sup>19)</sup> *Stenographik* in *Stenog. Fort. Bl.*, 12. Dezember 1811; *Gesamtes* 122.

1) Eugen an Grafen Kinsky, 3. Juli 1718 Brünn. Am 2. Juni 1718 aber  
hatte Eugen an Grafen Kinsky geschrieben „Was sollen wir uns zu dem neuen  
„Angriffen setzen lassen, welcher nach und nach unsere Truppen über mein altes Heer, als wenn  
„3. 2. 3. Heer zu avancieren mit unsicheren sein Heer, und nachdem ich hier das Heer  
„der Herr Graf Kinsky schon mehrere anlangt. Allen was ich zu empfehlen,  
„widerstehen als consilium zu machen, jedoch durch gehemmt und zu gegenwärti-  
„gen Conjunctionen durch die geringste retardierung als gut angesehen wird, also  
„das auch wohl Ansehen zu einem geben können auf einer kleinen capris statt Mini-  
„mum, so bin ich überzeugt das zu erreichen, nachdem mehrere Heere, als die wir wissen,  
„wie ich ihm portieren das Heer sich zu nichte geben werden, wir thun von der Hand  
„ganz klar zu sehen, das man keine Sicherheit nicht allseitig gegeben sollte, wurde nicht  
„mit allem ich sondern auch andere gewonnen sein, welchen Unterschied z. B. durch  
„Interesse dazwischen allem Krieg und nicht zu veranlassen wäre, also zu stehen, wenn  
„durch eines andern Privatpassionen allem Interesse gehemmt sein sollte 3. 2. 3. 4.  
„a. b. Verstehe ich das anzugeben, derselben zu welcher Belohnungen von Eugen zu  
„legen und sich ein scharfes z. B. erreichen zu thun werden. Wenn sich der neue bey  
„Stellung dieses gütlichen haben, so wird ich es bey sich zu behalten, dann ich nicht  
„sein jemand ändern will; Zur Nachricht aber hier Ihnen das alle Selbsttheil-  
„nahmen auf die kaiserlichen Landen von der kaiserlichen Compagnie kooperiert und ver-  
„schert werden, und wenn diese nicht geschieht ist weder credit noch participation  
„zu haben.“

<sup>10)</sup> Zitiert in Gauthier Thomas Starobinski. *Triebberg*, 12. Juni 1712. *Beilage* 2. „... inwiefern er die Specien, so gut als wir selbst wie man bey denen hantl. des Particularisierens ihre andern vernünftigen selt.“

<sup>87)</sup> Foscarini Storia armena. III. 136. Mémoires de Mérode. II. 172. Mémoires de Polina. I. 314.

<sup>10)</sup> Entschieden zu Gunsten Berl. März, 27. Mai 1711. Correspondenz, 107. Obgleich Friedrichsdorf und Schönborn derselben Partei angehörten, so herrschte doch bei der Fregung von G. Simon, XIV. 262 von einem perfekten Geradenstrich zwischen ihnen, welches ein bei der Entzang mit dem Kiste der Schenkel großer Kufchen ausgehoben durch die Folie hatte.

<sup>20</sup> *Seemann an Olear*, London, 3. Dezember 1712, *Sachsens.*

<sup>62</sup> Kondrup, *op. cit.* note 27, para 1714, footnote.

<sup>17)</sup> Briefe des Herzogs von Orleans an die Königin (in Briefe 16. März, 8. April, 22. April 1702. Versailles, 26. August 1706. Paris, 2. März 1707. 67. 68. 102. 122.

<sup>27)</sup> Gedenkprotokoll vom 20. August 1714. Götting. „Was aber das Internum des Reichs angeht, sieht man nur bei der Erziehung des Churfürsten zu Hannover zum Englischen Kron und laichen heidolichem zu Welfen und zu (auch so werden



„Qu'il ait donc de la prudence de ne pas allumer une grande partie de  
l'Europe dans l'instant même que l'agitation des guerres précédentes est à  
peine calmée, qu'il faut attendre d'autres conjonctures pour protéger les  
catholiques de la Suisse sans exciter une guerre de religion, que cependant  
les marques de la protection du Roy et de celle de l'Empereur sans employer  
leurs armes peuvent réduire les protestans dans les bornes prescrites par le  
dernier traité et faire cesser les vexations dont les catholiques ont tant des  
raisons de se plaindre.“ . . .

<sup>11)</sup> Milart an Eugen. Warz, 21. November 1714. Handsch. „Le vin de Tokay  
est arrivé et nous en avons bu aujourd'hui à Votre santé avec de très belles  
dames.“

<sup>12)</sup> Milart an Eugen. Bern, 4. Januar 1715. Handsch.

<sup>13)</sup> Conferenztprotokoll vom 14. November 1714. Handsch.

<sup>14)</sup> Conferenztprotokoll vom 1. Februar 1715. Handsch.

<sup>15)</sup> Berge's Conferenztprotokoll.

<sup>16)</sup> Foscarini. Storia arcana. 48.

<sup>17)</sup> Schwaabenspiegel vom Jahre 1719.

<sup>18)</sup> Mémoires de Mérode. II. 174

<sup>19)</sup> Bratislava an König Karl. Wien, 15. März 1711. König Karl an Bratislava.  
Barcelona, 28. März 1711. Correspondenz 137. 140. Handsch.

<sup>20)</sup> . . . su instituto es asistir y consultar al Governador en todo lo que  
mira a la buena direccion del gobierno o sobrintendencia de los tribunales  
para que cada qual cumpla con las obligaciones de su cargo y particularmente  
en lo que toca a la Real hacienda. . . . . Relacion del Ministerio de Milan.  
Handsch.

<sup>21)</sup> König Karl an Bratislava. Barcelona, 15. Mai 1709. Correspondenz 90. . . .  
„habe den Visconti selbst vor gar eifrig erfant, wehl ist er etwas schwach und leicht-  
sinig und laßt sich leicht überreden.“ Und der Markgraf d'Orlé schreibt hierüber an  
Eugen am 21. Dezember 1708. Der König halte Visconti für „desinteressé, habile  
et très zélé, mais il est persuadé qu'il est très faible.“ Eine Woche später schreibt  
der Markgraf d'Orlé wieder über Visconti: „Le roi est persuadé de son zèle et de  
son desintéressement, mais il trouve qu'il n'est pas assez ferme et qu'il ne  
saisse donner, il voudrait qu'il se fit obéir et respecter.“ Barcelona, 27. Dezem-  
ber 1708. Kriegserb. Eingaben über Pietro Visconti finden sich auch in Pitta. Famiglia  
celebri. Visconti di Milano. Tav. IX

<sup>22)</sup> König Karl an Bratislava. Barcelona, 15. Mai 1709. Correspondenz 90. „Der  
„Clerici ist französisch geworden, dient aber jetzt wehl und ist sehr capabel, allein wir  
man von vorigen Zeiten noch daß er sich nicht vergiffet.“

<sup>23)</sup> König Karl an Bratislava. 9. und 26. November 1710. Correspondenz 127.

<sup>24)</sup> Lietz. Visconti di Milano. Tav. XII.

<sup>25)</sup> Bratislava an König Karl. Wien, 18. August 1710. Correspondenz. 126.

<sup>26)</sup> Peggiburg. 30. Mai 1714.

<sup>27)</sup> Cabrera an Eugen. Mailand, 28. Juni 1724. Handsch. „Puisque je ne suis  
pas jugé digne d'avoir place dans le service de S. M. Imp. et Catholique; au  
moins je vous prie Monseigneur m'accorder votre protection, afin que je

„pouvez obtenir avec de quoy subsister, et entretenir carosse, car je ne pou pas  
 „marcher à pié. Je s'ay bien que V. A. S. me respondera alordinaire que ça  
 „dépende de S. M. mais je say encor que si V. A. à la bonté de consulter  
 „favorable notre Maître se conformera. Les jours passés, j'ay fait donner mon  
 „piacet demandant les deux mil écus qu'auant d'apointements le fù Ministre  
 „Aribert, que avec les 9000 liures desquelles j'en jouy par grace de S. M.  
 „font vint une mille liures de ceste monnoye avec lesquelles je pouray siuro  
 „et maintenir un petite carosse duquel Je ne seroit pas en en passer.“ . . .

<sup>17)</sup> Storia arcana. 14.

<sup>18)</sup> Fossarini. Storia arcana. 92.

<sup>19)</sup> Eine Eingabe des Statens von Ratisch an den Kaiser Joseph vom April 1708  
 beginnend mit folgenden Worten: „Dall' armi vittoriose della Sacra Maestà Vostra  
 „riconosce il fedelissimo Stato di Milano di vivere sotto il glorioso dominio  
 „dell' Augustissima Casa, e dalla prudente condotta del principe Eugenio  
 „riconosce providenze accertatissime. nell'amministragione della giustizia, nel  
 „regolamento de' carichi, nell'estirpazione degl'abusi ed in tutto ciò che può  
 „contribuire all'intera contentezza de' popoli un saggio e retto Governo. Perciò  
 „essendole sommamente à cuore di conservargli in ogni tempo nel suo fedella-  
 „simo vassallaggio verso gli Austriachi Monarchi non può tralasciare di porci  
 „a piedi Augustissimi della Maestà Vostra a rappresentarle quanto al giusto suo  
 „desiderio si apponga una vasta segregazione come si è quella dell' Alessandrino,  
 „Valle di Susa e Lunellina.“ Gantersch.

### Fünftehntes Capitel.

1) Schmeuburgs Denkskrifteten I. 340.

2) Konferenzprotokoll vom 20. September 1714. Gantersch.

3) Konferenzprotokoll vom 19. März 1715. Gantersch.

4) Konferenzprotokoll vom 5. Mai 1715. Gantersch. „daß dem Port ober Stadt  
 „am Baltischen Meer in der Altkirten Plätzen so möglich gelassen werden Stralsund  
 „mit Wismar wider zu freyen Reichsständen gemacht auch Hamburg von den Altkirten  
 „ständigen Entschüttungen mit praestemmonen demalrunt erhöhet wurde.“ . . .

5) Zusätzen. Geschichte des sächsischen Reiches V. 489—508. Die Rede Eugens,  
 welche auf Seite 509 mit Maximilian überseht wird, dürfte wohl niemals gehalten  
 worden sein.

6) Konferenzprotokoll vom 20. März 1716.

7) Hammer Geschichte des sächsischen Reiches VII. 195.

8) Konferenzprotokoll vom 12. Juni 1716.

9) Veriges Konferenzprotokoll.

<sup>10)</sup> Abgedruckt in der Herrsch. wiff. Zeitschrift Jahrgang 1808. 506, 507.

<sup>11)</sup> Feldmarschalllieutenant Graf Königsegg an Starckenberg. Wien, 6. August 1718.  
 Stabesger Briefe. „Ich hoffe dieses Schreiben wird E. Exc. schon glücklich zu Laßach  
 „entbinnen antreffen, inbeme mir der Peralta gesagt, das dieselbe die mit auf der post  
 „zu beschleunigen verordnet hätten. Ich habe inbessen alhier S. M. dem Kaiser die mir  
 „aufgegebene relation n. n. abgestattet, aus wozu die höchst Zeit, inbeme man dieselbe

„Ichon mit den beyden Tagen procedirt hat, absonderlich aber man Hr. W. person-  
 „lich hat Hr. E. E. E. bitten sich dargewiltet nach Labach reutiren mit wachen mit  
 „nach nach Ihren Tugenden, sondern sich lang bitten lassen, daß sie sich weiter reutirena  
 „J. W. zu hören. Das erste mal als ich anderns gehabt, habe ich den Kaiser von  
 „nicht recht als über die puncta so in den relationen enthalten worden nachdenken  
 „aber habe ich mich nicht informieren lassen, absonderlich von J. W. der Kaiserin, in  
 „was der ein kaiser der Kaiser gegen Hr. E. E. lese, nach habe von verlesen vernommen,  
 „daß der Kaiser mit alle die Tugenden die man ihm vorgesungen hat nicht die ich ihm  
 „unmöglich beschreiben kan, sehr ungeheuren waren, absonderlich da es letzter den  
 „diabarro zu sienna gar nicht von Hr. E. E. vernommen hatte; mit seiner ansehn  
 „aber die beiden Worter dampf, ließe er sich schon etwas planier an mit befehle  
 „mit die Kaiserin, ich sollte weiter nachdenken nehmen nicht ihm über alles der mehrheit  
 „mit nach dinsten bezaul sagen, so nach geseit geschick, da ich das über ein stund  
 „lang von allen nach pamiere, der mehrheit sehr viel erzählt habe, so er mit aller  
 „gehung, sondern mit gar fortwährend geschick erzählt nicht gar oft geschick, daß  
 „leiden ganz nicht geschick hat nach Hr. E. E. absonderlich upurri können, so das ich die  
 „geschick das sehr geschick gar nicht alle geschick anproben können bezeichnen wird, Hr.  
 „hat mich nicht mal wegen sehr ansehn gefragt wenn sie kommen werden, auf  
 „weil ich geschick das nach Hr. E. E. am Berg ansehn den befehle bezeichnen  
 „kann, so sehr Berg nach Labach nehmen mit absonderlich sehr sehr ansehn,  
 „anproben Hr. W. können sehr person nachdenken nachdenken so werden sie sich gleich  
 „auf ansehn befehle sehr Berg ansehn befehle, wenn nur J. W. sagen das sie  
 „ihnen schreiben werden. Ich aber nicht alle sehr gute geschick aber absonderlich über  
 „W. die Kaiserin glauben das nicht besser wäre als das sie gleich ohne den Kaiser  
 „schreiben zu schreiben, ansehn können, nur das bezeichnen die sehr geschick impro-  
 „von Hr. E. E. wenn man ihm befehle, bezeichnen werde nicht die geschick cabale mit  
 „das contento habe Hr. E. E. von der Kaiserin person zu bezeichnen, so das ganz  
 „intention ist, nicht sie alle alle puncta so vorgesagt nur um befehle bey dem Kaiser  
 „zu bezeichnen. Wenn befehle werden nicht hier sein so glaube ich mit das sehr leute  
 „sich ansehn werden dem Kaiser solche Tugenden vorgesagen die Hr. E. E. gleich sehr  
 „werden ansehn können, wie ich ich das ich mit mehr das gleich haben werde befehle  
 „nicht zu bezeichnen, sondern ich die andere mit Berg zu gehen aber geschick mit in 4  
 „aber 5 Tugenden haben nicht nicht ich Hr. E. E. ansehn Tugenden für so viel ansehn  
 „glauben nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht  
 „mit mehrheit geschick nach respect ist als ich“ . . . .

\*) Brief an Grafen von Starobinsk, Posen 2. Januar 1714. Historischer Brief.  
 Starobinsk fol. 760

\*) Brief an Grafen von Starobinsk, Posen, 22. Dezember 1715. Historischer Brief.  
 Starobinsk fol. 760.

\*) Brief an Grafen von Starobinsk, Posen 7. März 1716. Historischer Brief.  
 „Brief an Grafen von Starobinsk, Posen. Ich habe ich nicht bezeichnen mit auf sehr gehen der  
 „Ansehn so die habe, welche ansehn Starobinsk Hr. verzeichnen werden, nicht nicht  
 „Ihr Reich der Kaiser dem befehle vorgesagt, verzeichnen Ihre Ansehn auf Hr. zu haben,  
 „nicht sie sehr sehr nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht nicht  
 „so nicht ansehn werden, nicht nicht nicht, nicht nicht nicht, nicht nicht nicht, aber

„longer je continuais, J'ai aber volente Gelegenheit in der That zu. meine gaden zu erweisen.“

Stilschlag m-p.

Wien den 7. März 1716.

17) Eugen an den Kaiser bei Prag/Bohmen. 9. Oktober 1706. Kriegsrath. Er schreibt der Frau „absolut nicht für des Kaisers Dienst, daß dieser nicht konnte, „angehen eines theils die Campagne“ fort zu untergehet, andertheils aber sowohl wegen „des Verzug von Savoyen, als der übrigen Allirten in schätliche Inconvenienzen zu „bringen sein würden, zu geschweigen, daß derselbe weder das Land kennen, noch „wissen von dem heiligen Räte die geringste Information hat, und daher nicht ob „und wie er sich mit Erlangen laßt werde comportiren können . . .“ Aber nicht zu „zweifeln, Ihm in mancher abweichend des Commando zu helfen werden in allem „höchste Eile. befehlen durch einen kaiserlichen Courier auch kaiserliche nach „geschickten.“ Am 23. Oktober antwortet der Kaiser dem Prinzen, daß er kaiserlich „seiner Willen verjichen, und befehlen unterwärts zu verwenden suchen werde.

18) „Le Prince Evert est doux, assable et appliqué, mais il a jusqu' au „peu d'occasions de faire voir ses connaissances“ (stirbt noch jhm Jahr „hinter O. Saphors an kais. Regierung. State paper office, London. Ubrigens war „Prinz Evert nicht, mit eben wenig gesagt ist, der Bruder, jedoch der Schwager der „Kaiserin Elisabeth)

19) O. Saphors nennt ihn „brave, vigilant, rempli d'idées et de projets, très „propre à bien servir avec un autre, mais lorsqu' il commande en chef, il est „confus et s'échauffe tellement au jour de bataille qu'il perd d'abord toute la „tranquillité nécessaire pour donner des ordres à propos. Der aux officiers, „fauste un soldat et appriment les peis où il commande.“ Von der Galtigkeit der „letzten Behauptung hat jedoch Everts' Verwaltung des Vortrags des Dienstes geführt. „Goltarini spricht von seiner „alliera e focca natura“

20) Je ne sais par quelle fatalité ceux qui ont porté le nom de Evert ont „toujours été aussi malheureux qu' estimés.

21) Eugen an den Kaiser, 20. Oktober, 23. November, 5. Dezember 1702. Kriegsrath.

22) In dem Kriegsrath befindet sich eine Darstellung der Geschichte Eugens in den „Jahren 1716 und 1717 von der Hand des kaiserlichen Rathesmeisters Anton Johann „Gustav Dronow. In einer am Kaiser Joseph II gerichteten Wohnung, welche vom 10. Jänner „1706 datirt ist, sagt Dronow: „Als im Anfang Septembers vorigen Jahres die Kriegs- „erklärung der Türkei gegen Rußland erklärt worden, und zu erwarten war, „daß E. M. vornehmlich einen Rath dabei nehmen würden, habe ich die Geschichte des „Prinzen Eugen von Savoyen von dem vorletzten Tode her . . . in einer zusammen- „hängenden erzählung gebracht . . . . Der größte theil nicht geschichte ist aus den „Original berichten des Prinzen herausgenommen und giebt leicht den ganzen werth, „nach dem daß die jetzige vorstände mit jenen vom Jahr 1717 weil ähnlich haben“. . . Der Kaiser antwortete darauf eigenhändig „Ich bin ihnen sehr sehr für diese Unterbreitung „verbunden und werde sie mit weitem vergnügen und nutzen lesen. Joseph“ Die in „die welt. Zeitschrift, Jahrgang 1808, aufgenommene Geschichte dieses Feldzugs ist die „nur wenig veränderter Abdruck dazumalen, welche von Friedrich-Heinrich Gomez „verfaßt, sich gleichfalls als Manuscript im Kriegsrath befindet.





[illegible]

<sup>107</sup> *Diary of his Grace, Countess de Fribourg*, 4. August 1714, Stuttgart.

<sup>14)</sup> Sie ist bei unfr. *Zeitschrift für Naturg.* 1822. S. 515 getrocknete Beschreibung, bei *Compendium* stimmt zur Beschreibung angedruckten Textes (s. 1) vollkommen übere.

Dieser Briefum ist um so schwerer zu begreifen, als Eugen in diesem Briefe vom 8. August 1716 vieles Aufsehendes enthalten enthält, und das Schreiben sich in deutscher Uebersetzung im Kriegsarchiv befindet, welcher wie Eugen sagt „der Großkaiser „zwei Tage vor der Action durch einen eigens auf Parole an mich abgeordneten „Fürsten am Heilbrunnener Thore Ladislaus als Feldzeugmeister geschrieben, „welches der Beiseitsetzung und Ordnung seinen enthält, dahero ihm auch, nach der „billigen Rücksicht zu bequemen, zwischen Laska ohne Indivert jedoch in einer handsch- „gehrten hat.“ Das Schreiben selbst ist vom 2. August 1716 datirt, und lautet: „Wir „bei großen Kaiser auf dem Cisleithanischen Schloßte Wälggening der Thier und „der ersten Kriegsherrn befehlt Generalissimo nachdem kommt sowohl dem Generalen „zu Beirathen als andern in der Befehl befahlenden höchsten Befehlshabern „Macht und zu wissen das nachdem die vorzügliche Armee vor dem nach der bis „Hinterwäldische Tractatier geangene und in dem ersten Capitulationen der „türkische Streit mit den Tractatierischen Streitern oder Krieg beschloßend verhandelt „werden, auch nach ihm allein im Jahr geschieden, mit dem türkischen Kaiser den „Streiten zu streiten und ohne nachlässigen Versuch von beiden Seiten nicht zurückgehen zu „lassen, aber die Unterthanen zu schützen und unterstützen, so ist es Tag nach dem „Acquiescentia von dem letzten letzten durch einen Expressen Courier abgesandt ein „Schreiben eingetroffen des Inhalts, das so von ihm denen Vorstehern der abge- „nommene Streit und Streit nicht so sehr verhandelt werden, der letzten Streitern „nicht mit sich haben wollen und mit beiderseitigen beiderseitigen Streitern nicht haben der „dem Cisleithanischen Reich durch dem Kaiser und Heiligkeit zu erkennen gegeben, „weillen wir als der größte theil von unserer Kriegsherrn wider die Venetianer „geangene und Wir nur mit dem Kaiser den nach beiderseitigen Streitern haben zu streiten „Krieg geschlossen, so oder ist, wenn der dem türkischen Kaiser seine Befehl nicht „streichung machen, oder vorhalten sondern jedoch beiderseitigen Streitern, die dem „Streiten und gütlich pariren haben, so kann der Streit oder beiderseitig beiderseitig werden, „so verhandelt mit sich nicht auf solche Weise oder unbilligem Streitern, sondern „auf die bestmögliche Weise, der alles zu geben vermag.“

<sup>17)</sup> Dumont et Roussel. Histoire militaire. I. 108.

<sup>18)</sup> „Hochwürdigster Fürst Ernst Graf Brenner ist bei der Grenzwacht sehr ganz „selbst persönlich mit sich an sich und sich, den türkischen Streitern nicht von der „ersten Polstischen rencontre anfangen können werden.“ Schloßte Wälggening August „an der Kaiser vom 8. August 1716. Kriegserf.

<sup>19)</sup> Dem Hofkriegsrath befehlt der Kaiser am 11. August, dahin zu wirken, daß der „an dem Kaiser geschickte Schloßte Wälggening nicht verhandelt werden.

<sup>20)</sup> Dumont. Histoire militaire du Prince Eugène I. 108.

<sup>21)</sup> Ehrenkürstler an Eugen. Vom 8. August 1716. Kriegserf. Je suis arrivé à „deux heures après midi à la barrière, ayant fait avec sept pontillons le long de „la R. M. avec toute pleine de joye et regardé avec des lanternes d'approche, „étant arrivé me courai à rencontre et extrêmement ému de la joye „aprenant la glorieuse victoire que V. A. a remportée, en même temps que V. „A. se porte bien. J'ai rendu ce compte à votre excellence, qui m'a fait une „joye extrême. Tous les rues étoient pleines de monde, et je n'ai qu'à en dire „cet belle action mille fois par heure. Ayant trouvé la belle occasion que V.

„A. m'at donc dans les mains, j'ay demandé le règlement vacant du Comte  
„Brecher à Sa majesté, n'ayant point eu réponse positive, j'ay néanmoins  
„espérances que la commission que V. A. m'at déné me le pourroit faire avoir.“

<sup>27</sup> Pâquides Brecher vom 7. September 1716. Striegau.

<sup>28</sup> Cardinal Wolff von Eutin vom 7. September 1716. Striegau.

<sup>29</sup> Silesien an Eugen. Paris, 17 August 1716. Striegau. „Monsieur, j'ay l'hon-  
„neur de vous faire mes compliments très sincères sur la signalée victoire que  
„vous venez de remporter. Je l'ay prédite à l'arrivée du courrier qui nous a  
„appris que les Turcs auroient passé la Save et cette conduite me confirme  
„dans l'opinion que j'ay depuis longtemps que c'est une folle nation, hardie,  
„presomptueuse et très ignorante qui se met à porter d'être attaquée par la  
„plus redoutable armée qu'il y ait présentement en Europe et parfaitement  
„commandée, il me semble que la raison voulait, pendant qu'ils attaquent

Corfu que leur armée fut retranchée derrière Belgrade, et de manière à  
„ne pouvoir être attaquée. enfin, Monsieur voilà une grande journée pour Sa  
„Majesté et pour son grand général, je vous renouvelle toutes mes predictions  
„et ne borne vos conquêtes qu'à la mer noire, priez vous bien Monsieur et  
„rendez moy toujours la justice de me croire.“ . . . Eugen antwortet Paris am 4.  
September 1716. . . . „L'ennemi . . . auroit effectivement mieux fait de se tenir  
„en arreté et au delà de la Save dont le passage parait d'une armée telle comme  
„la Turque auroit été si son impudence, en moins plus que dangereuse jusqu'  
„après la prise de Corfu, mais l'ennemi étant comme vous le connaissez  
„naturellement hardi et presomptueux, et Dieu pour la juste cause de toute la  
„Chrétienneté il lui est arrivé ce qu'il auroit pu éviter. Je souhaite par cette seule  
„raison et par la seule vue du bien commun que son aveuglement continue.“ . .

Am 30 August antwortet Silesien dem Fürsten aus Eutin. „Toutes les nouvelles disent que vous avez été très exposé  
„il est difficile que cela soit autrement au point que vous y êtes et par conséquent  
„cela est indispensablement nécessaire dans les actions opiniâtres et difficiles.  
„Le Maréchal de Villars veut avoir l'honneur de vous écrire et vous faire ses  
„compliments, je vous assure que l'on veut souvent chez moy à votre santé et  
„de très bon cœur. Monsieur l'Evêque de Frejus (Fleury) précepteur de Roy me  
„prie de vous assurer de ses très humbles respects et se joint avec toujours des  
„bontés que vous estes pour l'ay lorsque vous serez passé dans son arche.“

Striegau.

<sup>30</sup> Zenschrift Eugen vom 28. August 1698. Hist. Corr. 1. 176.

<sup>31</sup> Eugen an den Kaiser. 9. August 1716. Striegau. Au Silesien 26. September  
1716. Posen. „Je vous suis infiniment obligé pour l'honneur que vous  
„m'avez fait de lire à S. A. R. Monseigneur le Duc d'Orléans la relation de la  
„bataille que j'ay eu celui de vous envoyer. L'amitié qu'elle a toujours eu la  
„bonté de me témoigner me rend assez persuadé de la part qu'elle y a prise.  
„Je ne doute Monsieur aucunement des sentiments de la vôtre. . . Vous  
„croyez Monsieur en général, comme vous êtes, que la suite de l'événement de  
„la bataille devoit être l'entreprise de Belgrade pour les raisons que vous con-  
„naissiez, mais la difficulté du passage de la Save le défaut de l'armement naval,

„qui n'étoit pas encore en état d'agir et dont j'étois cependant indispensable-  
ment besoin tant pour couvrir mes ponts du Danube qu'il auroit fallu pour  
établir la communication à celui des ennemis, que d'établir la mienne avec le  
pays en de ça pour enformer la place et profiter de l'avantage du fleuve  
avec quelques autres circonstances m'ont fait résoudre celle de Temeswar  
malgré la saison avancée certain, transport d'artillerie et munition auquel  
je suis occupé dans l'espérance que Dieu secondra les opérations de ce camp.“

\*) Dumas. 110. Anstet. II. 582.

\*\*) Eugen an den Kaiser. 26. und 29. September 1716. Kriegserb.

\*\*) Eugen an den Hofkriegsrath. 1. Oktober 1716. Kriegserb.

\*) In der im Kriegserb. beabachteten deutschen Uebersetzung der Capitulation  
heißt der Artikel VIII: „Dessen Corvées so sich in Temeswar befinden, solle auch mit  
nach Belgrad zu gehen verstatet werden.“ Deutsch: „Die Canaille solle hingehen  
wie sie will.“

\*) Eugen an den Kaiser. 21. Oktober 1716. Kriegserb. „... Was dieser gegen-  
wart kann nicht unterlassen S. M. Armée eingehende Forderungen gute Ordnung ge-  
nommen zu erhalten und zu bezugen daß ich ein gleiches bey den christlichen und vornehm-  
lichen türkischen Übergaben in ansehung nicht will gelien habe, weilten ein Ober sich  
beständig abzugeben und nicht mehr zu thun als ihm wohl gestattet were; es ist ihnen nicht  
der geringste rinstag oder überlaß geliehen, und gleichwie die christen sehr mit dem  
Fährten in der Stadt, also seynd auch die türken in dem langer abgezogenen herum-  
gegangen und ist mit nicht die allerminderste Belästigung geliehen. Die Garnison hat  
persönliche Christen zurückgelassen, bis die Escorte, Führen und was sich dabei befindet  
zurückgelangt seyn wird, woran sie gleichfalls unter guten Schutz stellen lassen wer-  
den solle.“

„Die Ursache, welche diese schickte und manchen Garnison zur Heterogenie brin-  
gen hat, kann keinem so hell man wird, kein andern seyn, als daß ihre Canoniren  
und Bomben Scherben, weilten andern eine andersähnliche Furcht eingejagt, welcher  
nach nicht in den von keiner sehr zusammengelegten engen Plätzen und gassen  
sehr nahe gewesen, und viele Leide gelitten und bekommen werden. Deshalb ist kein  
Abgang zu finden.“

\*) Eugen an Maria. 1. November 1716. Kriegserb. „in Uebersetzung der bekannten  
guten ansehung, zwischen valeur und zweyten langen erischenszeit und beson-  
ders dominierement.“ ...

\*) Ditzes Schreiben.

\*) ... „merken die angeschuldete Verharm, erpungungen des besten gottes.“

Eugen an Maria. 28. Oktober 1716. Kriegserb.

\*) Eugen an den Hofkriegsrath. 16. Oktober 1716. Kriegserb.

\*) Ex castris ad Temeswarini positis. 26. Oktober 1716. Kriegserb.

\*) Eugen an den Kaiser. Lencowar, 31. Oktober 1716. Kriegserb.

\*) Relazione della solenne cerimonia fatta la domenica degli 8 Nov.  
nella città di Giavarino nel riceverli da S. A. S. il Principe Eugenio il dono  
papale dello scocco e barettone benedetti. . . Kriegserb.

\*) Maria an Eugen. Ujpalanka, 18. November 1716. Kriegserb.

\*) Babinien. V. 667.



„On m'a promis que dès qu'il y aura la moindre apparence que les Turcs voudront tenter une seconde fois le siège de Corfou, on y enverra aussitôt de Malmaison 2000 hommes de Maille à agir offensivement par terre et avec grand succès, c'est ce qu'on ne pourra pas faire sans se mécompter beaucoup. Les états, provinces et îles sont assez éloignées et séparées l'un de l'autre, ce qui est un grand inconvénient, outre qu'il faut transporter à grands frais et dépenses jusqu'à la moindre chose d'icy au levant“ . . .

\*) Eugen an Sirmont. Wien, 23. März 1717. Kriegserf.

\*) Eugen an Sirmont. Wien, 17. März 1717. Kriegserf.

\*) Ferdinand Friedrich von Stern an Eugen. Wien, 30. April 1717. Kriegserf. „Ich bin freudig nach Wien angekommen und da ich in der examination des dem Oberstleutnant nicht nach der Zirkel (sauter) gerichtet, auch nicht unter dem Herceul, als welcher in nahen der Ragusa, welche Regiment von Deserteurs, Gefangenen und allerschweren Gefangen entrichtet, nicht will, auch gar keine tracture, in dieser auch haben soll einen Calamität von Stern, Emanuel Regiment in garstigen Gefangung gerichtet worden, wo ich sich nach befindet.“ „Dass ich selbst nicht dem Crepieren zu lassen sondern auf seine Anweisung zu bringen.“

\*) Unterabteilungskomitee des Kriegsministeriums vom Jahre 1703. Briefe zu Wien.

\*) Briefe des Friedrichs Graf von Stern. Briefe zu Wien. „La Je recommandois mon affaire au grand Dieu, après m'être confessé et donné 200 fl. à une pauvre église catholique. Je priais le Père supérieur des Jansénistes de venir au bord nous donner à tous la Sainte benediction. Nous montâmes ensemble sur la galerie de la barque St. Maria, et là il benit le monde, les armes, les vivres et tous les bâtiments, moy tenant le crucifix et lui répondant d'une voix humble les larmes aux yeux.“ . . .

\*) Petrus an Eugen. Wien, 19. April 1717. Kriegserf.

\*) Eugen an Petrus. Wien, 26. April 1717. Kriegserf. „Je regrette le malheur du Lieutenant Colonel Petrusch tant par rapport à la perte d'un bon officier que la captivité dont il est à plaindre. Je crois que V. E. aurait pu l'éviter en différant la descente des saigues et du transport jusqu'après l'arrivée prochaine des vaisseaux de guerre qui les auroient couverts.“

\*) Eugen an Petrus. Wien, 5. Mai 1717. Kriegserf.

\*) Eugen an Petrus. Wien, 29. Mai 1717. Kriegserf.

\*) Eugen an Petrus. Wien, 10. Mai 1717. Kriegserf.

\*) Eugen an den Kaiser. Wien, 29. Mai 1717. Kriegserf.

\*) Eugen an den Kaiser. Wien, 7. Juni 1717. Kriegserf.

\*) „Ich nicht am 17. Juni, sondern am 18. Juni. Briefe zu Wien. Briefe zu Wien. Briefe zu Wien.“

\*) Briefe des Friedrichs Graf von Stern. Wien, 21. Mai 1717. Kriegserf.

\*) Eugen an den Kaiser. Wien, 10. Juni 1717. Kriegserf.

\*) Briefe des Friedrichs Graf von Stern.

\*) Eugen an den Kaiser. Wien, 3. September 1716. Kriegserf. „Der Kaiser von Portugal hat dieser Befehlung der kaiserlichen polizeibehörde aus wollen Befehl begehrt, mit aber, wenn sie nicht unbedingt geglaubt, dass ich es abzuwehren möchte, ein solches verfahren wollen, hat sich daher in aller eile, ohne dass ich aber

„meine Schicksal das geringste erfahren, und einem künftigen Vort heimgesendet eben nicht  
 „tauschen des bey ihm gewesene Comte Almeida entgegen und nach dem Ort der Arbeit  
 „berücksichtigt. Es hat aber das möglich gemacht, das eine das Vort unter Feld erschaffen  
 „und so mit einer incommensurablen Menge aus vielen eine zusammen geschrieben. . . Die  
 „Thunde ist zwar an sich sehr sehr gefährlich, dennoch nur gesammelt mit einer alio-  
 „ration und sicher begleitet. Es steht aber zu hoffen das durch ganz pflege . . . alles  
 „beendet werde, sehr noch langsam nachdem ich es erfahren zum Vortzen verlegt und die  
 „Menge sehr vertrieben, drückten aber die große weiche für sich ausgedrückt mit künftigen  
 „terminis vorgestellt.“ . . .

12) Auch an Eugen. 27. Juli 1716. Kriegsdorf. „Le Prince Emmanuel de Portu-  
 „gal arriva ici avec des troupes à l'inconnu, et en est parti pour aller trouver V. A. et  
 „apprendre l'art et la science de la guerre sous son commandement; comme il  
 „est à croire il n'a pas vu la Cour, tant pour ne pas l'embarasser que pour  
 „éviter les dépenses et revirements au sujet des choses civiles. C'est un  
 „Prince qui outre les dons des quels il est avoué de la nature, car il est  
 „tres bien fait de sa personne, possède les vertus sociales qu'un Prince de  
 „son rang peut posséder, il est universellement aimé, et comme le voit on est  
 „très content de sa conduite et je suis d'une conduite mais de Portugal que  
 „la Reine est bien aise qu'il vienne ici et se voie auprès de V. A. qui est aussi  
 „son unique souhait, car aussitôt qu'il apprit qu'Eile étoit partie pour l'Hongrie,  
 „il n'avoit pas un moment à se mettre en chemin ayant adroitement trompé  
 „les précautions qu'on avoit prises pour le ramener en Portugal.“ . . .

13) Eugen an den Kaiser. Eugen bei Buda, 16 Juni 1717. Kriegsdorf.

14) Eugen an den Hofkanzler Heinrich Graf 7 Juli 1717 Kriegsdorf.

15) Oeffentl. Mittheilung. Jahrgang. 1811. Zweite Ausgabe. Band. I. S. 108.

16) Eugen an den Kaiser 12. Juli 1717 Kriegsdorf. „Nach der Armée die dato  
 „mit Unterhaltungen und Verbesserungen der Circum- und contravallationlinien,  
 „dann zurück- und überführung der Communication, auch Vorbereitung der zugehö-  
 „rigen Brückenbauwerke und andern vielen nöthigen salsam beschlinge ge-  
 „hen, hat man nicht sehr sehr anlangen, wohl aber das eine anmachen wollen, um  
 „sich das andere besser und euliger bestreiten zu können.“ (Trübsung des  
 „General Mercy. Bd. 3. S. 90 91. Diese Zeit ist „aber ein so impracticabler Mensch  
 „das dem Heere überhaupt zuwider, unter anderem nicht thun kann, als durch  
 „Kriegs- und Truppen redoules Posto zu lassen, die sich nach und nach die Gelegenheit  
 „regiert den Heer sehr sehr abzuwenden. Wie man aber einen solchen Vorhaben hat  
 „nicht richten wollen, wurde letzter der General der Cavallerie Graf Mercy durch  
 „einen unglücklichen Schlag als sterben, daß er gleich vorher und gleich verstorben  
 „und nicht als der Forderung des Lebens über gelassen hat, welcher sich zwar etwas  
 „und so wenig gekümmert, daß wenn er davon kommen sollte, er dennoch wenigstens diese  
 „Campagna zu einem außer Stand gesetzt ist. U. S. W. hat zwar der zugehörige  
 „eigenschaft, verlässliche dispositionen und letzter anführung, auch lange Kriegs-  
 „schicksal emachen Des General. verlin H. g. bekannt, und kann die aufstellung  
 „der verlässlichen brückenbauwerke Postung in dem Temeswarer Baum wir nicht  
 „weniger die davon verlässig gemacht standung (auch) des Provincialis als Cam-  
 „erallie und Militaria, dann der verlässige anführung in den eingegangenen operatio-





\*) Eugen an den Hofkriegsrath. 21. Jun 1717. Kriegsrath. „Bei der unterzeichneten Meinung daß weder die gegenwärtige noch künftige Staatsverhältnisse die in „corporation mit Ungarn, wohl aber die sich unter abgetrennten provinz wie „Erbensbürgen cum reservatione Dominali anpremi territorialis . . . zu S. M. „Dienst christen Nütz“ . . .

\*) Boriges Schreiben

\*) Eugen an Stanisla. Bei Coma, 17 September 1717. Kriegsrath. „... müssen „er mit anerkennen daß wir mit dem nemem zu confundiren, daß sehr aufpassen, denen „Ärtern allen Vortheil zu geben, hingegen die Reichthümern zu betrügen und wo dieses „nicht länger gelingen sollte, denen zu geben geben, wo er jedoch das Recht zu gewin- „nen nicht verliessen sondern alles was nur möglich davon führen und annehmen „wurde, daß ich also nicht sehr weitem man solche unterwerft mit ganz Vertheilung „nicht verfahren sein. Dieses nachher Stanisla S. M. einen nach andern der „vertheilung des Reichthümern Beginn machen, der gedachte Vortheil formiren „und in Folge sie einen erheblichen aufwand setzen, welche wir zur Unterstützung „brauchen.“

\*) Eugen an Stanisla. 17. September 1717. Pomeran bei Osm, 17. October 1717. Kriegsrath. „Betrachten der Kosten und Belastung: sehr und eifrig ist zu sein „daß diese beide Provinzen durch die verbesserte Reich in Osmisch sehr viel aufgehoben „und getrieben, wurden nicht die proportionale Kosten setzen damit aber der Staat „nicht nur bei andern gethan sich denn auch können zu betreiben vermöge, Nicht so „vertheilung dabei daß alles mögliche an gut und natural zu betreiben zu sein „den durch lange disputationen über tractaten nicht betragen, mithin großen Theil „dem leyf Antonio das nachsehen und also nach so annehmlicher Superiorität der „gewissen weise den Schaden mit dem Staat lassen werde, zu machen da es allen soll „dem Allerschlechten Dienst bei vortheilhaftig gethan beide provinzen eher zu „reinstellen als ohne Nutzen dem Staat zum Vortheil und Subsidien zu lassen . . . daß „ich also bemerkt werden, was sie sowohl ratione Nutzen als dem erwarteten „deputierten als durch den Staat mit dem Präsidenten der Belastung veranlaßt „haben, damit man einmal sehr sehr weit man sich um diesen beträchtlichen Nutzen zu „verschaffen habe“ . . .

\*) Eugen an den Hofkriegsrath. 1. October 1717. Kriegsrath.

\*) Eugen an Stanisla. III. 1164.

\*) Am 2. März 1718 beschl Eugen den kaiserlichen von Österreich ab der Staat, „Belastung mit Steuern, daß sie sich aus dem Vertrag Emanuel in Betreffung des von „den niederösterreichischen Ständen gegebenen Bericht das Jucolat vertheilen. Kriegsrath.

\*) Eugen an den Hofkriegsrath. Belgrad, 1. Juli 1718. Kriegsrath.

\*) Vortrag Eugen an den Kaiser vom 4. Februar 1718. Summa. Geschichte des „osmanischen Reiches. VII. 226.

\*) Eugen an den Kaiser. Belgrad, 13. Juni 1718. Kriegsrath. „Wenigstens „gehört es Stanisla S. M. stehen und bei gegenwärtigen Zustand Europa „mehrere Jahre die Errichtung eines guten Friedens. Dieser wird von einem beschleunigten „Staat angetragen und hat also ein neues levioris momenti nicht ohne Zweifel gemacht „aber in der Länge verzögert, mithin eine so schnelle Armee in der inactivität lassen „und momenta temporis verschwendung werden, müssen demnach viel vortheilhafter die

„Hunderttausenden völlig abgetreten als auch besten künftigen Fortgang in der  
„bisherigen Abgrenzung zu lassen“ . . . .

16) Eugen an den Kaiser, Belgrad, 10. Juni 1718. Bragodar.

17) Eugen an den Kaiser, Belgrad, 30. Juni 1718. Bragodar. „Gnädigst darvorn  
„dachte man mit dem Zurücklass der Schätze stehen, daß auf Orzova inclusive all  
„brennend alles angethan und sehr zu wünschen, daß das beywärtige Siegelbrenn  
„behalten und Festhalten, um Anfang des künft. Siegelbrenns nur Brüche zu vermeiden,  
„behalten werde Im übrigen Service hätte es bey dem kaiserl. Fu. pondelet zu  
„verbleiben worunter keiner Noth noch Willen zu erwarten, wieweil diese Plätze mit  
„richtigen Garnisonen wirklich besetzt und weiter ihr Preis und so weniger zu  
„erhalten kam, als der damalige Stande anders bedacht werde Ich habe auch nicht  
„daß E. M. mit diesen so wohl ansehnlichen Schätzen Plätze so sehr geachtet wäre,  
„wieweil solche ohne Communication mit dem übrigen, entfernt, von einem ausführen  
„und festhalten unterhalt, größere Unbequemlichkeiten als sie merkten und ihre  
„Situation daher zum ersten Inpogul verschoben dürfte.“ . . .

18) Eugen an den Kaiser 12. Juli 1718. Bragodar. Er schreibt von Weippen,  
„daß er sich nicht allein den verstorbenen Kaiser dadurch des allgemeinen Dispositionen  
„überdieses gestanden lassen, sondern auch bejahung voll anderer rühmlicher Quali-  
„täten mit abgrenzung sehr und application E. M. durch zu beider Tag und  
„Nach sowohl in rühmlichen als anderen abgrenzen befristet nach E. M.  
„Gnaden merktet“ . . .

19) Der ganze Erzählung Maximilian V. 911 nach Wier der ihn nachschreiben,  
Eugen ist eben im Begriffe gewesen, dem Kaiser eine Schlichte zu geben, und nur die  
Wahrsch des Kaisers, welcher den Hundstodtung hier stand, habe ihn davon abgehalten,  
er vollkommen laßt Eugen war im Begriffe der Unterzeichnung des Friedens ruhig  
zu Belgrad und gab noch an denselben Tage dem Kaiser davon Kunde.

20) Eugen an Friedrichmann. Belgrad, 12. Juli 1718. Bragodar.

21) Eugen schreibt am 17. Juli 1718 dem Oberkammermann Friedrichmann von Bernau  
nach seiner Freilassung in dem ihn gebliebenen Range zum Obersten vorzuschlagen  
„damit er wie billig zum posthumum pender und recht ansehnlichen hohen Schen-  
„genenschaft den Verdienst des verstorbenen Königs nicht haben möge“ . . .

22) Eugen an den Kaiser, Belgrad, 22. Juli 1718. Bragodar. Der Postscriptum  
berichtet auch wirklich dem Kaiser am 6. August, daß „nicht durch Armenien polen  
„et verbleiben darinnen die kaiserl. verbleiben nicht gemacht werden“ . . .

23) Eugen an den Kaiser, Belgrad, 28. Juli 1718. Bragodar. „daß notwendig  
„Christenheit“ . . .

24) Der Kaiser an Eugen. Wien, 27. Juli 1718. Bragodar.

25) Der Kaiser an Eugen. Wien, 16. August 1718. Bragodar.

26) Der Kaiser „Prinz Eugen“, von welchem die Kaiserin 8. und 9. des Fides  
pender? Nach der Verstorbenen sein in der Schlichte der Belgrad den einzigen  
Geld und einem rühmlichen Geschlecht als der Kaiserlich-Prentman Fürst Joseph  
Kaiser Postumum und der Oberkammermann Prinz Emanuel Löffel zum Regiments  
Wach. Nach dem sagt das Fide, daß Eugen der Fide des Pringen Eugen „weil er ihn so sehr  
„geliebt“ nach Verstorbenen Pringen ließ. . . .

## Alphabetisches Register.

### A.

**Akumaba**, Feldmarschall-Lieutenant. 406, 406.  
**Ale. 181—188.**  
**Allemade**, Lord, Feldzeugmeister. 79, 82, 225, 250, 258—256.  
**Albergotti**, General-Lieutenant. 80, 84, 124, 127, 252, 268.  
**Alban**, Graf Gnadauer. 89, 181, 182, 265, 294, 298.  
     **Gräfin Maria Anna.** 354.  
     **— Graf Richard.** 353, 354.  
**Amalie**, Kaiserin. 6, 14, 56.  
**Anderson**, Peter, Viceadmiral. 419.  
**Andlauer.** 40.  
**Anhalt-Deßau**, Kestob. Fürst. 115, 133, 229, 232—234, 244, 249, 267.  
**Anna**, Königin von England. 5, 6, 17, 50, 128, 129, 142—145, 150, 171, 184, 185, 187—189, 200, 206, 209, 214, 215, 217, 231, 271.  
**Argyll**, Herzog. 148, 208.  
**Arnan d'**, Baron, Feldmarschall-Lieutenant. 294—296.  
**Artagnan**, General-Lieutenant. 81, 123, 125.  
**Asfeld d'**, General-Lieutenant. 287.  
**Aubergue**, Prinz. 87.

### B.

**Bairn**, Maximilian Emanuel, Kurfürst. 18, 41, 42, 178, 278, 249, 244, 245, 414.  
     **— Karl Albrecht**, Kurfürst. 424.  
     **— Ferdinand**, Prinz. 424.  
**Balogh**, Graf Scipio, Feldzeugmeister. 187.  
**Baltus**, Markgraf. 1, 4, 115.

**Bartholdi**, preussischer Gesandter. 114.  
**Battée**, Freiherr, General. 149, 386, 389, 396, 445.  
**Bathony**, Graf, Ober-Lieutenant. 458.  
**Beders**, Contributions-Commissär. 310, 312.  
**Belgrab.** 418—439.  
**Bersinpt**, Graf Nikolaus. 110, 111, 174, 175.  
**Berner**, General-Feldzeugmeister. 244.  
**Bernich**, Marschall. 18, 27, 31—33, 45, 46, 71, 90, 125, 365.  
**Bethune.** 182, 138.  
**Biebern**, Ferdinand Albert, Prinz. 388, 396, 424, 434, 436.  
**Begons**, Marschall. 287, 288.  
**Bielle**, General-Lieutenant. 229, 234, 244.  
**Biron**, Marquis. 26.  
**Bonnerel**, Graf, Generalmajor. 401.  
**Bosmer**, General. 253.  
**Bouffier**, Marschall. 29, 36, 38—40, 43, 49, 78, 80, 82, 86, 88, 90.  
**Bouillon**, Cardinal. 124—126.  
**Bourg du**, General. 92.  
**Bourgonne**, Herzog. 17, 18, 20, 22, 24, 30, 32, 33, 38, 43, 44, 208.  
**Breuner**, Graf Siegfried, Feldmarschall-Lieutenant. 392, 393, 399.  
**Brockhausen**, Bischof von, Feldkriegssecretär. 410.  
**Brogie**, Graf. 252, 287.  
**Browne de Camus**, Graf, Feldmarschall-Lieutenant. 121, 405, 406, 433.  
**Brügg.** 19, 22, 44, 45.  
**Brühd.** 18, 21, 41—43, 45.  
**Budingham**, Herzog. 201, 202, 216.  
**Bülow**, General. 79, 82, 87, 220, 232, 234, 244, 266.

Barnet, Bischof. 214, 215.

Barys. 66, 127, 194.

### E.

Eoberra, Juan Henriquez de. 378.

Eabogar, Generalmajor. 28, 60, 61, 225.

■■■

Eardens, Fürst, Obersthofmeister. 163, 350, 368.

Eckel, Großmeister. 426, 427, 481, 433, 443.

Ehamillari, Kriegsmünzmeister. 35.

Eharslaus, Graf. 425.

Ehemerault, Generalleutnant. 21.

Eljuentes, Graf Ferdinand Espino. 361, 373.

Element XI., Papst. 401, 402, 409.

Elrich, Markise Giorgio. 370, 371.

Eloupy, Generalleutnant. 252.

Eloliers, Graf Jakob, Gesandter. 449.

Elensbrach, Reichshofrath. 222.

Elomades, Margarete, Brigadier. 337, 338.

Elornelli, Graf, Generalfeldwachtmeister. 256.

Elorjann, Graf. 191, 205, 222, 351, 364.

Elorjian, General. 154.

Elorjani, Markise, Feldzeugmeister. 166.

### F.

Falsberg, Generalfeldwachtmeister. 255.

■■■

Famab, Mikascha, Großmeister. 381—383, 390, 392, 398, 415, 423.

Farnsadt, Georg, Prinz. 361.

Fartmouth, Lord. 142, 184, 188, 206.

Das Mines. 3.

Fann, Graf, Feldmarschall. 92, 110, 367, 386, 386.

Feben, General. 81.

Femann. 251—255.

Fettin, Grenzcapitain. 411.

Fitter, Oberst. 414, 446, 446.

Fohma, Graf, Generalleutnant. 255.

Fofsta. 100, 113.

Fombes de, Prinz. 425.

Fopff, Generalquartiermeister. 225.

Fouay. 122—127.

Fraslowich Graf, Oberst. 414, 441.

Frammond. 197.

Fapuis-Bautan, Generalleutnant. 131.

Faffen, von der. 66, 127.

■

Fergéni, Freiherr, General der Cavallerie. 388, 389, 396, 424, 434, 438.

Ff. Graf, Generalfeldwachtmeister. 438.

Fesnore, Kaiserin. 6, 14, 164, 168, 173, 179.

Filjabeth Christine, Kaiserin. 182, 183, 209, 280, 346, 388.

Firil, Graf. 361.

Fisterhazy, Paul, Fürst. 166.

— Graf Anton. 109, 174, 176, 419.

### G.

Gagel, Baron, Generalleutnant. 79, 82, 181, 229.

Gallenheim, Graf, General der Cavallerie. 314, 315, 396.

Gels, Graf, Feldzeugmeister. 128, 135, 226, 282.

Gleichmann, Resident. 381, 382, 415—418, 448, 453.

Gjorgsch, Graf Simon. 174, 176.

Gjosearim, Botschafter. 373.

Griedrich L., König von Preußen. 114, 116, 146, 167, 241, 259.

— Kaiserin, Königin, dann König von Preußen. 79, 80, 115, 380, 455.

### H.

Halbes, Graf. 361.

Halas, Graf. 66, 106, 144, 152, 171, 184—190, 196, 206.

Halzap, Lord. 3.

Cent. 19, 22, 44, 45.  
 Obolpkin, Lord. 62, 142, 144.  
 Orph, Graf. 57, 58, 195, 359.  
 Orsbeck, Wdt. 410.  
 Orsman, Pietro, Botschafter. 382.  
 Orsnes, Graf, Feldmarschall. 119.  
 Orsnes, Generalleutnant. 116.

## P.

Pelissier, Lord. 281.  
 Hamilton, Graf, Generalfeldwachtmeister. 438.  
 Parnover, Kurfürst, dann König Georg I. von England. 4, 10—12, 17, 41, 98, 118, 145—147, 286, 287, 341, 362, 363, 380.  
 — Kurfürst. 30.  
 Percourt, Lord, Siegelbewahrer. 216.  
 Persley, Graf von Oxford Robert, Geschichtschreiber. 146, 188, 193, 196, 200—203, 206, 211—213, 215, 216, 220—222, 227, 268.  
 Pers, Graf. 351.  
 Persch, Graf Joseph, Fußknechtmeister. 298, 386, 424, 434.  
 Persch, Ferdinand, Freiherr, Feldmarschall-Leutnant. 299—306, 419.  
 Pesken, Graf, Feldmarschall-Leutnant. 392, 427, 438.  
 Pauterval, Legationssekretär. 316, 326.  
 Pems, Freiherr. 34, 62, 102, 195.  
 Peinlich, Großpenfionär 4, 10, 11, 51, 52, 60, 61, 65, 127, 194, 269.  
 Peinge, Hauptmann. 300.  
 Pfeiffer, Graf Hannibal, Feldmarschall-Leutnant. 441.  
 — Graf Rudolph, Oberst. 429, 430.  
 — Graf Sigbert, Feldmarschall. 108—110, 155, 385—387, 409, 410, 424, 433.  
 Perberstein, Graf Leopold, Feldmarschall. 165.  
 Perberstein, Graf, Feldmarschall. 94.  
 Pessen-Cassel, Landgraf. 12, 30, 290.

Pessen-Cassel, Erzbischof Friedrich. 30, 79, 82, 179, 229, 283.  
 — Prinz Wilhelm. 30.  
 Pessmann, Johann Philipp, Resident. 189, 192, 196, 197, 360.  
 Pessenborff, Freiherr, Generaladjutant. 198, 211, 222, 268, 272.  
 Pessen, Prinz. 93, 263.  
 Pess, von. 257, 261.  
 Pessen, Generalleutnant. 127, 261, 263.  
 Pessen, Generalmajor. 401.  
 Pessen, Generalkriegscommissär. 171, 310—312, 324, 327.  
 Pessen, Marschall v. 116, 128, 217.

## Q.

Qbraun, Kurfürst. 381.  
 Qbraun, Kurfürst. 166.  
 Qbraun, General. 265.  
 Qbraun, Chevalier de. 125.  
 Qbraun I. Kaiser. 6, 7, 10, 13, 55, 56, 60, 89, 95, 96, 99, 103, 113, 126, 127, 143, 146, 148, 150, 157, 163, 164, 182.

## R.

Rarl, Erzbischof, dann Kaiser Karl VI. 1, 5, 8, 9, 46, 48, 57, 58, 92, 95, 97, 99, 106, 107, 149—153, 168—170, 172, 173, 181—186, 190—193, 207, 218, 222, 223, 231, 236, 238—240, 245, 267, 268, 270—283, 298, 307—310, 324, 332, 334, 335, 340, 343—356, 359, 363, 365—369, 371, 373, 376—384, 401, 422, 423, 448, 454, 455.  
 Rarl XII., König von Schweden. 111, 168, 283, 376—380.  
 Rarl, Graf Alexander. 111, 156, 157, 173—176, 440.  
 Rarl, Graf, Oberst. 400, 401, 439.  
 Rarl, Graf Engel Robert. 97.  
 Rarl, Graf Karl, Generalfeldwachtmeister. 441.

**Strümpg**, Graf Peter. 190, 214, 215.  
**Strickmann**, Festungswächter. 111.  
**Stüllhaber**, Baron, Oberst. 440.

**Tabac**, Generalleutnant. 238.

**Tala**, Brigadier. 75.

**Tamborg**, Cardinal. 6, 13, 24.

— **Freiherr Mathias**, Fürst. 6, 13, 101.

— **Graf**, Generaladjutant. 407.

**Tandem**, Feldmarschall-Lieutenant. 401.

**Tangerl**, Secretär. 314.

**Tanglet**, Generalmajor. 405.

**Tegul**, Generalleutnant. 82, 88.

**Tieckenslein**, Anton Hieron, Fürst, Oberst-  
 leutnant. 275, 276.

— **Anton Adam**, Fürst. 96, 98.

**Tik**. 27, 30, 33—44.

**Tittingstein**, Generalmajor. 405, 406.

**Tollwitz**, Georg Christian, Fürst. 439.

— **Joseph Anton**, Fürst, Feldmarschall-  
 Lieutenant. 438.

**Toscher**, Hofkriegsrath. 157.

**Totterli**, Graf, Generalfeldmarschall.

**Tschelch**, Friedrich, Feldmarschall-Lieutenant. 175, 268, 269.

**Tschenschein-Tschenschein**, Fürst. 374.

**Terraine**, General de. 425.

**Tettum**, Graf. 79, 82, 86.

**Tuc hu**, Graf, Hofkammer. 138, 359.

**Tudwig XIV.** 17, 18, 20, 21, 26, 28—  
 30, 34, 35, 40, 43, 49, 60, 64, 70—  
 72, 75, 78, 80, 104, 114, 116, 117,  
 124, 128, 131, 134—136, 141, 153,  
 174, 175, 185, 187, 224, 227, 243,  
 251, 224, 231, 233—235, 238, 259.

**Tundiz**, General. 233, 234.

**Uagdalena**, Erzherzogin. 113, 114.

**Ueing**, Peter Franz, Fürst. 17, 167,  
 170, 171, 227, 256.

**Uenauisch**, Fürst, Feldmarschall. 86, 134.  
**Uenauisch**. 33—39.

**Uaria Thersa**, Erzherzogin. 422.

**Uerbenauich**, Herzog. 1, 4, 6, 8, 10—  
 12, 17—20, 22—25, 27—33, 35—43,  
 52—54, 56—58, 65, 66, 70—75, 78  
 —82, 107, 114, 119—123, 131—136,  
 141, 143, 150, 161, 162, 167, 177—  
 179, 196, 198, 215, 236, 237, 262.

— **Herzogin**. 17, 59, 123, 143, 151.

**Uarfigli**, Graf, Generalfeldmarschall.  
 429, 430.

**Uertig**, Graf, General der Cavallerie.  
 396, 424, 434, 440.

**Uerung**, Graf Georg Adam. 34, 97, 98.

**Uahner**, Thomas, Santhog. 137—138.

**Uauordale**, Hiland, Fürst. 411, 447.

— **Joseph**, Generalleutnant. 416, 449.

**Uedele**, Erzbischof. 37.

**Uehmed Uga**, Bischof. 404, 406.

**Uexer**, Graf August Hieronim, Ge-  
 neral der Cavallerie. 92, 383, 389, 408  
 —411, 419—422, 423, 434, 435, 440,  
 446, 453.

**Uiglio**, Friedrich, Oberleutnant. 430.

**Uohena**, Herzog, Kaiser. 56, 60.

**Uohannese**, Arabi. 449.

— **Bischof**, Erzbischof. 443, 444.

**Uoles**, Herzog. 133.

**Uollart**, Graf, Generaladjutant. 246.

**Uonasterli**, Grenzhauptmann. 419.

**Uontecelli**, Graf, General. 424, 434,  
 438.

**Uonts Santa**, Graf. 351, 372.

**Uontesquieu**, Marschall, f. Uetagen.

**Uotze**, Graf, de la, Generalleutnant. 44.

**Uthensch**. 30.

**Uthensch**, Bischof. 443.

**Uühndy**, Graf, Bischof. 409, 410.

— **Graf**, General der Cavallerie. 396, 434.

**Uellau-Dorrien**, Prinz. 43, 79, 82, 85,  
 87, 90, 131.

Reipberg, Freiherr, Oberst. 419, 437, 452, 454.

Reisetode, Freiherr, Bischof. 120.

Reulles, Herzog. 153.

## D.

Deßau, Fabianus. 110.

D'Dieux, Graf, Generalmajor. 401, 429, 445, 454.

Dettingen, Graf, Botschafter. 420.

Döppelmeier, Richter. 413.

Dufney, Lord. 87.

Duless, Philipp, Herzog. 425.

Ormond, Herzog. 218, 223, 225, 235, 246—248.

Droptz, Graf. 351, 358.

Dudenarbe 21—23, 25, 42, 46.

Duerstle, Feldmarschall. 23, 45.

Dw, Freiherr, Oberstleutnant. 392.

## F.

Fälke, Graf Johann, Feldmarschall. 110, 155—157, 166, 173, 174, 176, 385—396, 400, 403—406, 424, 433—435, 439.

— Graf Johann Baptst, Generaladjutant. 401.

Fain, Postamentenrath. 14.

Farebes, Graf. 351.

Fadcal, Generalleutnant. 42.

Fenterrichter, Regierungsrath. 314—316, 321.

Feriss, Don Ramon de Silana, Marschall von Nisch. 351, 352, 358, 369.

Ferwardein. 392—400.

Ferisch, Ernst, Oberstleutnant. 412, 413—421, 453.

— Maximilian, Oberst. 412—414, 419, 421, 422, 441, 454.

Fettman. 102.

Feter I., Czar. 99, 111, 113, 154.

Feterborogh, Lord. 5, 159, 160, 172.

Feld, Anstalt. 170, 179, 180.

Philipp, von Enjon. 147, 227.

Philipp, Graf, Oberst. 433.

Philipp, Generalmajor. 293.

Philipp. 215—217.

Philipp, Abt. 116, 117, 123, 217, 222, 223, 227.

Pont de, Prinz. 425.

Popoff, Herzog. 334.

Portugal, Emanuel, Prinz. 410, 424.

Posarelli, Baron, Oberstleutnant. 45.

Pré, Marquis. 15.

Provana. 338.

## D.

Quincy. 228, 238.

## R.

Rabatz, Graf, Feldmarschall. 93, 110, 385, 386.

— Graf, Oberst. 433.

Rabz, Lord, Graf von Straßburg. 194, 195, 242, 243, 245, 246, 271, 278.

Rabocz, Fürst. 108, 110, 111, 155—157, 173—176.

Rapponi, Cavaliere. 410.

Rasch, Friedensverhandlung. 310—336.

Ravignan, Marquis. 75, 76.

Regel, Feldzeugmeister. 396, 424.

Rheben, Franz. 155.

Rohr, General. 296.

Rohr, Prinz. 315.

Rotens p. Huber, Antonio, Marschall von Grenbach. 351, 352.

Rost, Christian, Weichler. 291.

Rouille, Präsident. 60.

Rubi, Marquis. 366, 368.

Rußland, Prinz Wenzel. 113, 114.

Ruggini, Carlo, Botschafter. 281, 448, 449.

## S.

Sachsen, August II., König. 12, 30, 99.

— Graf, Moriz. 39.

Sachsen-Weitz, Cardinal. 96, 98, 410.

- Saint-Mont, Oberst.** 233.  
**Saint-Genest, Intendant.** 359.  
**Saint-Eloi, Graf, Generalmajor.** 111, 253.  
**Saint-Fremont, Generalleutnant.** 44.  
**St. John, Viscount von Fellingdale.** 146, 147, 188, 189, 196, 199—201, 205, 206, 211, 213, 216, 234—236, 241.  
**St. Remont.** 181—183.  
**Salin, Karl Theodor, Fürst.** 6, 12—15, 50, 95, 96.  
**Salzer, Freiherr, Feldmarschall-Lieutenant.** 440.  
**Sallé, Graf.** 351.  
**Savoyen, Victor Amédée.** 4, 9, 11, 57, 92, 119, 120, 129, 280, 307.  
**Savoyen-Genève, Eugen, Chevalier de Savoie.** 111, 210.  
**Savoyen-Genève, Emanuel.** 432, 448.  
**Savoyen-Genève, Olympia.** 21, 37.  
**Schilling, Generalmajor.** 401.  
**Schill, Graf Leopold, Feldmarschall.** 15, 120, 356—358.  
**Schlabach, Graf Friedrich Karl, Reichsvicekanzler.** 97, 98, 101, 178, 289, 358.  
**Schulenburg, Graf von der, General.** 30, 82, 84, 85, 131, 149, 419.  
**Schwern.** 30.  
**Schwarzenberg, Feldmarschall-Lieutenant.** 427, 434.  
**Schwarze, Wg.** 158, 159.  
**— Gensl.** 449.  
**Sellern, Graf Johann, Hofkanzler.** 14, 51, 96, 98, 101—105, 163, 165, 173, 275, 276, 310, 355, 363.  
**— Graf Johann Friedrich.** 359.  
**Sellin, Graf, Oberst.** 121.  
**Shrewsbury, Herzog.** 129, 141.  
**Sickingen, Freiherr, Feldmarschall-Lieutenant.** 111, 255.  
**Silbbar, Abraham.** 449.  
**Singenborn, Philipp Ludwig, Hofkanzler.** 14, 51, 52, 66, 67, 96, 98, 101—103, 127, 167, 173, 183, 186, 190, 223, 242, 243, 281, 282, 310, 343, 355, 360, 382.  
**Stanhope, Foch.** 10, 91, 92, 121, 147.  
**Starckenberg, Gulbe, Feldmarschall.** 1, 7, 15, 47—49, 108, 110, 121, 122, 129, 140, 147—150, 183, 207, 209, 385, 386, 404.  
**Starckenberg, Gumbach Thomas, Postkammerpräsident.** 14, 97—99, 101, 275, 276, 310, 355, 360, 382, 443.  
**Starckenberg, Maximilian, General.** 389—390, 396, 424, 434.  
**— Obleut.** Generalfeldwachtmeister. 428.  
**Stein, Freiherr, Hauptmann.** 420, 453.  
**Steingens, Resident.** 211, 220, 221, 268.  
**Stemville, Graf, General der Kavallerie.** 378, 408, 439, 440, 442, 447, 451, 464.  
**Stella, Graf Richard.** 352—354, 357, 369.  
**Stjernhöft, Gesandtschaftssecretär.** 377—379.  
**Storl, Heinrich, Schiffscapitän.** 427.  
**Strum, Graf, Generaladjutant.** 439.  
**Sunderland, Lord.** 128, 129, 142.  
**Sturville, Marquis, Generalleutnant.** 40, 41, 74—77.  
**Sutton, Robert.** 449, 452.
- T.**
- Talman, Michael, Hofkriegsrath.** 444, 448, 452.  
**Tamswar.** 405—407.  
**Tessé, Graf.** 359.  
**Thellé, Nikolaus, Dolmetsch.** 452.  
**Thüngen, Feldmarschall.** 98.  
**Tilly, Graf, Feldmarschall.** 44, 82, 85, 264.  
**Torcy, Marquis.** 69—67, 217, 332.  
**Toulon.** 1, 3, 7.  
**Tournay.** 73—77.  
**Townsend, Foch.** 65, 127.  
**Trann, Graf, Landmarschall.** 97, 98, 101.  
**Tranthen, Leopold, Fürst.** 6, 13, 51, 95, 96, 98, 101, 183—185, 173, 275, 276, 310, 355, 382.  
**Trantmannsdorff, Graf Otto Ehrenreich.** 163.



Uceba, Herzog, Großkuchmeister. 350, 369.

Urlich, Johann Christoph. 154.

### B.

Valencia, Erzbischof. 350, 369, 373, 374.

Valery, General. 125.

Vaubonne, Marquis Joseph, General. 286, 294—298.

Velten, Graf. 79, 82.

Vendome, Herzog Ludwig. 1, 18, 20, 22, 24, 27, 28, 32, 33, 36, 40, 42—46, 147.

— Philipp, Großprior. 136—138.

Vetrani, Graf, Feldmarschall-Lieutenant.

Viard, Feldmarschall-Lieutenant. 433, 440.

Vicay-Pont, Marquis, General-Lieutenant. 252, 253.

Villars, Marschall. 1, 70—75, 78, 80, 82, 83, 85, 86, 125, 126, 129, 131, 132, 141, 177, 227, 251—253, 257, 259—261, 263—265, 287, 288, 293—295, 297, 302—305, 310—339, 364, 365, 402.

Vimont, Graf, Feldmarschall-Lieutenant. 419, 448, 452.

Vincenzi-Wiese, Marchese Giulio. 370, 371.

— Marchese, Pietro, Großkuchm. 370—372.

Voisin, Intendant. 50.

### B.

Wachtendonk, Freiherr, Feldmarschall-Lieutenant. 306.

Walbau, Oberst. 283.

Walstein, Graf Karl Ernst. 96—98, 166.

Wallis, Graf Franz, Generalmajor. 405, 406, 408, 438.

Wellenstein, Feldmarschall-Lieutenant. 401.

Wertheimer, Simon, Oberfactor. 100.

Whitcomb, General-Lieutenant. 82.

Wilczel, Graf, General. 154.

Windschütz, Graf Ernst Friedrich. 14, 96, 98, 101, 256, 357.

Wortley Montague, Postkammer. 415, 428, 449.

Wraslow, Graf Johann Wenzel. 5, 15, 46, 51, 54, 57, 60, 93, 96, 98—101, 150, 163, 165, 172, 173, 180, 183, 186, 190, 272—275, 359.

Wittenberg, Herrschaft Ludwig, Herzog. 167, 263—285, 290, 304.

— Alexander, Prinz. 284, 285, 289, 293, 387, 388, 397, 398, 400, 406, 424, 433, 439.

— Friedrich, Prinz. 406.

— Karl Rudolph, Prinz. 82, 123, 230, 233, 234, 244, 247.

Wurmbrand, Graf, Generaladjutant. 407.

### B.

Yavala, Graf. 351.

Zeitl, Graf, Generaladjutant. 400.

Zobel, Generalfeldwachtmeister. 255.



7/3











